

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Sonnige Tage.

Frühlingssfahrten

von

Günther von Freiberg.

'Tis a quiet journey of the heart, in pursuit of nature and those affections which arise out of her, which make us love each other, — and the world, better than we do.

(Stierne, a sentimental journey.)

Als wir am achtzehnten April, Abends 7 Uhr, im Waggon saßen, und ich die Rose — den duftenden Abschiedssegens des „Verstorbenen“ — am Reischut befestigte, war mir so froh zu Muth wie dem eisernen Heinrich in Grimm's Märchen, als die eisernen Bande, die sein Herz einzwängten, mit Knallen auseinander sprangen und er wieder nach Herzenslust aufathmen konnte.

Südwärts! — Sagt das nicht Alles? —

Der Tag brach leuchtend an und versprach wunderschönes Wetter. In Frankfurt, wo liebe Freundschaft uns erwartete, sahen wir das erste zarte Grün auf Bäumen und Heden, und alle Knospen des erfrorenen Gemüthes erschlossen sich mehr und mehr. Meine angenehme Collegin, Louise Ernesti, fuhr bis Stuttgart mit uns. In der hübschen württembergischen Kapitale ging es an ein Beschaun — ein äußerliches freilich nur — der Karlschule, des pittoresken alten Schlosses, wo Hauff's „Lichtenstein“ zum Theil spielen, und der wundervollen Parkanlagen, die sich bis nach Canstatt erstrecken und nach Hackländer's Angabe ausgeführt sind.

Darüber war der helle Mond aufgegangen und das Donnerwort „um 4 Uhr Morgens aufstehn“, trieb uns in die Federn.

Ich hasse frühes Aufstehen, es demoralisirt mich gewissermaßen; doch im bequemen, völlig leeren Salonwagen fühlte ich mich bald wieder behaglich. Der wohlgeheizte eiserne Ofen in der Ecke des Coupés, der uns Nordländer wohl beschämen sollte, war hier in der That nicht nöthig, und wir ließen mit Vergnügen die frische Morgenluft herein. Wechselweise guckte ich in's anmuthige Schwabenland und in Paul de Ruffet's vortreff-

lich geschriebene „italienische Novellen“, über die ich mehr als einmal hell auslachte.

Gegen Mittag waren wir auf dem grünen Bodensee und ergöhten uns an dem glänzenden Schnee der Alpenkette. Herrlich frisch und grün waren schon die Bergabhänge im Rheinthale, während die Gipfel noch alle in Eis und Schnee lagen; es muß ein entzückender Anblick sein, wenn etwa vierzehn Tage später all' die unzähligen Obstbäume in Blüthe stehen, für mich das Reizendste, was die Natur mir bieten kann, und was wir armen Großstädter nur so lärglich genießen; — alles Andere ist schön, imposant, und was sonst noch, aber den Reiz und die Unschuld der Blüthenzeit hat nur eben diese. — Man flog sehr anmuthig auf der Eisenbahn das Rheinthale entlang, nicht ohne Bedauern an Pfäfers vorüber, welches Naturwunder ich gern wiedergesehen hätte, und kam zum Souper glücklich in Chur an. Als wir in ziemlich kalten Zimmern zu Bett gingen, war es kein comfortabler Gedanke um vier Uhr wieder aufzustehen. Der Morgenkaffee aber erweckte die Lebensgeister und wir stiegen mit Vergnügen in das warme Coupé der eleganten Schnellpost, die uns den schönsten Naturwundern zuführte, die ich auf der ganzen Reise genossen. — Schon früher hatten wir einen Theil der Via mala kennen gelernt, und niemals den frischen Julimorgen vergessen, an welchem wir von Nagay aus diesen Ausflug machten; — es war aber nicht zu vergleichen mit der Schönheit, in der es sich gerade in dieser frühen Jahreszeit zeigte. Alle die tausend Höhen, Spitzen und Verschönerungen der Alpenwelt mit glänzendem Schnee bedeckt, immer rosig angehaucht oder blau und violett verschattet; weiter unten die abstürzenden Felsen mit den prächtigsten hell- und dunkelgrünen Tannen durchwachsen, Alles mit dem Ausdrücke des unangestasteten Urwaldes; überall dichtes, tiefgrünes Moos, scharf abstechend gegen den blendenden Schnee, der es stellenweise bedeckte. Tief unten tanzte der Rhein, noch ganz in der Kindheit, wild über großes Felsengeröll springend; — so stieg der Weg stundenlang in kurzen Windungen hinauf, und man athmete dazu eine Luft in einer scharfen Reinheit, die mir zwar entzückend war, mich aber doch überzeugte, daß man in den noch höheren Regionen, die man in einem Luftballon erreicht, Nasenbluten und Nebelkeit bekommen kann. Auf der

Höhe der Via mala erwartete uns im Hotel Splügen, wo wir um zwölf Uhr anlangten, ein wohlgeheizter Ofen und ein ganz leidliches Diner. In solcher Weise neu gestärkt, freuten wir uns, die angenehme Schnellpost wieder besteigen zu können, und waren daher sehr verwundert, als mehrere kleine zweifelhafte Schlitten vorsehrend, in die wir einsteigen mußten, während die Führer sich blaue Brillen aufsetzten. Zuerst erschien uns dies Alles sehr übertrieben; bald aber lernten wir die Nothwendigkeit kennen, denn wir befanden uns plötzlich, um den kleinen Bernhardin zu passiren, in der absolutesten, prächtigsten Schneeeinsamkeit. Man kann das Unbeschreibliche nicht beschreiben, und so kann ich keine Schilderung machen von der Majestät, der Stille und der Pracht dieser Eisregion — Alles groß, wunderbar gestaltet in Spitzen, Kuppeln, Hörnern, so blendend weiß und funkelnd, daß auch nicht ein einziges Fleckchen zu sehen war, selbst der Huf des Pferdes ließ keine Spur zurück. Ich kann nicht läugnen, daß es mir etwas in den Gliedern zog, wenn wir so an den blendenden Abhängen auf den schmalen Wegen dahin fuhren, welche fortwährend von zahlreichen Arbeitern behaft und geschaufelt wurden; es war aber so außerordentlich und majestätisch schön, daß es die kleine Persönlichkeit überwand; dazu brannte die Sonne heiß und heizte uns diese Eiswelt ganz angenehm ein.

Nach einer Fahrt von etwa zwei Stunden erreichten wir eine Station an der Grenze der Schneeregion, wo uns der Kaffee schon mit italienischem Gruß servirt wurde. Wir beklagten fast den Abschied von jener wunderbaren Welt, als wir die Schlitten nun wieder mit der Schnellpost vertauschten; dieses Hinabfahren von dem Bernhardin war aber fast am allerschönsten. Im schärfsten Trabe, die Vorderpferde immer im Galopp, mit wild fliegenden Mähnen, jagten sie wie homerische Rosse die ganz kurzen Zickzackwindungen des prächtig gebauten Weges hinab; — an uns vorüber flogen alle schönen Wunder der Natur; vor uns, in den Verschönerungen der Berge, schloß den Weg immer ein prächtiges Bild, wie wir es in großen Landschaftsgemälden von Kalkreuth und Calame kennen, immer in den reizenden Färbungen, wie Sonnenuntergang und Abendshatten sie verklären und umhüllen. Als wir tiefer kamen, zeigten sich anmuthig gelegene Dörfer, Blüthenbäume, und als endlich der Mond über die Schneegipfel trat und unser Thal magisch beleuchtete, erschienen die stürzenden Wasser wie Nymphen aus den schwarzen Felsenspalten tretend, geheimnißvoll mit ihrem Schleier winkend.

Ich kann wohl sagen, daß ich diese Fahrt, in dieser Jahreszeit (vom Bodensee bis Bellinzona) allein einer Reise werth halte, und sie mit größtem Entzücken genossen. — Es ist aber freilich ganz billig vom Geschick, daß der Genießende für sein Glück einzuzahlen

hat, und so klang es uns in Bellinzona, wo wir Abends um zehn Uhr anlangten, freilich etwas hart, daß man Nachts um zwei Uhr schon wieder weiter sollte, wegen des Dampfbootanschlusses auf dem lago maggiore. Ich war eben sehr übel gelaunt über diese unvernünftige Abreisestunde, als mir im vollen Mondenscheine eine ebenso unerwartete als willkommene Erscheinung mit einem Rufe der Verwunderung entgegen tritt: es war ein junger, sehr geistreicher Grieche, den wir in der Heimath viel und gern gesehen hatten; doch Jahr und Tag waren nun schon seitdem vergangen, seine Studien hatten ihn weiter in die Welt geführt, wir aber, seit Athen auf unserer Reisekarte stand, hatten doppelt beklagt, seine Spur verloren zu haben. Welche Günst des Geschicks, ihm, der gerade in die Heimath zurückkehrte, jetzt zu begegnen! Er kam direkt von Paris über den Gotthardt, und war auch völlig trunken von der schneeleuchtenden Majestät der Alpenherrlichkeiten, — nicht minder aber auch freilich von der Pracht des modernen Babels, wovon er Meerwunder erzählte, besonders von den Maskenbällen, auf denen das beliebteste Kostüm à la Salambo unter den lustig gekleideten Damen vorgeherrschte, und von dem wahrhaft byzantinischen Luxus.

Wir machten die Fahrt über den Lago maggiore zusammen. Wie ein stilles Wunderland, duftüberhaucht lag Isola bella auf den klaren Fluthen des großartigen Sees; traulicher als hinter jenen grünumrankten Terrassen kann Herr Djier, der Däne, mit seiner Fee, in den Gärten von Noalun kaum geborgen sein.

Immer mannigfaltiger wurden die Ufer; gleich den phantastischen Wandbildern einer laterna magica zogen Ortschaften und Villen im Frühnebel an uns vorüber. Voller Enthusiasmus rief ein Jeder: „da bin ich wieder in Italien!“ Ist der erste Eindruck beseligend, das Wiedersehen ist gesteigerte Seligkeit, die zum vollen Bewußtsein kam.

In Mogadino trennten wir uns von Herrn R., der über Messina direkt nach Griechenland segelte. „Im Piräus sehen wir uns wieder,“ lautete sein Scheidegruß.

Wir indeß bestiegen den Dampfswagen und waren Mittags 12 Uhr in Turin.

Als wir am 23. April Morgens in der Pension Suisse beim Frühstück saßen, fiel mir plötzlich die Shakespearefeier ein, der wir in Berlin, wo die zarte Ellen Franz die Julie gab, gern beigewohnt hätten. Nun mußten wir doch auf irgend eine Weise den Geburtstag des göttlichen William ehren. Wunderlich genug fiel es aus: ich ergriff meinen Duodez-Hamlet und fing an daraus vorzulesen; dabei rührte es mich bis in's Herz hinein, wenn ich bedachte, wie die arme Mutter vor 300 Jahren ein Kind geboren, das heute über den ganzen Erdbreis gefeiert wurde. Die Damen unserer

kleinen Reisegesellschaft vergossen darüber Thränen; dazwischen packten sie den „guten Hut“ aus der Puzliste und die neuen Stiefelchen aus dem Koffer, — oh Hamlet, thou hast thy father much offended — „wo sind denn meine Stulpenmanschetten und der Sonnenschirm?“ — go, go, you answer with an idle tongue — — „Ich finde ja den Baschkil nicht — lies nur weiter — den hat's Mädchen wahrhaftig nicht eingepackt,“ — und indem sie mit halbem Gehöre so vor den Koffern knieten, wurden wieder antheilsvolle Thränen getrocknet. — Vortrefflich paßte zu dieser halb komischen Scene die Umgebung: die rothen Damasttapeten mit reichem Goldstick, die großen eingelegten Spiegel, die rothen Tuchthüren und das mächtige Himmelbett konnten ein ganz würdiges Schlafzimmer für Madame Tante — Mutter Hamlet abgeben. — Wir mußten aber die 300jährige Erinnerung bald von uns abstreifen, denn der Wagen fuhr vor und wir machten eine recht wunderschöne Frühlingsspazierfahrt durch ganz junges Grün, einzelne noch nicht ganz voll blühende Bäume, ersten Nachtigall- und Kukuluschlag. Immer drängten sich uns die Worte auf: „Frühling läßt sein blaues Band wieder flattern in den Lüften,“ — besonders als wir uns auf der Superga, einem Berg, auf dessen Plattform die kolossale Kirche mit den savoyischen Königsgräbern steht, in das Gras setzten und Veilchen und rothgetupfte Gänseblümchen pflückten. Ich dachte immer klagend an den lebenswürdigen Semilasso, den wir so krank verlassen und der mir noch in der Abreisestunde ganz in seiner Weise schrieb: „Sie gehen in die Welt, ich aus der Welt, wer weiß, wer von uns Beiden das Interessantere erfahren wird!“ — Nun weiß der Himmel, daß ich in meinem Leben nicht mit sehr leichten Schritten in die Welt gehe; ich liebe nicht eigentlich zu reisen, und das herumtrödeln, warten und nichts thun, das inmitten der interessantesten Lage nicht zu vermeiden ist, verdirbt mir gänzlich den Reiseappetit. — Bei alledem sahen wir uns das elegante, sehr reiche und goldene Schloß des Ré Galantuomo mit Vergnügen an, und ich mußte lächeln über das mitleidige Lächeln, das unser Junkerthum immer für das alte Haus Savoyen hat. Noch mehr aber mußte ich über den herumsührenden, sehr eleganten Diener lächeln, der ohne Ende versicherte: für die jetzige Gesellschaft sei das Schloß viel zu klein. Da er immer wieder darauf zurückkam, sagte ich endlich, daß es mir doch ziemlich groß erschiene, worauf er erwiderte: ja, so lange die alte große Noblesse nur eingeladen worden, hätten die goldenen Räume mit den goldenen Thürmen wohl ausgereicht; aber jetzt, wo die ganze Demokratie und die unzähligen Deputirten Zutritt hätten, jetzt zeige es sich bei allen Festen zu überfüllt. — Ich konnte aber weder seinem Tone noch seinen Mienen abmerken, ob er dies tadelnd oder lobend meinte.

Ein anwesender junger Italiener sprach halb düster vor sich hin: „im Vatican werden wir mehr Platz haben.“

Vom Könige sprach Alles mit der größten Liebe. Wie wäre es auch anders denkbar, da er der populärste Mann von Italien ist. Alle Rangunterschiede sind ihm völlig gleichgiltig; er geht in Civilkleidung ohne Adjutanten, nicht incognito wie weiland Farun al Raschid in Bagdad, sondern öffentlich in den Straßen seiner Residenz zu jeder Stunde spazieren, raucht seine Cigarette, ist leutselig zu Jedermann, sitzt im Theater en petit bourgeois in einer bescheidenen Seitenloge, verschmäh't allen eiteln Prunk, wie er jede Ovation und jedes Denkmal ablehnt. Rechnet man zu diesen Eigenschaften seine persönliche Tapferkeit, so ist es nicht zu verwundern, daß die Herzen seiner Unterthanen ihm entgegen schlagen.

Vortrefflich sind die Gemälde im Palazzo Madama; der schönste und größte Carlo Dolce, „Maria mit dem Kinde“, befindet sich daselbst. Höchst sehenswerth ist auch die kostbare, sehr schön geordnete Waffensammlung des Königs. Werthvolle Gaben und Andenken aus den neu hinzugekommenen Provinzen werden dort auch aufbewahrt, unter anderen ein wunderschönes Album in kornblauem Sammet, mit der Widmungsinschrift in großen Brillanten von den Donne Toscane. In Begleitung eines italienischen Freundes hatten wir eine kurze, angenehme Fahrt nach

#### G e n u a.

„Diese majestätische Stadt!“ — Nie habe ich Fiesko's Freudenruf begeisterter wiederholt als in diesen Lenztagen, die mich ein zweites Mal nach Genua, la superba, führten.

Immer noch, wie in seiner stolzesten Zeit, ragen seine Prachtbauten und Basiliken in den göttlich heitern Himmel empor; immer noch so feurig pulst das rastlose Leben in den krausverschlungenen Adern seiner Straßen und Gassen, und wogt unaufhaltsam dem Hafen zu.

Wie lächelt das Meer, wie duften die Magnoliablüthen! In welcher Glorie flammender Rosen prangen die Gärten, leuchten die Terrassen! Das ist Italien, das ist der Süden, das ist eitel Seligkeit! — Die weißen Blütensterne der Drangebäume streuen sich, küßlichem Staube gleich, dem Wandelnden vor die Füße. O, sammle sie in beiden Händen, Vorüberziehender, und laß Dich überschütten von dem Balsam, genieße der verschwenderischen Fülle! — Nicht immer ist es Frühling, nicht immer weilest Du in diesem Paradiese! Gedanke des Nordens; nicht lange und er fordert Dich zurück; gedenke seiner Nebel, seiner grauen Wolken, — und gedenke seiner „königlich preussischen Winternächte“, wie der gottlose Heine sie nennt. — Hier aber, wo

die Nachtigallen schlagen, wo die Guitarren im Schatten der Lorbeerbüsche schwirren, hier genieße, genieße! —

Welche prächtige Farbe dies leuchtende Hochroth, wie's die Nobili zuweilen der Außenseite ihrer Paläste gaben! Diese imposanten Gebäude mit gemalten Mauern, grünen Jalousien, flachen Dächern und großen Altanen, geben der pittoresken Hafenstadt nicht selten einen orientalischen Charakter.

Ein Blick in die grandiosen Treppenhallen dieser Fürstenbehäufungen, und man erinnert sich auf das Lebhafteste an jene Marmorvestibuls mit lähngeschwungenen Treppen, wie sie Paul Veronese sich gern zum Schauplatz seiner „Hochzeiten“ wählte.

Allerdings begegnet man auf den breiten Marmorstiegen keiner Dame im Schleppteide aus Schillerlappet, die Perlesträne auf der Stirn; — statt ihrer neigt sich ein blühender Kamelienbaum über die kunstvoll geschmückte Balustrade; duftender Goldregen überrieselt das Geländer wie das gelbe Haar der venetianischen Schönen, und statt des bunten Smyrnateppichs hängt süppiges Schlinggewächs aus den Nischen herab.

Wer das reizendste Kinderportrait van Dyks sehen will, begeben sich in den Palazzo Durazzo auf der Strada Balbi. „Jeder Zoll ein Palast,“ sagt man bereits in der wundervollen Säulenvorhalle, und mehr noch in den Brunsälen und Gemächern. Der solideste Geschmack vereint sich hier mit jenem genialen Luxus, den französische und deutsche Paläste nicht aufzuweisen haben, weil nur italienische Architekten eine so großartige Verschwendung mit dem Raume treiben.

Wie schrumpft z. B. das Gesellschaftskolal der Tuilerien im Vergleich dieser vornehmen Dimensionen zusammen!

Den stolzen Hallen entsprechen die Gobelins und Gemälde, welche die hohen Wände schmücken. Ueber der goldenen Flügelthür hängt ein lebensgroßes Bild in ganzer Figur; es ist Graf Durazzo's Ahnherr in spanischer Tracht, von Tintoretto gemalt. Das Gegenstück ist ein Rubenscher Philipp II., eine Tyrannengestalt eigener Art; nichts Furchtbares charakterisirt das Aeußere dieser katholischen Majestät, eher etwas Schlichternes, Unsicheres. Nur die stiere Härte der glanzlosen Augen hat etwas Unheimliches; vor diesem glanzlosen Blicke, — welchen Porbus gleichfalls dem Grafen von Flandern gab, — erstarrt das Blut, und jede Bitte erstirbt auf der Lippe. Die Inquisition mußte mehr als ein Autodafe veranstalten, damit der Wiederschein der legervernichtenden Flamme jene Augen mit etwas Leuchtkraft versorgte.

So unerfreulich diese bleiche Physiognomie, die, je näher betrachtet, je widerwärtiger erscheint, so entzückend das Knabenbild eines Durazzo, welches Antony van Dyk in der vollen Blüthe seiner schönen Thatkraft auf die

Leinwand zauberte, ja zauberte! Nicht immer gelingt ein Portrait so glücklich, daß es zu gleicher Zeit ein Bild wird. Selten aber verfehlte der Niederländer diese echt künstlerische Auffassung, die sich alle Portraitmaler zum Muster nehmen können.

Winterhalter — dessen Salonschönheiten in Duft und Tüll sonst die Antipoden v. Dyk'scher Bilder sind — sei es zum Lobe gesagt, daß er bei dem lieblichen Kinderbilde des Grafen v. Paris — seinem populärsten Werke — jener Auffassung eingedenk war; denn ohne den kleinen Durazzo copiren zu wollen, besetzte ihn offenbar die Erinnerung an den genuesslichen Contino.

Letzterer schaut hold und klug aus seinen großen italienischen Augen; in seiner Haltung, in seinem Gallanzug — er ist von Kopf bis zu Fuß in weißen Atlas gekleidet — spricht sich bereits aus: ich bin ein geborener Cavalier, des Meisters würdig, der mein blühendes Gesichtchen verewigte.

Wohl war es eine schöne Zeit, in welcher der blonde Antony unter Liebkosungen und Glückwünschen der Rubenschen Familie Antwerpen verlassen hatte; — der Keyser malte seinen Abschied von der Heimath — eine schöne Zeit, als er Italiens Boden betrat, um so recht aus dem Vollen zu schöpfen.

Ausgestattet mit allen erdenklichen Vorzügen, debütierte das Glückskind der Niederlande in Genua la superba. Unter dem Feuerlusse der südlichen Sonne reifte das jugendliche Genie der höchsten Vollendung entgegen. Die Nobili öffneten ihm die Paläste, glücklich, wenn der schlank Blondin, der sie des Morgens portraitierte, gütig genug war, des Abends ihre Feste durch seine anmuthige Gegenwart zu schmücken.

Den Kopf voller Locken, in Sammet und Guipure gekleidet, den Federhut im Arme, durchschwärmte er die Nächte auf Maskenbällen und Carnevalsfesten. Er schwamm in einem Strom von Vergnügungen. Bänder flatterten von seinen Schultern, Bänder von seinem Degengehänge, und lustig und verwegen wie die Bandschleifen flatterte seine Laune au gres des vents.

Welcher Sterbliche darf ungestraft glücklich sein? Eines Tages — v. h. vermuthlich eines Abends — lächelten ihm zwei gluthschmachtende Sirenenaugen zu, und Mynher Antony verlor sein Herz an eine Kofette. Leider verschweigen die intimsten Biographen v. Dyk ihren Namen; sie war eine gefeierte Schönheit der großen Welt, darauf beschränkt sich jede Aussage. Und weshalb auch ihren Namen! Kennen wir doch ihre Abstammung, ihre Vorgängerinnen genau; sie nennen sich Delila, Omphale &c. &c.

Wie dem Simson die Kraft, wie dem Halbgott die Keule, wurde dem hochbegabten Jüngling der Pinsel weggetändelt, ihm Zeit und Ruhm geraubt. Ade, freudiges Genießen! ade, Fleiß und Gewinn! — Die Far-

ben, jene neidenswerthen, sanft leuchtenden Farben, trockneten auf der Palette, schlugen auf der untermalten Leinwand ein. Denn ein cavaliere servente darf an sich selber nicht mehr denken; jede Beschäftigung muß ausgegeben werden, die tausend Mitterdienste beanspruchen fortan Wachen und Träumen; — denn giebt es einen höheren Beruf, als sich dem Götterbilde seiner Anbetung ausschließlich zu weihen? Noch dazu in der lachenden, wellenumspülten Stadt, wo die brennenden Blumen sich wie von selbst zu zärtlichen Selams und galanten Sträußen formen, wo sich im Drangenhain ein Sonnet spielend zusammenreimt, wo die ganze südliche Natur einen solchen Cultus zu begünstigen scheint.

Im Umsichn verflossen ihm die Stunden, im Umsichn schmolz das Gold unter seinen Händen hinweg. Was sich lächelnd geknüpft hatte, gereichte ihm bald zum Elend. Antony's Leidenschaft steigerte sich bis zur Raserei und wurde durch eine vielfach begründete Eifersucht mehr und mehr entzündet. Auch das nordische Herz birgt gefährlichen Zündstoff; — wie im Süden die Vulkanen, so gähren im hohen Norden die siedenden Geiserquellen.

Dem schönen weiblichen Vampyr genügten nicht seine Seufzer und seine Thränen, auf Antony's Herzblut war es abgesehen. Die Genueserin verwickelte ihr Opfer in eine Intrigue, die zu einem Duell führte. Der Rival traf mit wüthendem Stöße die Brust des Künstlers.

Man gab ihn verloren; der furchtbare Blutverlust hatte ihn dergestalt geschwächt, daß er Monate lang zwischen Tod und Leben schwebte. Nach einem halben Jahre erst begann mit Hilfe seiner Jugendkräfte die langsame aber sichere Genesung.

Kostbare Zeit, sechs Monate in Italien, für einen Maler wie van Dyl!

Dank seinem Genius holte er das Versäumte nach. Van Dyl war eine grundgesunde Natur; die Wunde, so tief sie gewesen, vernarbte; das Blut, das ihr entströmt war, hatte das Schicksal als Tribut von diesem Schoßkinde des Glückes hingenommen, und, einmal befriedigt, lächelte es ihm wie zuvor und schenkte seinen Werken die Unsterblichkeit.

Neben dem Palaste Durazzo befindet sich der heitere Casé Concordia, ein Hof mit Springbrunnen, Drangenhäusern und Statuen, wie der spanische Patio, der von vier Mauern umgebene Raum, welcher als Salon benützt wird.

Dieses liebliche Local ward neuerdings durch den Casé Nuovo, einen poetischen Garten mit wundervollen Bäumen, übertroffen. Dichte Blätterwände verbergen dem Blicke alle nächstliegenden Häuser. Unter lauschigen Boskets von Citronenbäumen und Fächerpalmen stehen gußeiserne Tischchen und Stühle von größter Zierlichkeit.

Umshattet von überhängenden Zweigen trinkt man Kaffee aus reizend mit Rosenknöspschen bemalten Tassen oder lösselt Granita aus rosenrothem Glase.

In unserer Nähe stand Garibaldi's Büste mit der Unterschrift: G. G. G. G. G. G.

Wir wußten uns die Bedeutung der sechs Initialen nicht zu erklären und fragten ein Gärtnerbüschchen, ob er uns Auskunft geben könnte.

Der Kleine lächelte zuversichtlich, legte seine braune Hand auf die nackte, hochgewölbte Brust und deklamirte enthusiastisch: „Grande, Generoso, Glorioso, Generale Giuseppe Garibaldi!“

Kaum hatte er den Namen des Helden ausgesprochen, so fiel ein unsichtbares Orchester rauschend ein. Verdi's *Trovatore*-Arie „*Adorn zum Himmel seh' ich die Flammen*“ schlug wie ein musikalisches Freudenfeuer in die Luft empor.

Die italienischen Nationalfarben sind grün-roth-weiß, und mit grün-roth-weißen Lämpchen ist der Garten durchweg decorirt. Wie kolossale Perlenschnüre winden sich die aneinander gereihten Glaskugeln von Alt zu Alt durch die Laubgänge. Die Illumination dieser Lampions muß von magischer Wirkung sein. Leider konnten wir dies anmuthige Farben-Schauspiel nicht abwarten, da wir die Frezzolini in der Sonnambula hören wollten. Immer noch besitzt diese bejahrte Künstlerin schöne Mittel, die sie mit großem Verständniß zu verwenden weiß. Ihr Spiel ist durch und durch natürlich, ohne Coletterie, wie meistens bei den italienischen Primadonnen; namentlich gab sie das Nachtwandeln sehr richtig, ohne alle Uebertreibung. — Mit gar zu liebenswürdiger Zärtlichkeit lauscht das italienische Publikum Bellinischer Musik! Wer über diesen Componisten und seine Nachfolger abspricht, ohne im Lande, wo die Drangen glühen, gewesen zu sein, hat kein Urtheil darüber.

Das Schönste aber stand uns für den letzten Tag bevor: der Besuch in der Villa Palavicini. Seit Kurzem führen täglich drei Eisenbahnzüge nach dem herrlichsten Garten der Welt hinaus; in einer halben Stunde ist das Blumenparadies, welches dem Grafen Palavicini drei Millionen kostete, erreicht.

O Hallen, ihr duftdurchwehten,  
Du schattig Vogengemach!  
Granaten sind die Tapeten,  
Drangen bilden das Dach!

Da strahlt es vom lichtesten Grün; die hohen Lorbeerhecken sind von tollverstrickten Rosenguirlanden durchwachsen; da umrängt die breitblättrige Liane des Urwaldes den duftenden Theebaum der taurischen Halbinsel; über Felder von Heliotrop-Goldblat breiten Fächerpalmen ihre Schirme; die Hyacinthe von Damaskus, das Beilichen von Parma duften „wie ausgeschüttete Narde.“ Seltene Schlinggewächse mit weit geöffneten Purpurkel-

chen spannen ihre Blüthenschleier über die Felsenwände einer geheimnißvollen Grotte, schlingen sich um chinesische Pavillons und klettern an den zierlichen Säulen eines Marmortempels hinauf. Und immer schweift der glanztrunkene Blick auf das blaue Meer hinaus. Könnte der Wundergarten aus Ferdusis moschusdustendem Gedicht „Schah-Nameh“ entzückender gedacht werden? —

Als ich später in Konstantinopel die Berliner Zeitungen las, sah ich, wie tief das Vaterland damals noch im Winter steckte. Und wir schwelgten schon täglich in Kirsch und tiefrothen Walderdbeeren, und konnten Abends um elf Uhr, um uns auf dem Dampfer Campidoglio nach Palermo einzuschiffen, ohne Mäntel die Barke besteigen.

Alles Gefürchtete hatte sich bisher nur freundlich gezeigt, und so war es auch mit der Meerfahrt. Von den Wellen leise gewiegt schlief man vortrefflich, die Tage waren anmuthig, das Meer tiefblau, smaragdgrün, und silbern durchzittert, die Gesellschaft klein und artig, die Diners sehr gut und mit lebhafter Unterhaltung und dem zartesten Hummer, wie ihn die Nordsee nicht liefert. So lag man nach zwei Tagen und drei Nächten Morgens um vier Uhr vor Palermo.

Feine Dämpfe webten über den dunkelgrünen Wogen und hüllten die Stadt geheimnißvoll in traumduftige Nebel. Die ganze Atmosphäre lag noch in Schlaftrunkenheit befangen.

Von den Gestaden quoll süßer Drangenduft uns entgegen, wie ein Gruß der sicilianischen Dreaden.

Im Osten verkündete plötzlich ein flammengelbes Leuchten das Erwachen des Sonnengottes, und alsbald tauchte Helios auf seinem Strahlenwagen aus dem Meere empor, und in purpurnem Feuer erglühten die Bergketten, denen Palermo und die Gesilde der Conca d'oro im Schoße ruhen.

Gruß Dir, Phöbus Apollo, vom schwellenden Meere aus! Heil Dir und Gruß! Recht eigentlich empfindet man Deine Macht auf dem heiligen Ocean, der Dich beim Erlöschen des Hesperus neu gebiert, und Dich der Welt, vor der Du Dich an seinem Herzen bargst, großmüthig zurückgiebt, sie zu beleben, zu erwecken, zu segnen!

Das Panorama von Neapel ist effektreicher als das der sicilianischen Hauptstadt; letztere entbehrt die großen Dimensionen, die amphitheatralische Lage und den rauchenden Vulkan des göttlichen Parthenope. Palermo, in der Mitte seiner Citronenwälder, die es liebevoll umhegen, ladet zur Ruhe ein. Es liegt da wie ein Arkadien für Poeten und kunstsinige Könige, wie zur Zeit jener Sonnenkinder, welche ihre Gedichte in Stein an den herrlichsten Punkten hervorzuberten — wie zur Zeit des blondlockigen Manfred, Kaiser Friedrichs Lieblingssohn, der singend durch die Straßen von Palermo wandelte.

Ein phantastischer Hauch durchweht Sicilien und elektrisirt den Fremdling, sobald er diesen vulkanischen Boden betritt. Die Muse der Geschichte geht hier mit der Fabel Hand in Hand und weckt in der Phantasie des Schauenden und Lauschenden Märchengebilde, ja uralt mythologische Traditionen auf. Unter diesem Himmel fließen Wahrheit und Dichtung in einander, und so entsteht ein wunderbarer Accord, der im Herzen des Wanderers wiederklingt, so lange sein guter Genius ihm vergönnt die reine Luft der gesegneten Insel zu athmen.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Die Bälle haben in Paris kaum begonnen und wir können noch nicht viel sagen von den neuen Balltoiletten. So viel steht indeß fest, daß die Mehrzahl große breite Gürtel haben wird. Einen solchen Anzug nur wollen wir kurz beschreiben. Er bestand aus einem Rocke von weißem Taffet, über dem sich ein anderer von Tülle befand, welcher mit Blättern in verschiedenen Farben, in Purpurroth, Grün u., wie überstreut war. Der Kopfsputz bestand aus eben solchen Blättern, welche durch ein purpurrothes Sammetband gehalten wurden. Das Leibchen hatte oben drei Bäuschchen und darüber eine Quirlande von den schon erwähnten Blättern, die auf jeder Achsel eine dicke Gruppe bildeten.

Die einfachen Anzüge werden keineswegs vernachlässigt. Wir sahen z. B. ein Kleid von Wollenpopeline mit Damenbretmuster in zwei Nuancen, das mit Wollenschnur besetzt war, der Rock, der Passetot und die Großwaterweste von gleichem Stoffe. Ferner sahen wir viele Kleider von dunkeln Foulard, die über Röcken von rothem oder violettem Cashmir gerefft waren.

Die letztere Mode ist fast allgemein von den Damen angenommen, die ausgehen.

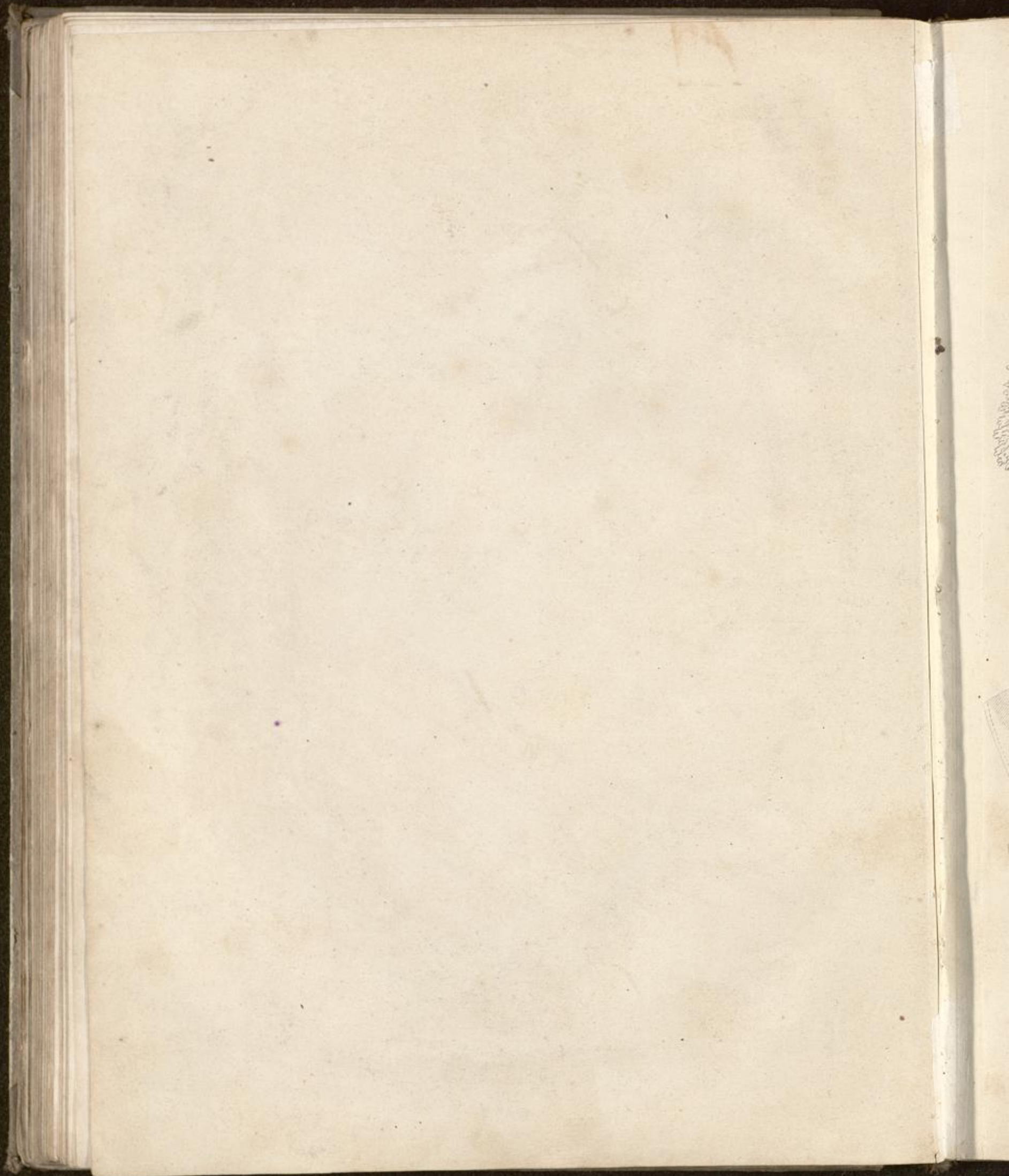
Die jungen Damen behalten die runden Hüte von Sammet oder Filz.

Wenn wir noch einige Visitenanzüge geschildert haben, sind wir diesmal mit unserm Vorrathe von Neuigkeiten zu Ende:

Kleid von braunem Atlas mit sehr vereinzelt grünen Punkten. Der Rock hatte als Ausputz nur eine dicke braunseidene Schnur am Saume; das Leibchen war ohne Ausputz, nur mit einer Pelerine von grünem Sammet, die vorn in Spitzen auslief, hinten rund war und auf den Achseln Epauletten bildete. Sie hatte Thibetfransen.

Ein anderes Kleid war von havanna Moire antique und weiß glastirt; unten auf dem Rocke befanden sich ovale havanna Sammetstückchen als Besatz, die von schmaler Guipure und kleinen schwarzen Schmelzperlen

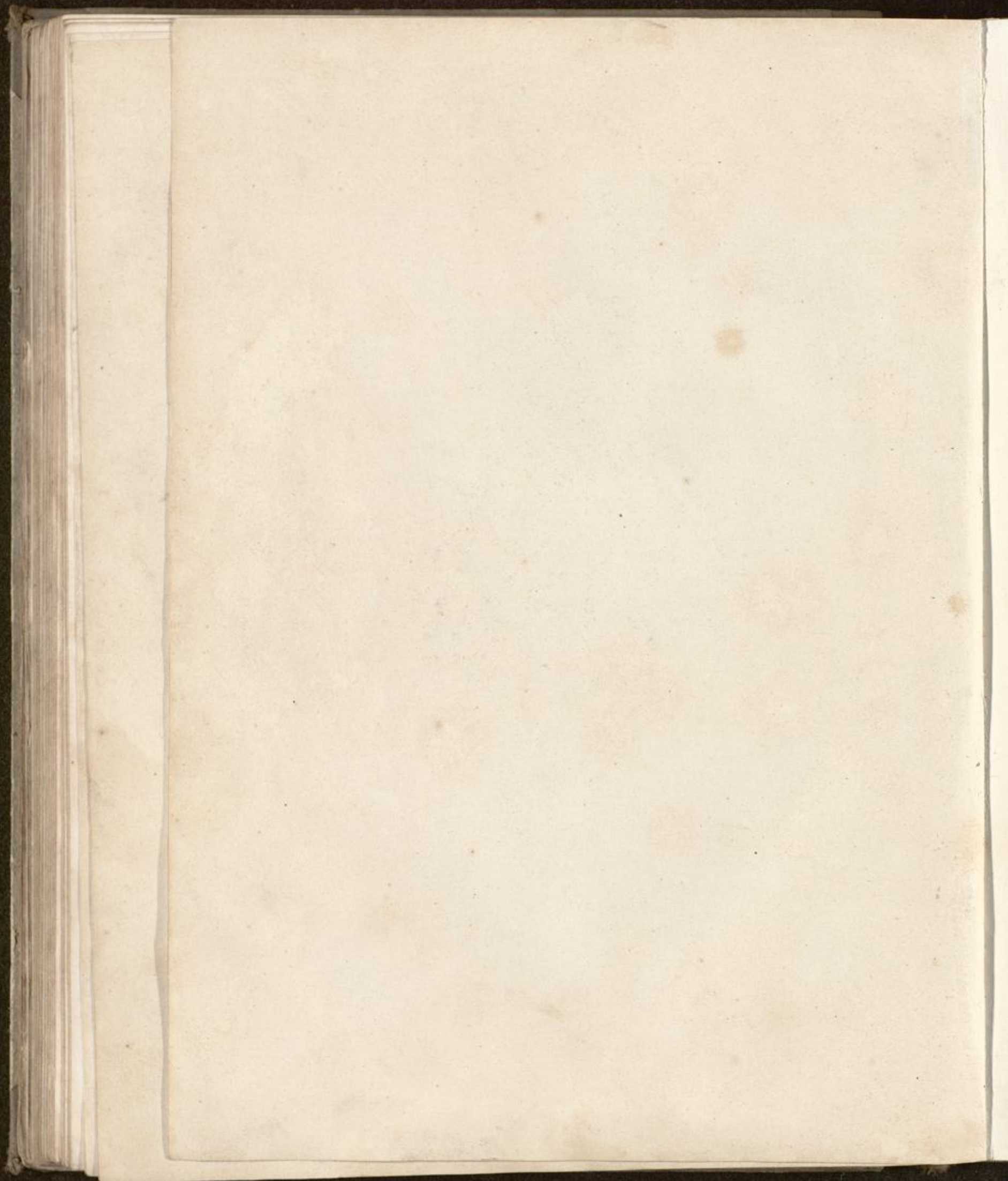








ALLGEMEINE MODENZEITUNG





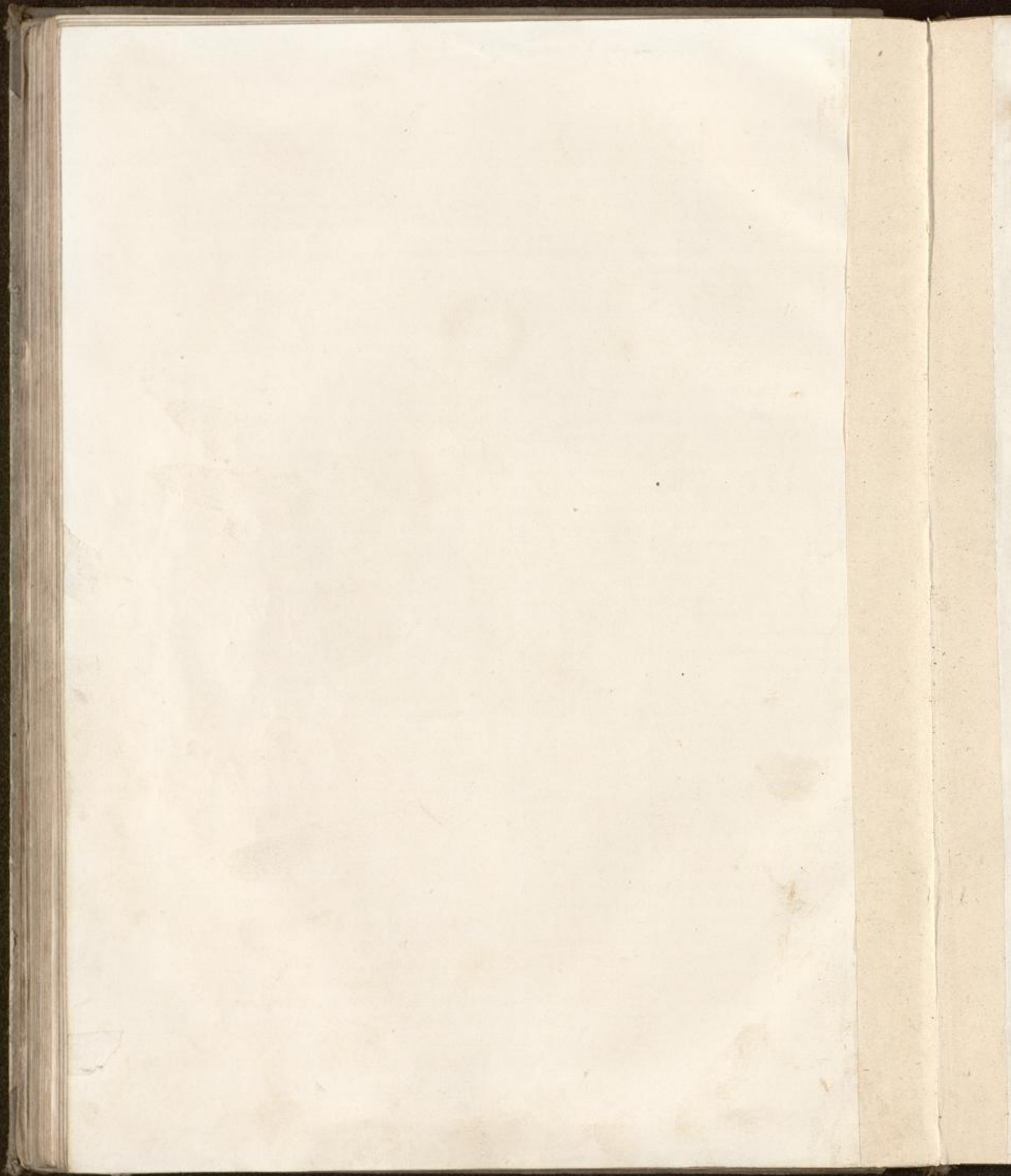
Nach einer Photographie

Wich. v. Strahl u. Kiper, Leipzig

Carlota  
Kronprinzessin von Sachsen

Verlag v. Bergmann'sche Buchh.

Nr. 2. Handlung d. Sachs. Hofphotograph. specielle Erlaubnis



umgeben waren. Das Leibchen ging hoch hinauf und hatte drei runde Schößchen mit eben solchem Besatz.

Ein drittes Kleid war von schwarzem Sammet mit sehr lang schleppendem Rocke ohne Auspuß und einem Leibchen in Basquinenradform, das mit reichem Posaament und Perlen geschmückt war.

Man schmäh't noch immer auf die Hütte, weil sie zu klein sein sollen; die Damen aber, die sich eines hübschen Gesichts erfreuen, begünstigen die neue Mode und da die Mode immer von den hübschen Damen dictirt wird, so wird sich auch diese neue Hutmode halten.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 1.

#### (Nach Originalzeichnungen.)

1. Schwarzer Frack in modischem Schnitte, d. h. mit niedrigem schmalem Kragen, der breiter wird nach den Brustklappen zu, die sich ziemlich breit bis fast zu dem letzten Knopfe umschlagen, mit ziemlich weiten nach vorn hin enger werdenden Ärmeln und ziemlich breiten Schößchen; schwarze Sammetweste mit Shawlkragen; schwarze ziemlich weite Beinkleider; kleine weiße Cravatte; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefeln.

2. Haarpuz mit Löschchen vorn über der Stirn und am Hinterkopfe, hier wie dort mit rothem Band und einigen Blumen geschmückt; Kleid von weißem Atlas mit sehr tief ausgeschnittenem Schneppenleibchen, das eine Bäuschchenberthe hat, die auf jeder Achsel und in der Mitte der Brust ein kleines Rosenbouquet trägt und unten in einer Perlenfranse endiget; auf dem Rocke unten ein Bäuschchenbesatz und ein schneckenförmig um den ganzen Rock sich ziehender breiter Volant, der mit einem großen Rosenbouquet beginnt und mit einem ebensolchen endiget, während über die Kuche, an welcher der Volant befestiget ist, eine Kuche von Perlen läuft; ganz kurze Ärmel; halblange weiße Glacéhandschuhe; sehr breite goldene Armbänder; reicher Fächer und weiße Atlasschuhe.

3. Haarpuz mit einem Blumenbüschel über der Stirn und einem andern auf dem Chignon, die beide durch eine dünne Blumenguirlande mit einander verbunden sind; Kleid von blauem Tulle mit zwei Röcken, deren jeder unten einen Blondenvolant hat; Leibchen im Schnitt eines Figarojäckchens, das durch ein Tüllebäuschchen gebildet wird und auf dem Rücken in einen langen Frackschöß endiget, überall mit kleinen blauen Blumen garnirt; an jeder Achsel und in der Mitte der Brust eine blaue Bandschleife; sehr kurze weiße Bäuschärmel; halblange weiße Glacéhandschuhe; kein Schmuck; Atlasschuhe.

4. Haarpuz mit gelben Blümchen durchwunden; Kleid von weißem Taffet mit ausgeschnittenem Leibchen, das auf dem Rücken Schößchen hat, die mit gelben Blümchen und schwarzen Spitzen garnirt sind, wie eine ähnliche Garnirung oben um das Leibchen läuft; ganz kurze Ärmel; zwei Röcke, deren unterer eine große Grecque von gelben Blümchen und schwarzen Spitzen hat, während der zweite durch ein breites gelbes Band mit großer Schleife aufgenommen ist und einen Volant von schwarzen Spitzen hat, über dem eine Guirlande von gelben Blümchen hinläuft; halblange weiße Glacéhandschuhe; goldene Armbänder; großes Bouquet; Atlasschuhe.

5. Haarpuz mit einem Blumenbouquet über der Stirn; Kleid von weißem Tarlatan mit tief ausgeschnittenem Schneppenleibchen, das eine berthenähnliche Garnirung von schwarzen Spitzen und in der Mitte ein Bouquet von Rosen und rothem Sammetband hat; ganz kleine Ärmel; hohe sehr dünne Chemisette mit ganz schmalen rothen Sammetbändchen oben; zwei Röcke, deren oberer hinten shawlförmig fällt, vorn kurz und offen und mit einem rothen Sammetstreifen, einer weißen Kuche und einer schwarzen Spitze garnirt ist, während der untere bis über die Mitte herauf mit Bäuschchen besetzt ist, auf denen sich eine Schleife von rothem Sammetband mit Rosen befindet; halblange weiße Glacéhandschuhe; breite goldene Armbänder; Fächer; weiße Atlasschuhe.

### Ertrablat.

In oberster Reihe ein Häubchen und zwei Blumenguirlanden als Kopspuz.

In zweiter Reihe zwei Häubchen und ein Kinderkleidchen.

Darunter in der Mitte ein neuer Kopspuz und eine Berthe, an den Seiten zwei Chemisetten und verschiedene Unterärmel.

### Stahlstich N<sup>o</sup> 1.

#### Carola,

Kronprinzessin von Sachsen.

Nach einer Photographie von G. Hanfstängel in Dresden.

Die Prinzessin Carola (Caroline), die Tochter des Prinzen Gustav von Wasa, wurde am 5. August 1833 geboren und vermählte sich am 18. Juni 1853 mit dem Kronprinzen Friedrich August Albert von Sachsen, geboren am 23. April 1828. Die Ehe ist bis jetzt kinderlos geblieben.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Für 1865.

### Allgemeine Musikalische Zeitung.

Neue Folge, dritter Jahrgang. Wöchentlich eine Nummer.  
Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Ngr. Zu beziehen durch alle Postämter sowie durch alle Buch- und Musikhandlungen aus dem Verlage von  
**Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

### Ein neuer Roman von Levin Schücking.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

### Frauen und Räthsel.

Roman von Levin Schücking.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein neuer Roman von einem so begabten und hochgeschätzten Erzähler, wie Levin Schücking, darf sicher auf freundliche Theilnahme der Lesewelt rechnen. Es sei deshalb nur angedeutet, daß „Frauen und Räthsel“ in der Gegenwart und größtentheils auf deutschem Boden spielen, und daß moderne gesellschaftliche Conflitte an der Schürzung des Knotens theilhaftig sind, den der Verfasser in gewohnter geistreicher Weise zu befriedigender Lösung bringt.

Bei uns erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Amt und Welt.

Erzählungen aus dem deutschen Dienstleben  
von **Hernard Wörner.**

Erster Band.

11. 8. Eleg. broschirt Preis 1 Thlr. In elegantem Halbfranzband 1 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfasser, dessen „Lust und Leid“ in drei Bänden nach kaum Jahresfrist in unserem Verlag zwei starke Auflagen erlebte, führt die Leser mit diesen neuen Erzählungen „Amt und Welt“ auch auf ein neues noch wenig bebautes Feld, das wohl dieselbe Berechtigung wie die Dorfgeschichten-Literatur hat, um mit ihnen aus dem unerforschlichen Schacht des deutschen Dienst- und Berufslebens in all seinen Abstufungen Licht- und Schattenbilder herauszuholen, wie sie der Mensch, sein Handeln und Denken und das treisende Rad der Zeit zeichnen.

Der Verfasser, selbst „Dienstmann“, wie er sich in der Vorrede zu seinem Buche ausdrückt, legt hiermit die Früchte langjähriger Beobachtung und Erfahrung dem geehrten Leserkreis vor. Möge das Buch die weiteste Verbreitung finden, und dem zweiten Bande, der im nächsten Jahre erscheinen soll, rasch Bahn brechen!  
Augsburg, im November 1864.

**J. A. Schlosser's** Buch- und Kunsthandlung.

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.

Allen Verehrern Mozart's empfohlen.

In W. Opeh' Verlag in Gotha erschien:

**Lorenzo da Ponte von Ceneda.**

Ein Freund und Mitarbeiter W.

M. Mozart's. Denkwürdigkeiten. 22

Bogen in 8. eleg. brosch. Preis nur

15 Sgr., in eleg. Leinwandband 20 Sgr.

Ein bunteres, farbenreicheres Lebensbild ist uns kaum vorgekommen.

Verth. d. Blätter f. liter. Unterhaltg.

\*\*\*\*\*

Heute wird gepoltert, je lauter je besser!

Unter diesem Titel erschien soeben die

„Neueste Sammlung gefälliger

und leicht ausführbarer Polter-

abend-Scherze. Nebst einer Aus-

wahl von häufig verwendbaren

Polterabend-Gedichten.“

Dieselbe enthält achtzig Polterabend-

Scherze und dreizehn Polterabend-

Gedichte, ist 10 Bogen stark und kostet,

in mehrfarbigen Umschlag gebettet, 10 Sgr.

Dessau, Januar 1865.

Central-Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neuester und vollständiger

**Briefsteller für Liebende.**

Eine Sammlung von Musterbriefen für

alle Verhältnisse, welche bei Liebenden ein-

treten können. Sechste, verb. Auflage

Preis 10 Sgr.

Im Verlage von Baumgärtner's Buch-

handlung in Leipzig erschien:

**Dr. Caspari's**

Homöopathischer

**Haus- und Reisearzt.**

Ein unentbehrliches Hülfsbuch

für Jedermann,

insbesondere für alle Hausväter, welche

auf dem Lande, entfernt von ärztlicher Hilfe,

wohnen, um sich dadurch ohne dieselbe in

schnell entstandenen Krankheitsfällen für den

ersten Augenblick selbst helfen zu können.

Herausgegeben

von Dr. F. Hartmann.

Zehnte Auflage, durchgesehen und ver-

bessert von Dr. Alex. Hartmann. gr. 8.

broch. Preis 24 Ngr.

zur

## Allgemeinen Moden=Zeitung.

## Sonnige Tage.

Frühlingsfahrten

von

Günther von Freiberg.

(Fortsetzung.)

Aber nicht nur die klassische und romantische Vergangenheit, auch die lebensvolle Gegenwart regt unablässig an, überrascht den Blick, nimmt alle Sinne in Anspruch und reißt zu fortwährender Bewunderung hin. Das empfand ich, als ich Abends auf die Terrasse des Hotels Trinacria hinaustrat und den Quai Marinae überschaute. Dieser schöne, herrlich frische Spaziergang zieht sich am Meere zwischen der Villa Giulia und der Porta felice entlang. Hier begegnet sich zwischen 6 bis 8 Uhr (in den Sommermonaten von 8 bis 12 Uhr Witternacht) die schöne Welt in der erquickenden Seeluft, unter Tulpen- und Magnolienbäumen, bei dem Klauschen der brandenden Wellen und eines gut besetzten Orchesters. Unzählige Wagen und Reiter eilen auf und ab; Eis und Blumen — die wunderschönsten — werden feil geboten; die Herren steigen aus und machen lange Conversation an einem Wagenschlage; die Damen lehnen, so angenehm unterhalten, lieber in die weichen Kissen zurück, als daß sie sich unter die Spaziergänger mischen; unzählige Geistliche, mit einer leuchtenden, koketten Blume am Hut, theilen all' dies bunte Getreibe, — ernst und prächtig steht nur der gewaltige Fels des Monte Pellegrino da, der, besonders beim Sonnenuntergange, sich in schönster Farbe und Bildung zeigt. Hier, nicht im staubigen Paris, sind die elysäischen Felder; hier im schimmernden Süden, am hyacinthblauen Meere, unter dem hochgewölbten Himmelbdome! Was weiß der farblose Norden vom Elysiun!? — Und die eleganten Equipagen, von feurigen Rossen oder von kleinen sinken Berberpferden gezogen, stehen um nichts den Karossen und Tilburys des Bois de Boulogne nach; hier haben aber auch Luxus und Eleganz ein unbefangenes, natürliches Wesen, während in dem Weltbabel nur Prunk und Ostentation damit getrieben wird.

Als ich spät Abends die Hauptstraße, den Toledo — auch Cassaro genannt — hinabschlenderte, leuchtet e

der Mond und auch der Stern Aphrodite, der nur im Lenze im vollen Glanze strahlt. Die schnurgerade Straße, die ganz Palermo durchschneidet, ist ziemlich eng, wie alle Straßen im Süden, die bei der brennenden Sonne des Schattens bedürfen.

Nach einigen zwanzig Schritten erblickte ich auf der rechten Seite eine pittoreske Kirche aus der Normannenzeit, deren Fassade im Dämmerlichte an die phantastischen Dekorationen aus „Robert“ erinnern. Ihr gegenüber eröffnet sich die Piazza marina, ein halbrunder Platz, den eine granzöse Fontaine schmückt. Weiter in die Straße hinein beginnen die Cafés, die sämmtlich von Herren besetzt, einfach ausgestattet, aber blendend erleuchtet sind. Dazwischen befinden sich Läden jeder Art, vom eleganten Conditior, der alle Früchte der Conca d'oro in Zuckerhüllen kleidet und in koketten Pyramiden am Schaufenster ausstellt, bis zum Flickschuster, der mit seiner Familie halb in der Bude, halb in der Straße sitzt, rastlos arbeitet, dabei lacht und plaudert und es der schnurrenden Kaze gönnt, auf dem Tische, gerade vor dem Dellämpchen Posto zu fassen.

Malerisch nehmen sich die primitiven Trinkhallen aus, kleine Bretterverschläge im Erdgeschoße der Häuser; wie funkeln die blanken Gläser, die goldgelben Citronen auf dem Schenktische! Wie sprudelt der kristallne Wasserstrahl, der aus dem Tönnchen rinnt, wenn ein Durstiger zu dem schwarzäugigen Mädchen tritt und einen Trunk fordert! — Das Wasser in Palermo ist seiner Vortreflichkeit wegen berühmt; es erfrischt das Herz, wie die orientalischen Schenken sagen, es glättet die Haut und erhält die Zähne; es sind wahre Heilquellen, diese hellen Wassergarben, die den Marmorurnen der Wasserkünste entströmen. Auch rauscht es in der ganzen Stadt von Brunnen und Fontainen; die imposanteste von letzteren ist die Fontana Prätoria, zu der eine Treppe aus dem Toledo hinaufführt.

Das ist ein hochphantastischer Anblick, dieser Wald von weißen Statuen, diese Balustraden und breiten Terrassen, die das Bassin umgeben! Geisterhaft standen die Najaden und Tritonen im blassen Mondenscheine auf dem todtstillen Plage; kolossale Fabelthiere strecken ihre Köpfe mit aufgeblasenen Rüstern den Fremdlingen entgegen, die aus dem Straßengewühle in den Zauberkreis

der Meergottheiten gerathen waren und bewundernd stehen blieben.

Noch hatten wir keine Ahnung, welche Gebäude den viereckigen Platz umschlossen, daß wir uns vor Santa Catharina, einer der prächtigsten Kirchen dieser Stadt, befanden, daß ihr gegenüber die Kirche San Giuseppe und zwischen beiden das Stadthaus lag.

Seltamer Zauber, des Nachts in einer wildfremden Stadt auf Gerathewohl umherzuirren! Welchen schrankenlosen Spielraum hat die Phantasie! Freilich muß die Nacht eine südliche sein, unter einem Himmelsstriche, wie Andalusien und Algerien ihn besitzen, und die Stadt muß an Euch erinnern, entschwundene und unsterbliche Geschlechter: Phönizier, Griechen, Sarazenen, Normannen, Hohenstaufen und Spanier!

Und so ganz entschwunden sind diese verschiedenen Nationaltypen nicht einmal: auf der ganzen Insel finden sich ihre Eigenthümlichkeiten in mannigfachen Bauten, Burgen, Tempeln und Arenen ausgeprägt; selbst wo diese in Trümmer sanken, da erhielten sie sich in den verschiedenen Menschenracen, die das Land bevölkern. In den edlen Gesichtsbildungen blühen sie fort, die dahin schwanden wie das Gras vor der Sonne. Mehr als eine Sicilianerin, die in der Thür oder am Balkon ihr langes, nachtschwarzes Haar strahlt, erinnert uns daran, daß Sicilien das Vaterland von Laïs und Thais, der beiden berühmten Liebesköniginnen des Alterthums. Cagliostro war Palermitaner; seine Augen, mit denen er den Prinzen von Kohan bezauberte und in die verhängnißvolle Halsbandintrigue verstrickte, wirkten deshalb im Norden so unwiderstehlich, weil die magische Saufmuth des Morgenlandes aus ihnen strahlte, wie der Schein jenes Leitsternes, dem die drei Könige nachzogen.

Geht man bei Tage den Toledo und die Strada Macqueda entlang, so ist dies das heiterste, belebteste Bild von der Welt. Die Karossen fliegen auf den Marmorplatten eine nach der andern; unzählige junge Elegants — in keiner Stadt habe ich so viele junge Leute gesehen — schlendern dazwischen; die Equipagen mit gepuderten Frauen und Kindern halten vor den Conditoreien. Mit Seelenruhe machen die bepacten Esel sich Platz, bewegen sich Fischer, Matrosen und Landleute. Das sind Leopold Roberts wandelnde Modelle: schlankes Weib mit orangegelben Kopftüchern, allerliebste Mädchen, die mit dem Tamburro klappern, stämmige, tiefgebräunte Männer, wildlockige Kinder, welche zottige Schafe oder Ziegen vorwärts treiben, wozu sie Maisstauden statt der Peitsche gebrauchen; man meint guten Bekannten unter ihnen zu begegnen, lieben, freundlichen Gesichtern, so ähnlich sind sie den „Winzern“ und den „Schnittern“ im Louvre, von denen Lamartine sagt: „sie sind die Verklärung der Erde.“

Ja, südwärts müssen Maler und Poeten, müssen Alle, die ein für das Schöne empfängliches Herz besitzen, ein Auge für Farben und Formen. Selbst ein zerlumptes Kind in Palermos Straßen sieht nur malerisch, nicht traurig aus, und hat seine gleiche Berechtigung an Luft und Lust inmitten der wogenden Menge; — man passiert eine Kirche, aus welcher Weihrauch, Kerzenglanz und Opernmelodien strömen; ganz hoch oben auf den Dächern hinter goldenen Gittern stehen die Nonnen, genießen die weiche, erquickende Luft und schauen auf die verbotene Welt hinab; — und über all das flattern tausend Hemden, Strümpfe, Kleider, Tücher, und beleidigen weder das Auge noch die steinernen Heiligen, denen sie um die Nase tanzen, denn unbedingt wird immer und überall aufgehängt.

Die Vegetation ist schon entschieden tropisch. Die hohen Felsberge sind immer mit wucherndem riesigen Cactus bewachsen, der in den tollsten Bildungen aus allen Spalten dringt, und dessen feigenartige Frucht beim Volke sehr beliebt ist. In den Gartenlabrynth der Villa Serra di Galeo, Butera und den englischen Anlagen erreicht der japanische Nispeibaum mit seinem glänzenden Blatte eine ungewöhnliche Höhe. Das seltsamste ist ein Baum mit violettrothen Blättern; diese zarten, reizendgeformten Blätter bilden runde Bouquets welche von gelben Blüthen durchschossen werden; prächtig leuchtet die Farbe dieses schönen Baumes aus dem Grün der übrigen Bäume und Gebüsche hervor; in Afrika soll er sehr häufig sein. Auch ein anderer kleiner Landsmann aus Afrika erregte eines Tages unser Entzücken; es war eine kleine Gazelle, der wir vor dem Schlosse begegneten und die dem Gouverneur gehörte; ein Thier zum Verlieben! Was ein Engel unter den Kindern ist, das ist wirklich die Gazelle unter den Hehen. Eine unserer jungen Damen hatte in etwas sentimentaler Pietät einen Blumenstrauß mitgenommen, um ihn unserem prächtigen deutschen Kaiser auf seinen Porphyrsarg im Dome zu legen; — jetzt hielt sie ihn dem reizenden Thierchen hin, und es sah allerliebste aus, wie ihm die Rosen und Orangenblüthen, woran es eifrig naschte, über das Gesichtchen fielen, in welchem der Stolz und die Ruhe der Wüste lagen. Junge Offiziere mochten wohl aus den Fenstern des Schlosses diesem Thierstücke zusehen haben, denn es wurde plötzlich um uns her etwas militärisch, und wir eilten nun in den Dom, wo der edle Hohenstaufe mit dem zerzausten Strauße vorlieb nehmen mußte. — Alles was wir in Palermo an Kirchen gesehen, übertrifft durch das Interesse an maurische und normännische Erinnerungen, so wie durch unglaubliche Mosaik- und Marmorpracht die meisten italienischen. Fortwährend waren wir auf der Jagd nach maurischen Erinnerungen. Die Fatimiden und Abassiden verstanden, meiner Meinung nach, zu bauen



und sich anzubauen. Welch ein bezaubernder Punkt ist die Zisa, wo von beiden Seiten die Landschaft wie entzückt die Arme nach dem dunkelblauen Meere ausbreitet, vom Monte Pellegrino und den scharfgeanteten Höhen eingefasst und, zurückblickend, die reiche Conca d'oro mit ihren unabsehbaren Drangengärten, Gras- und Getreidefeldern von stillen Palmen überragt, prächtig nach Monreale hinaufsteigend. Im Herbst soll es ordentlich leuchten von den prächtigen goldenen Früchten, die zwar auch jetzt nicht ganz fehlten, aber vorherrschend war jetzt natürlich Alles mit dichten, alabasterweißen Blüten bedeckt.

Ich kann mir recht wohl vorstellen, daß manchem Nordländer der Süden zu blendend, die Felsen zu kahl und steinern sind. Freilich, unsere herrlichen Bäume, Wiesenabhänge und wundervollen Tannen findet man nicht. Dichter, tiefer Waldesschatten ist das schöne Vorrecht nordischer Gebirge. Und doch konnte man ihn wohl vergessen, als wir am elften Mai in einem paradisiischen Wetter und in muntersten Gesprächen den Monto Pellegrino hinaufritten. Welche Schönheiten thaten sich in den vielfachen Wendungen des ziemlich langen Weges auf; kaum hatten wir das Meer jemals so schön als hier hinab zu unseren Füßen gesehen. Nachdem wir die liebliche Heilige in ihrer Höhle begrüßt, fanden wir oben auf der äußersten Spitze des Berges ein excellentes Frühstück ausgebreitet, dem sogar eine warme Schüssel und heiße Pasteten nicht fehlten, so gütig hatten die Herren, denen wir in Palermo empfohlen waren, für uns Fremdlinge gesorgt. Ich ließ mein Glas mit Syrakuser füllen und brachte die Gesundheit meines berühmten Landsmannes, Eduard Hildebrandt aus, denn zu lebhaft erinnerten mich die goldgelben Felsenriffe, die sich in das leuchtend blaue Meer hinabsenkten, an seine unvergleichlichen Ansichten von Madeira, an seine farbenglühenden Aquarelle.

Die Windsbraut sang auf dem hohen Gipfel eine wunderfame, gewaltige Melodei; Adler und Falken kreisten in der Ferne; schützend breitete die Statue der heil. Rosalie über uns ihre Marmorhände aus.

An Kunstschätzen ist Palermo sonst nicht überreich. Drei Perlen indeß besitzt die Statuen- und Gemaldesammlung, welche interimistisch in der Universität Platz fand: einen sterbenden Christus von Correggio; einen Bronze-Widder aus der besten Zeit griechischer Plastik, vor welchem Goethe entzückt ausrief: „er ist würdig den Phryxus und die Helle auf dem Rücken zu tragen“; drittens eine antike Männerbüste aus Marmor, von höchster, idealster Schönheit und Originalität; früher galt der herrliche Kopf für einen Plato, später für einen Bacchuspriester. Jetzt erklärt man ihn für den indischen Bacchus selbst, was gewiß richtig ist, da ihn der Haarknoten im Nacken und der sorgfältig geordnete gestammte Bart kennzeichnet. — Außer bei der Medusa

Rondanini sah ich bei keiner Statue einen Mund, der mir so unvergeßlich geblieben wäre als die Marmorlippen dieser Büste.

Von einem Orte wie Palermo kann sich Niemand ohne Widerstreben und tiefes Bedauern trennen; viel zu früh erscholl meiner Meinung nach der unbarmherzige Ruf „weiter!“ der den geplagten Touristen gerade aufjagt, sobald es ihm irgendwo heimlich und wohlthig geworden. Ich besitze durchaus keine Ahasverusnatur, sondern sitze gern still, wo es mir gefällt. Wußte ich auch, als wir uns nach Messina einschifften, daß der merkwürdigere Theil unserer Reise nun erst beginnen würde, so fühlte ich doch, daß der schönste, kunstreichste Genuß hinter uns lag. Lange winkten wir vom Deck des Schiffes nach der heitern Stadt zurück, lange noch dufsteten die Drangen zu uns hin, lange noch und rosig lag der Abendschleier auf Meer und Höhen.

Sonst gehörte die Nacht, die uns nach Messina brachte, nicht eben zu den angenehmsten; gleich schon als die Tischglocke zum Diner läutete, streckten alle Herren hilfreich ihre Arme und Hände aus, um die taumelnden, stürzenden Damen, Kinder, Nonnen zu halten, denn das verwünschte Schiff schwankte in einer Weise, daß kein Mensch einen festen Schritt thun konnte; beim Diner war auch Alles, Gläser, Flaschen, Teller, in kleinen Mahagonieeinfassungen eingezäunt, wie ich es niemals gesehen hatte, und das waren denn sehr schlechte Ausfichten; — Einer nach dem Andern verschwand vom Tische und verbrachte seine Nacht so gut es ging im schmalen kleinen Kommodenkasten; man schaukelte mit der Nase oft bis auf die Erde und Jeder dankte Gott, als mit Sonnenaufgange der Dampfer vor dem etwas nüchtern aussehenden Messina hielt. Es ist dann immer ein schrecklicher Lärm und ein unglaubliches Durcheinander, bevor alle Menschen, alle Sachen ausgeschifft sind; vom Ufer drängt Alles mit unzähligen Barken herzu, winkt, schreit, erstürmt die Schiffstreppe; die eben gemachten Bekanntschaften umringen einen mit handshakings, mit adieux und adios; die Facchini reißen einem Alles aus den Händen, was man etwa bei sich behalten möchte; als eine junge Dame ihren Blumenstrauß vertheidigen wollte, sagte einer der Camerieri ganz listig: ah si, si! son eese amorose!

Von Messina weiß ich in der That nicht viel zu erzählen. Die ungeheure Verschwendung an Mosaik, edlen Steinen, Säulen von Lapis lazuli war uns so geläufig, daß uns im Dome die imaginären Gestalten von Don Cesar und Beatrice mehr interessirten als diese Realität, und vor dem Dome die hübsche abendliche Militärmusik, der wir inmitten unzähliger Fratt zuhörten. — Andern Morgens saßen wir schon vor fünf Uhr in einem kleinen, furchtbar theuer bezahlten Wagen, um nach

Taormina zu fahren. Weiter in das Land hinein zu gehen, gehörte für dieses Mal nicht zu unserem ursprünglichen Plane; die Hauptsache, der Aetna, liegt in dieser Jahreszeit noch fast bis an den Fuß in Schnee, ist also nicht zu besteigen. Immerhin wäre Syrakus ein interessanter Punkt gewesen; man fürchtete aber „den Dolch im Gewande“ und sprach sogar von der kurzen Strecke nach Taormina nicht ohne Befürchtungen; gewiß mit Unrecht, denn Ortschaft drängte sich an Ortschaft, die Leute saßen sonntäglich vor der Thür, alle mit besseren Gesichtern und Gestalten als bei uns, aber alle ohne etwas Nationelles in der Tracht; abscheuliche verbrauchte Rattunfleider, die Männer in dem ewigen olivenfarbenen Manchester, Alles immer verbläßt und verbraucht. So sieht auch die Natur, da wo sie cultivirt ist, immer unordentlich, zottelig, ungepflegt aus. Wer sollte nicht meinen, daß es beneidenswerth war, an der Meerenge von Messina in schöner Morgenfrische dahin zu fahren, umflügelt von dem heil. Geist des ersten Pfingsttages; drüben die calabrischen Küste, auf denen uns Aspramonte gezeigt wurde; zur Seite die großen vulkanischen Höhenzüge mit Mandel-, Oliven- und Orangenbäumen und den ungeheuern Cactusmauern mit Millionen Knospen bedeckt; und doch konnte es dazwischen wieder kahl, dürr, liederlich aussehen, wie es bei uns in cultivirten Landstrichen nicht vorkommt und den bürgerlichen Sinn verbrieft; der artistische dagegen ist unter diesen Himmelsstrichen immer befriedigt. So nahmen sich auch auf der Meeresseite die Kastelle und manche Ruine aus der Sarazenenzeit auf hohem, abstürzendem Fels wunderschön aus, und Taormina liegt ganz merkwürdig, noch aus der Griechenzeit hoch in die Felsen gebaut; ganz hoch über der Stadt ein noch ziemlich wohl erhaltenes griechisches Theater. Wirklich saßen bei den Alten die Götter mit zu Gast, wenn sie ihre unsterblichen Tragödien aufführten! Vor diesem Schauplatz lag das Mittelmeer, die rauchende Spitze des Aetna, die reichen Gefilde von Mascali, die mit spitzen Zungen in die blaue Fluth treten; rückwärts gewendet das tyrrhenische Meer, die sicilischen und italienischen Küsten, und über dies Alles hinweg der unvergleichliche Himmel! — Uns aber verließen die Götter ein wenig, der Führer irrte sich beim Hinabsteigen und wir wären vor Durst und Anstrengung verschmachtet, hätte eine freundliche Bäuerin mit funkelnden Augen uns nicht frisch geschnittenen, fastigen Lattich gespendet. Dies erneute unsere Lebensgeister wenigstens so viel, daß wir die seltsam gebildeten Gebirgsterrassen, die wilden Tulipanen und grünen Sturzbäche von Ranken und Convolvulen zu bewundern vermochten. Prätig muß es acht Tage später gewesen sein, wo die Cactushecken in voller rother und gelber Blüthe stehen! — Längs den Felswänden weideten schöne Kühe; vor einer Kuh, die den nußbraunen Kopf ihres Kälbchens leckte

als wollte sie es pomadiren, hätte Rosa Bonheur vor Freude aufgejauchzt und gleich zu skizziren begonnen. — Wir aber jauchzten ebenfalls, als wir endlich unsern Wagen, bald darauf das vorher bestellte ländliche Diner in Giardino vorfanden. Wunderschön war der Rückweg nach Messina im farbigen Abendschleier; die feine Mondfichel warf einen leichten Schein auf die tiefen Bergschatten, gespenstisch flogen die grotesken Gestalten der Cactushecken an uns vorüber, und doppelt anmuthig erschienen uns dann in den verschiedenen Ortschaften die jungen Mädchen, welche mit farbigen Lämpchen auf den Balkons erschienen, um, dem Pfingstfeste zu Ehren, die Geländer damit zu schmücken.

Am 17. Mai schifften wir uns auf dem prächtigen französischen Dampfer *Amérique* ein, ein Schiff so groß wie eine Straße, Alles leuchtend von Eleganz und Sauberkeit, die vortrefflichsten Dinge zu essen, die geschmeckteste, angenehmste Conversation zu hören. Könnte man nur all' dieser guten Dinge froh werden! Wie schön könnte man laufen, schreiben, thun und lassen was man will. Aber trotz des himmlischen Wetters habe ich das ionische Meer und den Archipelagus immer hochgehend gefunden, mit großen, hohlen Wellen, während wir an Italien entlang immer auf kurzen, krausen Wellen schwammen. So erhielt ich mich also nur einigermaßen gesund in liegender Stellung, wobei man freilich lesen, sprechen, auch einigermaßen essen kann, was aber durch mehrere Tage und Nächte doch unbequem wird.

Eines Abends spielte ein junger Russe ganz allerliebste Klavier, ging zuletzt zu Tänzen über und nun bildeten sich Paare, wie sich eben nur auf Dampfschiffen, wo sie aus allen Weltgegenden zusammenschneiten, begegnen können. Gavarni und Tony Johannot hätten sich für den Stift, Thaderay für die Feder manche Charaktermaske wählen können, z. B. den piemontesischen Sonderling, einen jungen Mann von hoher Geburt und sehr ausgebildetem Verstande, der sich in geselliger Beziehung einen Childe Harold nannte, sich der Agrikultur gewidmet hatte, sein schönes Haus verließ, um nach Asien zu gehen und seinen Titel völlig verläugnete. Dagegen gab sich ein Anderer, zu des Letzteren großer Belustigung, für einen Grafen aus, dessen Schlösser, wie behauptet wurde, im Monde lägen. Noch weltverachtender und bizarrer, gleichfalls sehr begabt und klassisch gebildet war der Franzose, den wir seines wilden Bartes und des calabresischen Manchesterkostüms wegen *Orlando Furioso* nannten, ein leidenschaftlicher Jäger; sein Gepäc bestand wörtlich nur aus seiner Flinte, seinem Hunde und seinem Nachtsack, womit er nach den Quellen des Euphrat und Tigris zog. „*Donno la patte, Phanor.*“ sagte er zwischen allen klassischen Citaten zu seinem Hunde, und das gute Thier gab allen Passagieren der Reihe nach die Pfote.

Eine ganz besondere Figur war auch der dicke Hotelbesitzer aus Kairo, der zum Besuche in seiner Heimath — Südfrankreich — gewesen, und jetzt zu seinem Hôtel und zu seinen Pflichten zurückkehrte. Er zeichnete sich durch seine fabelhafte Redseligkeit und seine gestickten Pantoffeln aus; in der That waren es auch ausnehmend schöne Pantoffeln; die Blume der Liebe und die Blume der Bescheidenheit, Rose und Veilchen, leuchtete auf eiergelbem Grunde. In dieser idyllischen Fußbekleidung behauptete er in Turin spazieren gegangen und in der Waffensammlung vom König Victor Emanuel begrüßt worden zu sein; in eben derselben stellte er sich jetzt als Mitbewerber zum Tanze dar.

Die Herren wurden jetzt bei den Klängen des „Nachtalters von Strauß“, den der junge Russe reizend spielte, von einer wahren Tanzwuth erfaßt, und bestürmten die nicht sehr zahlreichen Damen mit Bitten. Eine russische Fürstin stellte dabei die komischen Bedingungen, daß Furioso ihr das Lied: *hirondelles passagères*, das er oft vor sich hingefungen, in's Album schreiben müsse; ebenso erlangte der Graf nur einen Tanz durch das Versprechen, ihr das Gedicht von Strozzi, *rondivella pellegrina*, aufzuschreiben, denn jede Russin hat die Manie, bei Citaten oder Versen gleich zu sagen: *écrivez-moi cela*, um die Sache schwarz auf weiß getrost mit nach Hause zu tragen.

Immer schneller und schneller drehten sich die Paare, immer wilder, immer stürmischer schwirrte der „Nachtfalter“, erklang der „*baio*“. Auch der Hotelbesitzer gab keine Auskunft mehr über Kost und Verpflegung, Licht und Bettwäsche, sondern tanzte mit einer Engländerin Polka. Alles flog, sogar die beiden armen Schwalben, die sich in Messina auf das Schiff verirrt und endlich in den Salon gerathen waren; auch die Gläser und Flaschen tanzten auf den Tischen, am schönsten aber tanzte doch der dicke Hotelbesitzer in seinen gestickten Morgenschuhen. Betroffen blickte die elegante Tochter der Rewa auf dies fragwürdige Fußwerk, als der glückliche Besitzer desselben sich jetzt mit der Bitte um einen Tanz vor ihr neigte. . . . Da erscholl plötzlich vom Deck herab der Ruf „*Cap Matapan!*“ und Alles stürzte hinauf oder an die Salonsenster, um diese äußerste Spitze des uralten Peloponnes zu begrüßen, die halb deutlich im Mondschne lag, wie die geschichtlichen Erinnerungen in unseren Köpfen. Zuerst scheiterte mein Bischen Geographie überdies am Cap Matapan, bis ich begriff, daß es das alte sagen- und dichtungsreiche *Tá-narum* war. Vern hätte ich nun auch die Schneespitzen des *Taygetos* begrüßt, aber die Nacht mochte ihn wohl verhüllen, und der moderne Dampf entführte uns rasch den alten Gestaden. Es ist aber immer eine mächtig erregte Empfindung, ein Land zu sehen, dessen Helden und Schicksale schon in der Kindheit unsere Phantasie

beschäftigen, und wie viel mehr steigert sie sich, wenn man in der Morgenfrühe im Piräus hält, und die rothen Strahlen der Sonne auf die Akropolis fallen. Wir waren fast die einzigen auf dem *Amérique*, die in Athen blieben; alles andere ging nach den Inseln, nach Asien und Konstantinopel weiter, und nicht ohne Bedauern schieden wir von den neuen Bekannten; ich sprang sogar noch einmal zurück, um den sanften und vernünftigen *soeurs de charité* die Hände zu schütteln, mit denen ich mich gern unterhalten hatte, und die zu dem weltlichen Treiben und Sprechen von uns andern Weltkindern immer mild und freundlich lächelten.

Aber schon warteten die weißen Fustanellen unten in den Barken, die Donane hielt uns nicht lange auf, bald saßen wir im Wagen, der uns der alten Athenä zuführte.

Aber freilich nicht der alten, sondern einer kleinen, modernen, aber reinlichen und gut gehaltenen Stadt. Als am anderen Tage jener junge Grieche, dem wir gleich zu Anfange unserer Reise begegneten, mit seinem sehr gelehrten und liebenswürdigen Vater bei uns vorfuhr, um uns auf die Akropolis zu führen, sagte ich noch: nicht zehn Pferde können mich hier in das alte Griechenthum zurückziehen. Aber wie änderte sich das, als wir die zerstörten Stufen der Propyläen nach dem Parthenon hinausstiegen! Hier weht noch das alte Helenenthum in all' seinem Stolze und all' seiner Schöne! Nicht die grausame Zerstörung, nicht die abscheulichen türkischen Festungsmauern sieht man in ihrer Gegenwartigkeit, man sieht nur die nicht mehr thronende Pallas Athene und die großen Geister, die hier wandelten und lehrten. Kein Bauwerk in Rom und Italien hat mir den Eindruck gemacht als dieser noch heiter lächelnde Marmor, den 2000 Jahre nur schön gelblich gefärbt haben. Und was ist es auch für ein Himmel, durch welchen Helios noch immer seinen goldnen Wagen lenkt! — Hatte ich schon in Palermo die Luft wegen ihrer Reinheit und Durchsichtigkeit gepriesen, so konnte ich sie hier nur Aether nennen. Bis weit in das Land hinein, bis tief nach dem Peloponnes hinüber liegen die Höhen der vielfachen Gebirgszüge in einer Klarheit, in einer durchsichtigen Feinheit, die der größte Reiz dieser Landschaften ist, da man Grün und Bäume vermisst. Aber die Atmosphäre hat etwas Götterdurchhauchtes; in ihr begreift man griechische Kunst und griechischen Geist; in so l'chem Lichte mußten sich die Formen in dieser wundervollen Delikatess halten, wie wir sie in der griechischen Skulptur sehen; alles Römische kommt mir dagegen dick und undurchsichtig vor.

Es war für uns von größtem Vortheile, von einem so liebenswürdig gelehrten, auch als Dichter und Politiker berühmten Manne geführt zu werden, wie es Rangabes ist, der zugleich seine ganze Seele dem Studium der Akropolis geweiht. Sein geistreicher, sehr unterrich-

teter Sohn, sowie ein griechischer Offizier, der auch seine Studien in unserer Heimath gemacht, ergingen sich gern mit den jungen Damen unserer Gesellschaft in Berliner Erinnerungen, und es klang ganz abscheulich, wenn sie auf dieser glänzendsten Stelle des Alterthums den „gebildeten Hausknecht“ citirten.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

Da in dieser Woche der Festlichkeiten von neuen Kleidern ganz und gar nichts zu berichten ist, theilen wir unseren Leserinnen eine Schilderung des „Pariser Weihnachten“ von S. Kolisch in der N. Freien Presse mit:

Was weiß der Pariser von dem harmlosen Glücke der Familie, das bescheiden im engen Kreise sich umschließt und scheu von der Bewegung und dem Geräusche des Marktes sich zurückzieht! Die Kinder sind nicht im Hause, sie sind meilenweit entfernt von dem Herzen der Eltern, in Convicten, bei Ammen und Pflägern, damit sie beim Erwerben und Genießen nicht stören, damit sie nicht belästigen. Und kommen sie nach Hause aus den verschiedenen Erziehungsanstalten, wo sie unter Fremden leben und sich entwickeln die Knaben und Mädchen, dann sind sie voll Höflichkeit, wie man es ihnen einprägt, sie küssen Vater und Mutter auf beide Wangen, sagen jedesmal, wenn man ihnen was überreicht, merci, wenn sie etwas verlangen, s'il vous plait, und wenn sie anstoßen oder nur nahe vorübergehen: pardon! und das ist Alles. Lieben hat man sie nicht gelehrt, konnte man sie nicht lehren. Und ein Gebet, steht es in der Bibel oder sonst in einem Codex, kann dem Verstande eine Pflicht auslegen, kann das Thun und Handeln, aber nicht das Fühlen bestimmen. Nicht eine wirkliche Regung des Herzens kann es erzeugen.

Die Christnacht ist kein Familienfest in Paris, wie etwa in den deutschen Städten, sondern der Anlaß zu Lustbarkeiten, zu Gastereien und zu Orgien. Man versammelt sich, man macht Wige, man scherzt, man spottet, man isst, man trinkt, man spielt, man huldigt, man wetteifert, man treibt es eben wie man es sonst treibt; allein die sagenhafte Weihe des Abends, der unsichtbare Hauch, welcher schimmernd über die Seelen zieht und geheime wunderbare Töne anklingt, fehlt, fehlt überall, ist in der Pariser Atmosphäre, wie es scheint, gar nicht zu erreichen.

Selbst deutschen Familien, die hier wohnen, die alle Liebe zu Weib und Kind, zu Haus und Herd mitbringen und ganz nach den Sitten der Heimath das Fest des Christabends begehen, gelingt es nicht, die gewohnte feierliche Stimmung zu gewinnen und zu verbreiten. Sie stellen den Weihnachtsbaum auf wie in ihrem Lande,

sie schmücken ihn so reichlich als nur möglich mit Lichtern und goldenen Gaben. Bescheerungen von über-raschender Fülle erregen die Kinderfreude. An dem Tübel der lieben Kleinen fehlt es ebensowenig, wie an leuchtender Befriedigung aus den Mutter- und Vateraugen; aber es ist gerade als streifte die Pariser Luft den Schmelz von der Blüthe dieser reinen Zärtlichkeit. Die warme, lautlose Innigkeit, die in einer deutschen Weihnachtsstube verbreitet ist, die ein Tauber und Blinder wahrnehmen müßte, sucht man vergebens. Am Christabende werden nach dem französischen oder besser gesagt, nach dem Pariser Gebrauche gar nicht Geschenke gemacht. Man hält Reveillon, d. h. man wacht. Bei den unteren Klassen ist es üblich, daß sie zu Eingange des Abends ein mächtiges Holzschicht in den Kamin legen — dieses Schicht nennt man bûche de Noël; es soll so dick sein, daß es bis zum Morgen vorhält. In früheren Zeiten hat man es, bevor es dem Feuer übergeben wurde, mit Wein übergossen.

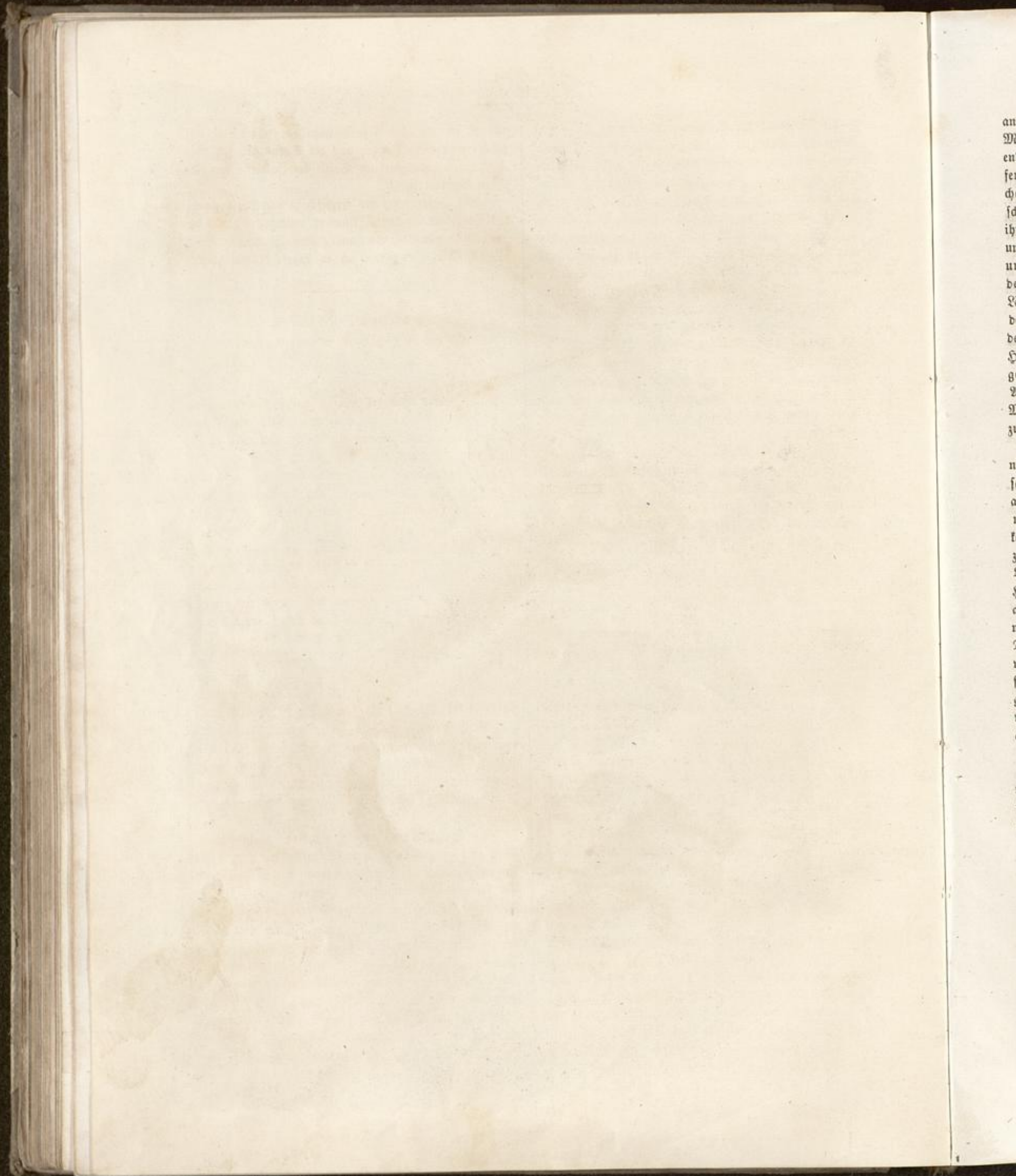
Was Noël eigentlich bedeutet, ist nicht bestimmt anzugeben, da die Gelehrten über den Ursprung des Wortes getheilte Meinung sind. Die Einen erklären es für eine Abkürzung des Wortes Emanuel, das auf Hebräisch so viel heißt wie: Gott ist mit uns. Andere leiten es von dem lateinischen Worte natalis ab, durch welches auf die Geburt Christi an dem Tage hingedeutet wird. Noël! war, übrigens schon in früheren Jahrhunderten ein Freudenruf des Pariser Volkes bei jeder beliebigen öffentlichen Festlichkeit.

Niemand hätte es der katholischen Stadt an der Seine vor Mitternacht an ihrem Aeußeren anzumerken vermocht, daß Samstag zwischen dem 24. und 25. December das große Geburtsfest der Christenheit gefeiert wurde. Der Abend sah recht wüst aus, ein eifriger Himmel lag über der Stadt, er schien hypochondrisch und auf immer alles Lachen verlernt zu haben. Ein frostiger Windhauch spielte unheimlich mit dem leichten Nebel, der die Gasflammen umwölkte, die Sterne sahen so blaß, als wären sie dem Erfrieren nahe. In den Arbeitervierteln war es unbehaglich bewegt. Die Läden, wo man Spielzeug und lekre Waaren aller Art verkauft, standen leer, nur daß hie und da eine ärmlich gekleidete Frau mit sorgenvollem Gesichte aus den köstlichen, glänzend ausgelegten Dingen das Unscheinbarste und Wohlfeilste ansuchte, offenbar, um es ihrem Kinde den nächsten Tag in den Schuh zu legen; dafür aber sind die Schänken und Kaffeehäuser voll, wo man unfromme Reden führt und sehr eifrig dem Biere und dem Gläschen (petit verre) zusetzt. Diese Herren in Blousen oder sonst ungesuchten Anzügen denken kaum an das Christkind, das vor achtzehn Jahrhunderten zur Welt kam, und auch nicht an die Freuden des Hauses, zu welchen die Feier dieser Geburt ladet. Sie glauben — diese Heiden —



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

167 1865



an  
ent  
fer  
de  
fd  
ip  
un  
ur  
be  
22  
de  
de  
9  
2  
2  
ju  
n  
fd  
a  
r  
fa  
3  
s  
s  
a  
n  
2  
r  
f  
s  
v  
c

an die Fortdauer der Erbsünde; ihr eigenes Leben voll Mühe und Drangsal vor Augen, leugnen sie die vollendete Befreiung der Menschheit, ja sie hassen die berufenen Verkündiger des seligmachenden Glaubens. Mancher Ausruf des Hohnes, der aus der Schaar der Zecher schallt, antwortet der einen oder der anderen Dirne, die ihren Galan zur Frömmigkeit und zum Kirchengange um Mitternacht ermahnt. Wer sie da so sieht, diese unruhigen Gestalten beim Glase, mit dem Gesichte habend, mit aller Verheißung zerfallen, auf den Lippen Lästerung und Hohngelächter, in den Blicken wilde Gluth der Erbitterung, der Begierde, mitunter das Aufzucken des Zornes, der erkennt in ihnen die Nachkommen der Himmelsstürmer von 93, die mit Robespierre Gott abgeschafft und die Kirchen von Frankreich geschlossen. Die Alle haben seit vielen Jahren nicht gebeichtet und nicht Messe gehört, um sich für Erlittenes und Erleidendes zu rächen.

Auf dem Boulevard des Italiens gewahrt man nicht viel von der großen Christenfeier. Von dem gesammten übrigen Paris unterscheidet sich selbst äußerlich an dem Abende der Faubourg St. Germain. Da sieht man Männer und Frauen mit eingekauften Köstlichkeiten kommen, Diener mit betrefften Mützen fliegen ab und zu. Die Läden haben vollauf zu thun und durch die Vorhänge schimmert reiches Licht aus den Fenstern der Häuser. Wer diese Straßen durchwandert, wird festlich angemuthet, der Faubourg ist eben fromm geworden nach den vielen harten Prüfungen, die er überstanden. Die Nachkommen der verführerischen Marquisinnen des vorigen Jahrhunderts sind gute Mütter und gute Christinnen, und die Nachkommen der lockern Cavaliere schlagen sich für die weltliche Gewalt bei Castelfidardo, gehen viel in die Messe und begehen mit aller Weihe und aller Andacht das Fest der Geburt des Herrn.

Um Mitternacht, wenn die Schenken und Kaffeehäuser schließen, ergießt sich die Schaar der Gläubigen und Ungläubigen in die Kirchen, um die Weihnachtsgesänge, die sogenannten „Noëls“ zu hören, welche meist von Theaterfängerinnen vorgetragen werden.

Der Zubrang zu den Tempeln an dem Abende ist traditionell, und alle Umwälzungen, welche Frankreich seit acht Jahrzehnten erlitten, haben nicht vermocht, diesen Gebrauch aufzuheben. Im Mittelalter wurde die Geburt Christi in der Kirche von wirklichen Personen in der heitersten und belebtesten Weise dargestellt. Ein kleines Kind lag in einer wirklichen Krippe. Die heilige Jungfrau wurde von einem schönen Mädchen veranschaulicht. Sie hatte den heiligen Joseph an ihrer Seite. Nach und nach verwandelte sich die heilige Scene in den drolligsten Schwank, und die Personen, welche sie spielten, suchten, wie etwa auf der Bühne, das Volk durch satyrische Anspielungen, durch ausgelassene Scherze und

allerlei Zweideutigkeiten zu unterhalten. Es wurde viel gelacht über diese Possen, und der Klerus sah sich veranlaßt, diese ausgearteten Spiele im Interesse der Religion abzubringen.

Auf Verwendung des Erzbischofs von Paris wurde der Opernball in der Christnacht untersagt, damit die Feier nicht durch die Bacchanalie entweiht werde. Was half's? Die Orgie zog sich in engere Räume zurück.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 2.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Haarputz aus der Zeit des ersten französischen Kaiserreichs mit zurückgelegten Scheiteln, deren Spitzen über der Stirn Wägen bilden; neben denselben eine Kose; am Hinterkopf an der einen Seite eine Haarschleife und an der anderen ein Büschel Locken; Doppelkleid und zwar das obere von grauem Taffet mit offenem Jäckchenleibchen und kurzen Ärmeln, beide mit schwarzem Sammet ausgeputzt und vorn kurzer Rock, der hinten shawlförmig fällt und mit schwarzem Sammet und Spitzen garnirt ist; das untere Kleid von violettem Taffet mit hohem Leibchen, das vorn lang über den obern Rock geht, mit schmalem schwarzem Sammet und Spitzen besetzt ist; enge lange Ärmel mit Sammetbesatz; der weite Rock unten mit abwechselnd liegenden und stehenden schwarzen Sammetstreifen garnirt, die mit Spitzen eingefast sind; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Taschentuch; Schuhe.

2. Kopfputz von weißen Spitzen, die über dem Chignon eine Schleife bilden und an beiden Seiten desselben herabhängen; Kleid von Seide mit hohem knappen Leibchen, hinten mit schwarzem Sammet und Knöpfen frackartig besetzt; enge lange Ärmel, mit schwarzem Sammet an den Achseln und unten; schwarzer Sammetgürtel mit Schnalle; unten auf dem Rocke ein schwarzer Sammetstreifen; ganz kleiner Kragen; dänische Handschuhe; Schuhe.

3. Haarputz mit rothen Blumen an der Seite; Kleid von gelbgrauer schwerer Seide mit vorn edig und tief ausgeschnittenem Leibchen, das an diesem Ausschnitt mit schwarzem Sammet und Guipure garnirt ist und sehr lange Frackschößen hat, welche ebenfalls mit schwarzem Sammet und Guipure garnirt sind; enge lange Ärmel, unten an der Seite offen und da mit schwarzem Sammet und Guipure besetzt; breiter schwarzer Sammetgürtel mit großer goldner Schnalle; weiße Atlasweste, die unter dem Gürtel hervorsteht und da mit schwarzen Spitzen garnirt ist; auf dem Rocke kein Ausputz, dagegen oben auf der Weste schwarze Spitzen; weiße geschlossene Unterärmel mit Besatz von schwarzem Spitzen; Perlenhalsband; dänische Handschuhe; Schuhe.

4. Spitzenfauchonhäubchen mit blauem Bande; Kleid von schwarzem Taffet mit hohem knappem Leibchen, das einen Kragen von Marder hat und mit halbweiten langen Ärmeln, die Aufschläge von schwarzem Sammet, blauem Cashmir und Marder haben; breiter Gürtel von blauem Cashmir; auf dem Rode unten erst ein Streifen Marder und auf demselben ein blaues Cashmirband, dann ein breiter schwarzer Sammetbesatz; geschlossene weiße Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Schuhe.

Stahlstich N<sup>o</sup> 2.

### Schloß Miramar.

Dieses reizende Lustschloß des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich, gegenwärtigen Kaisers von Mexico, liegt unweit von Triest an der lieblichen kleinen Bucht von Brignano unmittelbar am adriatischen Meere. Der Platz, auf dem das Schloß erbaut ist, mußte durch Erdauflüchtungen dem Meere erst abgewonnen und durch sechs Klaster hohe Ringmauern von Quadersteinen gegen die Wellen geschützt werden.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

In der schönsten Umgegend Leipzigs bietet, vollständig eingerichtet, ein beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, für Damen, die ihre Niederkunft in Stille und Zurückgezogenheit abwarten wollen, Aufnahme. Bei billigen Bedingungen, liebevollster Pflege wird strengste Verschwiegenheit zugesichert. Adresse: E. E. Nr. 0. poste restante frei Leipzig.

### Für Dilettanten.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:  
Ruggieri's Handbuch der  
**Lustfeuerwerkerei.**

Eine praktische Anweisung, alle Gegenstände der Lustfeuerwerkerei anzufertigen. Für Alle, welche sich mit dieser Kunst beschäftigen. Mit 4 Tafeln Abbildungen. Vierte Auflage. Preis 22 1/2 Sgr.

Sehr wichtig für Zahnleidende ist die vollständige Hausapotheke gegen Zahnschmerz, welche in einem leicht transportablen Kästchen das Beste und Bewährteste enthält, was ärztliche und pharmaceutische Kunst gegen alle Arten dieses Leidens zu bieten vermag. Nach der 20jährigen Erfahrung eines praktischen Apothekers aus 18, meist öffentlich nicht bekannten Mitteln zusammengestellt, unter denen sich kein Einziges befindet, das nicht bereits in Tausenden von Fällen Ruhe geschafft und die heftigsten Schmerzen gelindert hätte. Zu beziehen gegen Franco-Einsendung von 2 Thln. mit ausführlichster Gebrauchsanweisung aus der  
Herzogl. Priv. Mohren-Apotheke  
zu Dessau.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

### Gesammelte Romane

von  
Marie Sophie Schwarz.

Aus dem Schwedischen

von  
August Kerschmar.

Wohlfeile Ausgabe in Bänden zu 10 Ngr.

Um die beliebten Romane der schwedischen Schriftstellerin Marie Sophie Schwarz, welche wegen der darin enthaltenen edeln Darstellungen des häuslichen Lebens und der vorwaltenden sittlichen Tendenz die allgemeinste Verbreitung in deutschen Familien verdienen, dem Privatbesitz zugänglicher zu machen, wurde diese wohlfeile Gesamtausgabe derselben zum Preise von nur 10 Ngr. für den mit großer Schrift gedruckten Octavband veranstaltet, worin die bereits erschienenen sowie alle künftig erscheinenden Werke der Verfasserin Aufnahme finden werden.

Der erste Band, enthaltend den ersten Theil des in zweiter Auflage erscheinenden Romans: „Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke“, ist neben einem Prospect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorrätig und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien:

Defoe, Dr. Daniel, Abenteuer des Robinson Crusoe. Illustriert mit 206 Holzschnitten nach Grandville. Neu übersetzt von L. v. Alvensleben. 2. Aufl. gr. 8. 1850. In Leinwandgeb. 2 Thlr.

Bei uns erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Lust und Leid.

Geschichten aus unseren Tagen.

Von **Bernard Woerner.**

Drei Bände. Mit vielen Illustrationen. Zweite verbesserte Auflage. kl. 8. Elegant broschirt 3 Thlr.; hübsch in Halbfranz gebunden 4 Thlr.

NB. Jeder auch einzeln 1 Thlr.; gebunden 1 Thlr. 10 Sgr.

Der dritte Band wurde auf vielseitiges Verlangen ohne Illustrationen, dagegen mit bedeutend verstärkter Bogenzahl ausgegeben.

Zwei starke Auflagen binnen Jahresfrist sind gewiß ein seltener Erfolg bei Erzählungen und geben wohl im Vereine mit den übereinstimmenden Empfehlungen der fast gesammten deutschen und deutschamerikanischen Presse den besten Beweis, wie sehr der Verfasser es versteht, der Menschen Lust und Leid, die sich so häufig im Leben begegnen und ausgleichen, lebendig, wahr und drastisch zu schildern.

J. A. Schloffer's Buch- und Kunsthandlung in Augsburg.

Im Verlage von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig erschien:

### Geographisches Lotto.

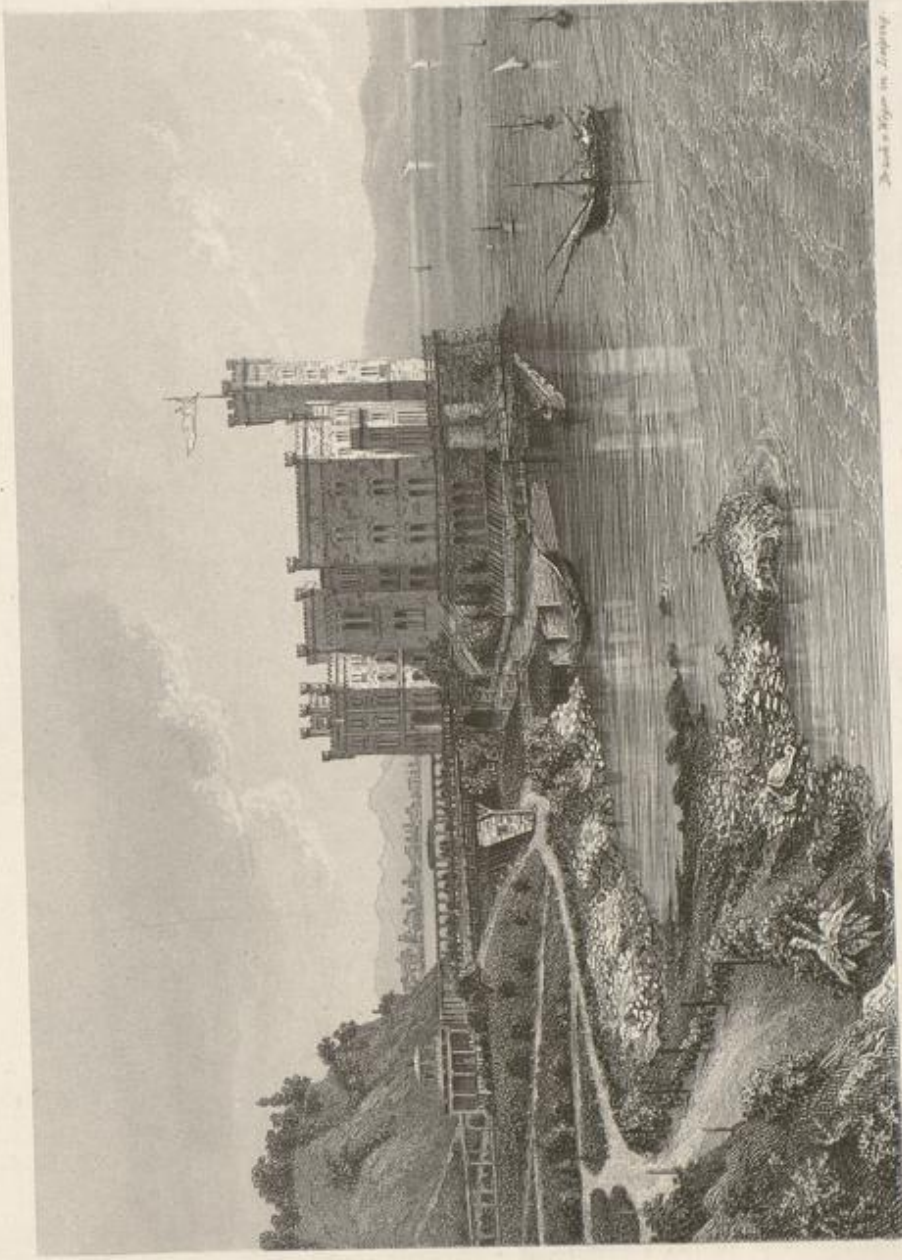
Ein unterhaltendes und belehrendes Gesellschaftsspiel

für 2 bis 8 Personen.

In elegantem Pappkasten.

Preis 2 Thlr.

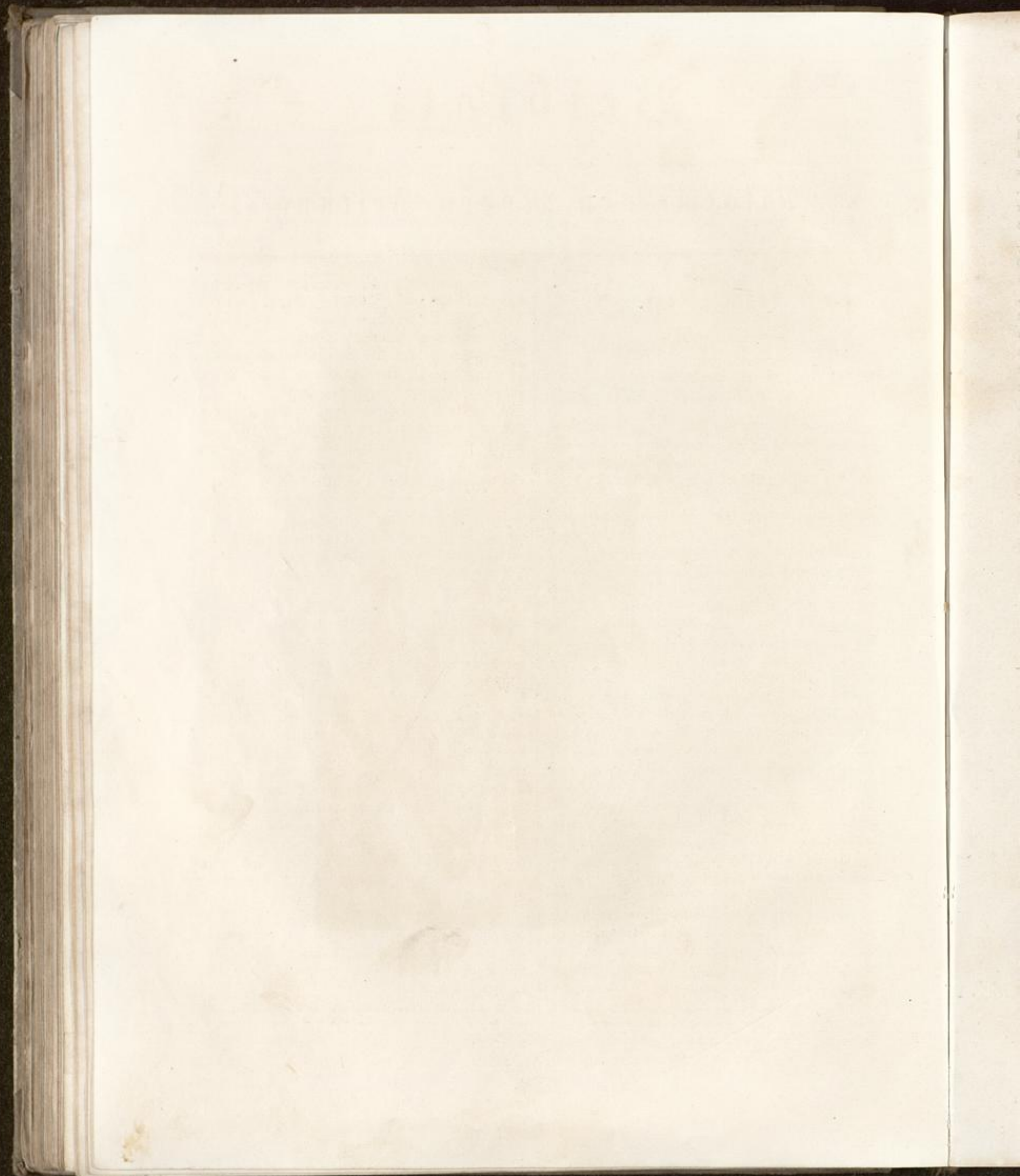




*Schloß Miramar  
am adriatischen Meer*

*Verlag v. Zschyge & Co. in Leipzig*

*Verlag v. Zschyge & Co. in Leipzig*



zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Sonnige Tage.

Frühlingsfahrten

von

Günther von Freiberg.

(Fortsetzung.)

An welche andere Zeit hatte man zu denken, wenn man vor sich die Höhen des Hymettus sah, der noch immer seinen Honig liefert; weiterhin die weißen Marmorfelsen des Pentelikon; dicht zu unseren Füßen den Areopagus, den Pnyx, auf welchem Demosthenes die Reden hielt, — den schön erhaltenen Theseustempel, und vor Allem das Bacchustheater, wo die großen Tragödien gespielt wurden. Und erst vor zwei Jahren sind von unserm Hofbaurath Strack — zu seinem großen Ruhme sei es erwähnt — die untersten Reihen der prächtig erhaltenen Marmorfessel entdeckt worden, ganz unverfehrt, mit ganz deutlichen Inschriften. Nein, ich kann es nicht ausdrücken, mit welcher Erbauung wir uns darauf niederließen, — vor uns der Schauplatz, von dem die unsterblichen Worte ertönten. Ich wüßte nicht was ich darum gäbe, dort allein, und im Laufe gewöhnlicher Tage umherdämmern zu können! Im Orange und in der Ueberfülle der Reise empfandet sich das Alles nicht wie es sollte; das wieder sehen retouchirt die Farben, die zuerst hart und grell auf Sinn und Gemüth fallen.

Man hatte zwar jetzt für Athen Zeit genug, weil jeder Ausflug in die Gegend wegen der Räuber unmöglich war. Wie gern hätten wir das nahe Marathon gesehen, wie gern wären wir über Cleusis nach Megara gefahren. Wir wurden aber vom Gescheide schon sehr begünstigt, daß einem Regimente, welches nach den ionischen Inseln ging, in der Gegend von Cleusis ein Abschiedsfest gegeben ward. Dadurch war an dem Nachmittage die Gegend sicher, und wiederum verdankten wir der Güte des Herrn Rangabes die genaue Betrachtung der alten berühmten Stätten. Mit großem Vergnügen hielten wir dicht vor Salamis; ich sah Xerxes leibhaftig auf jener Höhe sitzen und hätte selbst gern noch länger in die berühmten Meereswellen geschaut, wenn die Abend Schatten uns nicht wieder an die Räuber erinnert hätten.

Ein ganz anderes und modernes Bild lag am andern Tage vor uns, an welchem auf dem Champ de Mars, dicht vor den Thoren, eine Fahnenweihe stattfand. Wir fuhrten mit dem uns bekannten griechischen Offizier hinaus, dessen Uniform und Sprache uns sehr zu statten kam, und der überhaupt die liebenswürdigste Gefälligkeit für uns hatte. Ganz Athen war draußen und umstand in dichtem Gedränge, in Wagen, zu Fuß und zu Pferde den Pavillon, in welchem die griechischen Priester den jungen König erwarteten. Unser junger Freund rief einen Kameraden heran, uns den Eintritt in den Pavillon zu erwirken, und in der That sprengte dieser bald mit der Erlaubniß an unsern Wagen.

Dies war eine sehr willkommene Gunst, wie ich denn überhaupt die Artigkeit und Gefälligkeit des ganzen Auslandes nicht genug rühmen kann. — In dem nach allen Seiten offenen Pavillon standen etwa 12 griechische Priester mit ihren Bischöfen und dem Erzbischof; die letzteren in den reichen goldenen und silbernen Gewändern, mit dem langlockigen Hinterhaare, wie wir die anbetenden Könige oft abgebildet sehen; es war eine Art Altar errichtet, und ein Blumenstrauß lag neben dem Weihwasser, womit nachher in die Weite gespritzt wird. Der junge König nahte jetzt mit seiner Suite, und man hatte genug zu sehen an den reichen Costümen, den reizenden arabischen Pferden mit den kleinen klugen Köpfen. Der König trug Generalsuniform, den blauen Gorden des Erlsferordens und einen kleidenden Hut mit eingelegerter Feder; der Kriegsminister und viele Offiziere waren ebenfalls in Uniform, die recht eigentlichen Griechen aber, die Pallikaren, in der Nationaltracht, und zwar in der allerprächtigsten, und wie sie im Galopp dem Könige folgten, umvogten die blendend weißen Fustanellen wie Schwanensflügel.

Unser Auge hatte sich schon sehr daran gewöhnt, denn die griechische Tracht wird noch sehr viel getragen und steht den Männern ganz ungemein grazios-lookett. Wie schade, daß sie so kostbar und delikat ist, wodurch sie nach und nach doch wohl verschwinden wird. Liegt es in der schwebenden, tausendfaltigen Fustanelle, die nur knapp bis zum Knie reicht — ein dicht anliegendes weißes Beinkleid ist darunter — in dem eng anliegenden Gürtel, den hängenden, reich gestickten Ärmeln des

eben so reichen Zäckens, kurz, sie schreiten so fest und leicht, sie setzen die feinen Füße so gut, ihre Haltung ist so sicher und dabei anmuthig, daß man den schlanken Gestalten mit Vergnügen nachblickt. Dabei hat der Anzug doch etwas Harmonisches und Einfaches, weil sie zu dem Weiß immer nur eine Farbe tragen, d. h. die reiche Jacke mit dem noch reicher besetzten Spenzerchen ohne Aermel, sowie die eben so dicht und reich besetzten, bis zum Knie gehenden Samaschen, sind immer von derselben Farbe, mehrentheils kernblau und schwarz, auch die dicke Fofament- und Soutachebesetzung immer in Schwarz. — An dem Fahrentage aber trugen die Generale dieses in Scharlachsammet, von dem vor goldener Stickerei und Besetzung fast nichts zu sehen war. Ich stand neben einem von ihnen, einem 84jährigen Pallikaren, einer wahren Corsarengestalt, Hadji Petros, der mir aber mit großer Courtoisie dicht beim Könige Platz machte. Dieser sieht blutjung aus, und seine in diesem Augenblicke freundlich-befangene Miene stand ihm gut und natürlich; er stieg die Stufen herauf und ward von dem Erzbischof in langer griechischer Rede begrüßt. Während des Gottesdienstes sah ich oft zur Akropolis hinüber, und die Götter Griechenlands standen unwillkürlich vor mir auf, bis eine tüchtige Ladung des geweihten Blumenstraußes mich zu christlicheren Gesinnungen zurückrief; dem Könige war vorher mit den geweihten Blumen ein Kreuz auf die Stirn gemacht worden, dann empfing er aus der Hand des Erzbischofs die Fahne, die er nun dem Obersten des Regimentes übergab, indem er die Rede an denselben ablas, da ihm das Neugriechische noch nicht so geläufig ist. Dann setzte sich Alles wieder zu Pferde und ritt die Fronten hinunter.

Während der Parade, sowie überhaupt seit wir in Athen waren, fiel es mir auf, daß sich die Begegnenden immer geküßt hatten, sowohl die Leute aus dem Volke, als die Offiziere und Vornehmen. Ich äußerte gegen unsern Begleiter, daß eine solche Zärtlichkeit und Gemüthlichkeit unserm Norden gänzlich fremd wäre. „Es ist die Saison des Küßens“ erwiderte er lakonisch, worüber wir natürlich hell auslachten; — „die Osterzeit nämlich,“ fügte er erklärend hinzu, und deutete auf einen jungen Priester, der soeben einen Pallikaren auf den Mund küßte.

Abends sahen wir im Theater die Norma, also ein ganz moderner Tag auf diesem klassischen Boden.

Etwas Modernes ist auch noch sehr hübsch auf diesem Boden des schönsten Alterthums; es ist der reizende Schloßgarten, den Königin Amélie anlegen und so sehr pflegen ließ, daß man es ihr sogar etwas vorwirft, weil er zu viel Wasser kostete, was den Athenern etwas spärlich zufließt. Er ist aber ein wahres Glück für das steinige Athen, hat den schönsten deutschen Rasen und anakreontische Nachtigallen, und dazu prächtige Palmen,

den reizenden Pfefferbaum, dichtblühende Drangen, und die ungeheuer großen, blaugrünen Aloe, die ich hier erst schätzen lernte, weil sie gepflegt und schön gehalten waren, während sie in Sicilien nicht ganz die Höhe erreichen und immer zerbrochen und lieblich aussehen. Ich konnte nicht begreifen, warum immer ein dicker grüner Pfahl darin steckte, der ganz himmelhoch daraus emporstieg, bis ich erfuhr, daß dies der Blüthenschaft ist. All diese Bäume und Pflanzen, die eigentlich schon nach Afrika gehören, geben der Landschaft einen ganz besondern Stempel; sie haben etwas Stilles, Regungsloses, wie ein ewiger fragloser Blick, mit dem sie über die Wüste schauen. — Auch der Delbaum ist hier in Attika der wahre Baum der Minerva, nicht so ungestalt und struppelig wie in Italien und Provence. Aber leider sieht man wenig genug davon, denn Alles, was ich hier und später an allen griechischen Küstenstrichen gesehen, ist steinig, kahl, aride, und wird nur durch die unvergleichlichen, klar umflossenen Fernsichten schön. Tiefer in das bergige, romantische Griechenland hinein ist es gewiß grün und fruchtbar, denn trotz dem auch hier verspäteten Frühjahr — weshalb wir denn nirgend Hitze gefunden — fuhr doch am 22. Mai die vollen Erntewagen an uns vorüber.

Eine stete Lust und Freude war mir jeden Augenblick die Akropolis! Wie mögen auch die Alten immer mit Stolz und Liebe hinaufgeblickt haben, als sie noch silberweiß sich in den tiefblauen Himmel erhob, und der goldene Speer ihrer Schutzgöttin noch höher hinauf zeigte; ganz dicht war Athen um sie her erbaut, und das Volk konnte sich mit jedem Blicke daran aufbauen. — Niemals hat sich mir eine Zerstörung, eine Ruine, so zu einem Ganzen, Ehemaligen wieder zurecht gefügt; ich bin auch so verliebt darin, daß ich mit größtem Hass des wilden Grafen Königsmark gedachte (Bruder der schönen Aurora und des ermordeten Philipp), der mit seinen venetianischen Schaaren das Parthenon in die Luft sprengte. Sein Urgroßvater, Hans von Königsmark mit dem langen Schwerte, hatte Prag an allen vier Ecken angezündet; der Enkel wollte ihn übertreffen. Doch an ihm und seinen glänzenden Geschwistern vollzog sich der Fluch, den eine unglückliche Mutter dem Grafen Hans bei der Belagerung von Prag sterbend zugeschwört hatte. „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“

Sehr dankbar für die liebenswürdige Güte, die wir dort gefunden, verließen wir Athen. Nachdem wir aber den Fuß von den eleganten Teppichen unseres Hotels weggezogen, war es mit dem bisherigen Reisecomfort für einige Zeit aus. Da der österreichische Dampfer nicht über Smyrna ging, so wählten wir einen griechischen, auf welchem wir vier Tage und vier Nächte hintereinander mancherlei auszustehen hatten. Unser junger militärischer Freund begleitete uns nach dem Piräus und

empfahl uns eifrig seinem Landsmanne, dem Kapitain des Dampfers *Patrice*. Er vermochte aber nicht dem *Neptune* zu gebieten, der wieder seine langen Locken angelegt, nicht kurz gekräuselt, wie es ihm auf den italienischen Meeren so gut stand; und so hatte man denn wieder, trotz dem wunderschönen Wetter, mit großem Unbehagen zu kämpfen. Diesmal natürlich waren wir nun schon in einen Thurmbau von Sprachen gerathen. Viele hübsche griechische Frauen — wie ich denn auch in Athen sehr schöne Gesichter gesehen — plapperten wie die Elstern, ohne die geringste Rücksicht auf diejenigen, die entweder schlafen, oder ihr Seeungemach in einiger Stille überdauern wollten.

Ich selbst hatte in den Cycladen und im Archipelagus nichts im Sinne, als all' die zerstreuten Inseln zu sehen, welche mir auf meinen Schulkarten immer vorlamen, als hätten die Götter sie mit gütigen Händen wie Rosen in das Meer zerstreut. Die Nacht mag mir freilich vieles verhüllt haben, jedenfalls aber sind diese Vorstellungen in mir sehr abgeblüht. Man sieht nichts als kahlen dünnen Stein, keine Vegetation irgend einer Art. Seit der Götterhauch, die Seele, diesem Lande entfloß, ist nur das Gerippe übrig geblieben. — Diese Gedanken beschäftigten mich, als wir Nachts um ein Uhr vor *Syra* still hielten, und ich den Dunst und die Hitze der Cabine gern mit dem Deck vertauschte. Sehr seltsam zeigte sich bei grauem Tage die steinige Insel mit ihrer hoch wie eine Pyramide hinauf gebauten Stadt, und als die Sonne über einem amethystfarbenen Berge wie ein farbenblitzender Diamant emporstieg und ihr scharfes Licht auf die blendenden Häuser warf, mußte ich so oft denken: welche Schönheiten, die unseren schlafenden Augen vorüberziehen!

Jetzt aber begann rings umher ein gewaltiges Leben. Alle Schiffe, Dampfer und Fregatten slagten (*Syra* ist ein bedeutender Hafen), die Ufer füllten sich mit Menschen, die Barken — alle mit blühendem Dleander geschmückt — tanzten auf den Wellen, denn man erwartete den jungen König, der nach dem Abzuge der Engländer die ionischen Inseln besuchte, und auch zum ersten Mal nach *Syra* kam. — Seit unser Schiff still gelegen, hatten die Seebranten sich einem erquickenden Schlafe ergeben; jetzt aber, wo der Dampfer des Königs in Sicht war, wurden sie unbarmherzig aufgestört. Sowohl auf unserm wie auf allen übrigen Schiffen, Ufern und Höhen wurden die Kanonen gelöst, die *Bivats* aus tausend Kehlen angestimmt. In meinem Leben bin ich nicht inmitten eines solchen Spektakels gewesen! Die Damen kreischten und schrieten, die Schiffleute trösteten immer fort: non paura, non paura! (Keine Furcht!) Der junge König grüßte wieder mit seinem hübschen Hute und seiner jugendlich befangenen Miene — der Pulverdampf verhüllte Alles und ließ, sich zerstreuen

und von der Frühsonne vergoldet, die seltsame pyramidalische Stadt wie eine *Fata morgana* erscheinen. Da wir unsern Dampfer hier mit einem leider viel schlechteren vertauschen mußten, so befand sich unsere Barke plötzlich inmitten aller übrigen, streifte die Gondel des jungen Königs, und hatte die eigenthümlichste und fremdartigste Regatta mitzumachen.

Es war dies Alles sehr hübsch, sehr besonders und in solcher Umgebung kaum wieder zu erleben; man war aber schredlich vernüchtert, einigermaßen elend. Seit ein Uhr in der frischen Morgenluft mit einer kleinen Tasse dicken türkischen Kaffees, wie er hier schon anfängt, natürlich ohne Milch. Als man nun zum Frühstück kam, schmeckte Alles nach Talglicht, Alles unsauber, kein *Camerotto* wußte was man wollte, sie sprachen kaum ein wenig italienisch. Ich kann wohl sagen, daß ich den Königsjüngling drüben am Ufer sehr um sein Frühstück beneidete. Wir aber mußten wieder in das Meer hinaus, auf dem es uns jetzt schlimmer als je zuvor erging. Alles wurde brutalelement krank. Während wir uns noch einigermaßen anständig auf dem Deck hielten, stürzte eine junge Griechin im Hemde, mit übergeworfenem Mantel herauf, ganz verzweiflungsvoll bei ihrer Familie Hilfe suchend. Einige Damen lagen wie in Convulsionen; ganz so schlimm erging es uns nun nicht, weil wir unbeweglich auf dem Rücken liegen blieben, während diese sich in ihren prächtigen Kleidern, wie sie gewohnt sind sie im *Phanar* zu tragen, sich unverständlich hin und her warfen.

Darüber sah man nun nicht das schöne Meer, die Höhen der nahen und fernen Inseln, man dachte nicht der alten reizenden Mythologie, die hier aus Wellen und Grotten aufstieg. — man hatte genug mit seinem Christenthume zu thun, wie sich denn auch die Griechinnen in ihrem Leide kreuzigten und segneten. So gerieth man bis mitten in die Nacht, wo vor *Chios* mehrere Stunden Halt gemacht wurde, und ein unendliches Aus- und Einpacken von Waaren stattfindet. Hat der ewige nervöse Stoß der Schraube, oder das Schaufeln der enormen Räder und das bum bum der Maschine aufgehört, dann ist ein Trappsen, Rufen, Schimpfen, ein Geratter der Stricke und Ketten, und das nennt man dann die schöne Einsamkeit auf hoher See. — Da *Chios* berühmt wegen seiner Schönheit und himmlischen Vegetation ist, so ging ich hinauf, um ein wenig davon zu entdecken; die schöne Sommernacht war aber doch nicht hell genug dazu. — „Sie werden sich verkühlen“, sagte eine sanfte, angenehme Stimme zu mir, die mich ordentlich erschreckte, so neu war es mir, deutsch angerebet zu werden. Es war ein sehr angenehmer, sehr unterrichteter Wiener. Bis jetzt hatte man in den Calamitäten des griechischen Schiffes eigentlich Niemand beachtet; dieser junge Mann sowie der griechische Consul in Konstanti-

nopel mit seinem überaus gebildeten Sohne, und ein englischer Generalconsul blieben bis Konstantinopel unsere sehr angenehmen, sehr artigen und hilfreichen Gefährten. — Mit der Sonne that sich uns wieder ein Hafen auf, und zwar der schöne, große Golf von Smyrna, mit seinen reicher bebauten, sanft abhängenden Ufern, als sie immerdar auf der europäischen Seite bleiben. Hier grüßten zuerst die Minarets, hier bezeichneten zuerst die langen dichten Streifen schwarzer Cypressen die türkischen Kirchhöfe, hier hausheten sich zuerst die vielen großen und kleinen Moscheen. An den „beiden Brüdern“ vorüber (zwei Zwillingberge) nahen wir uns dem andern Welttheile, der Wiege ältester Geschichte, und bald setzten wir den Fuß auf den heiligen Boden Asiens.

Dies war an und für sich ein Ereigniß und eine Empfindung, wenn auch Smyrna selbst unseren Erwartungen nicht in dem Grade entsprach, als man es von der gepriesenen Rosenstadt erwarten durfte. Ich schäme mich zwar, dies von einem uralten Orte mit einer Vergangenheit und Gegenwart so kurzweg zu sagen, und nehme dies mein flüchtiges Urtheil vor jedem gediegeneren gern zurück. Ein Geschichts- und ein Künstlerauge betrachtet es anders, sieht die Karavanenbrücke, die heftenden Türken, den ganz andern Habitus zu seinem Vortheile an. Unser ordnungsgewöhntes Auge aber sah nur arge Schmutzstraßen, die unvermeidlichen orientalischen Lumpen mitten darin, ein Höllenpflaster, eine Bevölkerung in Schmutz und Plunder, welche einer unserer Begleiter von nun an nicht mit Unrecht das Ungeziefer der Menschheit nannte. Die Kameele waren auch auf Grasung tief in's Land geschickt und hatten nur wenige sehr ruppige Repräsentanten zurückgelassen. Die prächtige, riesengroße Platane, worunter schon Homer gefessen haben soll, sieht man sich zwar mit dreitausendjährigem Zweifel an, freut sich aber doch, seiner Spur gleich hier, so nahe an dem Schauplatz seiner Gefänge, zu begegnen.

Die Sonne brannte heiß, und so zogen wir es vor, den schönen Blick auf zwei Welttheile lieber von dem Dache unseres Consuls, als von den Ruinen des alten Schlosses, der ehemaligen Niropolis des alten Smyrna, zu genießen. Als wir durch die Hauptstraße — die Rosenstraße — zurückgingen, erinnerte sie uns lebhaft an eine Straße in Gotha; in der That war sie ganz hübsch gepflastert, mit schmalen Trottoirs versehen, und durch die offenen Hausthüren sah man zuweilen in freundliche Höfe mit Orangebäumen und Springbrunnen, auch manches allerliebste Gesicht, das nach uns hinguckte. Den kleinen Rest unserer Reisegesellschaft, denn fast Alles war auf den Inseln und in Smyrna geblieben, fanden wir in einem Café dicht am Meere, wofelbst sie sich der sauberen, hellshimmernden Marmar's

erfreuten. Lange aber durfte diese Ruhe nicht dauern, und seufzend bestiegen wir die Barke, die uns unserm Dampfer wieder zuführte, der uns bisher so schlechte Stunden bescheert. Damit thaten wir ihm aber für dieses Mal unrecht, denn wir hatten die schönste und ruhigste Fahrt bis Konstantinopel. Dagegen that er uns etwas an, das freilich sehr unerwartet war. — Als wir die Schiffstreppe erstiegen hatten, fanden wir das ganze Schiff, von der zweiten bis über die erste Klasse hinweg mit einem Pilgerzug bedeckt, der eben von Jerusalem zurückkehrte, und den jedes Schiff verpflichtet ist aufzunehmen. Dem englischen Dampfer, der sie bis hierher gebracht, waren die Kohlen ausgegangen, und nun traten wir dies Erbtheil an. Sie hatten sich bereits mit ihren Teppichen, Kissen, Pelzen, Eßkörben und Säcken gehörig etablirt, und unser kleiner Kreis eroberte mit Mühe den erhöhten Platz neben dem Steuerrade; nur eine rabenschwarze Türkin, mit dem Mouffelin bis an die Augen verpackt, blieb bei uns, und stiftete mit uns Allen gute Freundschaft.

Dieser Zuwachs wäre eben so unbequem als unerträglich gewesen, hätte man sich die Sache nicht mit einiger Kunstliebe angesehen, denn wirklich konnte man schöne Typen entdecken; besonders waren die Kinder und Mädchen von vierzehn bis sechzehn Jahren ungemein reizend, mit farblosen, feinen, äußerst interessanten Zügen. Aber das ewige Herumliegen auf der Erde, das im ganzen Oriente Sitte ist, giebt ihnen immer etwas Schmutziges, Verbrauchtes, Unordentliches, das auch diejenigen bettelhaft erscheinen läßt, die es gar nicht sind. Was einem für Menschen die Hände reichen, um einem aus den Barken zu helfen, das kann man sich gar nicht denken; und sie sind dazu ganz autorisirt, während solche Lumpengestalt bei uns nicht auf der Landstraße geduldet würde. — Obgleich Niemand von diesem armenischen Pilgerzuge in den Salon oder die Cabinen kommen durfte, so bettete ich mich doch dergestalt in den höchsten Schublasten, daß ich einen wahren Salto mortale wagen mußte, um Morgens wieder hinunter zu kommen; es war aber bereits angeklopft und die Insel Tenedos nebst trojanischen Ufern gemeldet worden. Das ließ sich nicht versäumen, und ich kam gerade noch zu recht, um Eos im Safrangewande über die Homerischen Gefilde aufsteigen zu sehen.

Wie gern wäre ich dort umhergestreift, mit Zeit, Ruhe und innerster Anschauung, wohin man jetzt nur tausend fragende Blicke richtete. Der griechische Dampfer wußte nichts von seinen alten Brüdern, jenen „schwarzgeschnäbelten“ Schiffen, und flog gedankenlos über dieselbe Tiefe, über welche, von Tenedos her, die Schlangen den Laokoon erreichten. Jeder Hügel auf dem asiatischen Ufer schien uns das Grab des Patroklos zu sein; „Achill liegt dort mit seinem schönen Freunde,“

citirte man hier mit einer ganz wunderbaren Empfindung, weil es dort wirklich etwas zu bedeuten hatte. Auch an die hehre Gestalt Alexanders mußte man denken, der dort am Grabe Achills trauernd und neidvoll verweilte, und schweifte nun der Blick zum Ida hinauf, so sah er noch ganz andere Gestalten. — Ungern sahen wir diese lieblichen grünen Ufer immer mehr und mehr schwinden, die mit tausend Stimmen zu uns geredet, und von Gesängen und Morgenwind umflügelt schiffen wir in den Hellespont hinein, „der nicht minder günstig war“ all' diesen angeregten Erinnerungen. — Unser Pilgerzug, auf den wir jetzt erst wieder ein Auge warfen, beschäftigte sich freilich anders; die Männer schüttelten den Staub von ihren Kleidern und Decken, der wohl noch aus Jerusalem zu datiren schien; die Frauen kämten ihr reiches verwildertes Haar, und wollten bei den Kindern damit noch nachdrücklicher verfahren, worauf ich aber Zeter schrie, den Kapitain herbeirufen und es ihnen verbieten ließ. — Lange hielten wir zwischen Sestos und Abydos, von wo viele hübsche Sachen zum Verkaufe und vortreffliches Milchis in gläsernen Tellerchen gebracht wurde. Wir hatten Zeit an Leander und Lord Byron zu denken und ihre Schwimmkraft zu berechnen; unsere sehr unterrichteten Reisegefährten waren in Allem zu Hause und belebten angenehm das Gespräch. Das war aber auch das einzige Genießbare auf dem verwünschten Schiffe, und als die Frühstücksglocke läutete, konnten wir nach so vielen Homerischen Citaten jedenfalls das eine nicht brauchen: und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle; man schien uns, zu Ehren dieser Erinnerungen, gefüllten Ziegenmagen servirt zu haben. Die Pilger servirten uns auch noch ein besonderes Schaugericht, indem die Frauen anfangen sich zu zanken und endlich zu prügeln; auf den erhobenen Händen sah man dabei immer das Kreuz, welches Allen, auch dem kleinsten Säugling, neben dem Daumen eingedrückt wird, als ehrenvolles Zeichen seiner Pilgerfahrt.

Als im rothigen Abendscheine das Meer von Marmora sich vor uns öffnete und wir vor Gallipolis hielten, wurden wir diesen Menschenschwarm los, und die Scene änderte sich nun schon im Geschmacke der nahen Hauptstadt. Vornehme Türken ließen sich mit ihrer zahlreichen Dienerschaft herbeirudern, der erste Derwisch zeigte sich, und ein ganzer Kahn voll Gespenster, wie ich die Türkinnen in ihrem verhüllenden Mousselin immer nenne, kam auch herbei. Dieser Jagmac, der sie bis an die Augen, und dann wieder die Stirn verhüllt, giebt den Gesichtern etwas Gespenstisches, ehe man sich daran gewöhnt, da besonders unter zehn Türkinnen die Eine immer eine Mohrin ist, und ganz graulich aus dem weißen Spalt heraussieht. — Es wurden wieder unzählige Teppiche, Kissen und Shawls ausgebreitet, wäh-

rend wir Anderen unsere Cabinen suchten, und vom heitern Propontis so angenehm gewiegt wurden, daß man am Morgen förmlich mit Schreck vernahm: die Serailspitze ist ganz nahe! — Da galt es, hastig in die Kleider zu kommen. Als ich aus der Kajütenthür trat, lag Konstantinopel in rosig-bläulichen Morgenschleiern vor mir.

Hier stockt nun eigentlich meine Feder. Nicht daß ich damit sagen will — wie es den Ruf hat: — es ist so unbeschreiblich schön, daß sich's nicht beschreiben läßt, sondern vielmehr weil es enorm mannigfaltig, so anders wie alles andere, so schön, so abstoßend, so reich, so arm, — kurz, zu viel für meine unbedeutende Feder ist.

Dies Alles wußte ich freilich noch nicht, als unser Dampfer vor dem goldenen Horne hielt und ich mir zunächst die königliche Lage zwischen zwei Welttheilen anschaute. Dazu hat man freilich in dem Augenblicke wenig Platz und Ruhe; denn ist es immer ein unglaubliches Getreibe und Gelärme auf jedem großen Dampfer, der zur pünktlichen Stunde von den Meeren eintrifft, so geht das in Konstantinopel über alle Begriffe. Alles Befreundete und Befoldete drängt herauf, um abzuholen und sich anzubieten; im tollsten Englisch und Französisch wird man von allen Hotel-Abgesandten bestürmt, und wer dazu mit dem Kopfe schüttelt, den versteht man nicht; erst ganz spät lernt man den Kopf hinten überwerfen, was eine Verneinung ist. Türkische Courtoise jedoch lernten wir gleich kennen; die vornehmen Türken machen artig Platz, treten eifrig zurück und legen die Hand mit einem funkelnden Diamanten auf die Brust. Das Volk dagegen kümmert sich gar nicht um den Vorübergehenden, läßt Jeden ruhig gewähren und lacht nicht ungezogen über irgend etwas Fremdes, Abweichendes im Costüm. Was sollte freilich auch hier überraschen! Wer den täglichen großen Weltmasenball auf der entlosten Brücke, welche Galata und Stambul verbindet, mitgemacht, der ist abgehärtet. Alle Racen, alle Trachten, alle Farben an Haut und Stoffen, alle erdenklichen Kopfbedeckungen begegnen einem hier in einem stets so dichten Gewimmel, wie man es bei uns etwa an Festen oder Illuminationen sieht. Ich sagte immer: wenn Einer mit dem Seraskier-Thurme auf dem Kopfe kommt, so wird mir das keinen Eindruck machen, und doch längere ich nicht, blieb ich mit offenem Munde stehen, als einst ein Hamall — Lastträger — mit einem zugemachten Wagen auf dem Rücken auf uns zukam. Alles was hier Transportiren heißt, ist in einem primitiven Urzustande, der einen in Verzweiflung bringen kann. Die fürchtbarsten Lasten werden nach dem hochgelegenen Pera hinaufgebracht, alle auf dem Rücken der vorn übergebogenen Hamalls oder der armen Pferde, denen ihre Last noch saurer gemacht wird, daß sie auf dem fürch-

terlichen Felsensteinpflaster nachschleppt. Eines Tages blieb ich ganz erschrocken nicht weit von unserem Hotel stehen, weil ich ein Gebrause, ein Gedröhne und Getöse hörte, daß ich meinte, das Marmora-Meer wäre durch die Serailspitze gebrochen. Endlich kam die steile Straße ein Zug von Pferden herauf, die hoch und dicht mit Eisenbarren bepackt waren, welche alle auf den Felsblöden von Pflaster nachschleiften. Die Art dieses Lärmens läßt sich gar nicht beschreiben, es revoltirte die Seele. Und dazu wollte der voranschreitende Kavaf in aller Würde seines Gesandtenthums die unglücklichen Thiere noch seitwärts treiben, denn Alles gehorcht dem Stabe des Kavaf.

Wir selbst waren nun auch nicht darauf gefaßt, uns selbst die Straßen hinausschleppen zu müssen, als wir zuerst das Ufer an der Douane von Top Hané betraten, und statt irgend eines Wagens nur die Hammals vorfanden. Pera liegt sehr hoch und es ist wirklich keine geringe Plage, in dem ungeheuer weitläufigen Konstantinopel, fast immer gehen zu müssen. Da alles Sehenswerthe nach dem Bosphorus, nach der Serailspitze und hinüber nach Asien führt, so muß man nach diesen ermüdenden Ausflügen unerbittlich wieder die hohen, schlecht gepflasterten, voller Lumpen und Hunde liegenden Straßen nach Pera — der Frankensstadt — hinaufsteigen; dies gilt besonders von den untersten Stadttheilen Galata und Top Hané, wo der Verkehr und das Treiben über die Massen ist; oben in Pera ist es reinlich, steinerne Häuser, aber immer enge, schlecht gepflasterte Straßen.

Als wir nun zuerst, sehr außer Athem, vor unserem Hotel anlangten, stiegen wir einigermaßen mißmuthig die beiden Treppen hinauf, geriethen aber in ein wirkliches Entzücken, als wir an unsere Fenster traten. Vor uns senkte sich die Stadt bis zum dunkelblauen Bosphorus hinab, seitwärts blickte man über das goldene Horn, über die Serailspitze und die mächtigen Moscheen nach dem silbern bligenden Marmora-Meere mit seinen heiteren Prinzeninseln; gegenüber in Asien das große Scutari mit seinen vielen Minarets und den endlosen schwarzen Cypressenwaldstreifen seines berühmten Leichenhofes; — alle Ufer dicht mit Bäumen, Pflanzungen und Häusern bedeckt; links von Pera, auf dem europäischen Ufer, Beschiktasch mit dem weißen Marmorpalast des jetzigen Sultans; überall kleine Moscheen mit den aufstrebenden Minarets. Ja, es ist eine königliche Lage! Auf der großen Brücke giebt es Stellen, wo die Höhen an beiden Ufern des Bosphorus so zusammentreten, daß sich beide Länder zu vereinigen scheinen; dann sieht man Konstantinopel, Scutari und alle Ortshäfen auf der europäischen und asiatischen Seite wie eine einzige ungeheure Stadt, die einen in riesengroßem, leuchtendem Panorama umgiebt. Die Aja Sofia, die Solimaneh und viele

andere große Moscheen erheben sich mit den zahlreichen Minarets daraus hervor; Gärten, Bäume, die unzähligen Cypressenpflanzungen, da überall, auf Plätzen und Straßen, Kirchhöfe sind, wachsen aus den Häusermassen hervor und durchweben es anmuthig. Jenes verdient, besonders in richtigen Beleuchtungen und Entfernungen, seinen großen Ruf. — Ich will aber nur gleich bekenne, daß mir das schöne, goldene Neapel darum nicht geschmälert ist. Die Ufer der türkischen Hauptstadt sind nicht so hoch und so pittoresk. Es ist nicht umsonst, daß man einen Besuch, einen Postlipp, den mächtigen Felsen von St. Angelo, die malerisch abstürzenden Ufer von Sorrent und das scharf gezackte Capri hat. Auch kommen Momente, wo man böse auf Konstantinopel und empört auf die sorglose Regierung ist.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(M.) Neues in der Herrentoilette kann man gegenwärtig nur an den Festanzügen sehen, die in dem herkömmlichen schwarzen Frack bestehen, welcher gar keine wesentlichen Veränderungen erfahren hat. Der Frack schließt sich der Brust ziemlich knapp an; der Kragen ist hinten niedrig, wird aber nach vorn zu breit, so daß er etwas auf die Achsel fällt und in die ziemlich breiten Klappen verläuft. Die Schößen sind von mittlerer Länge und die am Ellbogen weiten Ärmel runden sich anmuthig nach der Achsel zu. Das Futter ist schwarz oder weiß, je nach der Eifette. Neben den schwarzen Fracks sieht man auch einige goldbraune, hofgrüne und königsblaue, doch bilden sie noch immer eine kleine Minorität.

Die Weste, die zu solchem Frack getragen wird, hat immer einen ziemlich weit offenen Shawlragen. Sie ist entweder von weißem Piqué, auch wohl von weißem Atlas oder von gemustertem Seidenzeuge; aber auch schwarze sieht man, von Moire oder andern Seidenstoffen, selbst von Casimir, aber in diesem Falle muß unter dem Shawl eine weiße, rosa oder blaue Unterweste von Atlas oder Moire hervorsehen.

Die Beinkleider sind ziemlich eng anliegend.

(F.) Der Luxus der Kleider ist außerordentlich gestiegen und das Posament damit unentbehrlich geworden, ja es macht häufig den Haupttheil der Toilette aus. Man hat solchen Besatz, der bis 80 Thaler zu einem Kleide, ja sogar zu einem Ueberwurf von blauem Sammet 3. B. kostet.

Die Ballkleider haben noch nicht allen Luxus erreicht, zu dem sie im Laufe der Saison gelangen werden.



terlichen Felsensteinpflaster nachschleppt. Eines Tages blieb ich ganz erschrocken nicht weit von unserem Hotel stehen, weil ich ein Gebrause, ein Gedröhne und Getöse hörte, daß ich meinte, das Marmora-Meer wäre durch die Serailspitze gebrochen. Endlich kam die steile Straße ein Zug von Pferden heraus, die hoch und dicht mit Eisenbarren bepackt waren, welche alle auf den Felsblöcken von Pflaster nachschleiften. Die Art dieses Lärmens läßt sich gar nicht beschreiben, es revoltirte die Seele. Und dazu wollte der voranschreitende Kavaf in aller Würde seines Gesandtenthums die unglücklichen Thiere noch seitwärts treiben, denn Alles gehorcht dem Stabe des Kavaf.

Wir selbst waren nun auch nicht darauf gefaßt, uns selbst die Straßen hinausschleppen zu müssen, als wir zuerst das Ufer an der Douane von Top Hané betraten, und statt irgend eines Wagens nur die Hamalls vorfanden. Pera liegt sehr hoch und es ist wirklich keine geringe Plage, in dem ungeheuer weitläufigen Konstantinopel, fast immer gehen zu müssen. Da alles Sehenswerthe nach dem Bosporus, nach der Serailspitze und hinüber nach Asien führt, so muß man nach diesen ermüdenden Ausflügen unerbittlich wieder die hohen, schlecht gepflasterten, voller Lumpen und Hunde liegenden Straßen nach Pera — der Frankstadt — hinaufsteigen; dies gilt besonders von den untersten Stadttheilen Galata und Top Hané, wo der Verkehr und das Treiben über die Massen ist; oben in Pera ist es reinlich, steinerne Häuser, aber immer enge, schlecht gepflasterte Straßen.

Als wir nun zuerst, sehr außer Athem, vor unserem Hotel anlangten, stiegen wir einigermaßen mißmuthig die beiden Treppen hinauf, geriethen aber in ein wirkliches Entzücken, als wir an unsere Fenster traten. Vor uns senkte sich die Stadt bis zum dunkelblauen Bosporus hinab, seitwärts blickte man über das goldene Horn, über die Serailspitze und die mächtigen Moscheen nach dem silbern bligenden Marmora-Meere mit seinen heiteren Prinzeninseln; gegenüber in Asien das große Scutari mit seinen vielen Minarets und den endlosen schwarzen Cypressenwaldstreifen seines berühmten Leichenhofes; — alle Ufer dicht mit Bäumen, Pflanzungen und Häusern bedeckt; links von Pera, auf dem europäischen Ufer, Beschiktasch mit dem weißen Marmorpalast des jetzigen Sultans; überall kleine Moscheen mit den aufstrebenden Minarets. Ja, es ist eine königliche Lage! Auf der großen Brücke giebt es Stellen, wo die Höhen an beiden Ufern des Bosporus so zusammentreten, daß sich beide Länder zu vereinigen scheinen; dann sieht man Konstantinopel, Scutari und alle Ortschaften auf der europäischen und asiatischen Seite wie eine einzige ungeheure Stadt, die einen in riesengroßem, leuchtendem Panorama umgiebt. Die Aja Sofia, die Solimaneh und viele

andere große Moscheen erheben sich mit den zahlreichen Minarets daraus hervor; Gärten, Bäume, die unzähligen Cypressenpflanzungen, da überall, auf Plätzen und Straßen, Kirchhöfe sind, wachsen aus den Häusermassen hervor und durchweben es anmuthig. Jenes verdient, besonders in richtigen Beleuchtungen und Entfernungen, seinen großen Ruf. — Ich will aber nur gleich bekennen, daß mir das schöne, goldene Neapel darum nicht geschmälert ist. Die Ufer der türkischen Hauptstadt sind nicht so hoch und so pittoresk. Es ist nicht umsonst, daß man einen Besuv, einen Posilipp, den mächtigen Felsen von St. Angelo, die malerisch abstürzenden Ufer von Sorrent und das scharf gezackte Capri hat. Auch kommen Momente, wo man böse auf Konstantinopel und empört auf die sorglose Regierung ist.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

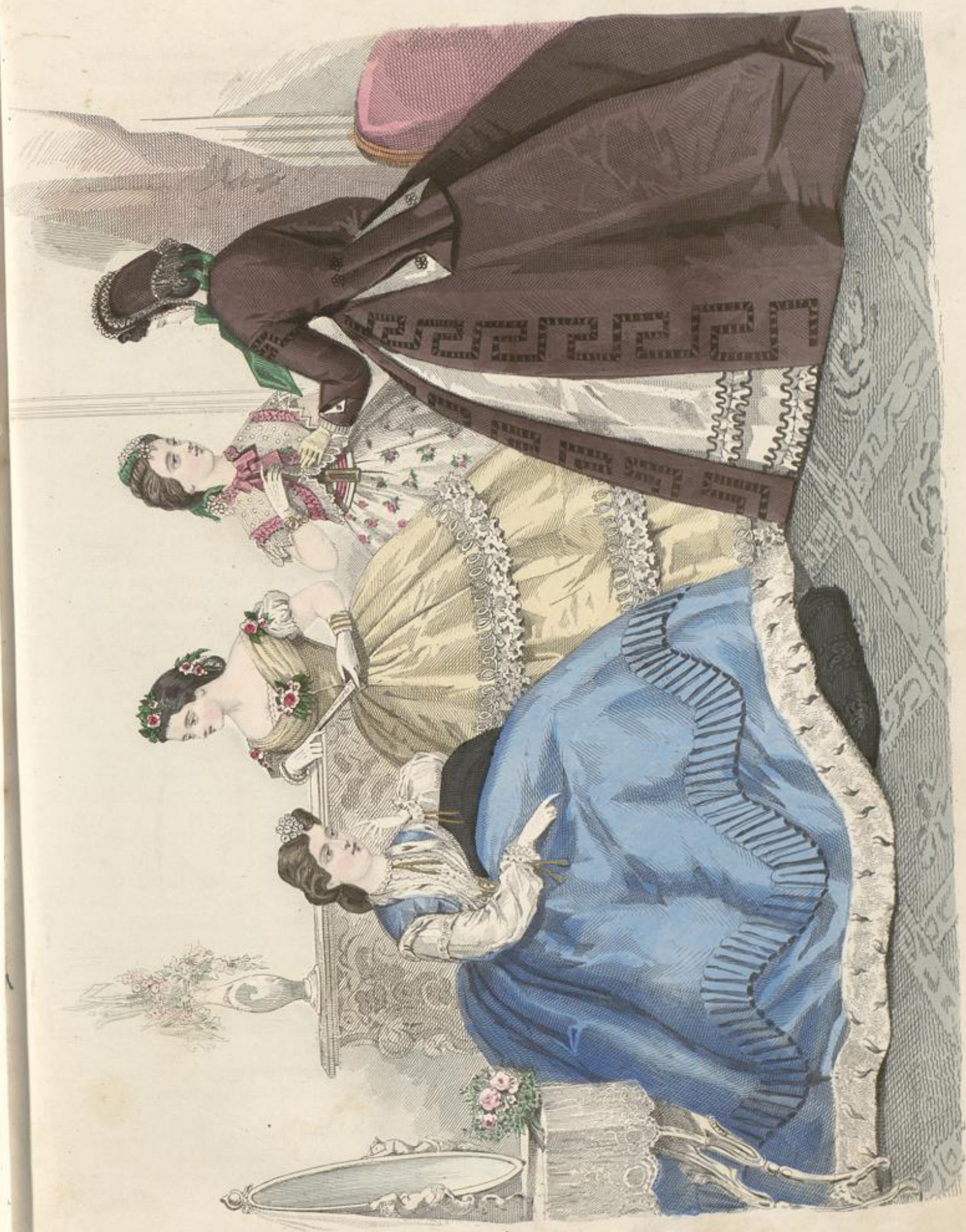
(M.) Neues in der Herrentoilette kann man gegenwärtig nur an den Festanzügen sehen, die in dem herkömmlichen schwarzen Frack bestehen, welcher gar keine wesentlichen Veränderungen erfahren hat. Der Frack schließt sich der Brust ziemlich knapp an; der Kragen ist hinten niedrig, wird aber nach vorn zu breit, so daß er etwas auf die Achsel fällt und in die ziemlich breiten Klappen verläuft. Die Schößen sind von mittlerer Länge und die am Ellbogen weiten Ärmel runden sich anmuthig nach der Achsel zu. Das Futter ist schwarz oder weiß, je nach der Etikette. Neben den schwarzen Fracks sieht man auch einige goldbraune, hofgrüne und königsblaue, doch bilden sie noch immer eine kleine Minorität.

Die Weste, die zu solchem Frack getragen wird, hat immer einen ziemlich weit offenen Shawlkragen. Sie ist entweder von weißem Piqué, auch wohl von weißem Atlas oder von gemustertem Seidenzeuge; aber auch schwarze sieht man, von Moire oder andern Seidenstoffen, selbst von Casimir, aber in diesem Falle muß unter dem Shawl eine weiße, rosa oder blaue Unterweste von Atlas oder Moire hervorsehen.

Die Beinkleider sind ziemlich eng anliegend.

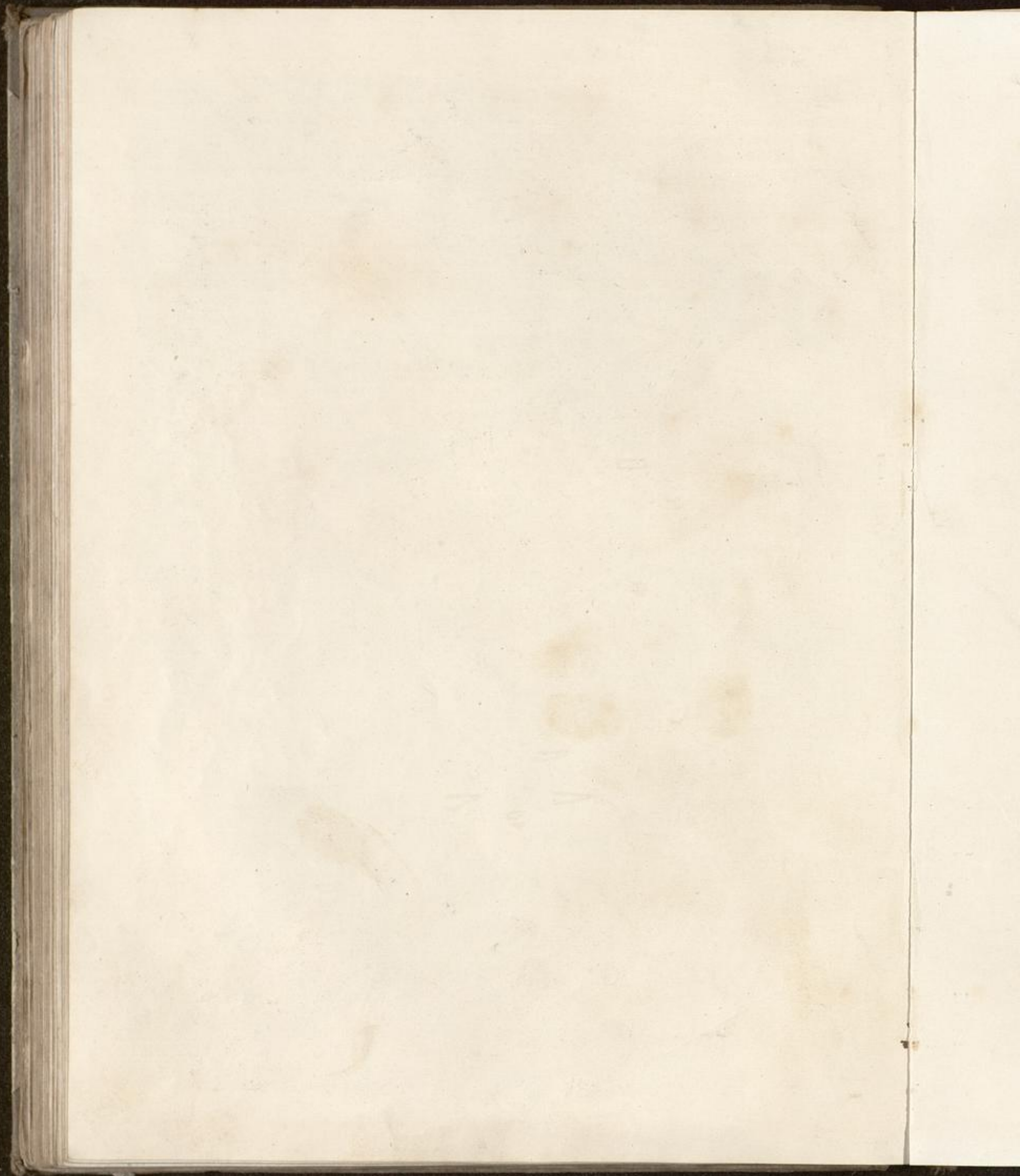
(F.) Der Luxus der Kleider ist außerordentlich gestiegen und das Posament damit unentbehrlich geworden, ja es macht häufig den Haupttheil der Toilette aus. Man hat solchen Besatz, der bis 80 Thaler zu einem Kleide, ja sogar zu einem Ueberwurf von blauem Sammet z. B. kostet.

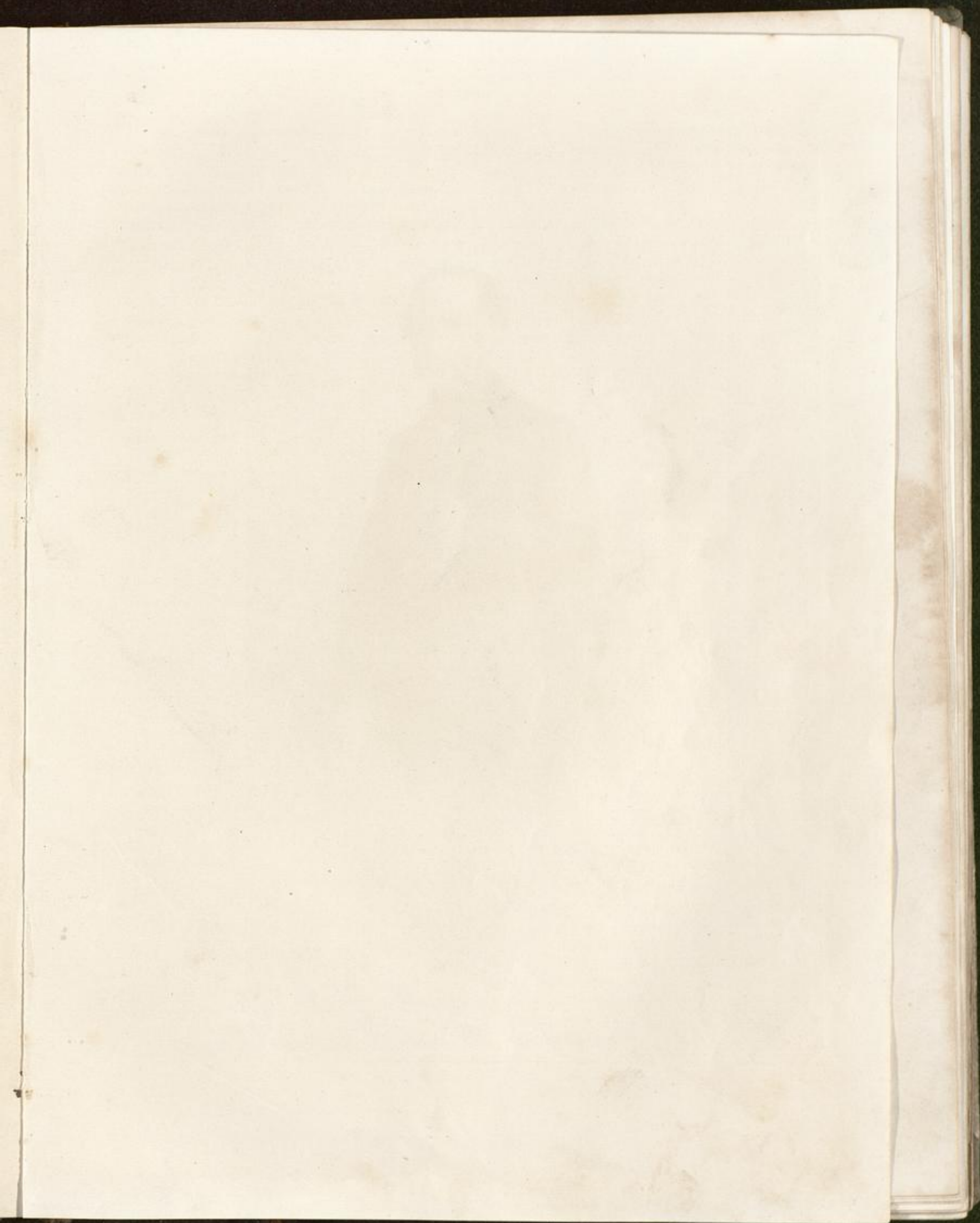
Die Ballkleider haben noch nicht allen Luxus erreicht, zu dem sie im Laufe der Saison gelangen werden.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

3. 1865.







Nach einer Photographie

Nach einem Druck in Wagner in Leipzig

Baron von Scheel-Plessene

Verlag v. Neumann, Neudamm

Die Muffe trägt man diesen Winter sehr klein, ja man trägt deshalb sogar sogenannte Phantastie-Muffe, d. h. solche, die nicht von Pelz sind.

Sehr viel Rücksicht nimmt man gegenwärtig auf die Fußbekleidung. Zum Balle müssen die Strümpfe von Seide mit gestickten Zwickeln sein und die Schuhe hohe Absätze mit Spitzenrosetten haben. Der Atlaschuh ist bisweilen von der Farbe des Kleides. Zu Besuchen zieht man die mit Pelz besetzten Sammetstiefelchen mit Knöpfen und Borten vor, die auf der Fußbiege zugemacht werden, nicht an der Seite. Zu einem Kleide von grünem Moire z. B. werden Stiefelchen von grünem Sammet mit Pelz und Borte, so wie Strümpfe von grünem Casimir mit weißgestickten Zwickeln getragen.

Die neuen Visitenkarten sind groß und von durchscheinendem Bristolpapier. Die Sitte verlangt, daß die Person, welche die Karte selbst abgibt, dieselbe perpendicular an einer der Seiten einbricht. Die Schrift darauf muß ziemlich groß und ohne alle Verzierung sein. Je einfacher, desto besser. Auf Briefbogen, Siegeln u. s. w. hat man am liebsten die mittelalterlichen Buchstaben, die genau nach jenen der alten schönen Missalen copirt sind.

Das Streben nach Uebertreibung führt fortwährend zu Seltsamkeiten. So haben wir Ballkleider gesehen mit kleinem Frack von Taffet oder Atlas.

Die leichten Ballanzüge sind meist von Seidengaze mit Mustern in allen Farben. Sie haben mehrere Röcke, der untere ist gewöhnlich über und über gebauscht und zwischen jedem Bäuschchen befindet sich eine Kuche. Ein Kleid mit maisfarbenen und schwarzen Mustern ist dann schwarz und maisfarbig garnirt. Der zweite Rock wird an jeder Seite mit schönen Bandschleifen aufgenommen. Ein Frackkleidchen von maisfarbenem Taffet ist mit Kuchen umgeben. Der obere Theil besteht aus weißem Krepp mit passenden Schleifen. Die Ärmel sind kurz und gebauscht und über dieselben laufen maisfarbige Taffetbänder.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 3.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Zurückgestrichenes sehr welliges Haar mit blauen Blümchen über der Stirn; Kleid von blauem Taffet mit offenem Figaroleibchen, ohne Ärmel und mit Hermelin besetzt. Auf dem sehr weiten Rocke ein Quetschaltenbesatz in Guirlandensform und ganz unten ein Streifen Hermelin; Chemisette mit Spitzenbesatz vorn und halb-

weiten Ärmeln; Gürtel mit goldener Doppelschnalle. Oben an der Chemisette ein goldenes Kettchen und ein gleiches an den Ärmelbündchen; schwerseidener schwarzer Unterrock mit Posamentbesatz; weiße Glacéhandschuhe; Schuhe.

2. Haarpuz mit Blumen über der Stirn und über dem Chignon; Ballkleid von maisfarbiger Seide mit ausschnittenem rundem drapirtem Leibchen ohne Ärmel, das in der Mitte der Brust und auf jeder Achsel ein kleines Bouquet trägt; auf dem Rocke ein dreifacher volantähnlicher Besatz von Krepp und weißseidener Schnur; kurze weiße Buffärmel; halb lange weiße Glacéhandschuhe; mehrere goldene Armbänder; Fächer; Schuhe.

3. Haarpuz mit Band und Blumen über der Stirn und im Nacken; Kleid von Pompadourtaffet mit rundem Leibchen ohne Ärmel und darüber ein Canezou mit rosa Band in Figarojackchenform garnirt; Gürtel mit sehr großer goldener Schnalle; auf dem Rocke kein Auspuz; halb lange Handschuhe mit reichen Armbändern; Schuhe.

4. Neuestes Hütchen mit Auspuz von weißen Spitzen vorn am sogenannten Schirm und hinten statt des ehemaligen Bartes, wo sich auch eine Bandschleife gleich den Bindebändern befindet; Kleid von braunem Taffet mit hohem knappem Leibchen, das ziemlich lange Frackschößen mit Umschlägen hat, die mit weißer Seide überzogen sind; enge lange Ärmel, oben mit seidener Borte besetzt, unten mit Aufschlägen, die einen kleinen weißen Umschlag haben; der lange Schleppenrock ist an beiden Seiten offen und da mit Grecques von Borte besetzt; an den offenen Stellen sieht man das weiße Unterkleid, das zwei kleine Faltenvolants hat, die schwarz eingefast sind; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

### Stahllich N<sup>o</sup> 3.

#### Baron von Scheel-Plessen.

(Nach einer Photographie.)

Einige Notizen aus dem Leben des Herrn Baron Scheel-Plessen theilen wir in nächster Nummer mit. Schleswig-Holstein kennt ihn hinreichend, denn er hat immer dafür gesorgt, daß man von ihm rede. In der letzten Zeit hat er die Adresse an den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen zu Stande gebracht, die der Erstere anzunehmen ablehnte und welche die Verehrung der Schleswig-Holsteiner gegen den Herrn Baron nicht gerade steigerte.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Gehalt von 3 Thlr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

**LEIPZIG.**

Unter allen existirenden todschmerzlichen Mitteln gegen das

**Ausfallen der Haare**

und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon fast gewordenen Glatteiten nimmt

**Johann Andreas Haushild's**

vegetabilischer Haarbalsam

außerordentlich den ersten Rang ein. Mehr als Tausend bei mir zu Hebermanns unweit ausliegende Dank- u. Anerkennungschriften, meist von Personen aus den höheren Ständen, bezeugen die Wirksamkeit desselben und fast sämtliche Höfe Europas beziehen den Balsam als unentbehrlich gewöhnlichen Toiletteartikel jetzt regelmäßig von mir.

**Die Wirkung des Balsams ist überraschend!**

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs zeigt sich auf selbst schon länger kahl gewordenen Stellen in unglaublich kurzer Zeit, sehr oft in wenig Tagen! Der billige Preis des Balsams macht es Jedem möglich, sich mit wenig Kosten von der Wahrheit des Besagten zu überzeugen. Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte wohl zu beachten, daß Haushild's Balsam in Originalflaschen à 1 Thlr., 1/2 fl. 20 Sgr., 1/4 fl. 10 Sgr. echt nur von mir zu beziehen ist.

**Julius Kratze Nachfolger.**  
Leipzig, Dresdner Str. Nr. 2.

**NEBEN DER POST.**

JULIUS KRATZE NACHFOLGER.

DRESDNER STRASSE NO 2.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**J. G. Gruner's**

vollständige

### Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierpflanzenzucht, sowie die sämtlichen Treibkulturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage

von

**C. F. Förster,**

Kunstgärtner und Botaniker,

correspond. Mitgl. d. Vereins z. Beförderung d. Gartenbaues ic. zu Berlin, sowie der pomolog. Gesellschaft zu Altenburg, Ehrenmitgl. der prakt. Gartenbaugesellsch. f. Bayern und der Pfälzer Feld- und Gartenbaugesellschaft ic.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses seiner Zeit vortreffliche Gartenbuch des verstorbenen Gruner erscheint hier in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn Förster, dessen horticulturnische Schriften sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Sein Name bürgt dafür, daß auch dieses sein neuestes Werk zahlreiche Freunde und Käufer finden wird.

Ziehung:  
Ende Mai 1865.

**Lotterie**

Ansführliche  
Pläne gratis.

zum Besten Nothleidender in

**Schleswig-Holstein!**

Erster Hauptgewinn im Werthe von 3000 Thlr.	} oder auf Wunsch den vollen Nennwerth baar.
Zweiter " " " " 1000 "	
Dritter " " " " 500 "	

Unter Controle eines dem Herzogl. Staatsministerium in Coburg verantwortlichen Comité's.

Jedes Loos kostet 15 Sgr. — 52 1/2 fr. S.-W. — 86 fr. D.-W.

Auf 10 Loose — 1 frei; auf 100 Loose — 14 frei.

Zu beziehen vom Haupt-Depot in Leipzig bei

**Albert Hoffmann.**

Gelder und Briefe franco.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Zum stillen Vergnügen.**

Künstlergeschichten von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Die neuen Künstlergeschichten des beliebten rheinischen Schriftstellers — „Zum stillen Vergnügen“ nach dem Schilde eines Wirthshauses benannt, in dem fast nur Maler, Musiker und Poeten Einkehr zu halten pflegen — tragen denselben Charakter gemüthlichen Humors und entsprechender Natürlichkeit, der in Wolfgang Müller's früheren Schriften vorherrscht und ihnen so zahlreiche Freunde erworben hat.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Die Heilung des Rheumatismus,**

der Gicht, Hypochondrie ic nach einer sichern, schnellen und neuen Methode. Nebst Anleitung zur Vorbeugung und Wiederkehr dieser Feinde menschlichen Wohlbefindens. Vermächtniß eines alten Feld- u. Schiffsarztes. Preis 10 Sgr.

zur  
Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Sonnige Tage.

Frühlingsfahrten

von

Günther von Freiberg.

(Fortsetzung.)

Fällt die Sonne recht scharf auf manche Stadttheile, so sehen die kleinen hölzernen Gänsekoben von Häusern ganz abscheulich aus. Auch hatte unser marmorverwöhntes Auge, durch Italien verwöhnt — gar keine Andacht für die gekalkten Minarets, die in allen Reisebeschreibungen immer schlank und schön genannt werden. Die *Aja Sofia*, die große *Solimaneh* und die anderen prächtigen Moscheen haben ihre speziellen Meriten, Größen und Gewalten, was aber jedes Reisehandbuch besser erzählt als ich. Auch ist es unerträglich, daß man dergleichen in Konstantinopel nicht öfter und genauer sehen kann. Alles was kaiserlich oder kirchlich ist, kann man nur durch einen *Firman* betreten welcher 1200 Piafter — ich glaube 250 Thaler — kostet. Zu diesem vereinigen die Lohnbedienten der verschiedenen Hotels zwölf Personen — mehr werden nicht erlaubt — und nun macht man eine schreckliche Tour durch kaiserliche Kiosks, Thronsäle, Moscheen, Grabmäler der verschiedenen Sultane und Sultanninnen, was man so gern einzeln und mit einigem Verstande sähe. Ganz besonders langweilig und unbequem ist dabei das ewige Aus- und Anziehen der vorgeschriebenen Pantoffeln; dann schlurrt man über die geheiligte Schwelle, verliert natürlich zehmal einen oder den andern Pantoffel, was dann gleich mit großer Angst gerügt wird. Die langen jungen Engländer, die sich immer eine Viertelmeile hinab nach dieser ungewohnten Fußbekleidung bücken mußten, verwünschten diese Sitte in ihr Herz hinein, und die armen müden Damen der Gesellschaft warfen sich gleich auf die Teppiche und schönen ägyptischen Matten, mit denen die Moscheen durchweg bedeckt sind. Einige Mausoleen, oder wie ich die Grabmäler nennen soll, sind sehr schön, anmuthig möchte ich sie nennen, wie denn überhaupt die Türken den Tod sehr heiter nehmen; oft sitzen Hunderte von Frauen am

Saum des Leichenhofes von *Scutari*, im Schatten der Cypressen, und so auf allen Begräbnißplätzen in *Pera*, von denen man die schönste Aussicht genießt. — Diese Grabmäler der verschiedenen Sultane sind heitere Gebäude; der sehr hohe, wunderschön mit Silber gestickte Sammetfarg steht, inmitten eines massiven, reich gearbeiteten silbernen Gitters, in einem hellen, anmuthigen Gemache mit prächtigen Teppichen; eine Pendule tickt, große Krystallkronleuchter und mächtige silberne Kandelaber geben ein festliches Aussehen, und reich in Perlmutter ausgelegte Betsulte stehen umher, vor denen Gebete aus dem Koran gelesen werden. Ein wunderschöner *Shawl* war turbanartig und in langen Enden herabhängend auf der Spitze des Sarges um einen Reihbusch mit großem leuchtenden Diamantstern geschlungen. Die meisten Särge, — besonders der Sultanninnen — waren mit den feinsten, ganz unscheinbaren *Shawls* bedeckt; man konnte da lernen, wie ein echter *Shawl* aussieht, der sich besonders durch die große Feinheit auszeichnet.

Am ersten Freitage hatten wir natürlich die Verpflichtung, den Sultan sich in die Moschee begeben zu sehen. Er hatte seine *Villegiatur* an den süßen Wassern von *Europa*, wohin wir uns gegen elf Uhr begaben, da er pünktlich um zwölf Uhr die Moschee betritt. Die Fahrt auf dem goldenen Horn war wunderschön; Tausende von *Caiques* eilten demselben Ziele zu; alle *Paschas*, alle hohen Würdenträger ruderten an uns vorüber. An den Ufern der süßen Wasser — die sehr mäßig hübsch sind — saßen schon Tausende von Frauen in ihren *Feredjehs* (ein Mantel, der in immer gleichem Schutte bis zu den Füßen geht) und ihren verhüllenden *Nachmaks*. Ohne diese beiden Kleidungsstücke zeigt sich keine Frau auf der Straße oder im Wagen, denn es giebt gold- und buntlackirte geschlossene Wagen à la *Louis XIV.*, die man in den unteren Stadttheilen oder in der langen geraden Straße von *Pera* miethen kann; es gehört aber türkische Langmuth dazu, denn der Kutscher geht gelassen neben dem Pferde her, und der darin Sitzende besindet sich auf solchem Pflaster überdies nicht in *Abrahams Schoß*. Da der *Feredjeh* immer farbig, fast immer von Seide ist, so schillert solche Frauenversammlung in tausend bunten Farben; auch die Kinder sind immer im schreiendsten Gelb und Roth vom abscheu-



lichsten Schnitt gekleidet. Alles ist ungraziös durch das ewige Hocken und Piegen, und das schreckliche Watscheln in den breiten Pantoffeln. Sie nehmen indeß das viele Gaffen und Ansehen der Fremden nicht übel; ohne jede Koketterie, harmlos lächelnd, erwidern sie es höchstens.

Um die Mauer der Moschee war schon großes Gedränge; die Wachen suchten Ordnung zu halten und ein Ordnungsdiffizier des Sultans erschien, um viele Bittschriften in Empfang zu nehmen. Durch die Vermittelung unseres artigen Begleiters durften wir in den Vorhof der Moschee treten, wo ein Detachement zu Pferde hielt, viele türkische Offiziere versammelt waren, so wie mehrere griechische Damen in glänzenden Toiletten, wie sie sie immer tragen, da der ganze Phanar — der griechische Stadttheil — unzählige Millionäre hat. Sie tragen nichts, was nicht aus Paris kommt, und haben den größten Luxus an Diamanten und Perlen. Sie sind auch sehr hübsch, sehr kokett und sehr geschminkt.

Jetzt ertönte die Musik, die militärische Abtheilung präsentirte, Alles neigte sich wörtlich bis zur Erde und der Schatten Gottes über zwei Welttheile, der Herr der Meere, erschien zu Pferde unter seiner strahlenden Leibgarde. Er ritt still, ohne Gruß, ohne Blick bis vor die Moschee, und nachdem er sie betreten, stürzte das Volk, natürlich nur Männer, in den Hof, warf die Oberkleider, Jacken, Pelze u. ab, kniete darauf nieder und wohnte so außerhalb der Moschee dem Gottesdienste bei. Trotz all' ihren Waschungen ist dies eine schrecklich schmutzige Art der Gottesverehrung; all' diesen Staub ziehen sie sich nachher wieder an, oder schütteln ihn den Umstehenden ins Gesicht.

Jetzt aber hatten wir so viel zu sehen und zu schauen, daß jeder Maler es reich bezahlt haben würde; ich sagte immer: Horace Bernet muß uns noch im Grabe beneiden. Schon die Pferde, die indeß von den Dienern gehalten wurden, waren ein wahres Vergnügen; das Baumzeug in Sammet, Gold und Edelsteinen. Das Allerinteressanteste aber war die Leibwache des Kaisers, die er, recht zu unserm Glück, erst seit zwei Monaten errichtet, und zwar immer je zehn junge Leute aus den besten Familien aller von ihm beherrschten Nationen. Was das für Gesichter, Figuren und Costüme waren, kann man sich gar nicht denken! In den Straßen und auf der berühmten Brücke stehen die unzähligen verschiedenen Trachten nicht scharf von einander ab, weil die Farben immer verblaßt und vom orientalischen Schmutze übereinstimmend geworden sind. Hier aber leuchtete Alles im reichsten und fremdartigsten Glanze. Die verschiedenen ägyptischen und arabischen Völkerschaften, Drusen, Kabylen, Aethiopier, Nubier in der seltsamsten Bekleidung. Hier sah ich so kokette, gold-

und rosa-umwulstete Turbane; scharlach Talare, reich in Gold gestickt, dazu die sonderbarsten schleppenden weißen Untergewänder, die seltsamen Binden und Tücher der Kopfbedeckung; diese Südvölker waren am reichsten und fabelhaftesten; aber auch die Bosnier sahen wild und malerisch aus, und die Albanesen wieder in ihrer blendenden Fustanella und den koketten Dazugehörigkeiten; — man wurde nicht fertig dies Alles, so wie ihre prächtigen, in Gold und Perlmutter schimmernden Waffen und langen Flinten zu schauen.

Aber die Sonne brannte heiß vor der schattenlosen Moschee, und wir sehnten uns sehr nach dem Schatten Gottes, der indeß nach den vorgeschriebenen Gebeten noch Kaffee trank, die Uniform wechselte und ich weiß nicht welche Gebräuche noch zu befolgen hatte. Die Paschas harrten vor der Thür, und die Dienerkehrten mit feinem Wedel ohne Unterlaß die Marmorstufen, die der heilige Fuß betreten sollte. Endlich erschien er im Balletot, wendete rasch seitwärts und bestieg seinen goldenen Kar, der auf den süßen Wassern seiner harrte; ein rothsammetner großer Sonnenschirm, mit weißem Atlas gefüttert und mit Perlen besetzt, ward über ihn ausgespannt, — es ging Alles so rasch, daß man eben nicht viel sehen konnte; auch fesselten uns jetzt vielmehr die Wagen — natürlich Glaswagen — des ihm folgenden Harems; der Wagen der Sultanninnen voran, mit hohen silbernen Verzierungen auf dem Verdecke; diesem folgten mehrere Wagen, immer mit vier Damen darin; wir hatten uns schon gewöhnt hinter dem Nachmad die Physiognomien zu unterscheiden, den sie übrigens auch besonders dünn trugen; wir sahen allerliebste, sehr muntere Gesichter; sie lachten über unsere unverschämten Gunder und Vornetten. Abscheuliche schwarze Eunuchen folgten ihnen zu Pferde.

Jetzt geschah aber ein Tumult von Dienern, die alle eilten, stürzten, schleppten, große runde Plateaus in weißen Tüchern auf den Köpfen trugen, lauter Eßwaaren, Confituren, Zuckersachen; — wir saßen am schattigen Ufer schon behaglich bei Kaffee und Eis, als noch immer die Karis bepackt wurden, die dem Padischa folgten: Balisen, Koffer, Kisten, wie zu einer großen Reise, da er doch nur eine Spaziersahrt, oder einen ganz kurzen Aufenthalt nach einem andern Kiosk machte; der Sultan könnte ja aber irgend etwas verlangen, und es wäre eine Gotteslästerung ihm Nein zu antworten. Wir begriffen natürlich nicht, warum alle diese Anstalten ihm nicht lieber vorangingen, als ihm in solcher Heze zu folgen. Es wäre aber gegen alle Etiquette, wenn er sich herabließ, ein Wort von irgend einem Projekt fallen zu lassen; sein Thun ist sein Befehl. Wenn er aus der Moschee tritt, besteigt er seinen Wagen oder seinen Kar, spricht das bestimmende Wort aus, und dann stürzt Alles nach. Er ist ein großer, militärisch aus-

sehender Mann, der vorzugsweise Thiere liebt und gern mit ihnen spielt und kost.

Dem muhamedanischen Gottesdienste darf natürlich kein Franke beiwohnen; die Sekte der Derwische aber erlaubt den Zutritt, natürlich auch nur in Pantoffeln oder auf Strümpfen; türkische Soldaten halten auch immer am Eingange Wache. Die Derwische — welcher Name *arm* bedeutet — sind gewissermaßen die Mönche unter den Muselmännern. Sie haben ihr eigenes Kloster — *Tekké* — das in Pera in der belebtesten Straße liegt, und eine Aussicht hat, wie man sie eben nur über den Bosphorus und das goldene Horn genießen kann. Durch einen freundlich mit Blumen bepflanzten Vorhof tritt man in ihre Moschee, ein nicht sehr großer, heller und heiterer Tempel, mit einem vergitterten Raume für die Frauen, der nirgends fehlt, und einer Loge für den Sultan, die auch immer eine hohe vergoldete Balustrade hat, da man ihm nicht so in sein geheiligtes Antlitz starren darf. — Hätte ich die Derwische nur komisch oder etwas lächerlich gefunden, wie ich sie früher nur oberflächlich erwähnen hörte, so würde ich nicht davon sprechen, — wie ich denn auch kein Wort über die abscheulichen „heulenden Derwische“ verliere, die ihr *Tekké* in Scutari haben, und erst seit zwei Monaten das Verbot sich blutig zu schlagen und zu verwunden. „Die tanzenden oder drehenden Derwische“ aber sind mir förmlich lieb geworden. Ihre ganze Art ist voll Ruhe und Würde, und ihr seltsamer Tanz sieht mehr himmelstrebend als irdisch komisch aus. In kleinen Pausen treten sie Einer nach dem Andern ein und verneigen sich nach Morgen mit einer anstandsollen Würde, die einen viel edlern Ausdruck hat als die kurze, knixende katholische Kniebeugung, und schreiten in fast rhythmischer Bewegung vor ihrem Oberhaupte vorbei, dem sie die Hand küssen. Alle tragen dunkle, verschiedenfarbige Mäntel umgehängt, und eine sehr häßliche Kopfbedeckung von Filz, ganz in der Form und Farbe eines umgekehrten Blumentopfes; nur der Iman trägt diese von weißem Filz mit einem grünen Bande umwunden.

Sie halten nun lange Reden und Gebete, woran die anwesenden Türken Theil nehmen. Das muhamedanische Beten sieht nicht gut aus; wenn sie auf den Knien liegen, werfen sie die Stirn fortwährend auf den Boden, was ihnen eine unedle Stellung giebt. — Eine seltsame, schrillende Musik, mit eintönigem, immer wiederkehrendem Thema, begann jetzt auf dem obersten Chore. Die Derwische ließen ihre Mäntel fallen und zeigten sich nun in einem langen weißen Gewande, das faltig bis zu den bloßen Füßen hinabfiel. Mit erhobenen, ausgepannten Armen beginnen sie nun sich um sich selbst zu drehen, meist auf derselben Stelle, oft auch langsam und unmerklich weiter schwebend; der Rhythmus der kleinen

Pauke und Flöte wird nun immer schneller; mit halbgeschlossenen Augen, den Kopf leise seitwärts gesenkt, gerathen sie immer mehr in Ekstase, es ist als schwängen sie sich im Kreise der Sphären; auch ihr Gewand schwingt sich durch die rasche Bewegung um sie her und bleibt wie eine Glocke um die kleine, kurze Wendung ihrer Hüfte stehen. Nur mit der Spitze des sich immer drehenden rechten Fußes gehören sie noch der Erde an; mit inbrünstig ausgebreiteten Armen scheinen sie ihr entschweben zu wollen. — Ganz unbegreiflich ist es, da es wohl sechszehn bis zwanzig waren, daß sie sich nie berühren, nie mit den erhobenen Armen aneinanderstoßen, nie außer Athem sind oder irgend eine schwindlige Bewegung machen, wenn sie aufhören; mit völligem Aplomb schreiten sie in ihrer würdevollen Haltung weiter, neigen sich nach Morgen, küssen ihrem Iman die Hand und schöpfen auf diese Weise Athem zu einem neuen Tanze, der sich dreimal wiederholt, worauf sie endlich immer mit derselben würdevollen Ruhe die Moschee verlassen.

Als wir in der Vorhalle wieder in das gewöhnliche Pantoffellager und die türkischen Wachen geriethen, was uns sonst immer zu Scherz und Ungeduld Gelegenheit gegeben, fühlten wir uns diesmal von einem ernstern Interesse, von einer poetisch-heiligen Empfindung erfüllt. Als wir später unserer angenehmen und intelligenten Tischgesellschaft davon erzählten, fürchteten wir fast ein wenig ausgelacht zu werden; im Gegentheile aber freute man sich unserer Auffassung und theilte sie.

Waren die Tage nun in so mannigfachen Interessen, Anschauungen und auch wohl in Mühseligkeiten hingegangen, so boten uns die Abende an unseren Fenstern einen Genuß, wie man ihn vielleicht nur in Konstantinopel haben kann. Hatten wir vorher geklagt, daß man gerade zur Zeit der wunderschönen, dichterischen Sonnenuntergänge, wie sie auch nur über den Bosphorus leuchten, immer beim späten Diner sitzen mußte, so wurden wir entschädigt, wenn wir nach demselben hinauf in unsere Zimmer gingen. Die wunderschönste Nacht hatte dann schon ihr sternengefülltes Zelt ausgespannt. Um diese Zeit wird es auf dem Bosphorus still, der den ganzen Tag von überfüllten Dampfschiffen und Karques wimmelt; auch die ganze Stadt liegt in tiefem Schweigen, da von Fahren nicht die Rede ist, und man sich in Gesellschaft nur tragen lassen kann, weshalb auch viele Portschaisen existiren. Ueber all diese Stille, diese Meeresfrische breitet sich nun ein wirklich himmlischer Himmel aus. An der dunkeln Wölbung zog sich die Milchstraße immer so blendend weiß und dicht über uns hin, daß wir es anfänglich für Gewölk hielten; drüben in Scutari vereinigten sich die unzähligen funkelnden Sterne mit den tausend Lichtern der Stadt; vor unseren Fenstern senkten sich auch Hunderte von erhellten kleinen Häusern von Top Hané hinab,

phantastisch mit Bäumen und weißen Minarets durchwachsen; auf dem Bosporus stammten größere und kleinere Leuchttürme, bunte Schiffslaternen an den Dampfschiffen und Fregatten, — es ist ein Funkeln und Glitzern und Leuchten von oben und unten, von hüben und drüben, von himmlischem und irdischem Glanze, daß es die Sommernacht mild erhält, sie zauberhaft durchzittert; — und plötzlich, immer um  $\frac{1}{4}$  auf zehn, stimmen von allen fernen und nahen Minarets die Muezzin ihren Gesang an: Allah il Allah tönt tausendstimmig durch die Luft, durch die südliche Nachtsille. — Es ist entzückend und ganz unvergeßlich.

Unvergeßlich bleibt mir aber auch die gastliche Güte unserer Gesandtschaft, in der wir uns auf vaterländischem, durchgebildetem Boden fühlten. Durch anmuthige gesellige Stunden, durch Rath und That, vornehmlich durch die freundliche Hilfe, mit der wir bei unsrer Unkenntniß der türkischen Sprache unterstützt wurden, ist uns der Aufenthalt in dem wunderbaren Stambul ganz ungemein verschönt worden.

Wenn die Discretion nun aber auch verlangt hervorstechende Namen nicht zu nennen, so gehört ein literarischer Name doch allzusehr der Welt, als daß es nicht erlaubt wäre von Sir Henry Lytton Bulwer zu sprechen. Seit langer Zeit schon Vertreter Englands an der hohen Pforte, ist etwas von dem Zauber orientalischer Urbanität, von dem weichen Schmelz des vornehmen Asiaten auf seine angenehme Persönlichkeit gekommen. Jedenfalls ist er ein ebenso liebenswürdiger als geistvoller Mann; beide Eigenschaften gehören dazu, um eine Individualität wie die seines großen Landsmannes zu verstehen, wie er es in seinem „Leben Lord Byron's“ zeigte.

Von diesen interessanten Persönlichkeiten zurückkehrend, übergehe ich nun jede fernere Schilderung des unabsehbaren, unerforschlichen Stambul. Alles was ich noch von der Zweitweltenstadt hinzuzufügen vermöchte, wären Wiederholungen von dem, was tausend Andere besser als ich gesagt und gesungen. Außerdem notirte mein Reisegefährte so genau seine orientalischen Eindrücke, daß ich unpraktischer Schwärmer, den nur Kunstliebe und etwa die Sentimentalität des „armen Yorik“ (freilich ohne dessen Genie) in die blaue Ferne treibt, ein detaillirtes Reisejournal meinerseits für verfehlt hielt, und mich dem „Kef“, dem türkischen dolce far niente, überließ. Am wohlsten fühlte ich mich im Kaik auf den Opal- und Smaragdwellen zwischen den asiatischen und europäischen Ufern; in den schmutzigen, winkligen Straßen, unter räubigen Hunden und todten Katzen ergriff mich unbefiegbarer Widerwille, mich, den Anbeter des Orients, den Freund und Vertheidiger von mehr als Einem seiner Bewohner. Man muß sich Folgendes klar machen: was uns den Orient in der Poesie wunderbar anziehend, in

der Wirklichkeit hingegen freudlos macht, dies rührt daher, daß er melancholisch ist. In Italien und Spanien ist der Süden heiter und beseligend; seine Bevölkerung tanzt und singt und wächst unter den Meisterwerken der Plastik und Malerei empor. Nichts davon bei den Türken: keine Statue, kein Monument, weder Musik noch Gesang, kein erquickender Gartenschatten, wenigstens für den Touristen nicht, denn die Blumenparadiese, wo Springbrunnen plätschern und Bülbüll stödet, sind von himmelhohen Mauern umschlossen, und schwarze Ungeheuer mit fletschenden Zähnen und blanken Säbeln stehen als Wächter davor. — Ja, Tausend und eine Nacht liegt im Manuscript prächtig gebunden und hinter goldenen Gittern im Kiosk des Serai Bonrun, aber sein Zauber verbreitet sich nicht mehr über die Kaiserstadt.

So beschränke ich mich nun darauf, diesen losen Blättern noch etwas mitzutheilen, was das schöne Geschlecht und die Herren der Schöpfung nicht minder interessiren möchte,

#### ein Besuch in dem Harem eines Pascha,

den eine unserer Damen das Glück hatte abzustatten. Ihr Tagebuch liegt vor mir, und ich bin autorisirt Folgendes daraus mitzutheilen:

„Von einem ausgezeichneten sehr liebenswürdigen Landsmanne, dessen Name in Pera wie in Stambul im liebevollsten Andenken steht, war ich einer Dame in Konstantinopel empfohlen, einer reizenden, anziehenden, sehr interessanten Frau. Nur durch ihre vermittelnde Güte konnte ich das Ziel aller hiesigen Frauenwünsche, den Besuch eines Harems erreichen. Sie beklagte, mich nicht dem Großvezier, Fuad Pascha, empfehlen zu können, dessen Harem, nach dem des Großherrn, der reichste und darum interessanteste ist, weil sowohl der Großvezier als dessen Frau sehr gut französisch sprechen, und Fuad Pascha selbst ein sehr unterrichteter Mann ist, der den fränkischen Damen gern zeigt, wie liebenswürdig und gebildet ein Türke sein kann. — Ein schwerer Schlag aber hatte jetzt eben diese Familie betroffen. Gerade in der Nacht, wo die Marmarawellen mich angenehm vor das goldene Horn schaukelten, verlor Fuad Pascha seinen dritten und letzten Sohn ganz urplötzlich an einem Herzschlage; — die ganze Stadt war davon erfüllt, als wir ankamen; man erzählte uns gleich, das ganze Haus sei geschlossen, alle Fenster verhängt, der Großvezier läge auf einer Matte und hätte auf eine Erkundigung des Sultans erwidern lassen: „sagt dem Großherrn, Fuad Pascha sei todt.“ — Er hatte auch sogleich seine Entlassung eingereicht, die der Sultan aber nicht angenommen; einige Wochen darauf hatte er die Geschäfte wieder übernommen und bei der Gelegenheit vom Pascha eine Million Piaster zum Geschenk erhalten.“

„Der Harem dieses interessantesten türkischen Hauses war also jetzt unzugänglich, und noch nachdrücklicher machte sich diese Verödung am 25. Juni fühlbar, an welchem Tage — zur Feier der Thronbesteigung des Großherrn — Fuad Pascha eines jener märchenhaft-zaubervollen Feste zu geben pflegt, wie sie Tausend und eine Nacht erzählen. Alle Gesandtschaften, alle Fremden werden dazu eingeladen, und besonders für uns französische Frauen ist es ein großes Vergnügen, weil Fuad Pascha dazu die Harems sämtlicher Paschas einladet, was ja schon allein einige hundert Frauen im reichsten Puge, im Strahlenglanze von Schönheit, Diamanten und Perlen giebt. Die Eunuchen dieser sämtlichen Harems stehen dann in dichter Reihe vor diesen strahlenden Frauengemächern, die kein männlicher Fuß, nicht einmal der gastgebende Großvezier, betreten darf; die fremden Damen aber haben das Recht, durch alle die feenhaft eingerichteten Räume des Palastes zu gehen, und verweilen nur allzugern, und zum Heile aller anwesenden Herren, bei dem seltsamen Schauspielen so vieler fremdartigen Schönheiten.

„Vor allen diesen Herrlichkeiten hing nun jetzt der düstere Vorhang jenes Trauerfalls, und ich war eben so dankbar als zufrieden, als die Güte jener Dame mich in dem Harem N. Paschas meldete. Nicht genug kann ich dabei die Bereitwilligkeit meiner eben so liebenswürdigen als unterrichteten Dolmetscherin, Fräulein T., rühmen, die alle Sprachen, und auch die seltene türkische, fließend spricht. Von dem Kavaß begleitet begaben wir uns weit hinaus nach dem Palast N. Paschas. Mit der gewohnten, unverbrüchlichen Würde schlug der Kavaß den ehernen Pfortenring und wir traten in eine große Vorhalle. Man führte uns nun in einen etwas dunkeln Corridor, welcher ein schönes, großes Nebenhause von dem, worin wir eingetreten waren, trennte. Abschensliche, große schwarze Eunuchen standen vor dem Eingange und empfingen uns grimassierend und verbindlich; mit sonderbaren Neigungen und Beugungen luden sie uns ein, die breite mit Teppichen belegte Treppe hinauf zu steigen, welche unmittelbar in einen großen, weiten Saal führte, der von vielen größeren und kleineren Zimmern umgeben war; einige davon mochten wohl Schlafzimmer sein, weil große vergoldete Toilettenspiegel darin standen; hier waren breite, cashmirbedeckte, niedrige Divans, während in allen übrigen Sälen und Zimmern — auch beim Sultan — solche Sophas und Lehnstühle wie bei uns sind. Alles war durchweg mit französischen Teppichen belegt, viele Bronzen, Krystalle, Stuhlhren, — so die gewöhnliche Einrichtung des Luxus, ohne Kunstgegenstände. Oben an der Treppe hatten uns Sklavinnen empfangen, und zeigten schweigend in ein großes Zimmer neben dem Saale, in welchem wir eben durch die dicht und hoch

vergitterten Fenster zu sehen versuchten, als eine junge Frau eintrat, ohne Gruß, ohne Schminke, ohne Hennah, mit dem lästigen Anstande der Türkinnen, und in dem häßlichen, ungraziösen Kleiderschnitte, den wir nachher auch bei der ganzen Umgebung sahen. Sie trug in hellfarbigem Mousselin eine Art Oberkleid, an welches sich wieder ein kleidartiges Pantalon angeschlossen, ganz weit, ohne alle Grazie bis auf das Fußblatt hinabgehend, wo es sich wieder über den ganzen Fuß wie bei einer Latschtaube breitet; schon seit einiger Zeit schneiden die Türkinnen ihr Haar kurz, und sie trug darauf einen kleinen schwarzen Flor, ganz unkolett, wie zufällig hingelegt. Meine Begleiterin merkte nun, daß dies Madame Pascha sein mußte, begrüßte sie und fing ihre Conversation mit ihr an; dazwischen sagte sie hin und her zu mir: „wie schön muß diese Person sein, da sie in diesem unleidenden Costüm es noch ist.“ Da ich ihr ein wenig entfernter saß, konnte ich dies nicht gleich entdecken; sie machte mir den gewissen selben Eindruck, woran ich mich nun schon lange hinter dem Nachmad müde gesehen: eine reine edle Blässe, derselbe klassische Ansatz des Nasenrückens, dieselben dunkeln Augen. Als ich ihr später näher kam, sah ich wohl, daß das Gesicht sehr schön war, aber still wie das Grab, kein Wunsch, keine Hoffnung darin; ein Blick als wenn der Mond still und fraglos über die Wüste scheint. Die orientalischen Augen haben alle diesen wunderschönen Mondscheinblick, den ich dem Sonnenblitze der italienischen vorziehe.

„Gleich nach ihr traten Sklavinnen ein, die in langer Prozeßion allerlei Geräthschaften trugen. Die eine hielt ein kleines Brettchen, von welchem bis zur Erde hinab eine schmale Brokatdede, violett mit Gold, hing; darauf standen kleine türkische Tassen; eine andere trug ein goldenes Präsentirt Brettchen mit silbernen Untertassen, d. h. in Form von Eierbechern, sehr reizend durchbrochen gearbeitet; eine dritte hielt an langen silbernen Ketten einen silbernen Behälter, worin die vergoldete Kaffeekanne stand; wieder eine andere trug auf einem silbernen Teller eine Krystallschale mit eingemachten Rosenblättern; noch andere trugen Cigaretten und vielfache dazu gehörende Kleinigkeiten. Als sie dies Alles präsentirt, traten sie rückwärts in den Hintergrund zurück, und behielten ihre Damen im Auge, die freigebliebene Hand im Kreuz über die Brust legend.

„Als sie eben so rückwärts tretend aus dem Zimmer verschwunden waren, erschien der Pascha, schon ein älterer Mann, ganz mit der Leichtigkeit und Sicherheit, wie bei uns der Herr des Hauses zu einem Besuche herbeikommt, und mit der freundlichen Höflichkeit, die ich an allen vornehmen Türken gesehen. Er sprach freilich auch nur türkisch aber äußerst lebhaft, und meine artige Dolmetscherin übersetzte sehr rasch. Sie wurde zwar weiblich gescholten, noch nicht geheiratet zu haben, wie denn

dies und die Anwesenheit unzähliger Kinder das Hauptthema blieb. — Eine etwa 15jährige Tochter kam noch herbei und eine ältere, schon verheirathete, sehr hübsche wurde uns in einem recht guten Delbilde gezeigt. Es mußte also noch eine andere Frau vorhanden, oder es gewesen sein. Drei oder vier legitime Frauen darf jeder vornehme Türke haben, von denen die Kinder legitim sind; die Kinder der Paschas sind Prinzen und Prinzessinnen. Da der Haushalt jeder dieser Frauen aber so ungemein kostbar ist, so kommt die Sitte, mehrere Frauen zu haben, immer mehr und mehr ab. Jedes Jahr schenkt der Sultan jedem Pascha ein schönes Mädchen. Ich kann nicht sagen, daß ich die Mädchen, die nach und nach zum Vorschein kamen, so sehr hübsch gefunden, auch konnte man nicht unterscheiden, in welchem Verhältnisse sie standen. Der ganze Hausstand hatte etwas Ruhiges, Bornehmes und sehr Anständiges; man konnte hier begreifen, was Harem-Heiligtum bedeutet; auch verlor es für uns den sehr abgeschlossenen Charakter, da der Mann, der Vater der jungen Frau und unten die Eunuchen über die sonstige Abwesenheit jedes männlichen Wesens täuschen konnten. Außer dem Gemahle und dem Vater darf aber kein männlicher Fuß jemals den Harem betreten, und diese sogar nicht, wenn türkische Frauen zum Besuche kommen, weshalb der Harem auch immer ein vollständig ganz apartes Haus ist.

„Nach ziemlich langer und recht lebhafter Unterhaltung ging der Herr Pascha mir seine Photographie zu holen und verabschiedete sich dann, als ein Mulatten-Eunuche, wahrscheinlich der Gärtner, jetzt meldete: die Sonne habe den Garten verlassen. Madame Pascha schritt uns nun die Treppe hinab voran, Mademoiselle Pascha folgte und wir gingen durch einen großen, heiteren Flur, in dem viele junge Mädchen in verschiedenen Gruppen auf Matten saßen; von hier aus trat man in den Garten, ein wahres Rosenparadies; die hohen Mauern, die ihn von der Welt abschlossen, über die wohl nur ein Seufzer fliegen konnte, waren auch dicht mit Rosen umspunnen; unsere artige Wirthin pflückte uns Theerosen, so groß wie ein Teller, und zeigte uns ihre beiden allerliebsten Kinder. Wir nahmen nun um einen Weiher Platz, die Kaffeeprocession erschien zum zweiten Mal, diesmal mit einer cerise- und silbernen Decke. Nach dem Kaffee ward ganz vortrefflicher Scherbet in großen Verrmeilbechern präsentirt; die Sklavin wartet mit dem Cabaret, bis man getrunken, eine andere neben ihr hält die silbergestickte Serviette, womit man die Lippen trocknet. Auch wunderschöne, beinahe vier Ellen lange Tschibuks, von lila Seide und Gold umspunnen, mit großen goldenen Quasten und riesigen blaffen Bernsteinmündstücken wurden den Gästen gebracht; der kleine Kopf des Tschibuks ruht weit weg vom Rauchenden in einer Unterschale, vor der eine Sklavin liegen blieb, um sich mit

dem Feuer und der Asche zu beschäftigen; die vielen Mädchen, die sich nun um uns auf dem Rasen und unter Rosenbüschen gruppirten, lachten sehr über meine Ungeschicklichkeit, die es auch nicht zu einem Zuge aus dem Tschibuk brachte, während Fräulein T. sich auch hierin mit voller gefelliger Grazie benahm. Eine alte, sehr gesprächige Person, mit den Vorrechten, wie es schien, der Julia-Amme, hockte hinter uns und behandelte auch wieder mit großer Virtuosität das Heirathskapitel.

„Mein Fächer, sowie die auffpringende Lorgnette gewannen mir das Herz des kleinen hübschen Sohnes, und damit das der Mutter. Sie lud uns zum folgenden Tage zum Diner ein, und es war wohl recht schade, eine solche Curiosität nicht erleben zu können; — aber ein Dampfschiff, auf dem man mit einer Handvoll Gold eingekauft, ist leider keine Extrapost, und hält unerbittlich Tag und Stunde. — Mit dem wiederholten Wunsche, daß Gott uns mit unzähligen Kindern segnen möge, mit vielen „Gott erhalte Dich“, wurden wir nun wieder von den Eunuchen in Empfang genommen und in das Nebenhause zurückgeführt.

„Als wir hinaustraten, war die Sonne ganz im Sinken, Alles von einem violetten Rosenroth überhaucht, drüben Scutari und die asiatischen Ufer waren ganz purpurroth, die Schneekrone des Bithynischen Olymp leuchtete von Diamanten und Rubinen. Konstantinopel wollte uns noch einmal mit stolzem Lächeln seine ganze Schönheit zeigen, mit der wir doch hin und her im Streit gewesen. Ich blickte nach dem Seraskierthurme hinüber, von dem man die unvergleichliche Rundsicht hat, und beneidete in diesem Augenblicke die Feuerwache, die dort oben in der Glasgalerie unablässig ihre Runde macht.

„Als wir zu dem fast beendeten Diner kamen, erwarteten unsere Herren uns neugierig und ungeduldig, und wie sehr der verbotene Harem die Männerwelt interessirt, sah ich an den Kellnern, die alle begierig nach uns hinhorchten. Man neckte uns weiblich, daß wir sogar die Photographie des Paschas als Trophäe mitbrachten.“ —

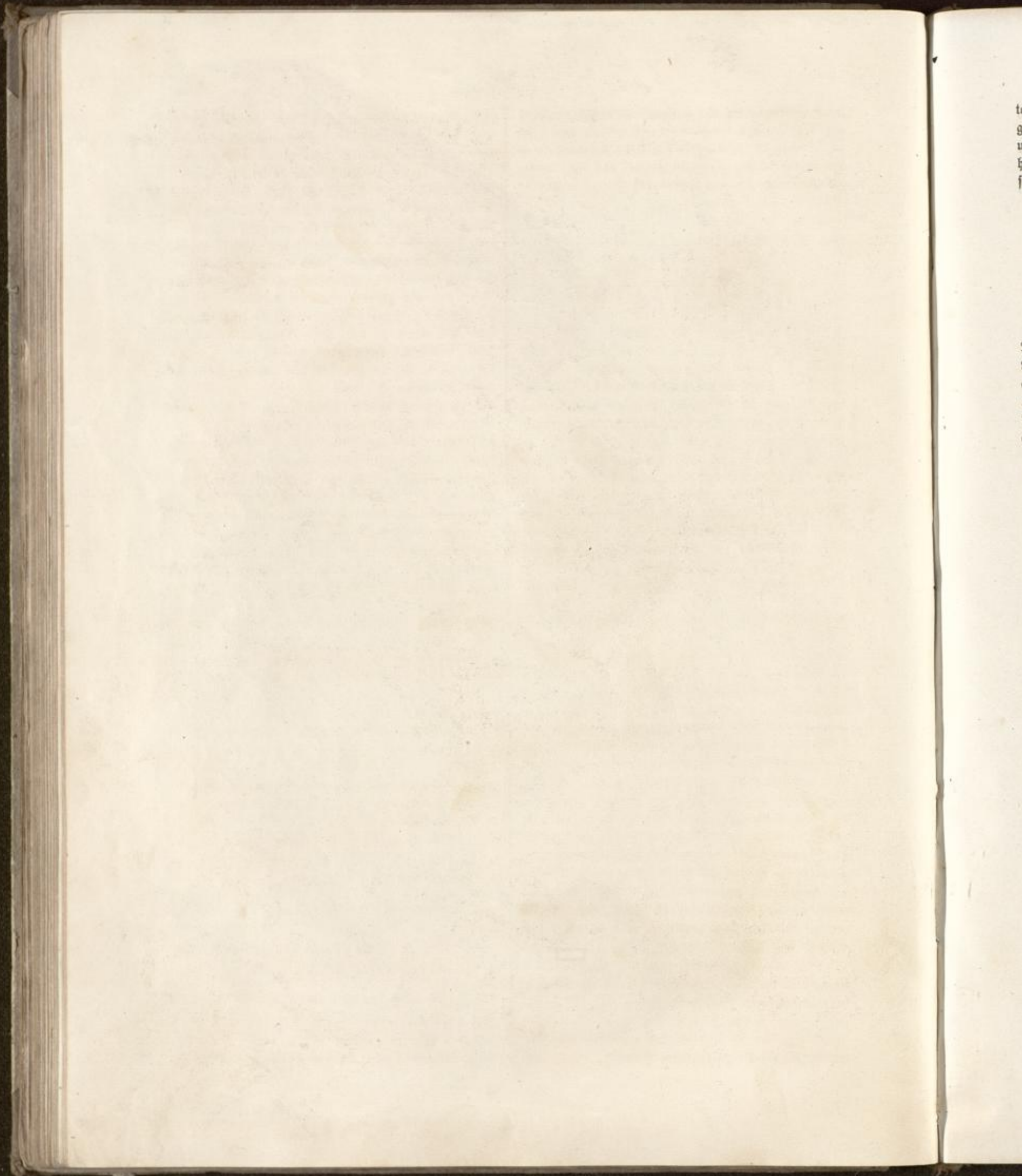
Hiermit endete der Bericht unserer Reisegefährtin, und ich selbst lege fast die Feder aus der Hand, denn mit dem Abschiede vom wunderbaren Stambul schien mir die Reise beendet. Noch einmal blickten wir aus unseren Fenstern in die schimmernde Nacht hinaus; als die Sonne aber wieder am hohen Mittage glänzte, ward unser Dampfper geheizt, manche gültige Hand dankbar geschüttelt und unten in Top Hané der letzte Raik bestiegen. —

Der lieblichste Nachmittag lag auf den Wellen und Höhen des wunderschönen Bosphorus; noch schwirrten über ihn hin die Schaaren der kleinen Vögel, die ihm ganz eigenthümlich sind; noch grüßte man Therapia, Bujukdéré, die süßen Wasser von Asien, und ergözte sich an den



4. 1865.

ALLGEMEINE MODENZEITUNG



tollen Sprüngen der uns folgenden Delphine, — dann glitt man zwischen den pittoresken Schlössern von Asien und Europa in den sonst so feindlichen Pontus Euxinus hinaus, der meinen „sonnigen Tagen“ auch nicht widersprechen wollte und den glänzendsten Spiegel zeigte.

(Schluß folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Sonst trugen die Herren die Farbe ihrer Damen, das würde jetzt nicht wohl angehen, jedenfalls würden die Herren sehr uniform aussehen, denn fast alle Damen tragen Weiß und Schwarz, denn diese Farben oder vielmehr die Verbindung derselben ist das allein Modische jetzt, wenn solche Toiletten auch wie ein Traueranzug aussehen.

Wir sahen kürzlich z. B. eine junge Dame in einem Rocke von schwarzem Atlas mit einer Kuche unten, die mit weißen Blondem garnirt war. Ueber diesem Rocke befanden sich zwei andere, einer von schwarzer Gaze und ein dritter von Spizentülle mit schwarzen Schmelzperlen. Dieser dritte Rock war durch eine Guirlande von bereisten weißen Rosen aufgenommen. Als Kopfsputz ein Blumenbouquet und geschliffene Glasperlen hinten in den Flechten. Halsband und Ohrgehänge ebenfalls von geschliffenem Glase. Der Fächer von schwarzen Spizen auf weißem Taffet. Das Leibchen war selbstverständlich ausge schnitten und eine schwer zu beschreibende Combination ist das Leibchen diesen Winter. Es war von schwarzem Atlas mit rundlicher Schneppe vorn, mit Schößchen hinten und hatte Berthen, eine von weißen Blondem, eine zweite von schwarzen Spizen darüber und endlich eine dritte von schwarzem Atlas mit Zacken, die mit schmalen weißen Blondem garnirt waren. Sehr kurze und nicht eben sehr bauschige Aermel. Endlich Schuhe von schwarzem Atlas mit Schmelz gestickt und mit Rosetten von schwarzen Spizen und weißen Blondem.

Ein anderer schöner Anzug war von etwas dunkel-silbergrauem Atlas, mit einem ziemlich großen gefältelten Bolant, über welchem sich ein Besatz von grauem Atlas mit Zacken nach oben und unten befand. Aehnlicher Besatz an dem Leibchen und an den Schößchen. Das Leibchen war hoch und trug eine Spizenmantille mit Schmelz und einem sehr breiten Bolant. So erschien die Dame bei dem großen Empfange in den Tuilerien, während die Kaiserin ein Kleid von hellchocolatenbraunem Sammet mit Zobelbesatz unten herum, an den großen Schößen und an den Aermeln trug.

Ein dritter Anzug war von weißem Taffet mit kleinen Streifen von violetterm Sammet. Es ist das

einer der neuesten und schönsten Stoffe, den wir bereits auch in Weiß mit kirschrothen Sammetstreifen, und in Schwarz mit goldgelben Sammetstreifen gesehen haben.

Der Foulard, der im Sommer so beliebt war, wird auch in dem jetzigen Winter noch häufig getragen, namentlich zu Negligéanzügen und zu Halbtoiletten des Abends. Er paßt namentlich für junge Mädchen, während die Herren fast alle Cachenez von Foulard tragen.

Sehr viele Ballkleider haben wir noch nicht gesehen. Die neuesten sind von Gaze und mit offener Seide gestickt. Es kann allerdings kaum etwas Reizenderes geben als auf einem so duftig leichten Stoffe Blumen, die aussehen als wären sie von Gold oder Silber. Andere solche Stickereien stellen Schmetterlinge oder Colibris vor. Solche Kleider sehen sehr einfach aus, kommen aber doch theuer zu stehen. Sie haben den Vortheil, daß auch junge Frauen öfterer leichte Kleider tragen können, ohne zu mädchenhaft zu erscheinen.

Ballumhänge hat man sehr schön von weißem oder ponceau Cashmir mit Goldsoutaschstickerei oder mit venetianischen Spizen auf farbigem Transparent und langen Tibetfransen. Die Form ist häufig die der Rotonde (Radmantel), mit sehr schönen Schnuren zum Festhalten.

Eine Hauptneuigkeit bei allen Ballanzügen ist der Ueberfluß von Perlen, die man daran verwendet. Ja die Perlen zeigen sich auch an den Anzügen zum Ausgehen. Die Hüte namentlich sehen aus als wären sie mit Wassertropfen bestreut. Man liebt diese neuen Schmucksachen — die nicht etwa Diamanten oder echte Perlen sind — namentlich Halsbänder, die wirklich wie helle Wassertropfen und so leicht aussehen, als könne sie ein Kind gleich Seifenblasen durch einen Hauch zerstören.

Für junge Mädchen macht man Ballkleider von hellfarbigem Taffet, die mit weißem Tarlatan belegt werden, was ihnen ein prächtiges opalisirendes Aussehen giebt. Neben den zarten Farben zeigt sich allerdings auch das Roth, das Goldgelb u., aber die letzteren können nur von etwas bejahrteren Damen getragen werden.

In der Pingerie (feiner Wäsche) ist nichts Neues zu Tage gekommen.

Die Kopfsputze, welche die Damen im Hause tragen, bestehen in einem Nichts, in einer kleinen Spize, in einer Rosenknospe u.

## Modenblatt N<sup>o</sup> 4.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Haarputz von schwarzen Spizen und Perlen; Kleid von blaugrauem Taffet mit knappem hohem Leibchen, das vorn mit Sammetstreifen garnirt und durch einen Taffetgürtel mit Sammetbesatz und eine große



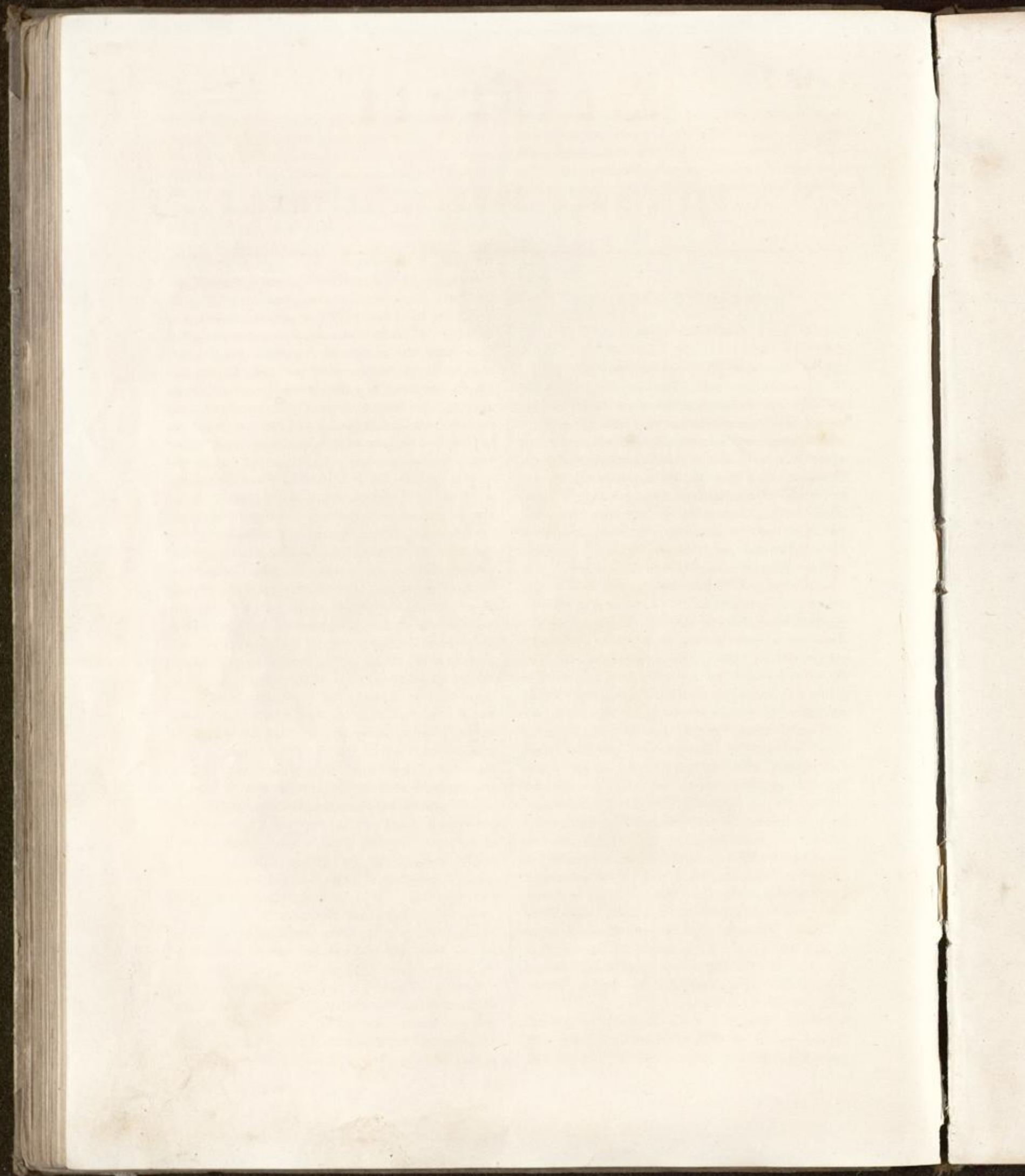


Nach einer Photographie

Nach v. Prade's Kupfer in Leipzig

Nicolaus Alexandrowitsch  
Thronfolger von Rußlands

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.



zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Sonnige Tage.

Frühlingsfahrten

von

Günther von Freiberg.

(Schluß.)

Mit der Morgenfrühe waren wir in Kustendtsché, und der alte Neptun hätte nun nach allen diesen Meerfahrten wohl eine besondere Dankesatombe von mir verdient; sie ward aber zu einem aufrichtigen christlichen Gebete, das noch tiefer in die Seele griff, als wir auf der Eisenbahnstrecke bis Czernawoda den langen Zügen der unglücklichen auswandernden Tscherkessen begegneten. In großen Schaaren lagen sie am Wege, oder in offenen Kisten auf der Eisenbahn. Hunger, Krankheit und Elend lag in allen Gesichtern und nistete in dem einzigen Pelzkleidungsstücke, das sie trugen, wenn es nicht eben einzelne Lumpen waren. Man fürchtete so sehr die Krankheiten, die sie mit sich schleppten, daß die Herren in unserem schönen großen Salonwagen nicht einmal erlauben wollten die Fenster nach der Seite, wo sie hielten, aufzumachen, um ihnen Geld oder eine Erquickung zu reichen. Als wir in Czernawoda ankamen, erzählten uns die Bahnhofsleute, gestern wären 105 von diesen unglücklichen Menschen hier todt hingefallen; — später hörten wir in Wien, daß seit ihrer Einschiffung in Trapezunt bereits 30,000 gestorben wären. — Die Schulzeit liegt mir nicht so sehr fern, in der ich mich erinnerte gern eine Völkerschaft nach der andern abgemacht zu haben, um den Schulaufsatz zu beenden; — wie in der grauen Fabelzeit der Geschichte lag mir solch ein Völkerschicksal, und jetzt trat es mir hier so plötzlich in der Wirklichkeit und in all' seinem herzzerreißenden Elende entgegen. Ein Volk, das so heldenmüthig ein Vierteljahrhundert lang der kolossalsten Macht der Welt widerstanden, und nun, wo es endlich besiegt ist, in seiner Totalität auswandert, sich lieber vom Hunger decimiren läßt als einem fremden Sieger sich unterwerfen will, ist auch wirklich einer antiken Zeit angemessener als der unsrigen.

Ganz bewegt von diesen Gedanken betraten wir nun das von Galatz kommende Dampfschiff, und schämten uns fast ein vortreffliches Diner mit Madeira und

Champagner zu finden. Die Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft ist in der That nicht genug zu loben. Die Einrichtung der Dampfer, besonders des Dampfschiffes Sophie, ist äußerst bequem, elegant, comfortabel; alles ist in Fülle und in schönster Reinlichkeit, von den geringsten bis zu den luxuriösesten Dingen hinauf, und die Kapitäne von ebenso bescheidener als zuvorkommender Artigkeit. Auch ist die Fahrt auf der Donau sehr angenehm; mit Zuversicht läßt man sich von den Wellen schaukeln, da man es ohne äble Folgen weiß. Sehr fremdartig erschienen uns hier auf dem deutschen Strome die Minarets, die auf dem rechten Ufer uns bis Belgrad begleiteten; um so fremdartiger, als sie hier in einen Himmel emporstrebten, den ihre südlichen Brüder nicht kennen. Wie die zeigte sich uns Verwöhnten hier schon Luft und Himmel, wie windig war es bei dem schönsten Wetter! Dies sind die alten Calamitäten unseres Deutschlands, dessen Schönheiten, dessen Wiesen, Bäume und landschaftliche Ordnung ich indeß nie vergessen und immer hoch gepriesen habe. — Etwas Reizendes an diesem Donauufer sind die unzähligen Nachtigallen, deren Gesang uns meilenweit begleitete und so laut erklang, daß er das Rauschen der Schaufelräder sogar überbörnte. Auch Lenau's reizende Gedichte erklangen hier im Ungarlande in unserm Gedächtnisse, wenn wir die lieblichen, ruhigen Abende auf dem Decke genossen und vor all' den Städten mit romantischen Namen und Lagen hielten; oft schwammen Rosensträuße und einzelne Blumen an uns vorüber, denen wir wahrscheinlich eine tiefere Bedeutung beilegte, während eine aufräumende Jungfer sie wohl in den Strom geworfen haben mochte. Bei aller Prosa, die den Reisenden häufig anfällt, gestaltete sich ihm Vieles wieder poetisch; so vergesse ich nicht das hübsche Bild, das ich eines Morgens belauschte, als ich unbewußt den Vorhang einer Damencabine streifte und zwei junge Damen, noch im leichtesten Negligé, vor ihrem ausgebreiteten Schmucke auf der Erde sitzen sah wie ein paar Räubermädchen, die sich ihre Beute theilten. Da die Eine eine Armenierin, die Andere eine Deutsche war, so mochte dies wohl das einzige Verständniß sein, das zwischen ihnen stattfinden konnte, denn ich sah wie sie stumm lächelnd sich gegenseitig die Diamanten, Perlen und Türquoisen zeigten.

Sehr komisch war es mir, in Orsova vom Dampfschiffe aus ins Theater zu gehen. Unsere Armenier, Türken, und was sonst unmögliche Sprachen spricht, kamen mit, sich das Spiel anzusehen, und als wir gegen Mitternacht zurückeilten, um die Abfahrt nicht zu versäumen, huschten wilde, schlankte Zigeunermädchen in weißen Gewändern und rothen Schärpen wie Hirsche im Sprunge an uns vorüber, auch fehlte uns nicht der Anblick einer Czitopost, als charakteristische Staffage der fastgrünen ungarischen Ufer; sechs Pferde, von reitenden Postillonnen (Czitok) gezügelt, sind vor den Wagen gespannt; vier und fünf andere Pferde und Fohlen, sonder Baumzeug, mit flatternder Mähne und wallendem Schweife laufen nebenher. — Der hochbegabte, leider zu früh dahingeschiedene Schmittson, Deutschlands genialster Thiermaler, brachte vor sechs Jahren „Czitopferde“ auf die Ausstellungen von Paris und Berlin. — Hin und her, an den Ufern und im Waldesschatten, lehnte ein Hirt in malerischer Tracht auf seinem hohen Stabe, und gab der weiten Landschaft einen Ausdruck von Leben und Einsamkeit.

Recht prächtig liegen Ofen und Pesth an beiden Ufern des mächtigen Stromes, durch eine wunderschöne Kettenbrücke verbunden. — Bald aber grüßte uns der altersgraue Stephansturm wieder mit deutschem Gruße, und als ich im reizenden Ischl mir auf längere Zeit ein Arbeitsplätzchen ausuchte, war es mit den „Frühlingsfahrten und sonnigen Tagen“ wirklich zu Ende, denn es regnete den ganzen Sommer hindurch recht herzlich und nachdrücklich. Aber Licht und Wärme dieser schönen Reise durchdrangen noch die Nebel um mich her, und Salzkammergut ist überdies so entzückend, daß wir immer aufjauchzten, wenn wir an den smaragdgrünen Bergen die Wiesen sahen, roth, weiß, lila, gelb, nicht von tausend, sondern von Millionen Blumen leuchtend. Es ist eine Gegend, nicht artistisch, nicht fremdartig frappant, wie sie jetzt hinter mir liegen, aber in ihrer Schöne, in ihrer bürgerlichen Ordnung und Sauberkeit sich warm ans deutsche Herz legend.

## Ein Page.

Von Elise Polko.

„War einst ein schöner Page,  
Schlank war sein Wuchs — leicht war sein Stum,  
Er trug die goldne Schleppe  
Der jungen Königin.“

Seite.

Welcher Königin trug er wohl die Schleppe, jener treue Page, von dem ich eben erzählen will? — Der Königin Karoline Mathilde von Dänemark, der schönen Tochter Friedrich Ludwigs, Prinzen von Wales. — Aber

es war keine „goldene Schleppe“, die seine Hände berühren durften, es war der schwere Saum jenes Trauerkleides, das eine beraubte Mutter, eine verstößene Gattin, eine gefangene Fürstin mit seinen Falten umhüllte, als sie in den öden Gemächern des Schlosses zu Celle auf- und niederwandelte.

Wie ein kostbarer Kupferstich in schwarzem Rahmen gefaßt noch kostbarer erscheint, weil seine Schönheit unbeeinträchtigt von verwirrendem Beiwerke sich entfalten kann, so erscheint mancher Frauenkopf erst zauberisch in der dunkeln Umräumung des Leides. — Die Schönheit der englischen Prinzessin wurde in mehreren Portraits der Nachwelt aufbewahrt. Das junge Mädchen blickt den Beschauer aus Wolken von kostbaren Stoffen und Spitzen, eine Rose an der Brust, frisch und fröhlich aus tiefblauen Augen an, — ein liebliches Geschöpf, geschaffen zur Freude, aber dennoch ein Gesicht, das man vergessen könnte über anderen Mädchengesichtern, die noch regelmäßiger in den Zügen, noch lebensvoller in Färbung und Ausdruck, noch bezaubernder in ihrem Lächeln. Das Bildniß der Frau jedoch, aus der letzten Zeit ihres jungen leidensvollen Lebens, kann Keiner vergessen, der es je sah. Das prächtige dunkelblonde Haar zurückgestrichen — ein Perlendiadem über der königlichen Stirn, halb verhüllt von einem niederwallenden schwarzen Schleier, aus dessen Falten sich einige lange Locken hervorstehen, deren Spitzen die Büste berühren, — so blickt sie aus dem Bilde heraus in die Ferne. — Eine zarte Blässe bedeckt die Wangen, ein rührender Schmerzszug zieht sich um den üppigen, aber schön geformten Mund. Die Nase ist fahn und edel, die Profilinie fesselnd, die Form des Gesichts ein sanftes Oval. — O und die traurigen — todestraurigen Augen, die sich „im Weinen üben!“ Unter den langen dunkeln Wimpern schauen sie fragend und verlangend zugleich hervor: — „wann kommt die Erlösung?“ Das Blau ist blaß geworden, das Incarnat der Haut matt. Die rothe Rose hat sich in eine weiße verwandelt — die wunderschöne Gestalt scheint sich zu neigen. Wohin? — Dem Grabe entgegen. Die Hand der Liebe durfte sie ja nicht brechen die Rose dieser Schönheit, so sehnsuchtsvoll und leidenschaftlich sie sich auch nach ihr ausgestreckt — die rauhe Hand des Sturmes brach sie. — Unbarmherzig wehte er über sie hin und warf ihre süßen Blätter in den Staub, — und Niemand stand auf ihm zu wehren.

Das düstere Schloß zu Celle, der Verbannungsort der entthronten dänischen Herrscherin, war dennoch für gar viele Herzen der Inbegriff aller heitern Pracht und Schönheit, die Stätte der süßesten Freuden, ein Feenmärchen voll Duft und Glanz: — für die Kinderher-

zen nämlich. Die junge, kaum 22jährige Fürstin liebte sie ja über Alles, jene kleinen harmlosen Geschöpfe mit den hellen Augen und silbernen Stimmen, und umgab sich mit diesen anmuthigen Gestalten wie sich Andere vielleicht mit Blumen und singenden Vögeln umgeben. erinnerte sie doch Kinderblick und Kinderlächeln an ihre eignen Kleinen daheim, denen man in ihr die zärtlichste Mutter so erbarmungslos entriß. Sie träumte sich zu ihrem Knaben zurück beim Anblicke des jungen dienstthuenden Pagen, des dunkellockigen Friedrich von Gersdorf, und meinte ihr Töchterchen in den Armen zu halten, wann sie ein blondes liebliches Mädchen, das kleine verwaiste Freifräulein Sophie von Beningsen, auf den Knien wiegte. — Die Kinder der Stadt hatten ungehindert Zutritt in dem einen Theile ihres Gartens und durften dort nach Herzenslust spielen. In einer einsamen Laube, die den Blick auf diesen Spielplatz eröffnete, pflegte dann Karoline Mathilde stundenlang den Kindern zuzuschauen, in träumerisches Sinnen verloren. Zuweilen trat sie auch mitten unter sie mit ihrem sanften Blicke und Lächeln, um mit dem Einen oder Andern ihrer kleinen Lieblinge zu reden und zu scherzen. — Und sie blieben alle in ihrer vollen reizenden Unbefangtheit, die Knaben und Mädchen, in der Nähe der hohen Frau, ja ihre Anwesenheit schien ihren Jubel und ihre Fröhlichkeit noch zu erhöhen. Wie eine gütige Fee wandelte sie einher zwischen ihnen, kleine Gaben mit liebevollen Worten vertheilend. Und der Schmerzszug um die Lippen wurde milder, wenn die Schaar sich dann so dicht an ihre Knie drängte, wenn die kleinen vollen Hände sich an ihr Gewand klammerten, wenn rosige Lippen ihre Hände berührten. — Selten kehrte die Königin von einem Spaziergange heim, ohne ein armes Kind mitzubringen, das ihr in den Weg getreten, und es beschenkt wieder heimzuschicken. Eigenhändig pflegte sie die kleinen Schürzen und Taschen ihrer Schützlinge voll zu packen und der Ausdruck der staunenden Freude in dem kleinen Gesichte fand allezeit den holdesten Widerschein in den Augen der Königin. — Es war als könne sie nur in der Nähe von Kindern die Last ihres Glendes tragen, als hielten nur diese vielen kleinen Hände sie über den Wellen des tiefsten Schmerzes empor. — Unter den zu ihrem Dienste bestimmten Pagen war der junge Friedrich ihr besonderer Liebling. Sein Name allein — den sie so weich und zärtlich auszusprechen pflegte, war ja für sie so bedeutungsvoll. erinnerte er sie nicht an den geliebten Knaben daheim und an — den grausamen Gatten? — — Aber noch eine andere Gestalt tauchte mit diesem Namen auf: — Friedrich von Struensee, der Urheber ihrer Verbannung — der schöne, unvergeßliche Freund, der so viel Leid über sie gebracht, und der dies Leid mit dem blutigen Tode gebüßt.

Auch die Art der Schönheit des jungen Pagen gemahnte die Königin an diesen einen Verlorenen — der edle Schnitt des Gesichts, das dunkle Gelock, der matte Bronce-ton der Farbe, das Feuer der Augen. Sie ließ den schlanken Knaben nur selten von sich und ihr Wesen nahm ihm gegenüber fast die Zärtlichkeit einer Schwester an. — Und er verdiente sie, diese sanfte Güte seiner Königin und vergalt sie durch unbedingte Hingabe seines ganzen Seins. Wie die Phantastie sich jene faden bezaubernden Pagen des Mittelalters malt, die eben so sicher ein Roß zu tummeln als süße Lieder zur Laute zu singen verstanden, so erschien Friedrich von Gersdorf. Kaum 16 Jahre alt, schlank und hoch von Wuchs, von vollendetem Ebenmaße der Glieder, war er in seltenem Grade gewandt in allen Künsten des Cavaliers. Dichtes braunes Lockenhaar fiel auf seine Schultern. Wie es um das erhitzte hübsche Gesicht flog, wenn er, wie er so gern that, ein wildes Pferd tummelte! Die schön geschnittenen Augen hatten einen zugleich kühnen und schwermüthigen Blick. Diese Augen nun hingen mit dem Ausdrucke anbetender Bewunderung an dem Antlitze seiner hohen Herrin. Für den jungen Pagen lebte ja Nichts in der Welt, was einen Platz verdient hätte neben ihr, der Königin aller Frauen. Sie war das Ideal seines Herzens, die Göttin seiner Phantastie, die Beherrscherin seiner Gedanken. Die tollsten Pläne, Karoline Mathilde zu befreien, sie ihren Kindern wiederzugeben, nach denen sie sich, wie er wußte, so unablässig sehnte, jagten sich in seinem Kopfe. Wie manche Abfindung eines tollen Briefes an den König von England hatte die Wachsamkeit des strengen Oberhofmeisters von Hohenhorst verhindert, wie manches Bronillon eines kühnen Spottgedichts hatte seine Hand vergebens vernichtet, wie manche Warnung war dem jungen Verfasser deshalb zugegangen! Friedrich von Gersdorf träumte seine Träume ungehindert fort. — Für seine Herrin zu sterben erschien ihm das neidenswertheste Loos der Erde, um dessen Erfüllung er jeden Abend die Heiligen bat. Ihre Schönheit hatte ihn verzaubert, ihr Unglück aber ließ in seiner Seele das glühende Verlangen aufstehen, sie an ihren Peinigern zu rächen. — Das Schloß in Kopenhagen in Brand und Juliane Marie, die furchtbare Königin, in ein mit Nägeln bespicktes Faß zu stecken, wie den bösen Stiefmüttern in den Märchen geschah, war sein liebster Gedanke. — Ein unaufhörliches Sehnen nach etwas Wunderbarem, nie Dagewesenem lebte in ihm, — ein glühendes Verlangen etwas Fabelhaftes zu vollbringen. — In jenen Rittergeschichten und Sagenbüchern, die er sich zu verschaffen gewußt — nahm jede der zauberisch schönen Prinzessinnen die Gestalt seiner holden Königin an, in jeden Ritter, der für die Dame seiner Gedanken unerhörte Thaten vollbrachte, träumte er sich hinein. — In Erwartung der glän-

zendsten Verwirklichung aller dieser Phantasten, in der festen Hoffnung auf baldige Gelegenheit, jene Wunderdinge zu vollbringen im Dienste der Königin, — stand er hinter ihrem Sessel, folgte er ihren Schritten und leistete ihr die armen Dienste eines Pagen. — Es geschah freilich nicht selten, daß er sich dabei in süße Gedanken verlor und darüber Allerlei vergaß, was ihm von der strengen Frau von Amesta, der Oberhofmeisterin, ein finstres Stirnrunzeln zuzuziehen pflegte. Karoline Mathilde selbst hatte trotz mancherlei seiner kleinen Verstümmelungen und Zerkleinerungen, nie einen andern als gültigen Blick, ein warmes Lächeln für ihn. Sie schien ihre Zärtlichkeit zwischen ihrem jungen Pagen und dessen Gespielin, Sophie von Beningsen, zu theilen. — Auf dies reizende Geschöpf allein war auch Friedrich von Gersdorf nicht eifersüchtig. Mit leidenschaftlicher Liebe hing aber auch das kaum 8jährige Mädchen an dem schönen Pagen — und mit brüderlicher Innigkeit erwiderte er diese Zuneigung. Er war der Theilhaber aller ihrer kleinen Freuden, der Vertraute aller ihrer Kinder Sorgen um eine zerbrochene Puppe und gestorbenen Vogel, er erzählte ihr die schönsten Märchen — und es gab nichts Rührenderes und Verständnißvolleres als die Augen, mit denen sie ihn dann anschaute. Wenn sie mit schlauem, munderfüßtem Lächeln ihm zunickte und die blonden Locken zurückwarf und flüsterte: „so werden wir's auch thun“, war es ihm allezeit als sei schon die volle Verwirklichung seiner heißesten Wünsche vor der Thür und Sophie eine begeisterte Prophetin. Er riß die Kleine wohl jauchzend an seine Brust und rief: „Und noch mehr werden wir thun, wir werden sie befreien — oder für sie sterben — Du und ich!“

Obgleich es nun einmal geschehen war, daß das Mädchen leise und sehr rasch oft geantwortet: „ich sterbe nicht mit!“ so wußte Friedrich von Gersdorf dennoch, daß die Kleine Nichts in der Welt so liebte, außer ihm, als die Königin Karoline Mathilde. Sie war zu unzertrennlich von ihrer hohen Herrin, ihr Tisch und kleiner Stuhl mit allerlei Spielgeräthe stand in dem Zimmer der Königin, und ihr kleines Bett neben dem königlichen Schlafgemache. Nie begab sich die hohe Frau zur Ruhe, ohne zuvor sich noch über das schlafende Kind geneigt und den sanften Athemzügen ihres Lieblings gelauscht zu haben. Das Mädchen war zuweilen erwacht von den tiefen Seufzern und heißen Thränen, die ihre Wangen berührt hatten — „aber ich machte dennoch die Augen nicht auf,“ erzählte sie ihrem Gespielin. — „Ich fürchtete, sie möchte dann hinweggehen, und es war doch so süß, ihre Wange an der meinen zu fühlen, fast so als wenn meine Mama, die nun im Himmel ist, bei mir wäre. Aber weißt Du, die Mama hat mich immer geküßt und die Königin mag mich nicht küssen, und das betrübt mich so. Sie nimmt mich wohl in

ihre Arme und drückt mich fest an sich, wie Mama es auch gethan, aber nie küßt sie mich. Und da habe ich sie einmal um einen Kuß gebeten — neulich am Abende meines Geburtstags — ach und da hat sie noch viel heftiger geweint und gesagt: sie dürfe mich niemals küssen, ihr Kuß bringe Leid und Unglück. Und sie sah so traurig aus, als sie das sagte, daß ich sie mein Lebtag nie wieder um einen Kuß bitten möchte!“

Wie viel gab dieser geheimnißvolle Bericht dem Pagen zu denken und zu träumen. Die kleine Sophie dachte bald nicht weiter daran und gewöhnte sich sogar allmählig an Thränen, die aus wunderschönen Augen zuweilen auf ihre rosigten Wangen fielen, noch viel öfter aber unbemerkt in den Spitzensäumen des Kissens verschwanden, auf dem das Kinderhaupt so sorglos ruhte. Sie lächelte sogar im Schlafe bei den schweren Seufzern, die sich aus der Brust der beraubten Mutter rangen.

Die späteren Abendstunden verbrachte die Königin gewöhnlich ganz allein. Sie pflegte den kleinen Kreis ihrer Getreuen zeitig zu entlassen, und noch bis tief in die Nacht hinein zu lesen oder zu schreiben. Sehr oft ging sie auch mit kaum hörbaren Schritten in dem Gemache neben ihrem Schlafzimmer stundenlang auf und nieder, die Stirn gesenkt, tiefe, unsagbare Trauer in allen Zügen. Und das Ende und Ziel dieser rastlosen Wanderung war allezeit ein alterthümliches Betpult, das halbverhüllt von dunkeln Umhängen in einer Ecke stand. Ein Schrein war in demselben angebracht und die Königin schloß ihn auf mit jenem silbernen Schlüssel, den sie an einem schwarzen Bande Tag und Nacht am Halse trug.

Es war nur ein schlicht gebundenes schwarzes Buch, das sie daraus hervorzog und mit ihren weißen Händen zitternd umfaßte. Die silbernen Klammern daran waren lose geworden, der Einband vergriffen. Auf dem Titelblatte stand zu lesen: „Fromme und ergötliche Lieder, gesammelt von Adam Struensee, Pfarrer an der St. Ulrichskirche zu Halle an der Saale,“ und mitten hindurch hatte eine feste Männerhand geschrieben: „Friedrich Struensee“. — Das aber war geschehen am 24. April 1772, wenige Tage vor jenem Einen, an dem das Schwert des Henkers sie von dem schönen stolzen Leibe trennte.

Wie dies Buch in die Hände der Königin kam?

Wer konnte es sagen? Das war das Geheimniß der hohen Frau und Gottes. Sie schlug es auf, ging an ihr kleines Spinett und als sie sich dort niedersezte, legte sie es vor sich hin auf das Notenpult. Und leise wie ein Hauch, traumhaft wie aus fernen Kirchenhallen ertönte, einen Abend wie alle Abende, jene wunderbare ergreifende Melodie des Bach'schen Chorals:

„O Haupt voll Blut und Wunden.“

Es war der Lieblingschoral Karoline Mathildens.

Die Accorde verhallten — die feinen Finger lösten sich von den Tasten. Die kleine Sophie seufzte tief auf im Schlummer — in den Zimmern des Erdgeschosses lauschte ein schlanker Knabe am offenen Fenster wie immer den erschütternden Klängen mit gefalteten Händen und mächtig schlagendem Herzen. Was hätte er darum gegeben, die Trauer lindern zu können, die in diesen Tönen zitterte.

Die Königin erhob sich. Thränen hingen an ihren Wimpern, Thränen fielen auf die Blätter des Buches. Das süße Antlitz war todtenbleich geworden.

War es das dornengekrönte Christushaupt voll „Blut und Wunden“, dem diese glühenden Thränen galten? —

Die Schneedecken lagen fest auf der Erde, der Reif hing an den Bäumen und die Eiszapfen blühten an den Dächern. Es war kalt, bitter kalt in der Welt. Und doch brach so viel Lust aus frohen Kinderaugen, daß man hätte meinen sollen es genüge, um eine ganze Erde voll Eis und Schnee zu schmelzen und jedes Herz warm zu machen. — Weihnachtsabend war's, und erhellte alle die großen und kleinen Fenster der Stadt Celle. Selbst das königliche Schloß hatte diesmal seine düstern Schleier abgeworfen und strahlte wie eine geschmückte Braut. Die Bescheerung war eben vorüber, die so rührend eingeleitet worden war mit dem Gesange silberner Kinderstimmen. Wie von Engeln gesungen hatte es geklungen das alte Weihnachtslied:

„Vom Himmel hoch da komm ich her!“

Jetzt wich schon der rauschende Jubel der glückseligen Schaar allmählig der stilleren Freude. — Der reizende Wirrwarr löste sich, anmuthige Genrebilder entstanden, löstliche Studien für Maleraugen und noch viel mehr für Mutteraugen, Engelgruppen des Fiesole, denen nur die Flügel fehlten. — Mädchen voll ahnungsvoller Seligkeit ihre Puppen wiegend, Knaben mit Pfeil und Bogen, die geduldigen hölzernen Rosse tummelnd, künftige Eroberer; Andere mit Bausteinen spielend und jeden Herannahenden abwehrend, mit Archimedes Ruf: „zertritt mir meine Kreise nicht“; Größere mit glühenden Wangen über Büchern hangend. Und über sie Alle hin das magische, zauberhafteste Licht der Erde, das Licht des Weihnachtsbaumes und die Luft erfüllt von jenem einzigen Dufte, der das Herz weit und — doch still macht, von dem Dufte, den man im Menschenleben lang nicht vergißt, dem Dufte des Christbaumes, der Wachskerzen, der Aepfel und Süßigkeiten, die sich zu jenem wonnevollen Parfüm vereinigen, den Kinder und Erwachsene meinen, wenn sie sagen: „es riecht nach Weihnachten.“

Zwischen den Kindern hin gingen die Frauen und Diener, sowie die Cavaliere der Königin, beschenkt wie Alle von der gütigsten Herrin. Sie ließen sich willig hineinziehen von all den runden Händchen und lachenden Augen in den lockenden süßen Strudel schuldbloser Weihnachtslust.

Sie allein, die Uebeerin all dieses Entzückens, war unbeschenkt geblieben in dem frohen Kreise, für Andere, nicht für sie, flammten die Lichter des Christbaumes. Heute hatte sie sich auch nur wenige Augenblicke den Kindern gezeigt; sie saß in ihrem matterleuchteten Cabinet mit ihrem wunden Herzen; die Sammetvorhänge vor der Thür waren zugezogen und nur durch eine Spalte sah die Königin die Kinder vorübergleiten. Sophie allein wagte es den Lockenkopf hereinzustrecken, und nach einem ermuthigenden Blicke aus den Augen der Königin, ihre neue Puppe fest im Arme, sich dankend an ihre Knie zu schmiegen. Friedrich von Gersdorf beneidete sie zum ersten Male, daß sie so ungehindert jenen Vorhang heben durfte, der die Gestalt der hohen Herrin vor allen Augen verbarg. Der Ton ihrer silbernen Glocke rief ihn nicht. Sie wollte allein sein.

Welch ein Kontrast — hier Leben und Jubel — dort eine Trauergestalt. In ihrem schwarzen Sammetkleide lehnte die Königin im Sessel, ein schwarzer Schleier fiel von dem blonden Haare bis zu den Knien herab — ein Perlendiadem schmückte ihre Stirn, Perlenchnüre umschlangen ihren Hals und die feinen Handgelenke. Perlen bedeuten Thränen, Karoline Mathilde trug in ihrer Gefangenschaft nie einen andern Schmuck. Thränen waren es auch, bittere Schmerzensstränen, die jetzt an ihren Wimpern hingen. Sie gedachte eines andern Christabends, fern, fern von hier im Königsschlosse im Norden — wo die reichgeschmückten Tafeln im Königs-saale beladen waren mit kostbaren Geschenken, wo sich bunte Gestalten zu ihr hin drängten, ihr zu huldigen, wo glatte Zungen glatte Worte redeten, wo Alles strahlte und glänzte und doch keine Freude war, wo ihr kindischer Gemahl sich mit seinen Cavalieren in den weiten Gemächern umherjagte wie ein toller Knabe, wo ihr kleiner Sohn, erschreckt von dem wilden Wesen des Vaters, sich weinend an ihre Knie schmiegte, wo der stehende Blic Julianens, der Königin Mutter, nicht eher von ihr ließ als bis sie geängstigt und verwirrt in ein Nebengemach flüchtete. — Ihre eigenen Thränen drohten sich damals mit denen des Knaben zu vermischen — ach sie fühlte sich so einsam — aber zwei blaue Augen, die jetzt ihren Augen begegneten, drängten diese Thränen zurück. „Eine Königin darf nicht weinen!“ Sie wußte nicht, ob das jene blauen Augen oder zwei stolze Lippen gesprochen hatten, — die Augen oder die Lippen des schönsten Mannes in Dänemark. — Sie hatte sich auch bezwungen, sie konnte wieder lächeln — und da dankten

ihr jene Augen mit einem langen Blicke. — Und dieser stumme Dank war so berauschend wie Nichts in der Welt. — Leben und Seligkeit hätte manche Frau der Erde lächelnd hingeworfen, solchen Dankesblick zu empfangen. — Blau waren jene Augen, blau wie die Märchenblume, nach der sich das Menschenherz so heiß sehnen muß und die es doch nur finden kann — um zu sterben an ihrem Dufte. Lange schwarze Wimpern schmückten sie. — Ihr Feuer verbrannte — ihre Milde schmolz das härteste Herz. — Sie befahlen, wenn sie baten, und sie baten im Befehlen. Wen sie einmal gestreift, der mußte ihrer gedenken in Haß oder in Liebe, vergessen konnte sie Keiner sein Leben lang. Und wem gehörten diese Wunderaugen? — Dem kühnsten, geachtetsten Manne in Dänemark, dem Leibbarztes des Königs, dem allmächtigen Minister, dem Sohne des schlichten Pfarrers der St. Ulrichskirche in Halle, dem vorführerischen Grafen Friedrich von Struensee.

„Wer schenkt mir etwas?“ hatte sie an jenem letzten Christabende im Königsschlosse halb scherzend gefragt. Und da hatte er ihr eine Antwort gegeben — eine Antwort leise wie ein Hauch — fast nur ein glühender Seufzer, aber diese Antwort war ihr Christgeschenk gewesen.

An diese Frage und Antwort dachte sie auch jetzt im Schlosse zu Celle — aber keine Augen waren mehr da, die ihren Thränen gebieten und sie zurückdrängen konnten, keine Lippen, die da flüsterten: „eine Königin darf nicht weinen!“ — Ach, sie durfte auch jetzt ungehindert weinen — um Ihn und um sich selber: — er war ja todt — um ihretwillen gestorben — und sie — keine Königin mehr — nur — eine Gefangene.

Die letzten Finger des schönen Pagen waren es, die eben jetzt den Vorhang lüfteten: Friedrich von Verddorf brachte eine Meldung! Ein Fremder war im Schlosse angelangt und bat im Namen des Königs von England um eine Audienz. Es war der berühmte Musiker Felice Alessandri, dessen Opern in London weniger großen Beifall fanden als seine schöne Persönlichkeit, sein Talent als Dirigent und sein wunderbares Lautenspiel. Vermählt mit der italienischen Sängerin Guardagri war er jetzt auf dem Wege in die Heimath Rom, nach deren Mauern ihn ein unablässiges Verlangen zog, das ja die Herzen aller Menschenkinder durchzittert, die einmal die Fontana Trevi rutschen hörten, einmal das Sabinergebirge im Abendsonnenstrahle leuchten sahen. — Karoline Mathilde empfing den Boten ihres geliebten Bruders, umgeben von ihrem Hofstaate, voll Erregung im kleinen Saale des Schlosses. Mit der Hoheit der Königin und der Grazie der Frau begrüßte sie den Musiker, nahm aus seinen Händen einen Brief und ein Kästchen in Empfang und lud ihn huldvoll ein mit seiner Frau einige Tage im Schlosse zu wohnen. „Ich liebe die Musik,“ sagte sie schwermüthig lächelnd, „und ich höre

hier nur Kinder singen. Ihr müßt mir auch von England erzählen.“ — Mit einer reizenden Handbewegung entließ sie ihn dann, ihren Cavalieren den Fremden empfehlend. — Was sandte ihr der geliebte ferne Bruder? Etwas hastig lösten die Finger die Siegel des Briefes. — Wie rasch hob und senkte sich die Brust, während sie den kurzen Inhalt überflog — „er schickt mir ein Weihnachtsgeschenk,“ sagte sie unruhig, — „es ist in dem kleinen Kasten hier — er schreibt, er hoffe mir Freude zu machen. Ach, die Zeiten der Freude sind für mich vorbei! Hier im Briefe ist der Schlüssel! Und die Italiener sollen hier bleiben, so lange es ihnen gefällt und so lange sie uns gefallen,“ setzte sie fast heiter hinzu. „Wir werden alle Abende Musik haben in meinen Zimmern. Freuen Sie sich mit mir, liebe Amesta! Und für die Kinder ist's auch ein Gewinn, Friedrich muß lernen still zuzuhören und Musik zu lieben, der Wildfang, und Sophie“ — aber der Schlüssel drehte sich jetzt im Kästchen, der Deckel sprang auf. Ein Schrei voll Jubel und Weh wurde laut — das Bildniß eines Knaben mit krausem Lockenhaar und hellen Augen tauchte auf: „Mein Sohn!“ flammelten die Lippen der Mutter. Die Königin sank auf ihre Knie nieder.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Auf den Bällen trägt man sehr reiche Kleider, die mit Flittern, Glasschmuck, Vögeln, Schmetterlingen, Blumen, Rosen und Diamanten, Fliegen, glänzenden Käfern und Perlmuttermuscheln bedeckt und überladen sind. Auch an den Hüten im Theater u. s. w. darf irgend ein Insekt nicht fehlen. Die Kleider von Tülle, die durchscheinenden Gazen, die so düstig aussehen, werden durch den schlechten und geschmacklosen Schmuck erdrückt, welche den Damen das Aussehen von Theaterprinzessinnen und Märchenköniginnen geben. Dazu kommt, daß manche Damen, selbst solche aus den besten Kreisen, Gürtel gleich jenem des heil. Crispin mit hohen und breiten Schnallen von Gold, Silber oder Stahl tragen, eine vorn und eine hinten. Ferner hat die Laune und die Manie, sich so auffallend als möglich zu kleiden, Leibchen gleich denen der Fandango tänzerinnen, Husarendolmans und Fracks mit langen Schößen aufgebracht.

Die Hüte sind so einfach als möglich, ihr Schirm bleibt meist ohne Auspuß, der dagegen hinten am Kopfe um so voller ist; der Bart, der nicht mehr existirt, wird durch eine große Haarschleife ersetzt, die jede Dame haben muß, welche nach der Mode gekleidet sein will.

Das Haar trägt man gewellt, gekreppt, gekräuselt, niemals schlicht und glatt. Die grade Linie existirt jetzt dafür nicht mehr.





ALLGEMEINE MODENZEITUNG

der al  
wenig  
Artige

ligen  
ist die  
Schw  
Farbe

Sam  
gefom  
unten  
Kleid.  
Sam  
Gran

von C  
oder  
Wir  
Püße  
war  
hatte  
auf  
durch

Klass  
Kais  
stark  
die  
renb  
weil  
übri  
Putz  
und

Zue  
vola  
Kor  
von  
das  
eine  
mä  
bar

auf  
Str  
wei  
ein  
fra  
ebe  
nid  
nu

Man scheint übrigens allmählig zu dem Haarputz der alten Griechinnen und Römerinnen zurückzulehren, wenigstens haben wir auf den Vällen bereits viele der Art gesehen.

Eine der seltsamsten Moden, die wir laut mißbilligen müssen und die sich hoffentlich nicht lange erhält, ist die — rothes Haar zu haben und dem natürlichen Schwarz oder Braun künstlich die gewünschte modische Farbe zu geben.

Zu Bistenanziügen sind die Sammetkleider und die Sammetmäntel mit Pelzbesatz vollständig wieder zu Ehren gekommen. Ein schmaler Pelzstreifen besetzt den Mantel unten, so wie die Taschen, auch ein bis zwei Mal das Kleid. Auch der nothwendige Muff dazu ist von Sammet mit einem schmalen Pelzbesatz. Pensée und Granatroth sind die beliebtesten Farben.

Neben diesen Sammetanzügen sieht man andere von Seide mit Sammetstreifen oder Sammetapplicationen oder in Plüsch und Atlas, eine ganz neue Verbindung. Wir erwähnen zwei Kleider der Art, eins von blauem Plüsch, das in spitze Zacken unter den Knien geschnitten war und dann Plüschstreifen auf leicht gebauschtem Atlas hatte. Ein anderes Kleid von pensée Atlas war vorn auf einem Kocke von Plüsch aufgenommen und zwar durch Posamentpatten.

Die Leibchen theilen sich noch immer in zwei große Klassen: Gürtel wie zur Zeit des ersten französischen Kaiserreichs und verschiedenartige Schößen. Die etwas starken Damen wählen am liebsten die zweite Art, welche die Taille schwächer und länger erscheinen läßt, während die schlanken Damen die runden Gürtel vorziehen, weil sie gut kleiden. Die großen Schnallen trägt man übrigens nicht bloß an Ausgekleidern, sondern selbst an Putzkleidern, nur müssen sie da mit Edelsteinen besetzt sein und golddurchwirkte oder perlengestickte Atlasbänder halten.

Aber wir haben auch neue Ballkleider zu beschreiben. Zuerst also eins von weißem Tülle mit drei Spitzenvolants, die aber an gewissen Stellen durch Patten von Korallenstickerei gehalten wurden; darüber eine Tunica von Spitzen, ebenfalls mit solcher Patte, die sich auf das Leibchen herabsetzt und auf der einen Achsel durch eine Korallenagrafe gehalten wird. Der sehr unregelmäßige Kopfsputz besteht aus Korallenzweigen und Spitzensbarben.

Ein anderes Bgallkleid ist von mattweißer Seide, auf dem Kocke unten rundherum mit einem sehr breiten Streifen von pensée Sammet, auf den eine Franse von weißem Schmelz fällt. Das ausgeschnittene Leibchen hat einen breiten Sammetgürtel, dessen Enden eine Perlenfranse tragen. Dazu eine kleine Berthe von Sammet, ebenfalls mit Perlen. Von den Ärmeln können wir nicht sprechen, denn man trägt keine mehr; man sieht nur noch eine kleine Tüllepuffe, die unter der Berthe

ganz verschwindet. Als Kopfsputz eine Art Toque von pensée Sammet und in der Mitte derselben ein Perlenspieß, welcher eine weiße Feder hält.

#### Modenblatt N<sup>o</sup> 5.

##### (Nach Originalzeichnungen.)

1. (Ballanzug.) Griechischer Haarputz mit einem reichen Diadem; Kleid von grünem Atlas mit herzförmig offenem ausgeschnittenem Schneppenleibchen über einem Unterleibchen von gebauschtem Tülle, mit kurzen Puffärmeln von Tülle, die mit Perlenschleifen verziert sind; der Kock vorn weit offen über einem zweiten Kocke von Tülle, der durch zahlreiche Perlenschleifen in viele Falten genommen ist; über das Leibchen von der linken Achsel nach der rechten Seite des Kockes läuft eine Quirlande von Sammetblumen; Halsband und Armbänder von rothen Perlen; weiße halblange Glacehandschuhe; Fächer; Atlaschuhe.

2. (Ballanzug.) Griechischer Haarputz, ähnlich wie bei Figur 1, mit sehr reichem Diadem und mit Perlen, die durch die hintern Haarschalen geschlungen sind; Kleid von rosa Seide mit tief ausgeschnittenem Leibchen, um das sich oben eine doppelte Franse, eine rosa und eine weiße zieht; ganz kleine weiße Puffärmel; der Kock an beiden Seiten durch eine riesig große rosa Schleife aufgenommen über einem Kleide von weißem Tülle, das mehrere kleine Volants hat, über welche rosa Bänder laufen; große und lange goldene Ohrgehänge; reiche Armbänder; halblange weiße Glacehandschuhe; Fächer; Atlaschuhe.

3. Kopfsputz von schwarzen Spitzen und Band; Kleid von schwarzem Tülle mit ausgeschnittenem Leibchen und einem Fichu darüber von schwarzem Tülle; kurze Bauschärmel von Tülle mit Bandschleifen; schwarzer Sammetgürtel mit großer goldener Schnalle; der schwarze Tüllerock rundherum aufgenommen über einem zweiten Kocke von weißem Atlas, der mit rothem Sammetbande garnirt ist und ganz unten eine Befestigung von schwarzen Spitzen und rothem Sammet hat; Ohrgehänge und Halsband von Perlen; gelbe Glacehandschuhe und an einem Arme ein Armband von Perlen, an dem andern eins von Gold und schwarzer Email; Fächer, schwarz mit Gold; Schuhe.

4. Neues Neg; Kock von gelbbraunem Taffet, unten mit einem Volant in großen Hohlalten, die oben durch große braune Sammetsterne mit Spitzeneinfassung gehalten werden; Leibchen von braunem Sammet vorn offen und da wie an der Außenseite der Ärmel mit schwarzen Bandrücken garnirt; Gürtel von braunem Sammet; kleiner Leinwandtragen, der sich an der Chemisette befindet, die vorn mit Spitzen garnirt ist; Spitzenerärmel; dänische Handschuhe; Hausschuhe.

Stahlstich N<sup>o</sup> 5.

## Der Dom zu Worms.

(Nach einer Photographie.)

Worms in Rheinhessen liegt in einer von der Natur hochbegünstigten Gegend, in welcher der edle Wein „Lieb-  
frauenmild“ wächst und die schon sehr früh die Auf-  
merksamkeit der Völker auf sich zog. Bekanntlich kommt  
die Stadt schon in den Nibelungen vor und in der spä-  
teren Zeit regte sie oftmals die allgemeine Aufmerksam-

keit an. Mehrere wichtige Reichstage wurden da ge-  
halten; wir erwähnen nur den von 1521, vor welchem  
Luther beschieden wurde und der die Lehren des Refor-  
mators verdammt. Zu Luthers Andenken wird denn  
auch in Worms das großartige Denkmal aufgestellt wer-  
den, dessen Ausführung Meister Nieschel übernahm, aber  
nicht vollenden konnte. Zwei seiner besten Schüler voll-  
enden es nach seinem Entwurfe. Zu den interessantesten  
und ältesten Bauwerken der merkwürdigen Stadt gehört  
der prachtvolle Dom, der zum Theil restaurirt worden ist.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum auf-  
genommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen  
Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Strohhutplatt-Maschinen, Sandplatten, Holzformen neuester Facon sind vor-  
G. A. Oehme, Peterstraße 40.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch  
alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. C. Gruner's

vollständige

## Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde  
und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierpflanzenzucht, sowie  
die sämmtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten  
Erfahrungen vermehrte Auflage

von

C. F. Förster,

Kunstgärtner und Botaniker,

correspond. Mitgl. d. Vereins z. Beförderung d. Gartenbaues u. zu Berlin, sowie  
der pomolog. Gesellschaft zu Altenburg, Ehrenmitgl. der prakt. Gartenbaugesellsch.  
f. Bayern und der Pfälzer Feld- und Gartenbaugesellschaft u.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses seiner Zeit vortreffliche Gartenbuch des verstorbenen Gruner erscheint hier  
in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn  
Förster, dessen horticulturnische Schriften sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Sein  
Name bürgt dafür, daß auch dieses sein neuestes Werk zahlreiche Freunde und Käufer  
finden wird.

## Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem  
gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von  
Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten  
wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebe-  
vollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R.  
poste restante frei Weimar.

## Privat-Entbindungs-Anstalt.

In der schönsten Umgegend Leipzigs  
bietet, vollständig eingerichtet, ein be-  
schäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, für  
Damen, die ihre Niederkunft in Stille und  
Zurückgezogenheit abwarten wollen, Auf-  
nahme. Bei billigen Bedingungen, liebe-  
vollster Pflege wird strengste Verschwie-  
genheit zugesichert. Adresse: E. E. Nr. 0.  
poste restante frei Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhand-  
lung zu Leipzig erschien:

Geschichte Griechenlands  
von den ältesten Zeiten bis zur Zer-  
störung Korinths.

Von

Leonhard Schmitz,

Doctor der Philosophie und der Rechte,  
Rector der hohen Schule von Edinburgh,  
Mitglied der königl. Gesellschaft der Wis-  
sensschaften daselbst u. s. w.

Nebst einem Anhange

über die Civilisation, Religion, Litera-  
tur und Kunst der Griechen.

Mit 131 in den Text gedruckten eng-  
lischen Holzschnitten und 1 Stahlstich:  
Plan von Athen.

gr. 8. Preis 2 Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr.  
7 1/2 Ngr.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Ein Page.

Von Elise Polka.

(Fortsetzung und Schluß.)

So war denn ein Strahl echter Weihnachtsfreude in das Herz der Königin gefallen — für dessen milde Wärme sie ihrem Gott im stillen Kämmerlein so heiß dankte. — An jenem Abende wartete Friedrich von Gersdorf zum ersten Male vergebens auf die gewohnten Klänge des düstern Chorals — an diesem Abende hielt Karoline Mathilde immer und immer wieder von Neuem ein Miniaturportrait in den zitternden Händen, und über dem Anblicke unschuldiger Augen und freundlich lächelnder Lippen vergaß sie Alles — Leid, Jammer, Gefangenschaft — nur das Eine nicht: daß sie Mutter — glückliche Mutter war.

Die Italiener blieben wirklich eine Zeit lang im Schlosse zu Celle, zur großen Freude sämmtlicher Bewohner.

„Nehmt meine Gesandten wohl auf,“ hatte der König von England geschrieben, „sie dürften der Gunst meiner königlichen Schwester nicht unwerth sein. Man ist von ihnen in London entzückt, die Frauen von dem feurigen Manne, die Männer von der schönen Frau. Ich kenne die Vorliebe Karoline Mathildens für die Musik und meine einen heitern Zeitvertreib gesandt zu haben in jenen Weiden für trübe lange Winterabende.“

Felice Alessandri's Lautenspiel war bezaubernd. In der Musikschule zu Neapel gebildet, Schüler Tonelli's und Falatini's, war er besonders Meister im Vortrage der Melodien seines Landes. Seine Phantasie über italienische Canzonen und die kunstvolle Verwebung aller verschiedenen Motive ineinander, waren von einem wahrhaft hinreißenden Zauber. Es geschah nicht selten, daß die Königin in einen Ruf des Entzückens ausbrach. Auch seine Stimme war weich und ergreifend, und kein Auge blieb thränenleer, wenn er, nach einer alten, seltsam schauerlichen Weise, jene berühmten Worte Dante's sang:

„Nessun maggior dolore  
Che rimembranza del tempo felice  
Nella miseria — — —“

Welch ein Echo fanden sie in der Brust der hohen Frau. Wie zitterte diese schneidende Klage in ihrem glühenden Herzen nach. — Karoline Mathilde wußte, daß kein herberer Schmerz auf Erden sei als:

„rimembranza del tempo felice  
Nella miseria — — —“

Teresa Alessandri war eine blendende Coloraturfängerin. — Mit reinem Wohlgefallen an dem silbernen Klange und der tadellosen Ausbildung der hohen Sopranstimme, ohne die mindeste Spur von Erregung oder Herzklopfen, konnte man diesen Kunstfertigkeiten, diesen Rauschern und Trillern, diesen perlenden Fiorituren und Cadenzen lauschen. Ihr reizendes Gesicht lächelte dabei so anmuthig, daß man glauben mußte, sie spiele mit den Tönen, um die Hörer zu necken. — Es war gleichsam ein behagliches Ausruhen, ein dolce far niente der Seele, wenn Teresa sang und ihr Mann die Laute dazu spielte, und ihr so äußerst geschickt zu folgen wußte wie der kluge Jäger seinem Wilde. Die Cavaliere der Königin huldigten ohne Ausnahme den schönen Freuden, die finstern Bräuen Hohenhorst's glätteten sich und die faltige Stirn des gelehrten Arztes, Herrn von Leyser, erschien fast hell und jung während des Gesanges der Italienerin. Selbst der treue Pastor Lehzen, dessen Gesellschaft Karoline Mathilde so sehr liebte, vergaß mancherlei ernste Dinge während der Nouladen und endlosen Triller dieser Wunderkehle. Der ganze Charakter der abendlichen Versammlungen im Schlosse zu Celle hatte sich verändert, seit die Fremden erschienen — man hörte wieder die heitere Sprache der Galanterie, man plauderte über Alltäglichkeiten, das Antlitz der Königin erschien heller, es war als ob mit der Sängerin im hauchenden rosafarbenen Atlasleide etwas wie frischer Blumenduft und Frühlingsfreude eingezo-gen sei in die düstern Räume. Nur Friedrich von Gersdorf, der schlanke Page, schien mit der Verwandlung der Scenerie nicht ganz zufrieden, und wünschte die gewohnte Stille sich heimlich zurück. — Zwar fand auch er an dem Gesange der anmuthigen Frau offenbar großes Gefallen, aber das Lautenspiel und die Stimme Alessandri's schien ihn dagegen in den unbehaglichsten Zustand von der Welt zu versetzen. Ein finsterner Schatten überslog dann sein hübsches Gesicht, er biß sich heftig auf die Lippen und seine Hände ballten sich krampfhaft. — Warum

wohl? Der arme Knabe empfand zum ersten Male in seinem Leben die Qualen der Eifersucht. Bornig, kummervoll und verzweifelt sah er, daß ein Anderer, ein Fremder der angebeteten Herrin etwas bieten durfte, was er ihr noch nie geboten, nie bieten konnte, und daß dies Etwas sie erfreute und sichtlich erquickte. „Ihr thut mir wohl, Alessandri“, hatte sie einmal zu dem Musiker gesagt. — O wie er den Glücklichen beneidete um dies Wort, wie er ihn haßte und wie er ihm doch hätte um den Hals fallen mögen, daß Einer, Einer doch da war, in ihrer Nähe, der ihr eine Freude brachte. Sein Herzblut würde er tropfenweise hingeeben haben, wenn er selber mit Alessandri hätte tauschen dürfen — es klang ja gar zu süß dies sanfte weiche: „Ihr thut mir wohl!“

Besonders schmerzlich schien der Knabe zu leiden, wenn der Sänger jene ergreifende Weise sang, bei deren Klänge die Augen der Königin so feucht schimmerten — er hörte sie Nacht und Nacht die Weise.

„Nessun maggior dolore — —“

Felice Alessandri pflegte sie oft nur zu spielen — „mein Herz singt dann den Text — ich liebe es so fast noch mehr,“ hatte Karoline Mathilde einmal gesagt.

Trotz seines augenscheinlichen Sängerbasses brachte dennoch der junge Page alle seine Freistunden in der Gesellschaft Alessandri's zu. Niemand konnte den Grund dieser eifrigen Besuche ergründen, die Damen neckten ihren Liebling heimlich mit den schönen Augen der Sängerin, und er ließ sich Alles ohne Widerrede gefallen. Aber das Räthsel löste sich nach der Abreise der beiden Italiener in überraschendster Weise. — Es war an dem ersten Abende, nachdem die Sänger das Schloß verlassen, als die Königin sagte: „wer soll mir jetzt jene schöne Melodie wieder spielen, die ich so gern hörte?“

„Ich!“ sagte da Friedrich von Gerßdorf, bleich vor Erregung — und wie ein Bild aus den goldenen Zeiten der Troubadours, die Laute im Arme, trat er vor die staunende hohe Herrin hin. Mit jedem Finger griff er in die Saiten und klar und süß löste sich die Melodie:

„nessun maggior dolore — —“

unter seiner Hand und schwebte durch das Gemach. — Ja, es war kein Traum, kein Märchen, der Page hatte diese eine Melodie von seinem geduldigen Lehrer erlernt, seiner Königin zu Liebe. — O wie ihn ihr Staunen, ihr Lächeln, ihre Freude beglückte, wie feurig er die Hand küßte, die sie ihm dankend reichte, wie er erglühete bei ihren Lobworten.

Sie begriff es nicht, wie er es gelernt, warum er es gelernt. Er mußte ihr Alles erzählen, sie wollte seine Mitschuldigen kennen, und drohte lächelnd dem Oberhofmeister mit dem Finger, als der Page „Hohen-

horst“ genannt. Er hatte die Laute für seinen Schützling von einem Better aus Hannover verschrieben, die hübsche Teresina selber aber das blaue Band daran geknüpft. Aber Eins erzählte er doch nicht, der schöne Page, — wie oft er nämlich in glühendster Ungeduld die Laute von sich geworfen, und dem Meister den Gehorsam aufgelündigt. Für kein Geschöpf im Himmel und auf Erden hätte er diese Qual erduldet, diese Martern bestanden, außer für sie, seine Königin. Auf glühendem Roste zu liegen, mußte seiner Ansicht nach ein Vergnügen sein, im Vergleich mit dem Erlernen einer Melodie ohne alle Vorübung auf einem Instrumente, von dessen Construction man keinen Begriff.

Der kleinen Sophie schüttete er über alle diese erlebten Höllequalen sein Herz aus, und ihre süßen Lippen küßten zärtlich und bedauernd die Finger des Gespielen, die so viel Wunderbares zu Stande gebracht.

Und die kleine Versammlung in den Zimmern der gefangenen Königin trennte sich nie seit jenem Gesändnisse des Pagen, ohne daß seine Laute zum „Gutenachtgruß“ das Lied gesungen!

„Nessun maggior dolore  
Che rimenbranza del tempo felice  
Nella miseria — —“

Aber glückstrahlend leuchteten dabei nur zwei Augen: die des Spielers selber.

Ein zeitiger Frühling verscheuchte diesmal zu Aller Freude den Winter. Laue Lüfte wehten, das Eis schmolz von den Bächen und Flüssen und von den Herzen, helle Gedanken und Krokus wagten sich ans Licht, die Kinder suchten Schneeglöckchen und Veilchen, und die Menschen glaubten wieder an das alte:

„nun muß sich Alles — Alles wenden.“

Vielleicht fiel auch solch ein Frühlingstrost in die Seele der Königin, die düstere Trauer ihres Angesichts war einer sanften Schwermuth gewichen. Man sah sie viel im Freien in Begleitung ihrer beiden jungen Lieblinge und häufiger als sonst wanderte der alte, stets mit Jubel begrüßte Diener vom Schlosse zu Celle von Haus zu Haus im Städtchen, die Kinder zu kleinen Gartenfesten einzuladen. — Wie eine Guirlande lebendig gewordene Frühlingesblumen zogen sie sich dann um die Königin, Wege und Nasenpläße belebend — wie Perchensjubel schwirrten die süßen Stimmen durch die Luft. — Es mußte wohl eine unheilbare Schwermuth sein, die da nicht wich und die Schatten schwerster Erinnerungen, die in diesem Jubel und Lichte nicht schwanden.

In den letzten Tagen des April setzte eine immer heftiger um sich greifende Scharlachepidemie die Stadt

Gelle und die Bewohner des Schlosses in Schrecken. Die Krankheit trat in ihren ersten Symptomen sofort gefährlich auf und nahm einen sehr raschen und meist tödtlichen Verlauf. Besonders zahlreiche Opfer forderte sie unter den Kindern. Die Reihen jener reizenden Gestalten, die die Königin so oft umspielt hatten, lichteten sich erschreckend, manches süße Gesichtchen deckte man mit Beilichen zu, manchen kräftigen Knaben, manches blühende Mädchen legte man in das dunkle tiefe Bett zum letzten Schlafe. Viel Thränen flossen, viele Seufzer wurden laut, es war eine bange, schwere Zeit, und der Arzt der Königin, den sie an gar manches Krankenbett sandte, zeigte eine sorgenvolle Stirn. Die Bestürzung und Verwirrung im Schlosse war daher auch groß, als die kleine Sophie von Beningsen erkrankte und bei ihr die ersten Zeichen der bösen Krankheit sich einstellten. Trotz der Bitten der Königin entfernte man die kleine Kranke sofort aus ihrer Nähe. Das Kind wurde in einen andern Flügel gebracht und man traf die ausgedehntesten Vorsichtsmaßregeln, eine Ansteckung zu verhindern. Die Sorge für die Königin trat jetzt in den Vordergrund. Niemand aus der unmittelbaren Umgebung des Kindes betrat mehr die königlichen Gemächer, die hohe Frau erhielt nur durch Herrn von Lohse selbst und durch die Oberhofmeisterin Kunde von dem Ergehen der geliebten Kranken. Karoline Mathildens Angst um die geliebte Kleine stieg mit jedem Tage. Stündlich ließ sie sich Bericht erstatten, „sie wird sterben, denn es muß Alles sterben was ich liebe, ich bringe Unheil und Tod Jedem, dem ich mein Herz dahingebe,“ so hörte man sie klagen. Friedrich von Gersdorf war ihr einziger Trost. Er mußte den ganzen Tag in ihrer Nähe bleiben, seine Gegenwart allein schien ihre Unruhe zu lindern. Sie kannte seine Liebe für Sophie, sie sah seine Angst um die Gespielin. Mit ihm plauderte sie von dem Kinde, von ihm ließ sie sich von der Kleinen erzählen. Sophie in ihren gefunden und kranken Tagen war ein uner-schöpfliches Thema für die Königin und ihren Pagen. — Aber die Nachrichten über Sophie lauteten gar bald be-ängstigender, die Krankheit schien sich nur hinzuziehen, um desto sicherer das zarte Leben zu vernichten. Die Flügel des Todesengels rauschten hörbar um das Kin-derhaupt. — Der Arzt gab am fünften Tage wenig Hoffnung. — Frau von Amesta ging mit verweinten Augen umher und Herr von Hohenhorst machte beim abendlichen Schachspiele ihr gegenüber lauter falsche Züge. Sophie Beningsen war der allgemeine Lieb-ling. — So war denn der Abend des 6. Mai gekom-men, als sich die Nachricht im Schlosse verbreitete, die Kranke würde die Nacht nicht überleben. Man hatte versucht, auf den Befehl des Arztes der Königin diese trostlose Vermuthung zu verschweigen, aber sie las sie in den bestürzten Mienen und thränenfeuchten Augen ihrer

Umgebung. Auf ihre dringenden Fragen erzählte man ihr endlich, daß Sophie in tiefem bewußtlosem Schlum-mer scheinbar schmerzlos ihrer Auflösung entgegen gehe. Die Königin hörte ruhig zu. „Komm, mein Knabe, wir Beide wollen für Deine kleine Freundin beten,“ sagte sie plötzlich, und zog sich, nur von Friedrich von Gers-  
dorf gefolgt, in ihr Gemach zurück. Dort kniete sie nieder in ihren Beistuhl, und sprach aus der Fülle ihres Herzens ein kurzes Gebet. Welch ein Bild! Das schöne Haupt tief gesenkt in die marmorblaffen Hände, die edle Gestalt umflossen von den durchsichtigen Falten des schwarzen Schleiers, sandte sie ihre heißen Bitten zum Himmel für das Leben eines fremden Kindes. Und un-fern von ihr, der Saum ihres weithin wallenden Sam-metgewandes berührte ihn noch, hatte sich Friedrich von Gersdorf auf die Knie geworfen. Aber nicht um zu beten, nur um mit glühenden Blicken zu ihr hinzu-schauen, der heißgeliebten Herrin, und mit bebenden Lip-pen zu flüstern: „Gott laß mich für sie sterben.“

Als die Königin sich endlich erhob, reichte sie dem Pagen die Hand. „Gute Nacht, mein Knabe! Gott gebe, daß der Morgen uns nicht in Thränen finde um eine Leiche. O daß ich das Kind noch einmal sehen, noch einmal fragen könnte, ob ihre arme Königin ihr noch einen Liebedienst zu erweisen vermöchte. Warum sie mich Alle zurückhalten! Was liegt an meinem Leben!“

„Ihr könnt der Kranken noch einen Liebedienst er-weisen, Herrin,“ sagte jetzt der Knabe und schlug die Augen zu der Königin auf, „aber Ihr braucht einen Bo-ten, und ich will dieser Bote sein, denn ich werde meine Gespielin noch in dieser Nacht sehen!“

„Um Gott, wo denkt Ihr hin, Ihr dürft nicht!“ rief die Königin erschreckt.

„Niemand wird mich halten, denn meine sterbende Gespielin hat nach mir verlangt. Sie wollten mir's verschweigen, die Vorsichtigen, eine alte mitleidige Kam-merfrau hat mir's aber vor wenigen Minuten verrathen. Sophie kann nicht sterben, sie ruft nach mir und nach ihrer Königin. Gebt mir ein Liebeswort mit für das Kind, hohe Frau!“

„O mein Knabe, Ihr werdet erkranken wie sie, sterben wie sie, und mich allein lassen!“ — Und Karo-line Mathilde brach in Thränen aus.

„Die Voten einer Königin sind gefeit und ich fürchte mich vor Nichts in der Welt als — vor Eurer Ungnade,“ sagte der Page glühend und bebend.

„So geht, geht, Gott wird Euch beschützen, da Ihr den Willen einer Sterbenden erfüllt. Tröstet Eure Ge-spielin, sagt ihr, daß ich ihrer gedenke, für sie bete, sie liebe, und ihr gebiete nicht in den Himmel zu gehen, sondern auf der Erde zu bleiben, bei mir und Euch. Gehet mein Knabe und der Himmel geleite Euch. Könnte

ich mit Euch an ihr Bettchen treten, noch einmal das süße Antlitz sehen und zum ersten und letzten Male ihre Lippen küssen."

"Ich werde es thun in Eurem Namen," sagte da Friedrich von Gersdorf und fiel auf die Knie nieder, das schöne glühende Antlitz zu der angebeteten Frau erhebend, die Hände stehend nach ihr ausgestreckt. Da neigte sich Karoline Mathilde langsam herab, von seltsamen Gefühlen durchschauert. Tief tauchten ihre Augen in die wunderbaren Augen des Knaben. Dann ließ sie ihre schlanken Hände auf sein Haupt sinken und berührte mit ihren Lippen, leicht wie ein Hauch, die reine Stirn vor ihr.

"Geht hin, Ihr habt es so gewollt, lebt wohl," flüsterte sie kaum hörbar. Dann sank sie in einen Sessel, mit träumerischem Blicke den Bewegungen des Pagen folgend. Wie ein Bann lag es auf ihr, eine süße Lähmung hatte sie ergriffen, sie sah ihren Liebling fortwanken, sie wollte ihn zurückerufen, halten, sie vermochte sich nicht zu regen. Eine ungeheure Beklemmung raubte ihr plötzlich den Athem, undurchdringliche Schatten legten sich auf ihre Augen, eine Eislust berührte ihre Stirn. Ein angstvolles Stöhnen entrang sich ihrer Brust. Die herbeieilende Kammerfrau fand die Königin in tiefer Ohnmacht.

Was nun geschah, ist in allen Berichten über das Leben und Sterben der Königin Karoline Mathilde nachzulesen. — Der jüngste Page des königlichen Hofhalts, Friedrich von Gersdorf, starb am Scharlachfieber im Schlosse zu Celle, drei Tage nach der letzten Begegnung mit seiner hohen Herrin. Sophie von Benningfen dagegen genas von Stunde an, da die Lippen des geliebten Freundes die ihrigen berührt. Das jähe Erkranken und der Tod des Lieblinges machte auf die Königin den erschütterndsten Eindruck. Sie bestand mit ungewöhnlicher Hestigkeit darauf, die Leiche zu sehen und fügte sich endlich nur scheinbar den dringenden Vorstellungen ihrer Getreuen, die ihre hohe Gebieterin fast fußfällig anflehten, ihr theures Leben nicht in Gefahr zu stürzen und von ihrem Begehren abzustehen. — In der Nacht vor dem Begräbnisse des Pagen jedoch begab sich die Königin, nur in Begleitung ihrer Kammerfrau, in den Flügel des Schlosses, wo die Leiche ihres Pagen, Friedrichs von Gersdorf, ruhte. Vor der Thür des Sterbezimmers zitterte sie plötzlich, schwankte und brach in Thränen aus: „noch nie sah ich einen Todten!" hauchte sie. Als die geängstigte Dienerin aber ihre Bitten umzukehren wiederholte, raffte sich die hohe Frau muthig auf, legte rasch die Hand auf das Schloß und trat ein.

Betäubender Duft und heller Glanz strömte ihr

entgegen. Da stand der Sarg, von Kerzen umgeben, mit Blumen geschmückt und auf seinen Kissen ruhte, wie ein Gebild aus Wachs, der schöne Page. Welch feierlicher Ernst lag auf der jungen Stirn. Zur tiefen Ruhe war er eingegangen der ruhelose junge Kopf. Geschlossen waren die sonst so feurig blickenden Augen, die langen Wimpern berührten die Wangen, gefärbt von jener unbeschreiblichen Blässe des Todes. Die beredten Lippen waren stumm geworden, in den gefalteten Händen lag ein Kreuzste und zu seinen Füßen ein ungeschickt zusammengefügteter loser Kranz von Frühlingsblumen, von den schwachen Händen der kleinen Sophie dem todtten Gspieles gewunden.

Das Antlitz der Königin war kaum weniger bleich als das des jungen Todten, als sie sich jetzt über ihn neigte und einen Strauß weißer Sternblumen auf seine stille Brust legte. Lange lange schaute sie in das verklärte Angesicht, dann sagte sie ruhig und fest: „leb' wohl, mein treuer Knabe, auf Wiedersehn!"

Zögernd nur wandte sie sich zum Gehen. Schon in der Thür blieb sie noch einmal stehen, um zurückzuschauen. Regte sich der todtte Page nicht im Sarge, als ihn dieser zärtliche Abschiedsblick aus den Augen seiner Königin traf? Hoben sich nicht die schwarzen Wimpern, zitterten die Blumen nicht auf seinem Herzen? Ein Schauer erfaßte Karoline Mathilde, ein heftiger Schwindel. Beängstigt griff sie nach dem Arme der Kammerfrau und eilte vorwärts. Die Thür schloß sich hinter ihr.

Am 16. Mai aber, im Jahre 1775, starb die Königin Karoline Mathilde von Dänemark, im 23. Jahre ihres Alters, trotz aller Bemühungen ihrer Aerzte, am Scharlachfieber im Schlosse zu Celle.

## Die Probepredigt.

Dem Englischen nacherzählt  
von  
Sophie Verena.

### Erstes Kapitel.

Im Hause des reichen Mannes.

Die Uhr auf dem Kaminstufe hatte gerade Acht geschlagen, als ein sehr wohlhabender Kaufmann in London, der nach einem glücklich beendeten und erfolgreichen Tagewerke sich den Freuden einer gut besetzten Mittagstafel hingegeben, sich von Tische erhob, um nun in seiner schönen geschmackvoll ausgestatteten Bibliothek ein stilles, behagliches Ruhestündchen zu genießen. Diese Stunde der Einsamkeit war ihm stets besonders lieb und schon den ganzen Tag freuete er sich darauf.

Nachdem er sich in einem bequemen Armstuhle in



der Nähe des hellflackernden Kaminfeuers niedergesetzt, zog er einen Tisch heran, auf dem verschiedene, noch unaufgeschnittene Blätter und Journale nebst einem Messer von Elfenbein lagen. Doch ehe Herr Murräy sich der Lectüre hingab, ließ er seine Blicke wohlgefällig durch das schöne behagliche Gemach schweifen, dem das knisternde Feuer, die milde Beleuchtung, im Vereine mit reichen, dunklen Vorhängen und weichen, kostbaren Teppichen etwas ungemein Tranliches und Gemüthliches gaben. Seine Augen weilten mit besonderer Befriedigung auf dem reichen auf Regalen geordneten und auserlesenen Bücherschatze, den soliden und doch eleganten Möbeln von Eichenholz, auf einigen sehr auserwählten Büsten, die auf Consolen die Wände zwischen den Fenstern zierten, und zuletzt auf der großen, wunderbar schön gearbeiteten Stuhluhr von Bronze, deren prachtvolles Aeußere durch ihren inneren Werth noch überboten wurde, da sie nie, auch nur um eine Sekunde unrichtig ging. Die Gedanken des reichen Mannes waren angenehmer Art und ließen sich vielleicht so ausdrücken:

„Es ist jedenfalls eine Freude, nach den Mühsalen des Tages ein solches Zimmer wie dieses als Ruhestätte sein eigen zu nennen. Wenn ich nur der Literatur etwas mehr Zeit schenken könnte, so würde ich gewiß noch ein Gelehrter werden. Aber schon jetzt fürchte ich zu gern hier bei diesen Büchern, beim Lesen und Studiren zu weilen. Ohne Zweifel würde ich eine hervorragende Stellung unter den Literaten und Schriftstellern eingenommen haben, und fast wünschte ich, ich hätte das Geschäft verlassen, solche Talente wie die meinigen sind zu gut für ein Comtoir, waren wohl eigentlich nie dafür bestimmt. Wodurch ich nur in die von meinen Neigungen abweichende Bahn gerieth? Doch jetzt läßt es sich nicht mehr ändern, aber ist es für mich zu spät, so sollen wenigstens Walter und Friedrich um jeden Preis Gelehrte werden. — Tretet ein!“

Die letzten lautgesprochenen Worte erfolgten auf ein leises Klopfen an die Thür, und ein Diener erschien, der, nachdem er seinem Herrn auf silberner Platte einen Brief dargereicht hatte, sich augenblicklich schweigend wieder entfernte.

Herr Murräy öffnete das Schreiben, warf achtlos das Couvert zur Seite und begann zu lesen. Es waren nur wenige Zeilen, doch sie genügten die Stirn des Lesenden zu verdüstern und ihm einige ungeduldige Ausrufe zu entlocken.

Nachdem er den Brief beendet, faltete er ihn sorgfältig und steckte ihn in das Couvert, dann erhob er sich schnell, ging in das Wohnzimmer und reichte ihn seiner Gattin mit den Worten:

„Eine angenehme Ueberraschung! Es ist zu ärgerlich nach all' den Kosten, welche mir der Unterricht der

Knaben verursacht, doch noch stets diese Klagen von dem Schullehrer zu hören. Die kleinen Taugenichtse sind eine Plage — nicht einmal die einzigen Stunden des Tages, welche ich so gern mit Lesen und Studiren hinbringe, kann ich ungestört genießen. Seltsam, daß gerade meine Söhne solchen Widerwillen gegen Bücher und Lernen haben. Mit den Töchtern ging es besser, wenngleich auch ihr Wissen mehr ein oberflächliches als gründliches ist. Doch ich setze meinen Kopf darauf, die Knaben müssen und sollen studiren. Leider zweifle ich oft, daß der Wunsch sich erfüllen läßt, es scheint nicht viel Anlage in ihnen zu sein.“ Die letzten Worte wurden von einem tiefen Seufzer begleitet.

Der Brief schien auf Frau Murräy noch einen unangenehmern Eindruck zu machen, denn obwohl sie ruhig blieb, sah man doch ein Blitzen des Aergers in ihren Augen, als sie ihren Mann anblickend sagte:

„Nun, Walter, wessen Schuld ist es, daß die Knaben niemals ihre Aufgaben ordentlich lernen?“

„Wessen Schuld? Natürlich ihre eigene.“

„Gewiß nicht, mein Lieber, denn wofür bezahlst Du Herrn Johnson so theuer?“

„Aber Lucy, der Lehrer kann sie doch nicht zum Lernen und Begreifen zwingen. Es ist nur leider zu wahr, es ist nicht viel in ihnen. Ich fürchte, sie sind beschränkt. Herr Johnson versteht sein Fach vortrefflich; er ist kein Knabe mehr, sondern ein Mann, wohlunterrichtet und hochgebildet, dabei wie zum Lehrer geschaffen. So wurde er mir geschildert, und nach dem, was ich von ihm gesehen, kann ich nur dieser guten Meinung beistimmen.“

„Wenn Du die Sache so ansiehst, dann muß ich schweigen. Aber es ist hart zu hören, wie ein Vater seinen eigenen Kindern Unrecht thut, und überdies solchen Kindern.“

Der Gesichtsausdruck sowohl als der Ton der Sprechenden verriethen das tiefbeleidigte Muttergefühl.

Blieb dies auch nicht ohne Eindruck auf Herrn Murräy, so antwortete er doch gelassen:

„Meine Liebe, es giebt in dieser Welt Manches, was uns hart dünkt und nur gerecht ist. Das Beste schiene mir jetzt, Herrn Johnson den Brief zu zeigen. Ich werde ihn und die Knaben in die Bibliothek kommen lassen, wahrscheinlich ist er noch hier, und so können Walter und Friedrich einmal in meiner Gegenwart ihre Aufgaben hersagen.“

„Und Sorge, daß der Lehrer nicht eher geht, als bis die Kinder vollkommen sicher und fest in dem Erlernten sind,“ bemerkte die Mutter scharf und streng.

„Ich will es versuchen, doch bedenke, daß wir ihn stundenweise bezahlen und seine Zeit ihm kostbar ist; mir scheint, er bleibt stets länger hier, und da ist es unbillig, noch mehr zu verlangen.“

„Unstau!“ murmelte Frau Murräh, doch so leise, daß ihr Gatte es nicht mehr hörte. Die Thür schloß sich und die Damen blieben allein, ihrer Beschäftigung und Unterhaltung überlassen, welche durch den Eintritt des Hausherrn unterbrochen worden war.

Frau Murräh warf sich bequem in die weichen Kissen des Sophas zurück und nahm den neuen Roman wieder zur Hand.

Lucinde, die älteste Tochter, die Schönheit der Familie, blickte einen Moment von ihrer Stiderei auf, an der sie schon seit einigen Jahren arbeitete und bemerkte nachlässig, sie habe stets gedacht, daß der neue Hilfslehrer nicht für die Knaben passe. Solche schlichten Männer, mit einem so wenig ausgezeichneten, ja unschönen Aeußern hätten immer wenig Einfluß.

Bella, die zweite Schwester, welche, weil sie einst gelernt hatte „Penna“ zu decliniren, sich als eine competente Richterinn im Reiche der Wissenschaft betrachtete und sehr gern über Erziehung und Bildung sprach, entgegnete mit einem Rächeln ruhiger Ueberlegenheit:

„Liebe Lucinde, was verstehst Du von dergleichen Dingen. Herr Johnson ist freilich kein Licht, er scheint mir im Gegentheile beschränkt zu sein, und selbst vom Latein weiß er nicht viel, wenigstens ging er neulich nicht auf mein Gespräch darüber ein, aber trotzdem hat er großen Einfluß auf die Knaben, besitzt mehr Macht über sie als irgend ein anderer Mensch. Früher lernten sie gar nichts, selbst Papa vermochte sie nicht dazu zu bringen, aber aus Liebe zu dem neuen Lehrer bemühen sie sich jetzt wenigstens fleißig zu sein, und sich etwas Kenntnisse zu erwerben.“

Hetty, die jüngste der Töchter, deren fast ausschließliche Beschäftigung es war, einen kleinen allerliebsten Wachtelhund zu streicheln und mit ihm zu spielen und die auch jetzt ein eifriges Gespräch mit dem Lieblinge gepflogen hatte, welches sie doch nicht verhinderte, die Unterhaltung der Schwestern zu hören, Hetty schüttelte die vollen blonden Locken aus ihrem hübschen Gesichtchen und rief lachend:

„Ach, meine klugen und weisen Schwestern, wie tief seid Ihr im Irrthume, diesmal sehe ich klarer als Ihr. Lucinde findet Herrn Johnson zu häßlich, und Bella zu dumm, um ein guter Lehrer zu sein — aber ich allein weiß den wahren Grund, weshalb der Unterricht ihm schwer wird. Und dieser Grund — nun, kann keine von Euch ihn errathen? Er — er ist verliebt.“

„Herr Johnson verliebt? Du dummes Kind!“ riefen die beiden älteren Schwestern; obgleich sie trotzdem verwirrt und betroffen aussahen. Lucinde erinnerte sich plötzlich, daß der junge Mann an dem Tage als er bei ihnen zu Tische eingeladen war (ein Act der Großmuth und Herablassung, der nie vergessen wurde) sie mehr angeblickt habe als eigentlich einem Manne seiner

Stellung zukomme. Und Bella war überzeugt, daß einige ihrer geistreichen und tief sinnigen Bemerkungen, welche sie über die Erziehung der Knaben gemacht, ihn überrascht hätten. Freilich war er nicht hübsch, aber gerade kluge Männer hatten oft ein schlichtes Aeußere, und daß er ein Gentleman war, konnte trotz Allem nicht bestritten werden. Da nun die junge Dame recht gut wußte, daß die Zahl ihrer Anbeter stets eine sehr kleine gewesen, so berührte die Ueberzeugung einen neuen Bewunderer gefunden zu haben, sie außerordentlich angenehm, „obgleich“ — wie sie zu sich selbst sagte — „es im Grunde etwas lähn von dem jungen Manne war, ihr gegenüber an etwas Derartiges zu denken.“

In diesen ihr schmeichelnden Betrachtungen wurde sie durch die Bemerkung der kleinen Hetty gestört, die mit ihrem festen, scharfen Uebermuthe sagte:

„Ihr habt gar nicht nöthig so lieblich zu erröthen, und dann solche abweisenden Mienen anzunehmen, Schwestern, denn keine von uns hat Herr Johnson sein Herz zugewandt. Wenn er eine von uns bewunderte, so war ich es, — Ihr seid mindestens zehn Jahre zu alt für ihn — aber er hat diese Anwandlung von Schwäche überwunden. Ich ließ ihm gleich merken, daß von einer Liebe zwischen uns nie die Rede sein könne, und so gab er das hoffnungslose Beginnen auf. Für seine Selbstverläugnung ist er nun belohnt, indem er ein Mädchen seines Standes fand, das gewiß sehr gut für ihn passen wird.“

„Hetty, Hetty, wie Deine Zunge einmal wieder mit Dir durchgeht und Dich den größten Unsinn sprechen läßt,“ bemerkte Bella gereizt. „Nach Deiner Art zu reden sollte man glauben, Herr Johnson habe Dir einen Heirathsantrag gemacht, und nachdem Du ihn zurückgewiesen, habe er Dich zur Vertrauten seiner andern Liebe erkoren.“

„Man kann seinen Augen oft noch besser trauen als seinen Ohren,“ entgegnete das junge Mädchen schnell. „Ich begegnete den Beiden gestern, und Herr Johnson sprach so eifrig zu seiner Begleiterin, daß er dadurch sogar mich übersah.“

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Eine recht genaue Beschreibung der neuen Ballkleider läßt sich ungemein schwierig geben, denn sie alle bestehen in einer sehr complicirten und sehr verschiedenartigen Zusammenstellung und Verbindung von Tülle Gaze, Seide, Perlen, Blumen, Federn u. s. w.

Die Röcke bleiben lang und weit trotzdem man immer wieder, auch neuerdings, das Gerücht verbreitet, die Crinoline sei verbannt. Sie existirt noch immer,



triumph  
sie er  
Unter

her be  
Unbed  
jetziger  
unbest  
kleider  
kleide

bers  
man  
That  
früher

nichts  
Marie  
sehr  
Noch  
wohl  
sieht  
den I  
Cato  
non)  
nicht  
ganz  
ganze  
So  
Dann

so m  
anzüg  
der z  
oder  
in B  
glanz

Thier  
auf

nuar  
fiten  
abzu

und  
Spi

triumphirend sogar und man könnte wohl sogar sagen, sie erweitere jedesmal ihren Umfang, wenn man ihren Untergang prophezeit.

Was die Länge der Röcke betrifft, so war sie bisher bekanntlich sehr ansehnlich, aber sie verschwindet zur Unbedeutendheit, wenn man sie mit der modischen der jetzigen Saison vergleicht, denn die Schleppen sind jetzt unbestreitbar so lang wie die Schleppen an den Hofkleidern — jedenfalls eine der seltsamsten Moden an Kleidern, in denen man tanzen will.

Die Leibchen verdienen eigentlich gar nicht besonders genannt zu werden, denn sie sind so klein, daß man sie kaum bemerkt. Die Ärmel existiren in der That gar nicht mehr, höchstens in der Erinnerung aus frühern Zeiten.

In Bezug auf die Haarpuze können wir weiter nichts sagen, als daß die Haarpuzmode Josephines, Marie Louifens etc., kurz jene in der ersten Kaiserzeit sehr ernstlich sich bemüht zur Herrschaft zu gelangen. Noch ist es ihr nicht ganz gelungen, aber man kann wohl voraussagen, daß es ihr gelingen werde. Man sieht bereits mehrere, wie griechische Chignons, welche den Nacken ganz frei lassen. Gewiß ist, daß man den Catogan (den weit in den Nacken fallenden dicken Chignon) gar nicht mehr trägt. Man trägt Flechten, die nicht soweit hinabreichen, den Nacken freilassen und mit ganz leichten Lösschen umgeben sind. Bisweilen ist der ganze Chignon gelockt wie an den griechischen Statuen. So zeigen sich namentlich die tonangebenden Pariser Damen.

Da wir namentlich von den Ballkleidern sprechen, so müssen wir bemerken, daß der Atlas selbst zu Ballanzügen sehr modisch ist, besonders der türkisenblaue, der zartrosa und der perlengraue. Das Grau in Atlas oder Krepp sieht man vorzugsweise häufig auf Bällen, in Verbindung mit bereiften Blumen, die in dem Lichtglanze schimmern und funkeln wie Diamanten.

Im Haare trägt man noch immer allerlei kleine Thiere, Vögel, Käfer, Schmetterlinge etc.

Es ist auch ganz zulässig, falsche Blonden, selbst auf Kleidern von kostbaren Stoffen, zu tragen.

Eine auffallende Neuigkeit ist die seit dem 1. Januar dieses Jahres allgemein angenommene Mode, Visitenkarten mit eigenhändig geschriebenen Namen abzugeben.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 6.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Modischer Hut von ungerissenem Sammet, Kopf und Schirm aus einem Stücke, der Bart durch weiße Spitzen ersetzt, während über die Mitte des Kopfes ein

Streifen schwarzer Spitzen läuft; Kleid von blauem Taffet mit hohem knappen Leibchen und engen langen Ärmeln; der Rock ohne Ausputz; Passetot von braunem Sammet, unten herum, hinten in der Mitte, an den Taschen und vorn an den Ärmeln mit Chinchillastreifen, sowie mit Chinchillaknöpfen garnirt; kleiner Kragen; geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Anzug eines kleinen Mädchens.

3. Hut nach dem Schnitte jenes bei Fig. 1, Kopf und Schirm aus einem Stücke, hinten am Kopfe mit Sammet und weißen Spitzen ausgeputzt, der Schirm mit gefältem Sammet garnirt; weiße Bindebänder; Kleid von Alpaca, mit schwarzer Quipure ausgeputzt; Ueberzieher von schwarzem Sammet, reich mit Quipure und Schmelz besetzt, namentlich auch an den breiten Schößen, wie oben und unten an den Ärmeln; kleiner Kragen; geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Sehr kleinschirmiger Hut mit vollem Blumen ausgeputzt; grüne Bindebänder; Kleid von braunem Taffet mit hohem knappen und rundem Leibchen, um das ein Gürtel von braunem Sammet liegt und das mit brauner dicker Schnur besetzt ist, deren Enden mit Troddeln über den Gürtel hinweg vorn auf den Rock fallen; lange enge Ärmel; auf dem Rocke zu beiden Seiten herunter und unten herum Streifen von braunem Sammet nebst einer Reihe von Knöpfen; ganz schmaler Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

5. Haarpuz mit einem Blumenkranz, der vorn über der Stirn und hinten über dem Chignon eine große gelbe Blume hat; Kleid von weißem Taffet mit ausgeschnittem Leibchen, das vorn herzförmig offen ist und da einen Besatz von Tüllbüschchen hat, eingefast mit gelbem Atlasbände und schwarzen Spitzen, die sich dann berthenartig über die Achsel und den Rücken ziehen; der Rock in großen Bogen, die mit gelbem Band und schwarzen Spitzen eingefast sind und von großen gelben Bouquets getragen werden, ausgenommen über einem zweiten Rocke, der unten zahlreiche Volants hat, die ebenfalls mit gelbem Bände garnirt sind; große Ohrgehänge; Halsband; weiße Glacéhandschuhe; Armbänder; Schuhe.

Stahlstich N<sup>o</sup> 6.

Fritz Reuter.

(Nach einer Photographie.)

Fritz Reuter, nebst Klaus Grothe, der bedeutendste Vertreter des plattdeutschen Dialekts und jedenfalls der ausgezeichnetste Humorist unserer jetzigen Literatur, wurde am 7. November 1810 in Stavenshagen geboren und hat

eine traurige Jugendzeit verlebte. Wegen Betheiligung an der Burschenschaft in Jena mußte er, wie viele seiner Zeit- und Gesinnungsgenossen, viele Jahre in Haft verbringen, bis 1838 in preussischen Festungen, dann bis 1840 zu Dömitz in Mecklenburg. Als er endlich seine Freiheit wieder erlangte, widmete er sich der Landwirthschaft, seit 1845 aber ausschließlich literarischen Arbeiten, die seinen Namen, zunächst in den Ländern plattdeutscher Zunge, sodann aber im ganzen deutschen Vaterlande, beliebt und berühmt machten. Wie nennen

von seinen Erzeugnissen nur „Läuschen un Niemels“, „Alle Kamellen“, „Schnurr-Murr“, „Hanne Nüte“. Die meisten sind in mehreren Auflagen erschienen und ihr Ertrag war von der Art, daß der Dichter bei Eisenach ein hübsches Haus sich kaufen konnte, in welchem er ein glückliches Familienleben führt. In welchem Ansehen er in seiner Heimath steht, zeigte sich vor Kurzem, als er zu einem Besuche in Stavenhagen erschien und die Bürger ihn jubelnd mit einem Fackelzuge und anderen Ehrenbezeugungen empfingen.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Rosenmüller's

### Mitgabe für das ganze Leben

beim Ausgange aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Confirmation der Jugend geheiligt.

20. Auflage. 24

Durchgesehen von Dr. Chr. Niemeyer, Ritter u. Mit 6 schönen Stahlstichen. 8. In vergoldetem engl. Leinwandband mit Goldschnitt.

Preis 1 Thlr. 5 Ngr. broch. 20 Ngr.

Davon eine höchst elegante

\* Miniatur-Ausgabe \*

nach der vierzehnten, von Dr. Chr. Niemeyer, Pfarrer u. Ritter des r. A. D., besorgten Auflage. Mit einem Stahlstiche.

Dritte Auflage.

16. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Gebunden in seinem Sarsenetbande mit Goldschnitt. Vorderseite und Rücken in feinsten und reichster Vergoldung. Titel in Gold- und Bronzebrud. Titeltafelstich von C. Preisel, nach Prof. Keyh. Neue Schrift auf feinstem Maschinenvelin. Ein Kunstwerk in Bezug auf seine Buchbinderei.

## Der deutsche Landwirth.

Ein vollständiges Hand- und Lehrbuch der gesammten Landwirthschaft.

Für Gutsbesitzer, Pächter, Verwalter und Alle, die sich der Landwirthschaft widmen wollen.

Nach eigenen praktischen Erfahrungen bearbeitet

von

Friedrich Kirchof,

Oekonomie-Commissär.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt. Dritte vielfach umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Lexikon-Format. Preis 5 Thlr.

Sehr wichtig für Zahnleidende ist die vollständige Hausapothek gegen Zahnschmerz, welche in einem leicht transportablen Kästchen das Beste und Bewährteste enthält, was ärztliche und pharmaceutische Kunst gegen alle Arten dieses Leidens zu bieten vermag. Nach der 20jährigen Erfahrung eines praktischen Apothekers aus achtzehn meist öffentlich nicht bekannten Mitteln zusammengestellt, unter denen sich kein Einziges befindet, das nicht bereits in Tausenden von Fällen Ruhe geschafft und die heftigsten Schmerzen gelindert hätte. Zu beziehen gegen Franco-Einsendung von 2 Thln. mit ausführlichster Gebrauchsanweisung aus der

Herzogl. Privil. Mohren-Apotheke zu Dessau.

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

In der schönsten Umgegend Leipzigs bietet, vollständig eingerichtet, ein beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, für Damen, die ihre Niederkunft in Stille und Zurückgezogenheit abwarten wollen, Aufnahme. Bei billigen Bedingungen, liebevollster Pflege wird strengste Verschwiegenheit zugesichert. Adresse: E. E. Nr. 0. poste restante frei Leipzig.

Soeben erschien:

### „Salvator“.

Eine Verjüngungsgeschichte.

Roman

von

Carl Cubasch.

2 Bände, eleg. broch. 2 1/2 Thlr.

Leipzig, Februar 1865.

Bernhard Schlicke.

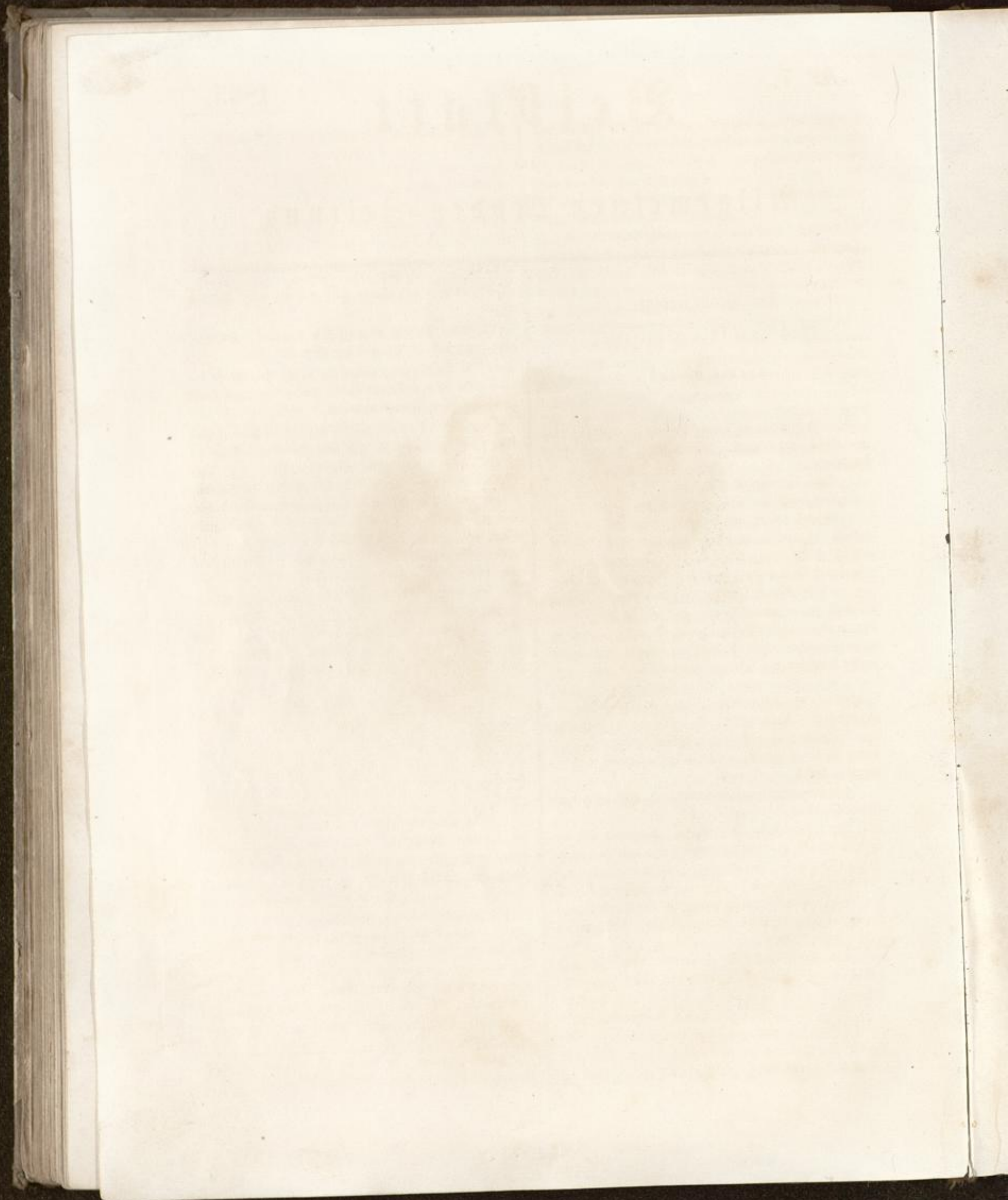


*Nach einer Photographie*

*Stich v. Drosch u. Weger, Leipzig*

*Fritz Rautava*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*





zur  
Allgemeinen Moden-Zeitung.

Die Probepredigt.

Dem Englischen nacherzählt

von

Sophie Verena.

(Fortsetzung.)

„Sind das Deine ganzen Beweise?“ riefen Lucinde und Bella auf einmal. „Unzweifelhaft war es seine Schwester.“

„Nein, die war es nicht.“

„Wie willst Du das behaupten?“

„Erstens hat er nur eine erwachsene Schwester, und die habe ich gesehen, es ist ein kleines dunkles Mädchen, die ihm gleicht, wohingegen seine Begleiterin groß und schlank war und einen sehr hellen Teint hatte. Ueberdies weiß ich aus Erfahrung, daß kein Bruder so aufmerksam gegen seine Schwester ist, wie es Herr Johnson zu seiner Gefährtin war, und endlich nahm er vor einem Hause von ihr Abschied, welches in entgegengesetzter Richtung von seiner Wohnung liegt.“

„Nun, wenn Deine Voraussetzungen richtig sind, so giebt er nur einen neuen Beweis seiner Unklugheit, sich jetzt schon zu verloben oder auch nur zu verlieben. Aber so machen es diese armen Männer stets, sie heirathen ohne oft ein Paar Thaler ihr eigen zu nennen,“ bemerkte Bella.

Hetty erwiderte darauf nichts, fuhr aber unter lautem Lachen fort:

„Ach, Schwestern, ich wünschte, Ihr hättet sie, die Königin seines Herzens, gesehen! Wie war sie angezogen! Ein altes, abgetragenes, schwarzseidenes Kleid — unsere Fanny würde sich dessen schämen — ein schwarz und weiß carrirtes Plaid und ein kleiner Stroh-  
hut mit einem einfachen dunkeln Bande, das war die ganze Toilette.“

„Gewiß ist es seine Dienerin, oder ein alte Tante, die in dürftigen Verhältnissen lebt,“ sagte Lucinde.

„Sei nicht langweilig! Seine Dienerin! Denkst Du, ich habe keine Augen, um eine Dame von einer Person niedern Ranges zu unterscheiden? Dies war eine Dame, trotz ihres dürftigen Anzuges. Und alt

ist sie auch nicht, kaum halb so alt wie Du sah sie aus.“

„Hetty, Du bist ungewöhnlich naseweis. Du vergißt stets, daß ich Deine ältere Schwester bin.“

„Im Gegentheile, gerade in diesem Augenblicke erinnerte ich mich besonders lebhaft daran,“ entgegnete das stets schlagfertige junge Mädchen.

Lucinde zuckte indignirt die Achseln, antwortete aber nicht, und Bella, welcher der Gegenstand des Gesprächs plötzlich wieder ganz uninteressant geworden war, setzte sich an das Piano, um mit ihrer vollen lauten Sopranstimme eine ihrer vielen italienischen Arien zu singen. Auf diesem Gebiete stand sie unbestreitbar als Siegerin unter ihren Schwestern da, und wenn sie diese so recht ihre Ueberlegenheit fühlen lassen wollte, so eilte sie stets zum Piano.

Die Mutter, welche sich nie erlaubte ihre Töchter zu tadeln oder in ihre Streitigkeiten sich zu mischen, als wenn die passende Gelegenheit vorüber war, da sie doch wußte, ihre Worte würden nie den geringsten Einfluß haben, legte jetzt, da der Zwist schwieg, ihr Buch fort und sagte ärgerlich:

„Aber, Kinder, was soll all' der Lärm und Zanf bedeuten? Ich bin ganz erschöpft davon. Hetty, Du benimmst Dich wirklich sehr ungezogen gegen Deine Schwester. Und Du, Bella, solltest schon lange Deine Studien begonnen haben. Der Abend ist weit vorgerückt.“

Bella sang mit solcher Bravour und so laut, daß die tadelnde Bemerkung wohl kaum von ihr gehört wurde, und Hetty hatte wieder ihre Lieblingsbeschäftigung vorgenommen, ihr Händchen zu streicheln, worüber sie alles Andere vergaß. So waren die Ermahnungen der Mutter ganz nutzlos und wurden nur zur Beruhigung ihres eigenen Gewissens gemacht, dienten auch oft als ein Ableiter ihrer übeln Laune.

Während diese Unterhaltung im Gesellschaftszimmer gepflogen wurde, war Herr Murray nach der Bibliothek zurückgekehrt. Er klingelte und befahl dem eintretenden Diener, Herrn Johnson und seine Söhne zu ihm zu bescheiden.

„Herr Johnson war im Begriff zu gehen, er mag wohl schon das Haus verlassen haben.“

„Eilen Sie, ihn einzuholen, sagen Sie ihm, ich müsse ihn noch heute sprechen!“

Der Diener entfernte sich schnell.

Während der Hausherr die Ankunft seiner Söhne und ihres Lehrers erwartete, beschlich ihn mehr und mehr ein Gefühl der Unbehaglichkeit bei dem Gedanken, daß er gesonnen sei durchaus etwas an dem jungen Manne zum Tadeln auffinden zu wollen, an ihm, der von kompetenter Seite her ihm nicht nur als sehr kenntnißreich, sondern als ein ausgezeichnete Lehrer empfohlen worden war. Herr Murräy selbst erkannte ihm diese Vorzüge zu und hielt sich für wohl befähigt zu solchem Urtheil. — Trotzdem lernten die Knaben nichts, seine Söhne, die er zu klugen, hochgebildeten Männern erziehen wollte.

Der Stimme zu lauschen, welche ihm zuflüsterte, daß die Schuld einzig an der geringen Befähigung seiner Kinder liege, war zu unangenehm und gern brachte der Vater sie zum Schweigen. Aber er war nervös aufgeregelt, und ruhelos ging er im Zimmer umher, bald das Feuer schürend, bald hier oder dort an einem Möbel rüffelnd.

Das polternde Geräusch, der fröhliche Lärm, welche nach beendeter Stunde aus dem Schulzimmer der Knaben zu ihm drangen, waren in der Stimmung, in der er sich befand, nicht geeignet ihn zu besänftigen. Die Art und Weise, mit der er den Lehrer empfing, welcher auf seinen ausdrücklichen Wunsch noch einmal zurückgekommen war und gefolgt von den beiden Schülern in's Zimmer trat, war etwas barsch und streifte an die äußerste Grenze der Höflichkeit.

Auffallend war der Unterschied in der äußern Erscheinung der beiden Männer, als sie so beisammen standen. Herr Murräy hatte eine große, wohlgebaute Figur, und trotz seiner fünfzig Jahre ein hübsches, noch blühendes Gesicht, dem das zwar graue doch starke und wohlerhaltene Haar sehr gut stand. Sein Anzug war stets tadellos und besonders hielt er auf seine und weiße Wäsche.

Georg Johnson war, wie schon früher bemerkt, keineswegs schön. Seine mittelgroße Gestalt entbehrte jener Eleganz der Formen, jener leichten und freien Bewegungen, welche dem Auge so wohlthun. Sein nicht hübsches Antlitz konnte trotzdem nicht leicht übersehen werden; obwohl schwer zu sagen war, worin das Anziehende desselben lag. Die Stirn war gut geformt, breit, hoch und weiß, und die dunkeln, tief liegenden grauen Augen hatten einen Blick ernster aufrichtiger Güte. Alle anderen Züge waren unschön, die Gesichtsfarbe gelblich bleich, und der erste Eindruck seiner äußern Erscheinung war durchaus unvortheilhaft. Er selbst fühlte zu Zeiten die Mängel seiner Persönlichkeit mit tiefem Bedauern, doch weniger in Momenten, wenn man

ihn tadelte, als gerade dann, wenn man ihn mit Lob überhäufte. Obgleich Georg Johnson erst sechsundzwanzig Jahre alt war, so hatten angestrengtes Studium, Nachtwachen und viel Kummer und Sorge schon tiefe Furchen in sein Antlitz gegraben und manchen Silberfaden durch sein dunkles Haar gezogen. Aber fehlten dem Gesicht auch schöne Züge und feine Formen, so hatte es doch einen angenehmen, männlichen Ausdruck; natürliche Güte, Talent und klarer Verstand sprachen daraus. Sehr viele Menschen werden auf die Länge der Zeit solches unregelmäßige, charaktervolle Antlitz lieber erblicken, als schöne, geistlose Züge.

Der Anzug des jungen Mannes war sehr abgetragen, fast dürftig; in ihm sprach sich die ganze Schwere des Kampfes aus, den ein gebildeter Mann von guter Geburt so oft mit Armuth und Elend, mit all' den kleinlichen Sorgen des Lebens zu kämpfen hat, und der ihn in seiner Stellung viel härter trifft, als den nie an bessere Verhältnisse gewöhnten Proletarier. Aber obgleich die Kleider dünn und sadenscheinig, so waren sie doch fleckenlos, das Hemd, welches das grobe Hemd verbergte, glänzte und leuchtete vor Frische und Weiße, es war immer noch der Anzug eines Gentleman.

Die beiden Knaben Friedrich und Walter mußten auf jeden Beschauer einen angenehmen Eindruck machen. In ihren hübschen rostigen Gesichtern lag zwar nicht viel Geist, ihr ganzes Wesen betündete wenig Stetigkeit, aber sie sahen gutmüthig und freundlich aus, und in ihren Augen bligte es oft von knabenhaftem Uebermuth. Jetzt freilich hielten sie sich schüchtern, fast erschrocken dicht hinter ihrem Lehrer, denn des Vaters Gesicht weiffagte ihnen nichts Gutes.

Dr. Blunt, ihr lateinischer Lehrer in der Schule, hatte ihnen oft gedroht, er würde ihre Faulheit und Nachlässigkeit Herrn Murräy mittheilen, und als sie jetzt zu so ungewöhnlicher Zeit in des Vaters Zimmer beschieden wurden und den Brief in seiner Hand sahen, ahnten sie das Ungewitter, welches sich über ihren Häuptern entladen würde.

Herr Murräy eröffnete den Strafact, damit, daß er dem Lehrer den Brief reichte, und nachdem dieser ihn gelesen, sagte er mit großer Strenge:

„Sie werden nun wissen, weshalb ich Sie rufen ließ.“

„Ja wohl, Herr Murräy, und ich bedaure aufrichtig, daß es zu dieser Klage kommen mußte. Ich glaubte mein Bestes gethan zu haben, es zu verhindern, leider ist es mir doch nicht gelungen.“

„Was soll das bedeuten? Werden die Knaben denn jeden Abend ordentlich auf den nächsten Tag vorbereitet, nehmen Sie die Aufgaben gewissenhaft mit ihnen durch?“

„Gewöhnlich geschieht Alles, was nur der sorg-

famste Lehrer thun kann, doch zuweilen — erst heute war es so — finde ich bei meinem Kommen Friedrich und Walter nicht zu Hause. Ich habe an diesem Abend eine volle Stunde vergebens auf sie gewartet. Statt um sieben konnten wir erst um acht Uhr den Unterricht beginnen, ich blieb bis halb neun, und hoffe, daß sie ihre Aufgabe können, doch vollkommen sicher bin ich dessen nicht. Ost würde es mir überhaupt nicht möglich sein, eine halbe Stunde über meine Zeit zu bleiben, und gerade heute lag mir so viel daran, pünktlich zu Hause zu sein.“

Herr Murräy wandte sich augenblicklich zu seinen Söhnen und schüchtern sie durch die Androhung harter Strafen so sehr ein, daß sie allen Muth und die wenige ihnen verliehene Begabung noch vollends verloren.

„Ich hoffe, Herr Johnson, Sie werden heute noch einige Minuten länger verweilen, ich will hören, wie die Knaben ihre Aufgabe gelernt haben, ich muß mich einmal selbst von dem Standpunkte ihrer Kenntnisse überzeugen.“

Diesen Wunsch, besser, diese Forderung abzuschlagen, würde, wie Georg Johnson ahnte, wohl den Verlust seiner Stelle herbeigeführt haben. Und wenngleich zwanzig Pfund jährlich keine große Summe waren und schwer, o wie schwer verdient, so drückte die Armuth ihn doch zu sehr, so hatte er für zu Viele zu sorgen, als daß er seine Stellung in dem Hause des reichen Mannes so leicht hin aufgeben konnte. Und dennoch kam es ihn hart an, das Verlangen des Herrn Murräy zu erfüllen, es schien ihm taktlos, ja unbarbar, noch länger seine Zeit in Anspruch zu nehmen, nachdem er schon mehr als eine Stunde unentgeltlich geopfert.

Er hatte eine schwere Aufgabe auszuarbeiten, welche ihn fast die ganze Nacht an den Schreibtisch fesseln würde, und dann war seine Anwesenheit daheim sehr nöthig, da ein ihm theures Familienglied gefährlich krank danieder lag.

Dies Alles slog durch seinen Sinn und steigerte den Wunsch fort zu kommen, dennoch war er klug genug, die Forderung des Herrn Murräy zu erfüllen; auch hoffte er, die Knaben würden ihre Aufgabe wissen und das Ganze bald abgethan sein. So öffnete er die Bücher, rief Friedrich und Walter freundlich und ihnen Muth zusprechend heran, um das Examen zu beginnen.

Wie schon früher bemerkt, war Herr Murräy kein großer Kenner der lateinischen und griechischen Sprache, doch im gegenwärtigen Momente hielt er es sowohl für den Lehrer als für die Schüler sehr heilsam, wenn er sich den Anschein gab, als sei er Meister in Beiden. Nachdem er sich wieder in seinen Armstuhl gesetzt hatte, nahm er seine Brille, öffnete eines der Bücher und blickte mit strenger Miene bald in das Buch, bald auf die kleine Gruppe vor ihm.

Und immer düsterer und unheilverkündender wurde sein Gesicht, während er dem Ueberhören der Aufgaben folgte. Es war auch durchaus keine erfreuliche Sache. Schnell gelernt, wurde das Ganze ebenso schnell wieder vergessen; und die Knaben waren entweder zu beschränkt, zu schläfrig oder zu eingeschüchtern, um sich noch jetzt zurechtzufinden oder das richtige Verständniß zu zeigen.

Vergebens versuchte der Lehrer die Schüler zurechtzuweisen, alle seine Erklärungen und Ermuthigungen waren erfolglos. Seine Fragen wurden entweder gar nicht beantwortet, oder, wenn es geschah, in einer so verkehrten Art, daß sie den Vater noch mehr aufbrachten als gänzliches Schweigen. Es war leicht ersichtlich, daß wenigstens für diesen Abend alles Bemühen fruchtlos blieb, und nicht nur, daß die Knaben verlegen und stotternd dastanden, zuletzt brach Friedrich, ganz außer Fassung gebracht, in einen heftigen Thränenstrom aus.

Jetzt war es mit der Geduld des Vaters zu Ende. Seine Söhne beschränkt und kenntnißlos zu finden war schon schlimm genug, doch daß sie auch so kindisch und feige sich zeigten, um über eine schwere Aufgabe zu klagen und zu weinen, dies kränkte ihn mehr als Alles. Er sprang von seinem Stuhle auf, schob den Lehrer, der den schluchzenden Knaben zu beruhigen suchte, zur Seite, und indem er Friedrich unsanft bei der Schulter faßte, rief er zornig:

„Du kleiner, jämmerlicher Taugenichts, aus Dir wird niemals etwas werden. All' mein schweres Geld, das ich für Lehrer und Bücher Euretwegen ausbebe, ist fortgeworfen. Jetzt geht Beide zu Bett und wagt nicht mir eher wieder unter die Augen zu treten, bis Ihr Eure Aufgabe ohne Anstoß hersagen könnt. Morgen um zehn Uhr werde ich sie Euch selbst überhören, und wer dabei einen einzigen Fehler macht, erhält eine ordentliche Züchtigung. Danach richtet Euch — und macht nun, daß Ihr fortkommt!“

Nachdem die Thür sich hinter den Knaben geschlossen hatte, nahm Herr Murräy seinen Platz wieder ein und sagte mit großer Kälte zu dem Lehrer:

„Nennen Sie das die Kinder auf den Schulunterricht vorbereiten — ist das eine ordentliche Nachhilfe, Herr Johnson?“

„Sie haben schlecht bestanden, doch ich erlaubte mir schon zu erklären, wie wenig Zeit wir heute Abend hatten.“

„Weshalb theilten Sie es mir nicht mit, daß die Knaben ihre Stunden nicht regelmäßig nehmen?“

„Ihre Frau Gemahlin bat mich, es nicht zu thun. Sie sagte, ich solle Sie nicht mit meinen Klagen über die Kinder belästigen, hätte ich etwas zu erinnern, so müsse ich mich an sie selbst wenden. Schon mehrere

Male habe ich es gethan, ohne daß meiner Beschwerde Abhilfe wurde.“

Obgleich Herr Murräh sehr ärgerlich aussah, erwiderte er doch auf die letzte Bemerkung nichts. Nach einer Pause fragte er zögernd:

„Herr Johnson, wenn ist die Zeit, auf welche ich Sie zum Lehrer engagirte, um?“

„Mit dem Ende des nächsten Monates; doch wenn Sie mit mir unzufrieden sind, Herr Murräh, so können wir das Abkommen gleich heute lösen.“

„Unzufrieden! Wer sagt das? Aber Sie sehen selbst, es ist verlorene Zeit und weggeworfenes Geld, ich fürchte, die Knaben sind nicht zum Lernen befähigt.“

Georg besaß zu viel Herzensgüte, um durch einen Tadel seiner Schüler sich selbst zu rechtfertigen, sein Zartgefühl verbot ihm auch den schon erregten und betrübten Vater noch mehr zu kränken, und er erwiderte nur, er hoffe, mit der Zeit würden Friedrich und Walter doch mehr Lust am Lernen gewinnen. Dann wiederholte er noch einmal, daß, für den Fall Herr Murräh eine andere Einrichtung treffen oder einen geeigneteren Lehrer annehmen wolle, er ohne sich zu beklagen zurückträte.

„Ich möchte wissen, wer sich besser zum Lehrer passen könnte als Sie. Davon kann gar keine Rede sein. Nebenbei thut es mir leid, Sie so lange aufgehalten zu haben, Herr Johnson. Gute Nacht!“

Troh, endlich sein freier Herr zu sein, verließ Georg eilig die Bibliothek und zuckte schmerzlich zusammen, als er es eils Uhr schlagen hörte. Indem er sich der Hausthür zuwandte, vernahm er die Stimme der Knaben, die die Treppe hinab auf ihn zuslogen und mit strömenden Thränen ihn baten, doch morgen früh nur eine einzige Viertelstunde wenigstens zu ihnen zu kommen, um ihnen beim Lernen der entsetzlichen Aufgabe zu helfen.

Weil Georg sich stets den Beiden sehr gütig erwiesen — denn trotz ihrer Trägheit und Beschränktheit mochte er sie gern leiden — so wagten sie es von Neuem, ihn um diese Gunst zu bitten, die er ihnen schon einige Male früher gewährt hatte. Sehr wenig vorbereitet waren sie auf die abschlägliche Antwort.

Georg's Gesicht war noch bleicher geworden und seine Stimme klang erregt, als er erwiderte:

„Morgen früh herkommen! Kinder, es ist ganz unmöglich, nein, ich kann es nicht versprechen. Es wird mir schon schwer werden, da ich mich heute so versäumt habe, morgen Abend Eure Stunde zu geben. Bittet mich nicht, ich vermag diesmal Euren Wunsch nicht zu erfüllen. Und mit etwas gutem Willen könnt Ihr die Aufgabe allein lernen.“

„Nein, Herr Johnson, ohne Sie geht es nicht —

gewiß nicht. Ich verstehe kein Wort davon, wenn Sie es mir nicht erklären,“ sagte Walter.

„Wir werden Beide Schläge bekommen, Papa kann so heftig sein,“ schluchzte Friedrich.

„Gebt Euch nur Mühe, dann werdet Ihr nicht gestraft werden. Kinder, ich muß fort!“

Aber das war keine so leichte Sache. Die Knaben klammerten sich fest an ihn. Die lieben, frischen Gesichter mit den thränenvollen Augen wandten sich so innig bittend zu ihm, und Friedrich sagte mit mehr Ernst, als man sonst bei ihm wahrnahm:

„O, Herr Johnson, glauben Sie mir, wir geben uns oft Mühe, aber das Lernen wird uns so furchtbar schwer, und der Vater ist zu streng; wenn wir etwas nicht vollkommen ohne Anstoß können, so sagt er, wir haben gar nicht versucht, es zu lernen. Helfen Sie uns nur noch dies einzige Mal, dann wollen wir auch stets Abends pünktlich zu Hause sein.“

„Arme Kinder, Ihr wißt nicht, wie schwer es mir wird, Eure Bitte zu erfüllen!“ seufzte Georg. „Ich habe so viel zu thun, daß ich kaum weiß, wie ich die Arbeit bewältigen soll, dennoch“ — er blickte auf die weinenden Knaben — „möchte ich Euch gern die Strafe ersparen. Ich will versuchen — nein, ich werde bestimmt morgen um acht Uhr auf einige Minuten herkommen, doch haltet Euch bereit, laßt mich keine Sekunde warten!“

„O, Sie sind engelsgut!“ flüsterte Walter, während Friedrich einen Ausruf des Entzückens unterdrückte, aus Furcht, der Vater könnte ihn hören. Dann schliefen die kleinen Plagegeister leise die Stufen hinan und in zehn Minuten lagen sie in festem, süßem Schlafe, darin all' die Dualen vergessend, welche ihnen das schreckliche Latein und Griechisch bereitete.

Georg blickte den Davoneilenden ernst nach, und während er die Hausthür öffnete, sagte er zu sich selbst:

„Es ist nicht recht von mir. Ich sollte nicht wieder nachgegeben haben. Ich handle unrecht gegen mich und meine Familie, daß ich meine kostbare Zeit auf diese Weise opfere. Aber die armen kleinen Jungen, ich konnte ihre Bitte nicht abschlagen.“

## Zweites Kapitel.

Dabeim.

Es war eine kalte, unfreundliche Nacht, und ein scharfer Ostwind schlug Georg entgegen, als er von dem schönen freien Plage, auf dem das Haus des reichen Kaufmannes stand, sich der Richtung zuwandte, in welcher seine eigene schlichte Wohnung lag.

Troh seines eiligen Schrittes brauchte er eine halbe Stunde bis er in jene ihm jetzt heimatliche Gegend

kam, eine enge öde Straße, mit hohen Häusern zu beiden Seiten. An dem ganzen Aeußeren derselben sah man sogleich, daß hier nicht die Reichen und Vornehmen der Erde wohnten. Einige armselige Verkaufsläden befanden sich da und dort und trugen nicht zur Gemüthlichkeit des ganzen Eindruckes bei. Georg fühlte stets eine leise Abneigung, wenn er sich dieser Straße näherte, in der auch nicht ein einziger Baum, nicht ein Stückerl grünen Rasens zu sehen war. Gewiß würde Niemand anders als aus Nothwendigkeit in dieser Gegend seine Wohnung genommen haben.

Die Nacht war schon so weit vorgerückt, daß außer dem Wächter, dessen monotoner Schritt auf dem Pflaster wiederhallte, sich Niemand auf der Straße befand, und die tiefe Stille ringsumher wurde nur an einer Stelle durch den Klang von Musik unterbrochen. Es war ein ärmliches Haus, aus dem die Töne drangen, und da die Fensterladen der einen Stube nicht geschlossen waren, fiel ein heller Lichtschein auf die dunkle Straße. Durch ein Fenster, welches halb geöffnet war, um etwas frische Luft in den engen heißen Raum einzulassen, hörte man eine lustige Polka, auf einem alten kreischenden Clavier gespielt, und dazu die oft etwas schweren Tritte der Tanzenden. Ja, auch in diesen Häusern der Armuth gab es Stunden der Fröhlichkeit, Mußestunden, welche dem Vergnügen geweiht wurden.

Es war eine Hochzeit, die dort gefeiert und durch einen Ball verherrlicht ward. Das glückliche junge Paar und seine Freunde vergaßen an diesem Abende, welchen harten Kampf sie täglich mit dem Leben kämpfen mußten und warfen alle Sorgen und Kümernisse zur Seite, um sich voll dem Genuß weniger frohen Stunden hinzugeben. Und so muß es auch sein; einige Lichtstrahlen fallen ja in das dunkelste Leben, und neben den Dornen blühen auch süße, schmückende Blumen empor. Wäre es nicht so, wie sollte der Arme und Leidende den Muth behalten, seine schwere Lebensaufgabe zu lösen? Dieselbe Familie, welche das Fest feierte, wußte was Kummer und Elend ist und hatte das ganze verfloßene Jahr genug durch Armuth und Krankheit leiden müssen — aber an diesem Abende, da der Sohn die brave geliebte Gattin ihnen als treue Tochter zugeführt, da hätten sie in ihrer Herzensfreude wohl schwerlich ihr Loos mit dem des reichen Kaufmannes Walter Murray vertauscht.

Als Georg an dem Hause vorüberkam, that ihm der Klang der Musik fast weh, und der bittere Gedanke erstieg in seinem Herzen, wie wenig so glückliche Tage sein Leben aufweisen konnte — nicht Tage rauschender Fröhlichkeit, aus ihnen machte er sich nichts, doch Tage, an denen die Glückseligkeit eines frohen, heiteren Familienlebens einen verklärenden Schein über das sonst oft sorgenvolle Dasein wirft.

Nein, seine Existenz war eine zu sehr von Sorgen überbürdet. Armuth in ihrer elendesten, trostlosesten Gestalt, nicht nur der Mangel an einzelnen Lebensbedürfnissen, sondern die Sorge, woher Nahrung, Kleidung nehmen, wo ein Obdach finden, hatte die Familie befallen, und dies schwere Loos mußte sie um so härter treffen, weil sie früher in Wohlstand gelebt.

Es war die alte Geschichte, oft erzählt und gewiß noch oft durchzumachen. Georg's Vater hatte seine Familie mit Reichthum und Luxus umgeben. Niemand ahnte, wie bald der Sturz seines Hauses erfolgen mußte. Sein plötzlicher Tod zeigte, daß er ruiniert war, und daß er Frau und Kinder durch seinen Bankerott als Bettler hinterließ.

Als der harte, unerwartete Schlag die Familie traf, hatte Georg fast seine Studienzeit zurückgelegt. Von frühesten Jugend an war es sein sehnlichster Wunsch gewesen, Prediger zu werden, darauf richteten sich alle seine Gedanken hin, ja selbst in seine kindlichen Spiele zog er diese Hoffnung mit hinein. Und als er heranwuchs und sein Charakter sich immer fester und männlicher entfaltete, wußte er bestimmt, daß er nur in diesem Berufe glücklich werden könnte.

Nachdem die Familie sich aus der Betäubung des ersten Schmerzes etwas erholt hatte, erstieg bei Allen die Frage: „Wie fangen wir es an, daß Georg doch seine Studien vollenden kann?“ Besonders die Mutter war zu jedem Opfer bereit, sie, die Verwöhnte, wollte selbst für den Unterhalt der Ahrigen mitarbeiten, aber Niemand kann Unmögliches leisten, und Georg würde auch nie gelitten haben, daß seinetwegen noch größere Entbehrungen über die Familie verhängt wurden. Ihm, als ältesten Sohn, kam es zu für die Mutter und seine Geschwister, zwei Schwestern und einen viel jüngeren Bruder zu arbeiten; und mit festem Willen und redlichem Eifer strebte er dieser schweren, aber heiligen Pflicht zu genügen.

Durch die Vermittlung eines Bekannten erhielt er eine Stelle im Comtoir eines angesehenen, reichen Kaufmannes und in dem Alter von zwanzig Jahren nahm er seinen Platz als Oberhaupt und Ernährer seiner Familie ein.

Wie sehr auch die neue Beschäftigung seinem Geschmacke widerstrebte, wie verschieden die trockene, mechanische Arbeit von dem frischen belebenden Quell der Wissenschaften war, aus dem er so eifrig geschöpft, Georg that seine Pflicht und mehr als das, und nie trat eine Klage über seine Lippen. Zu den Seinen war er stets gütig und freundlich, ja, es gelang ihm sogar zuweilen, heiter zu sein und ihren Gram dadurch zu zerstreuen, sie ihre Sorgen momentan vergessen zu machen. War er Nachts allein in seinem Stübchen, dann freilich legten sich tiefe Schatten auf sein Antlitz, während er sein armes

Gehirn zermarterte, einen Ausweg zu finden, um seinen Lieblingsplan doch auszuführen und seine theologischen Studien zu vollenden. Stunden lang konnte er über Plänen brüten, die er am anderen Morgen als unpraktisch und unausführbar verwarf, um in der nächsten Nacht sie doch wieder aufzunehmen oder die Zeit, welche die Andern dem Schlafe widmeten, mit eifrigem Studiren auszufüllen.

Aber Jahr auf Jahr ging dahin, sein Gehalt wurde etwas erhöht, doch dem großen Ziele seines Strebens war er noch immer nicht näher gerückt, im Gegentheil seine Hoffnungen schwanden mehr und mehr, und der süße und stolze Traum seines ganzen Lebens, sich als ein würdiger und beliebter Prediger zu sehen, zerfloß, als sei es wirklich nur ein Traumgebilde gewesen.

Eines Tages ward der junge Mann ganz plötzlich und unvorbereitet zu einem sehr reichen Verwandten beschieden, der bis jetzt die Existenz der Familie vollkommen vergessen zu haben schien, und der nun durch irgend eine Laune dazu getrieben, Georg Johnson seine Absicht kundthat, ihn nach der Universität zurückzuschicken, und während der Zeit seiner Studien für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen.

Obgleich Georgs Herzenswunsch unterdrückt, und wie er geglaubt hatte, bekämpft war, so erstand er bei dem großmüthigen und lockenden Anerbieten doch mit neuer Kraft, wie ja oft ein Sonnenstrahl genügt, eine dahinwinkende Blume wieder zum Leben zu rufen. Bald war Alles geordnet, und nach einer Abwesenheit von vier Jahren betrat Georg wieder den alten wohlbekannten Vorhof des Universitätsgebäudes, nahm seinen Sitz in dem nie vergessenen Saale ein, in welchem die Studenten der Theologie ihre Vorlesungen hörten, und schaute sich um nach den ihm befreundeten Collegen, die er sonst in diesen Räumen getroffen. Aber er fand keinen mehr vor. Sie waren ihm weit vorangeeilt, und hatten den Kampf mit dem Leben schon begonnen. Fremde Gesichter blickten ihn an, hier und dort ein bekanntes, das er sich erinnerte schon früher auf dem Collegium gesehen zu haben. Damals waren es Knaben, denen er in seiner Güte oft bei den Arbeiten half, für die er manch eine ihnen zu schwere Aufgabe gelöst hatte, nun saßen die so viel Jüngeren an seiner Seite, mit ihnen mußte er den Wettlauf beginnen, sie mußte er als seines Gleichen betrachten.

„Wie rastlos Georg Johnson vorwärts strebt, wie unausgesetzt er arbeitet!“ diese Urtheile hörte man oft von seinen Collegen, und nicht ein Einziger fand sich, diese Thatsache zu bestreiten. Er war im wirklichen Sinne des Wortes nicht einen Augenblick müßig. Jede Stunde, die er dem eigenen Studium absparen konnte füllte er mit Unterrichtgeben aus, damit er die Ausgaben seines reichen Verwandten doch in etwas verminderte.

Dieser, ein excentrischer und launenhafter Mann, der die Jugend stets viel zu faul und verschwenderisch fand, suchte Georgs Arbeitseifer noch mehr dadurch anzufeuern, daß er die Pension, welche er dessen Familie ausgesetzt hatte, auf das Nothdürftigste beschränkte; ja, ohne des Sohnes Unterstützung würde die Mutter oft Mangel gelitten haben. Daß der junge Mann sich überarbeiten könne, fiel dem reichen alten Herrn gar nicht ein. Wie lange hatte er in der vornehmen Ruhe seines gemächlichen Lebens vergessen, was es heißt: „Im Schweiße seines Angesichtes sein Brod essen“, und wie viel schwerer dieser Ausspruch wiegt bei Einem, der nicht durch körperliche, sondern geistige Anstrengung ihn bewahrheitet.

Aber Georg Johnson fühlte sich nicht entmuthigt, er konnte arbeiten, und er that es tapfer und männlich, er vermochte Entbehrungen zu erdulden, und er ertrug sie mit stoischer Ruhe. Jedensfalls mußte ein stiller, geheimer Zauber, eine süße Hoffnung ihm die Kraft verleihen, so ausdauernd thätig zu sein. War's die Liebe zur Wissenschaft und zu seinem Berufe — Dankbarkeit für seinen Beschützer oder Bärtlichkeit für seine Mutter, und der Wunsch, sie bald wieder in jene besseren Verhältnisse zurückzuführen, in denen sie von Kindheit an gelebt? Was auch die geheime Zauberkräft sein mochte, der Talisman, der Georg begleitete, es war ein guter Führer durch das Labyrinth von Sorge und Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Der Puz der Damen wird immer gefährlicher, namentlich der Kopspuz. Bis jetzt schmückten sie die Hüte und Kopspuße mit Vögeln, Insekten und Schnecken; das ist schon wieder altmodisch und der neueste Puz besteht in Dolchen und Schwertern. Lächeln Sie nicht! Es ist zwar kaum glaublich, aber vollkommen wahr. Man braucht nur die elegantesten Damen anzusehen und man wird unter ihren Hütchen zwei kleine Dolche bemerken, die auf einer Blume liegen, sowie über dem Schirme ein Schwert, das durch Tüllwollen geht. Wir finden diese höchst anmuthigen kleinen Mordinstrumente auch an den Ball- und Soirécoiffuren. Durch den Chignon ist ein Schwert gebohrt und die Scheitel vorn spießt Dolche. Und das macht Aufsehen, großes Aufsehen, findet allgemeinen begeisterten Beifall wie Alles jetzt, das excentrisch ist.

Von den bereiften Blumen, die man trägt, haben wir schon das letzte Mal gesprochen; sie sehen, das muß man gestehen, höchst brillant aus und geben dem Anzuge,



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

1. 1865.

auf dem  
artiges.

kleidern

Die Flieg

So beme

ändern v

linge bef

schimmern

ben gere

Chignon

Dazu for

neuer P

Glas, da

hänge, a

chen in

mentlich

Glas an

näht in

Zu

geputzt se

namentlich

die mit

dagegen

die eine

Die

daß wir

anzeigen

met und

zeigt sich

Zu fast

selben S

Wir

vorn ein

welchem

lasausschl

von schw

ähnlichem

Endlich e

von schw

Feder mi

Ein

russischge

unten, üb

knöpfen l

Chenille

Besay, d

gab. Da

met mit

Atlas, an

ceau Sar

lange we



auf dem man sie angebracht hat, etwas wahrhaft Feenartiges. Außerdem trägt man, natürlich auf den Ballkleidern, kleine Vögel, Goldfliegen und Schmetterlinge. Die Fliegen sehen namentlich auf Blumen recht gut aus. So bemerkten wir einen Kopfsputz von Federn und einen andern von Korallen, auf dem Fliegen und Schmetterlinge befestigt waren. Wir sahen solche grüne goldschimmernde Fliegen und Käfer in Gruppen oder Trauben gereiht bei einander, die mit Moosrosen auf den Chignon fielen und bei Licht glänzende Wirkung machten. Dazu kommt, wie auch schon erwähnt, als glänzender neuer Putz, der plötzlich erschienen ist, das geschliffene Glas, das man als Hals- und Armbänder, als Ohrgehänge, als Kleiderbesatz sogar sieht. Als kleine Tröpfchen in Blonden auf Kleidern und auf Bändern, namentlich aber auf schwarzem Sammet, ist das geschliffene Glas außerordentlich schön; wir sahen es sogar aufgenäht in Grecques am Leibchen.

Zu den Straßenanzügen, sie mögen einfach oder gepußt sein, gehören der Mode zufolge farbige Strümpfe, namentlich in Cashmirwolle, mit Stiefelchen von Sammet, die mit Pelz oder Vorte besetzt sind. Zu den Hüllen dagegen hat man nur seidene Strümpfe mit Schuhen, die eine Spitzen- oder Blondenrossette tragen.

Die Wintersaison ist noch nicht so weit vorgerückt, daß wir auch nur die kleinste Neuigkeit für die Zukunft anzeigen könnten. Zu Besuchskleidern streiten der Sammet und der Atlas um den Vorrang; der Noire antique zeigt sich nur selten; er wird entschieden zurückgesetzt. Zu fast allen Kleidern trägt man Ueberwürfe von demselben Stoffe wie das Kleid.

Wir erwähnen ein Kleid von schwarzem Atlas, das vorn ein breites Band von blauem Atlas hatte, auf welchem ein Guipurestreifen lag. Enge Ärmel mit Atlasaufschlägen. Dazu ein ziemlich anliegender Balletot von schwarzem Sammet mit zwei Guipurestreifen und ähnlichem Besatz an den Taschen und auf den Achseln. Endlich ein Fanchonhut von blauem Atlas mit Sternen von schwarzem Schmelz und statt des Bartes eine blane Feder mit schwarzen Spitzen.

Ein zweiter Anzug bestand in einem Kleide von russischgrauem Pou de Soie, mit einem breiten Volant unten, über dem ein schwarzes Sammetband mit Stahlknöpfen lag, an welchem sich eine Franse von schwarzer Chenille mit Stahlperlen befand. Hohes Leibchen mit Besatz, der ihm das Aussehen eines russischen Mädchens gab. Darüber ein kurzer Balletot von schwarzem Sammet mit Posament und endlich ein Hut von weißem Atlas, am Rande mit einem breiten Streifen von ponceau Sammet und Stahlperlen und an der Seite eine lange weiße Feder.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 7.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. (Ballanzug.) Haarputz à la Recamier: das Haar vorn über der Stirn klein gekräuselt und dann in runden Schalen über den Kopf gelegt, hinten ein Catogan mit einer Flechte darüber, gehalten durch einen goldenen Pfeil, während auf der Stirn ein kleiner bunter Vogel sitzt; Kleid von Tülle mit ausgeschnittenem Leibchen, das vorn Draperien hat, die in der Mitte durch einen Vogel, auf den Achseln durch eine Schleife von golddurchwirktem rothen Bande gehalten werden; Gürtel von dem Bande wie jene Schleifen; drei Röcke von Tülle, von denen zwei vorn offen und durch kleine Vögel drapirt werden, während der dritte goldene Sterne hat; Unterleid von magentarothem Taffet; sehr große goldne Ohrgehänge; reiches Halsband; reiche Armbänder; halblange weiße Glacéhandschuhe; Fächer; Bouquet; Schuhe.

2. Haarputz mit blauem Band; Kleid von braunem Taffet mit langem Mädchenleibchen, das mit Cashmirborte und schwarzen Spitzen ausgepußt ist, während der Rock ohne Garnirung bleibt; Kragen mit ziemlich großen Eden vorn; geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

3. (Ballanzug.) Kopfsputz von grünem Sammet mit Gold; Kleid von weißem Taffet mit rundem ausgeschnittenen Leibchen, das mit schmalen grünen Sammetstreifen und schwarzen Spitzen ausgepußt ist wie die ganz kurzen Ärmel; unten auf dem Rocke ebenfalls Auspuß von grünem Sammetband mit schwarzen Spitzen; große goldne Ohrgehänge; goldne Armreifen; halblange weiße Glacéhandschuhe; Schuhe.

4. Modischer weißer Hut mit einem Spitzenbesatz statt des Bartes über dem Chignon; Kleid von einfarbigem Taffet mit hohem engen Leibchen und sehr weitem wie sehr langem Rocke; enge lange Ärmel; Rundkragen von farbigem Sammettuch mit schwarzen großen Sammettöpfeln, unten in Bogen geschnitten und mit schwarzen Chenillefransen garnirt, die sich auch vorn befinden und über die Achseln gehen; kleiner Kragen; keine Unterärmel; Stiefelchen.

### Stahllich N<sup>o</sup> 7.

#### Die Hängebrücke über den Avon zu Clifton.

Die Hängebrücke über den Avon zu Clifton wurde im Anfange des December vorigen Jahres mit großer Feierlichkeit eröffnet. Sie ist aber auch ein staunens-

werther Bau, da sich die Brücke in einer Spannung von 702 engl. F. und in einer Höhe von 260 F. über die Schlucht legt, in welcher unten der Avon fließt. Drei ungeheure Seile oder vielmehr aneinander befestigte lange dicke Eisenstangen tragen sie. Diese Ketten gehen über riesige Endthürme, die 30 F. dick und 80 F. hoch sind, und sind 70 F. tief in den Felsen am Ufer eingelassen.

Die Kosten des Baues belaufen sich auf über 60,000 Pf. St. (100,000 Thlr.)

Gebaut hat man daran im Ganzen über dreißig Jahre, natürlich mit Unterbrechungen, welche durch Mangel an Geld veranlaßt wurden. Der Grundstamm des Baucapitals aber schreibt sich schon aus dem Jahre 1753 her, in welchem ein Bürger 1000 Pf. St. zum Baue einer steinernen Brücke über den Avon mit der Bestimmung aussetzte, die Summe solle so lange verzinsbar angelegt werden, bis sie sich auf 10,000 Pf. St. vermehrt haben werde. Es geschah dies, aber es

wurde auch immer unwahrscheinlicher, daß an der bezeichneten Stelle überhaupt eine steinerne Brücke gebaut werden könne. Ein Architect hatte die Kosten derselben, vorausgesetzt, daß sie ausführbar sei, zu 90,000 Pf. St. (630,000 Thlr.) veranschlagt. Als dann 1830 die Eisenbahnen ins Leben traten und allerlei großartige Brücken veranlaßten, als auch die große eiserne Brücke über den Menai gebaut war, kam man auf den Gedanken, auch bei Clifton eine eiserne und zwar Hängebrücke anzulegen. Man begann in der That die Arbeiten, aber, wie gesagt, die Geldmittel gingen oftmals aus und die Vervollendung des Werkes erfolgte erst in dem letzten Monate des vorigen Jahres.

Wenn aber die Engländer diese Hängebrücke die größte und höchste in der Welt nennen, so irren sie sich allerdings, denn die Hängebrücke in Freiburg in der Schweiz ist, wenn auch nicht ganz so hoch, doch wesentlich länger.

## Intelligenzblatt zur Wodenzzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Entschädigung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

**LEIPZIG.**

Unter allen existirenden todtweisslichen Mitteln gegen das

**Ausfallen der Haare**

und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon fast gewordenen Scheiteln nimmt

**Johann Andreas Haushild's**

vegetabilischer Haarbalsam

anständig den ersten Rang ein. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Ansicht ausliegende Dank- u. Anerkennungs-schreiben, meist von Personen aus den höhern Ständen, bezeugen die Wirksamkeit desselben und fast sämmtliche Höfe Europas beziehen den Balsam als unentbehrlich gemeebener Toiletteartikel sehr regelmäßig von mir.

**Die Wirkung des Balsams ist überraschend!**

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs zeigt sich auf selbst schon länger fast gewordenen Stellen in ungläublich kurzer Zeit, sehr oft in wenig Tagen! Der billige Preis des Balsams macht es Jedem möglich, sich mit wenig Kosten von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte wohl zu beachten, daß Haushild's Balsam in Originalflaschen à 1 Thlr., 1/2 fl. 20 Sgr., 1/4 fl. 10 Sgr. echt nur von mir zu beziehen ist.

Julius Kratze Nachfolger,  
Leipzig, Dresden Str. Nr. 2.

**NEBEN DER POST.**

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

In der schönsten Umgegend Leipzigs bietet, vollständig eingerichtet, ein beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, für Damen, die ihre Niederkunft in Stille und Zurückgezogenheit abwarten wollen, Aufnahme. Bei billigen Bedingungen, liebevollster Pflege wird strengste Verschwiegenheit zugesichert. Adresse: E. E. Nr. 6. poste restante frei Leipzig.

Sieben erschien:

### „Salvator“.

Eine Verjüngungsgeschichte.

Roman

von

Carl Cubasch.

2 Bände, eleg. brosch. 2 1/2 Thlr.

Leipzig, Februar 1865.

Bernhard Schlicke.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.

Klette, Rezeptenalbum für Hausfrauen. 2. Aufl. Preis 15 Ngr.

833 Recepte für Hauswirtschaft, Küche und Garten, Toilette, Gesundheitspflege u. s. w., u. s. w., die für jede Hausfrau von solchem Vortheile sind, daß es kaum ein nützlicheres Geschenk für Damen, als dieses Buch, giebt.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der  
**englische Dolmetscher**

für

Auswanderer,

Anweisung, die englische Sprache binnen kurzer Zeit leicht und ohne Lehrer zu erlernen.

Recht einem Wörterbuche der deutschen und englischen Sprache, worin die Aussprache und richtige Betonung der englischen Wörter angegeben ist, einem Verzeichnisse der englischen Städtenamen in Amerika, wie sie richtig auszusprechen sind; und einem Anhange, der Formulare zu Briefen, Quittungen, Wechseln und Ausländerungen enthält, so wie Belehrungen für Auswanderer.

Von

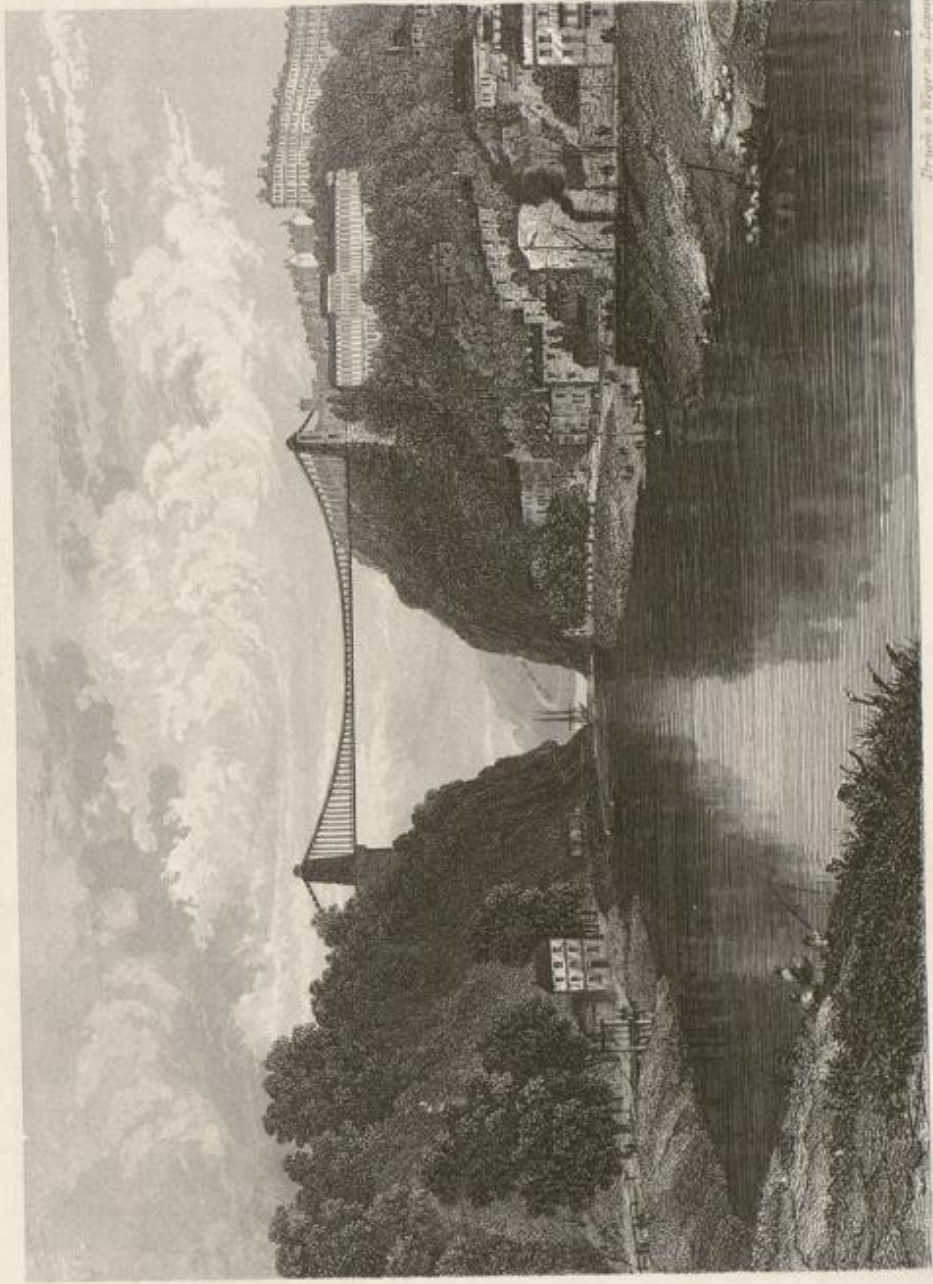
L. A. Albert.

Sechste Auflage

von

Dr. A. Diezmann.

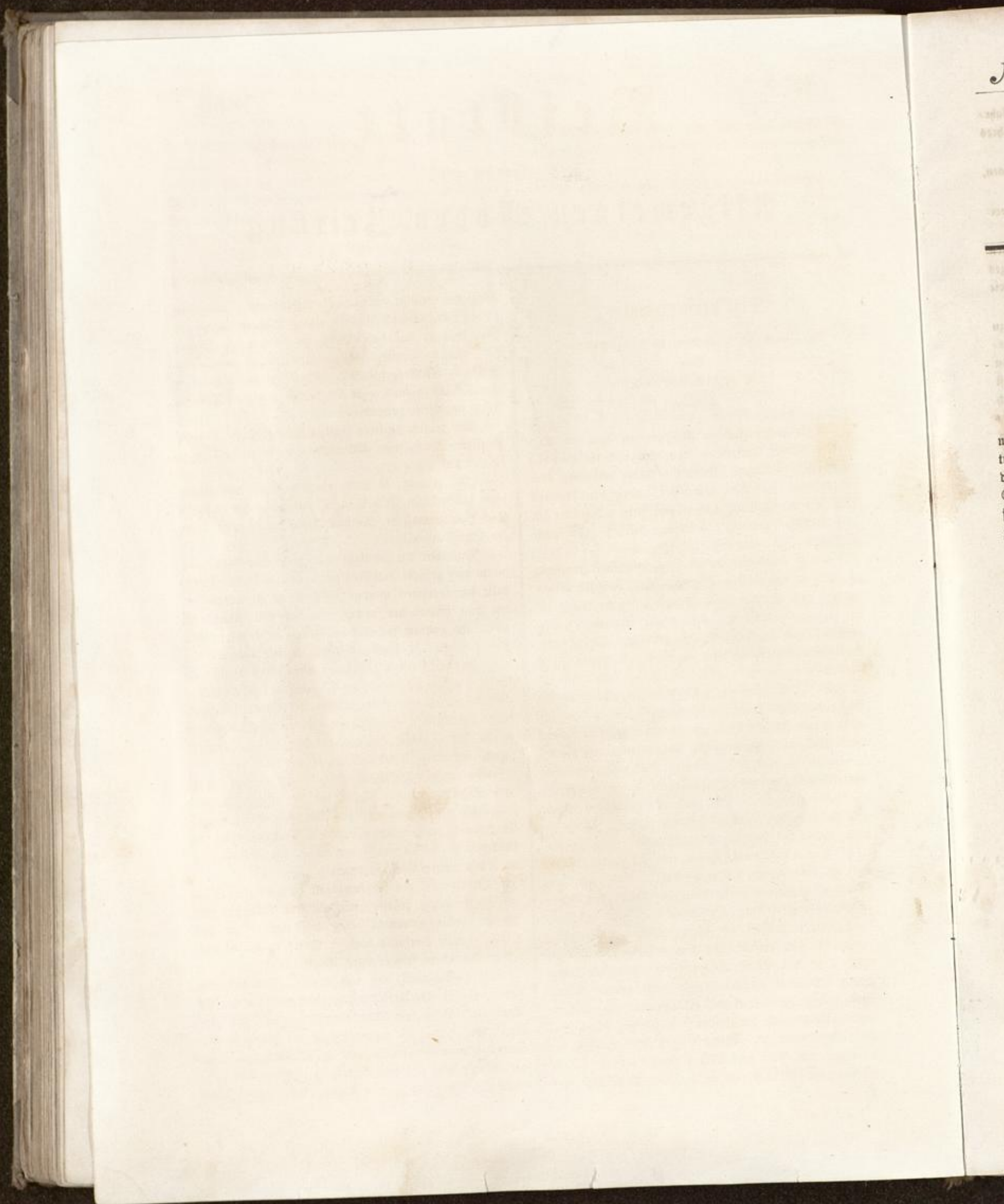
12. cart. 15 Ngr.



Druck v. Meyer in Leipzig

Verlag v. Neumann, Neudamm

*Hängbrücke über den Auen in Gießen*



zur  
Allgemeinen Norden-Zeitung.

## Die Probepredigt.

Dem Englischen nacherzählt

von

Sophie Verena.

(Fortsetzung.)

Sein ungewöhnlicher Fleiß erregte bald die Aufmerksamkeit der Professoren, den Neid und die Hochachtung seiner Collegen. Ueber ihn wurde mehr als über die anderen Studenten gesprochen, wozu sein schweres Schicksal, der Umstand, daß er viel älter und ernster als seine Genossen ausah, das Seinige beitrug. Im Ganzen war er aber sehr beliebt.

Einige erkannten ihm eine ungewöhnliche Begabung zu, Andere meinten, er ginge langsam, doch sicher vorwärts, und nur ein Paar äußerst geistreiche Züngleine mit brillanten Anlagen, aber wenig Ausdauer fanden ihn doch nur sehr mittelmäßig befähigt. Welches Urtheil das richtige war, blieb noch der Zeit überlassen zu entscheiden.

Ein Jahr, nachdem diese glücklichere Wendung in Georg Johnsons Verhältnissen eingetreten war, starb der reiche Verwandte, welcher ihn und seine Familie unterstützt hatte, ganz plötzlich, und wieder sanken sie unvorbereitet in die früheren Sorgen zurück. Ja, es war jetzt noch schlimmer als damals, indem Georg seine Stelle im Comtoir aufgegeben hatte und doch wieder als Schutz und Stütze seiner Familie eintreten mußte. Zuerst erfaßte ihn eine dumpfe Verzweiflung. Zum zweiten Male seine Studien aufzugeben, und besonders so nahe vor der Beendigung, erschien ihm zu hart, und doch fühlte er, daß seine Kräfte unter der übergroßen Bürde zu erlahmen begannen. Oft ward ihm sogar das Denken schwer, so erschöpft war er von geistiger Anstrengung. Zu dieser Zeit gab er täglich acht Unterrichtsstunden, nachdem er den Vorlesungen auf der Universität beige-wohnt und seine Ausarbeitungen dazu gemacht hatte; und überdies lagen ihm noch die Erfüllung seiner häuslichen Pflichten und die theilweise Erziehung seiner jüngeren Geschwister ob. Wie viel Zeit blieb ihm da zur Erholung von Geist und Körper übrig? Mehr konnte Georg nicht arbeiten, er hatte schon die Grenze des

Möglichen berührt, wenn nicht überschritten. Die große Frage war, ob seine Familie einige Monate länger mit dem, was er auf diese Weise zu verdienen vermochte, sich erhalten könnte, bis er dann später, wenn seine Studien vollendet, sein Examen gemacht war, entweder eine Anstellung fand, oder ihr wieder alle seine Arbeitskräfte ungetheilt zuwenden konnte.

Als er sich an seine älteste Schwester Betty wandte, ihr seine Sorge, seine Bedenken zu vertrauen, erwiderte sie fest und ruhig:

„Ja, Georg, es wird, es muß gehen; wir wollen eher die größten Entbehrungen ertragen, als daß Du Dich noch einmal von Deinem erwählten, Dir so theuren Berufe abwendest.“

Das war der muthige Entschluß von Allen, und indem noch größere Einschränkungen in dem kleinen Haushalte vorgenommen wurden — denn es ist wunderbar, wie man immer und immer noch dies oder jenes aufgeben und dadurch sparen kann — indem die Schwestern noch fleißiger als sonst arbeiteten, brachte man sich die noch bis zum Examen fehlenden vier bis fünf Monate durch. — Wie oft, wenn die Familie in späteren besseren Jahren an jene Zeit zurückdachte, erkannte sie voll Nahrung an, daß ein besonderer Segen auf dem Brote geruht haben mußte, welches oft ihre einzige Mahlzeit bildete und ihnen doch gedeihlich ward.

In der nächsten Woche sollte Georg, wie es Brauch und Sitte unter den Studenten der Theologie war, welche sich der schottischen Hochkirche widmeten, sein letztes Examen machen, dann vor dem Presbyterium seine Probepredigt halten und somit als geweihter Diener in die Kirche seiner Väter eintreten.

Wie lange, wie sehnsuchtsvoll hatte er auf diesen großen Zeitpunkt gehofft, wie all' sein Wünschen und Streben dahin gewandt! Und wie war er sich des ernstesten, treuen Vorsatzes bewußt, Gutes zu wirken nach besten Kräften in seinem edlen Berufe!

Er wußte wohl, daß noch manches Jahr vergehen konnte, ehe er eine Anstellung erhalten würde, ehe er als Geistlicher fest in sein Amt eingesetzt würde und eine Gemeinde, der er die wahre Speise des Lebens reichen konnte, sein nennen würde; und der Gedanke, wie lange er vielleicht noch auf eine Versorgung warten müsse, erfüllte ihn oft seiner Familie wegen mit Bangen. Wenn

er aber nur erst die Prüfung überstanden, dann hatte er schon einen großen Schritt dem Ziele zu gethan.

Eines Abends in der letzten Woche vor dem Examen kam Georg matter und erschöpfter als jemals von seinem Unterrichtgeben nach Hause. Sein Kopf brannte und schmerzte, Seele und Körper waren vollkommen kraftlos von der Ueberfülle geistiger Anstrengung; denn die ganzen letzten Nächte hatte er den Vorbereitungen zur Prüfung auch noch die wenigen Stunden Schlafes geopfert, die er sich sonst gestattete. Dennoch setzte er sich an seinen Schreibtisch, um die Ausarbeitung der Probepredigt zu beginnen, an die er mit peinlicher Sorge dachte, und etwas ganz Ausgezeichnetes zu geben bemüht war. Aber in dem Zustande gänzlicher Abspannung, in welchem er sich befand, zu dem noch eine Hoffnungslosigkeit kam, wie sie ihn Gott sei Dank nicht oft erfaßte, war es ihm unmöglich, etwas Gutes zu schaffen, überhaupt nur zusammenhängend zu schreiben. So warf er die Feder fort und durchmaß mit ruhelosem Schritt seine kleine Stube, als die Thür leise geöffnet wurde und ein blondes Lockentöpfchen schlüchtern hineinsah. Auf seinen freundlichen Wink kam Lenchen, ein zartes, reizendes Kind, das jüngste Töchterchen und der Liebling der Familie, schnell herein, ihm einen Brief darreichend.

„Hier, lieber Georg, Betty schickte mich, Dir dies zu bringen, und sie meinte, ob Du mir nicht erlauben wolltest, ein wenig bei Dir zu bleiben; ich will mich gewiß ganz still verhalten. Mama hat so heftiges Kopfweh und wünscht allein zu sein, Betty läßt ihr die schmerzende Stirn — und Rose überhört Willy seine Aufgabe.“

Dhne eine besondere Erlaubniß abzuwarten, schloß die Kleine die Thür, setzte sich in der Nähe des Kamins auf die Erde nieder, mit einem alten deutschen Lesebuche und einem Dictionär auf dem Schoße.

Der Anblick seiner kleinen Schwester schien Georg's trübe Gedanken etwas zu zerstreuen, lächelnd nahm er ihr den Brief aus der Hand und sagte dann fröhlich:

„Aber Lenchen, wie kannst Du solche Geschichten zusammensabeln! Betty hat Dich ganz gewiß nicht fortgeschickt, es würde Niemand gestört haben, wenn Du in der Wohnstube Deine deutsche Aufgabe lasest. Trotzdem ist mir Deine Gegenwart lieb, mein Herzblättchen.“

Lenchen blickte den Bruder an, und das strahlende Lächeln verschwand von ihrem ausdrucksvollen Antlitz, indem sie zögernd erwiderte:

„War es unrecht von mir, das zu sagen, Georg? Ich möchte so gern bei Dir sein, und Betty äußerte wirklich, es würde Mama stören, wenn ich Fragen über meine Aufgabe an sie richtete.“

„Nein, mein Liebling, es war kein großes Unrecht,

doch selbst im Scherz muß man nicht von der Wahrheit abweichen — niemals darf man etwas Unwahres sagen.“

Des Kindes Augen füllten sich mit großen Thränen, sie trat zu dem Bruder heran und flüsterte:

„Lieber Georg, ich wollte gewiß nicht lügen, vergieb mir!“

Er beugte sich nieder, sein dunkles Haar berührte die goldigen Locken der Kleinen, während er ihr rosiges Gesichtchen küßte. Dann aber sah er ihr ernst in die Augen und sagte beschwichtigend:

„Gräme Dich nicht, Lenchen, Du hast nicht geradezu die Unwahrheit gesprochen, und ich weiß, es war keineswegs Deine Absicht, mich zu täuschen. Und daß Du gar zu gern bei Deinem alten, stillen Bruder bist, ist mehr ein Unrecht gegen die Anderen, er möchte Dich gewiß darüber nicht schelten. Besser wäre es freilich, Du spieltest mit Willy, statt daß Du immer bei den Büchern sitzt, Du liest zu viel von diesen alten deutschen Erzählungen. So, während ich meinen Brief lese, setze Du Dich hier am Feuer nieder und wärme Deine kleinen erstarrten Hände. Wo sind sie Dir so kalt geworden?“

„Ich war oben auf dem Dachkammerchen, dies Buch zu suchen. O, dort giebt es so hübsche alte Bücher, hast Du sie noch nicht gesehen, Georg?“

„Nein, Lenchen, ich hätte auch keine Zeit, sie zu lesen.“

„Ach, Du glaubst wohl, es sind nur Kinderbücher. Nein, da findest Du von allen Arten, Geschichten aus der Bibel und sogar Predigten. Ein Buch ist dabei, das habe ich vor allen lieb, es ist so alt, so alt, an manchen Stellen schon ganz zerrissen, aber es stehen so herrliche Sachen darin, wie ich noch nie gehört habe, viel schönere Worte und Ermahnungen als in unseren Sonntagsbüchern.“

„Und wie heißt dieser alte Liebling von Dir, Du kleiner Antiquar?“

„Das Titelblatt und noch mehrere Blätter des Anfanges fehlen, aber oben auf jeder Seite steht: „Predigten“.“

„Nun, wenn ich einmal Zeit habe, dann läßt Du mich Deinen Schatz sehen, nicht wahr, meine Krone?“

„Ja, Georg, aber — Du mußt es mir auch nicht fortnehmen;“ erwiderte das kleine Mädchen ernsthaft.

„Gewiß nicht — es müßte denn sein, der Inhalt des Buches wäre kein für ein Kind passender. Doch nun laß mich meinen Brief lesen!“

Während Georg den Inhalt des Schreibens überflog, erheiterten sich seine Gesichtszüge mehr und mehr. Der Brief war von einem jungen Manne, dessen Bruder in den letzten zwei Jahren von Georg unterrichtet wurde und mit dem er selbst durch eine sich immer mehr

befestigende Freundschaft verbunden war. Der Freund schrieb:

„Lieber Georg! In der nächsten Woche ist also der hochwichtige Tag, da Du nach glücklich bestandener Prüfung und guter Probepredigt das Recht und die Befugniß erhältst, Gottes Wort zu verkünden. Es gehört dann, wenn ich recht verstanden habe, nur noch eine Pfarrstelle dazu, damit Du ordinirt wirst. Was würdest Du sagen, wenn diese Stelle sich gefunden hätte, mein alter Junge? Denke Dir, ich erfahre soeben, daß mir mit einem kleinen Grundbesitz, den ich vor einigen Jahren erbt, auch die Ehre und Würde zuziel, der Patron der dortigen Kirche zu sein, und daß es hauptsächlich in meiner Hand liegt, die sehr gute und einträgliche Pfarre zu vergeben. Der frühere Prediger, ein sehr alter Mann, ist plötzlich gestorben. Da ich nicht zweifle, daß Du den Gemeinemitgliedern gefallen wirst — und sollten sie nicht so viel Verstand haben, Deine Vorzüge einzusehen, so werden Andere sich die Mühe geben, ihnen diese begreiflich zu machen — so denke ich wohl berechtigt zu sein, die Wahl die kurze Zeit zu verschieben, bis Du all' Deine Prüfungen bestanden hast und mit dem Titel „Hochwürden“ als glorreicher Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen bist. Sagt Dir mein Vorschlag zu, so laß es mich wissen; wenn Du ihn nicht annehmen könntest, sollte es mir herzlich leid thun. Aber ich denke, es wird sich Alles machen lassen, und wenn Du erst in dem hübschen Häuschen in Schottland als wohlbestallter und hochverehrter Pfarrer feststehst, dann suche Dir auch bald ein hübsches kleines Weibchen, denn ohne eine tüchtige, brave Predigerfrau geht es nicht gut in einem ordentlichen Kirchspiele.“

In großer Eile

Dein treuer

Alfred Gordon.

„P. S. — Stoße Dich nicht an meinen vielleicht etwas zu leichten Ton, aber ich bin so froh, mich als Deinen künftigen Patron, Dich als meinen Seelsorger mir zu denken; und ich kann gewiß keinen besseren Gebrauch von dem mir zustehenden Rechte machen, als indem ich die Stelle offen lasse, bis Du sie einnehmen kannst.“

A. G.

„Ein lieber, herzensguter Mensch, dieser Alfred!“ sagte Georg halblaut, indem er den Brief zusammenfaltete. Dann begann er nachzudenken, ob es wohl recht und erlaubt sei, wenn die Pfarre, bis er sie einnehmen könne, unbesezt bliebe. Aber es war ja nur noch so kurze Zeit bis dahin, in acht Tagen konnte Alles entschieden sein, und wenn er dann durch diesen besonderen Glückszufall auch viel früher als die meisten Candidaten

zu einer Stelle käme, so war er doch jetzt auch schon älter als alle seine Collegen, welche mit ihm die Prüfung bestehen sollten. Und er war sich so durchaus bewußt, er habe die hohe Verantwortlichkeit seines Berufes eingesehen, wolle sich mit allen seinen Kräften den heiligen Pflichten desselben widmen, daß er nicht mehr zweifelte, eine gütige Vaterhand habe ihm den bisher so schweren Lebensweg plötzlich geebnet, Gottes Stimme selbst rufe ihn zu diesem Amte. Ja, er wollte seines Freundes großmüthiges Anerbieten nicht zurückweisen, er that kein Unrecht, wenn er strebte diese Versorgung zu erhalten.

Nachdem Georg zu diesem Entschluß gekommen war, überließ er sich den schönen, hellen Zukunftsplänen, die ganz unwillkürlich vor ihm erstanden. Wie er so plötzlich und unerwartet an das Ziel seiner Wünsche gelangen sollte, wie das ganze Leben, welches noch vor einer Stunde schwer und dunkel vor ihm lag, nun wie in Sonnenlicht getaucht ihn anlächelte. Er hatte keine Ahnung gehabt, daß sein Freund eine Predigerstelle zu vergeben habe, und hätte er's gewußt, hätte er wohl trotzdem nicht erwartet, dessen Wahl werde auf ihn fallen. Was seine Mutter und die Geschwister zu dieser guten Nachricht sagen würden. Wie glücklich sein Lieb-ling, sein kleines Lendchen, sein würde, daß sie nun aus der engen, dumpfen Straße fortkäme und wieder grüne Wiesen und Bäume, klares Wasser und blaue Berge sähe, wieder in der freien Natur leben könnte, die sie so innig liebte. Georg hatte sich in der letzten Zeit um sie geängstigt, weil sie so blaß ausgesehen und nicht mehr so frisch und kräftig wie sonst in ihrem ganzen Wesen war. Nun aber würde sie neu erblühen, und diese Hoffnung erfüllte sein Herz mit stiller Freude. Das Kind war ihm unendlich werth und theuer. Trotz seiner überhäuftten Arbeiten hatte er doch noch stets Zeit gefunden, Lendchen zu unterrichten; was sie wußte, verdankte sie ihm und ihre Kenntnisse gingen weit über ihre Jahre hinaus. So ungleich die Beiden im Aeußeren, eine so innige Sympathie herrschte zwischen ihnen.

Aber so lieb er seine kleine Lene und seine ganze Familie hatte — Eine gab es, welche ihm noch theurer war. Zu ihr wanderten jetzt seine Gedanken, zu ihr, welche seit Jahren die Liebe seines Herzens besaß, an die zu denken die Erholung inmitten seines anstrengenden Tagewerkes war, von der zu träumen das stille Glück seiner Seele ausmachte. Ein Blick auf sie war oft hinreichend gewesen, den unter seiner Bürde von Sorgen fast Erlegenden mit neuem Muthe zu erfüllen. Alles, was er that und unternahm, mußte erst ihrer Billigung gewiß sein, ja selbst seine geheimsten Gedanken würde er ihr nie verborgen haben. Denn die Beiden verband eine Liebe, wie sie schöner und wahrer nicht

gefunden werden kann. Und das Denken an sie — was sie, seine Johanna, zu dem großen, unerwarteten Glück sagen würde, goß ein strahlendes Leuchten über das blasse, stille Antlitz des jungen Mannes und legte einen Ausdruck der Weiche und Zärtlichkeit in seine Augen, welcher diese unendlich anziehend machte. Die Züge seines Gesichtes waren jetzt nicht mehr unschön, sie wurden veredelt, ja verklärt durch die wahre, innige Liebe, die sie widerstrahlten, als Georg sich im Geiste neben der Geliebten stehen sah und ihr von seinem zu hoffenden Glück erzählte.

Endlich entriß er sich gewaltsam seinen Träumen und indem er sich erhob, sagte er halblaut:

„Ich muß zu meiner Mutter und Betty gehen, ihnen das Unerwartete mitzutheilen — und dann, dann zu Ihr!“

In der Zwischenzeit war Lenchen zurückgekehrt und hatte ihren alten Platz am Kamine eingenommen. Sobald sie bemerkte, daß Georg aufstand, kam sie zu ihm heran, sie hielt in ihren beiden kleinen Händen ein großes, sehr abgenutztes Buch und sagte voll Stolz:

„Hier, lieber Georg, ist mein schönes Buch, es ist nicht hübsch von außen, aber es liest sich herrlich darin. Nur einige Worte sind mir zuweilen unverständlich, ich sah sie nie früher.“

Georg nahm das Buch und lächelte über den Eifer, mit dem seine kleine Schwester ihm die Vorzüge ihres Lieblinges anpries und ihn vermögen wollte, schon jetzt ihr Entzücken darüber zu theilen.

„Mein armes Kind, ich wundere mich nicht, daß Dir ganz fremdartige Worte aufgestoßen sind, das Buch ist 1730 gedruckt, also viel über hundert Jahre ist es her, daß die Predigten, welche es enthält, gehalten wurden.“

„Aber Du solltest nur einmal darin lesen, Georg, ganz wunderbare Dinge stehen darin. Damals müssen die Menschen es verstanden haben, schön zu predigen, wenn auch die Ausdrücke oft recht seltsam klingen.“

„Ja, ja, Lenchen, ich werde einmal darin lesen, aber sollte es Dir nicht noch besser gefallen, wenn Du mich bald auf der Kanzel stehen sähest, in einer hübschen kleinen Dorfkirche, und mich predigen hörtest? Komm, mein Liebling, ich will Mama eine frohe Nachricht verkünden, und bist Du artig, sollst Du sie auch erfahren!“

Das erregte des kleinen Mädchens Neugier, und die frohe Kunde, die Hoffnungen, welche sich an Georg's Mittheilungen knüpften, ließen Lenchen das alte Buch ganz vergessen. Ehe sie sich wieder daran erinnerte, hatte Georg es gelesen.

An jenem Abende, da der helle Hoffnungstern über der Familie aufgegangen war, fiel zugleich ein tiefer Schatten über sie. Eine schwere Krankheit zog ein in

das Haus, und der Tod schien auf der Schwelle zu lauern. Die Mutter der Kinder sank plötzlich auf das Krankenlager, sie, die Treue, Vielgeliebte, welche von dem traurigen Schicksale, das ihr Mann über Alle verhängt hatte, am schwersten betroffen wurde und die dennoch immer mit dem fast brechenden Herzen ein Lächeln für ihre Kinder hatte, die ihr Rath, ihr Trost war, eine echte Familienmutter, sie wurde an den Rand des Grabes geführt. Tage und Nächte wachten Georg und seine Schwestern am Krankenbette und immermehr schwand die Hoffnung, das theure Leben erhalten zu sehen.

### Drittes Kapitel.

#### Die Versuchung.

Während der Tage der schweren Krankheit dachte Georg nicht an die Arbeit, welche noch vor ihm lag und welche, wenn sie nicht zu rechter Zeit vollendet wurde, ihn mindestens wieder ein ganzes Jahr von seinem Ziele entfernthielt.

Endlich, nach einem ungewöhnlich leidensvollen, bangen Tage, folgte ein ruhiger Abend, und die Worte wurden gesprochen, welche schon so oft das Krankenzimmer in einen Freudentempel verwandelten und in die fast gebrochenen Herzen neuen Lebensmuth strömen ließen, die gesegneten Worte: „Die Gefahr ist vorüber — die Kranke wird genesen!“

Als darauf Georg am Lager der Mutter saß, die seine Hand fest in der ihrigen hielt, während der erste erquickende Schlaf sie immermehr dem Leben zuführte — da erinnerte er sich mit jähem Schreck, daß der Tag für das Examen ganz nahe gerückt war. Er hatte nicht wieder an seine Probepredigt gedacht seit jenem Abende, als ihm vor Erschöpfung die Feder aus der Hand sank, und nun waren nur noch zwei Tage bis zu dem Termin, da er sie halten sollte. Wenn er nicht bis dahin mit allen ihm gestellten Aufgaben fertig war, so fielen die Hoffnungen auf seinen künftigen Erfolg zu Boden; er konnte nicht sein Examen bestehen, nicht als Diener der Kirche aufgenommen werden, und die Stelle, welche sein Freund ihm angetragen, die einzige Versorgung, die vielleicht sich in langer Zeit ihm bot, lag an einen Anderen über, während er noch das ganze kommende Jahr mit dem schweren Werk und dem geringen Einkommen des Stundengebens die Familie ernähren mußte. Und dies war noch nicht das Schlimmste, denn viel schrecklicher war es, daß ein unverilgbarer Makel auf den Studenten fiel, der ohne einen anderen Grund, als den einer schweren Krankheit, zu der ihm festgesetzten Zeit nicht zum Examen erschien, und daß dieser Makel für immer mit seinem Namen verbunden blieb, so oft dieser zur Beförderung genannt wurde. Entweder ver-



lor er also das Jahr, oder er trat durchaus nicht vollkommen vorbereitet zur Prüfung hin. Die Stimme der Hoffnung, welche Georg zuflüsterte, daß ihm noch zwei Tage blieben, fanden keinen Widerhall in seiner geängstigten Seele. Er selbst war so furchtbar angegriffen durch die Sorge um die geliebte Mutter, das Wachen an ihrem Bette, daß seine Abspannung und Erregtheit schon Krankheit zu nennen waren; dabei herrschte noch eine solche Unruhe in dem kleinen Haushalte, daß die Lösung seiner schwierigen Aufgabe, die nicht nur innere Kraft und Sammlung, auch äußere Stille und Ungeßörtheit verlangte, fast eine Unmöglichkeit war.

Die Angst und Sorge um die Probepredigt, welche in den letzten sechs Tagen durch die tödtliche Krankheit der Mutter ganz in den Hintergrund gedrängt wurde, erfaßte ihn nun mit einer Stärke, die an Verzweiflung grenzte. Wie, wie sollte er bestehen bei der Prüfung, wo die Zeit zur Ausarbeitung seiner Predigt finden? Seine Schüler konnte er nicht vernachlässigen, denn der Erlös für die Stunden erhielt die Familie, auch war Georg zu pflichttreu, um sich einer Versäumniß schuldig zu machen. — Aber wie wenig Zeit blieb ihm da noch zum eigenen Studium! Seine Herzensangst stieg immer höher, immer mehr sehnte er sich fort von dem Bett der Mutter nach seinem Schreibtisch — ach, fast bat er, der lange Schlaf, den er erst als höchsten Segen erfleht, möchte enden, damit er frei würde, um an die Arbeit zu gehen. Wohl hatte er, wie gewiß die meisten Studenten, schon verschiedene Predigten entworfen und geschrieben; doch Georg war in seinem Zweifel an sich selbst fast nie mit seinen Schöpfungen zufrieden, und da er in der Probepredigt etwas ganz Ausgezeichnetes geben wollte, so verwarf er schon den Gedanken, eine seiner früheren unreifen Arbeiten zu benutzen. Nein, das war unmöglich.

Er versuchte jetzt in dem stillen, verdunkelten Krankenzimmer einen Plan für die Predigt zu entwerfen, aber vergeblich. Seine Augen und mit ihnen seine Gedanken hesteten sich auf die vor ihm liegende bleiche und unbewegliche Gestalt, welche seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Wie lange die Mutter schlief! Wie die Stunden, welche sonst beim Wachen in einer Krankenstube so langsam schleichen, für Georg in seiner Herzensangst zu fliegen schienen! Wie wenig Zeit ihm noch blieb! Endlich wurde seine nervöse Erregtheit so groß, daß er ganz unwillkürlich laut sagte:

„Ach, wenn sie meine Pein und Sorge konnte, würde sie nicht gewünscht haben, daß ich bei ihr bliebe!“

Seine Schwester Betty, welche auf einem Stuhle beim Kaminfeuer saß, mit geschlossenen Augen, um den Versuch zu machen, sich durch ein wenig Schlaf für das schwere Tagewerk des nächsten Morgens zu stärken,

wurde durch die laut gesprochenen Worte aus ihrem Halbschlummer erweckt und stand augenblicklich an des Bruders Seite.

„Wer würde Dein Bleiben nicht gewünscht haben, Georg?“ flüsterte sie erschreckt.

„Es thut mir leid, Dich gestört zu haben, Betty, aber es ist mir unmöglich, hier länger zu verweilen. Du weißt, wie viel von meinen Arbeiten zur Prüfung für uns Alle abhängt, weißt, wie ich durch die Krankheit damit in Rückstand gekommen bin. Würde es Dir nicht möglich sein, meinen Platz hier einzunehmen, ohne die Mutter zu wecken?“

„Ich will es versuchen, Georg,“ entgegnete Betty mit matter Stimme; und zart und sanft machte sie die Hand der Schlafenden aus der des Bruders los — die Leidende zuckte leise und flüsterte: „Georg, Georg!“ dann schlossen ihre Finger sich um Betty's Hand und der süße Schlummer ward nicht unterbrochen.

Mit innigem Bedauern blickte Georg auf seine Schwester, deren müdes, überwachtes Gesicht fast ebenso blaß als das der Leidenden aussah, aber trotzdem konnte er Betty nicht von der schweren Aufgabe, von Neuem eine Nacht am Krankenbette zu opfern, erlösen. Was er that, geschah ja nicht nur zu seinem, sondern zu ihrer Aller Besten. Als er dann bedachte, wie seine Mutter nun mehr als je mancher kleinen Behaglichkeiten und Stärkungen bedurfte, da wandte er sich seufzend ab, schlich leise aus dem Zimmer und schloß sich in seine kleine Stube ein, seine Arbeit zu beginnen. Doch wie schwer es ihm wurde! Sein Kopf brannte und schmerzte, alle seine Pulse schlugen in Fieberhitze, und doch zitterte seine Gestalt unter kalten Schauern. Er vermochte nicht klar zu denken. Ihm war, als wenn sein Verstand sich unmachtete. Er erinnerte sich, einmal früher dieses entsetzliche Empfinden gehabt zu haben, als das Delirium des Nervenfiebers ihn erfaßte. Kein Wunder, daß Georg in diesem Zustande war, er hatte in achtundvierzig Stunden nicht eine Minute geschlafen, und da er schon immer nicht sehr kräftig war, hatte der Mangel an körperlicher und geistiger Ruhe und alle Gemüthsbewegung der letzten Tage ihn jetzt wirklich krank gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

## M o d e n b e r i c h t.

(F.) Die eleganten Damen erscheinen in so seltsamen Anzügen, als wären dieselben aus den fernsten Ländern angekommen; selbst die jüngsten, die frisch sind wie der Frühling, tragen mit kleinen Thieren wie überfüllte Kleider, Kleider mit allerlei kleinen Käfern, mit

Schmetterlingen, Eidechsen, Muscheln, ausgestopften Vögeln, dazu Schmuck aller Art von Glas, Flittern, Glöckchen von unechtem Golde, Borten, Schmelz, was weiß ich? Die Damen zeigen sich in den besten Gesellschaften wie Theaterprinzessinnen oder indische Bajaderen, in Caracos von rothem Atlas mit Stahlputz, in Uniformfracks von gelbem Sammet mit chinesischen Stickereien und Gehängen von geschliffenem Glas; dazu ein Kopfputz à la Dubarry mit allerlei Böckchen und darauf ein Etwas von rothem Sammet, von welchem nach allen Seiten Perlen herabhängen; Tüllkleider, zu denen man mindestens 37 Stab braucht, und bisweilen drei Röcke übereinander. Einer dieser Röcke, der schleierähnlich auf dem andern liegt, ist ganz mit einer Art von Wassertropfen bestreut und hat am Leibchen und unten herum Glaswassertropfenfransen. Nur was glänzt und funkelt wird mit Begeisterung auf- und angenommen. Viel Glas, Massen von Gehängen, auf den Kleidern blitzende Knöpfe, maßlos lange Ohrgehänge, lange Guirlanden von bereiften Blumen. Man weiß in der That nicht, was man zu allem dem sagen soll.

Aber beschreiben wir auch einen wirklich geschmackvollen Anzug. Wir meinen ein Kleid von blauem Atlas, unten mit einer dicken Kreppruche; über dem Atlaskleide ein anderes von blauem Tulle, das in gewissen Entfernungen durch Atlasbänder aufgenommen ist, die sich in einer großen Schleife endigen. Hinten muß das obere Kleid länger sein als vorn, um der Schleppe zu folgen. Wie viele Damen mit solchen von Ruchen, Blondes und Blumen überladenen Schleppen in den Zimmern sich bewegen können, sieht man nicht wohl ein; freilich lassen sie auch nicht selten an den Meubeln einen oder einige Begegnungen hängen. — Das Leibchen des blauen Kleides ist mit weißem Schmelz gestickt und mit Blondes garnirt; eine lange Perlenfranse zieht sich um die Draperie. Auf den sehr kurzen Ärmeln, die eigentlich gar keine Ärmel sind, ein kleines Bouquet mit Perlen und die Flechten des Chignon's ebenfalls durch Perlen gehalten. Endlich ein Halsband von Perlen auf schwarzem Sammet mit sehr langen Enden hinten.

Kurze Handschuhe trägt man nicht mehr. Sie sind vielmehr ziemlich lang mit fünf Knöpfen.

Eine nichts weniger als graziöse Mode sind Kleider zum Ausgehen, hinten offen, so daß ein hellfarbiger Unterrock sichtbar wird. Ob diese Mode eine Zukunft haben sollte?

Eine ganz duftige Balltoilette bestand in Folgendem: Rock von weißem Tulle, über und über mit goldenen Pünktchen überstreut und darüber ein anderer Tüllrock, vorn offen und an den Seiten draperieartig durch zwei Schwalben als Agrafen aufgenommen; breiter Gürtel in Weiß und Gold mit schwarzen Streifen mit einer großen goldnen Schnalle; auf den Achseln eine Schleife

von eben solchem Bande, ebenfalls mit einer Schnalle; Leibendraperie von goldgetupstem Tulle, vorn durch eine kleine Schwalbe gehalten. Als Haarputz ein Diadem von Haar mit einer Schwalbe vorn, hinten ein Chignon mit fallenden Schalen.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 8.

#### (Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von blauem Plüsch, über dem Barte eine kleine weiße Feder, über dem Schirme Auspuß von Tassetband; Bindebänder von Tasset; Kleid von blauem Tasset mit hohem knappen Leibchen und engen langen Ärmeln; der sehr lange und weite Rock ohne allen Auspuß; knapp anliegender Balletot von schwarzem Sammet, reich garnirt; kleiner Spizenträger; kleine geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Neuer Haarputz, vorn das Haar wellig zurückgelegt, hinten in Locken fallend, über die Mitte des Kopfes eine Perlenschnur; Kleid von rothem Atlas mit ausgeschnittenem runden Leibchen, das mit Posament garnirt ist; kurze Ärmel mit Troddeln an der Achsel; weiße hohe Chemisette, um die oben ein Halsband von dem Kleidstoffe geht, das durch einen Streifen vorn in der Mitte herunter mit dem Leibchen in Verbindung steht; die weißen Ärmel der Chemisette unten mit spizenbesetztem Aufschlage von dem Kleidstoffe; der Rock unten rund herum durch Borten aufgenommen über einem weißen Unterleide, das unten herum Besatz von rothem Atlasblättern hat; gelbe Glacéhandschuhe; weiße Schuhe.

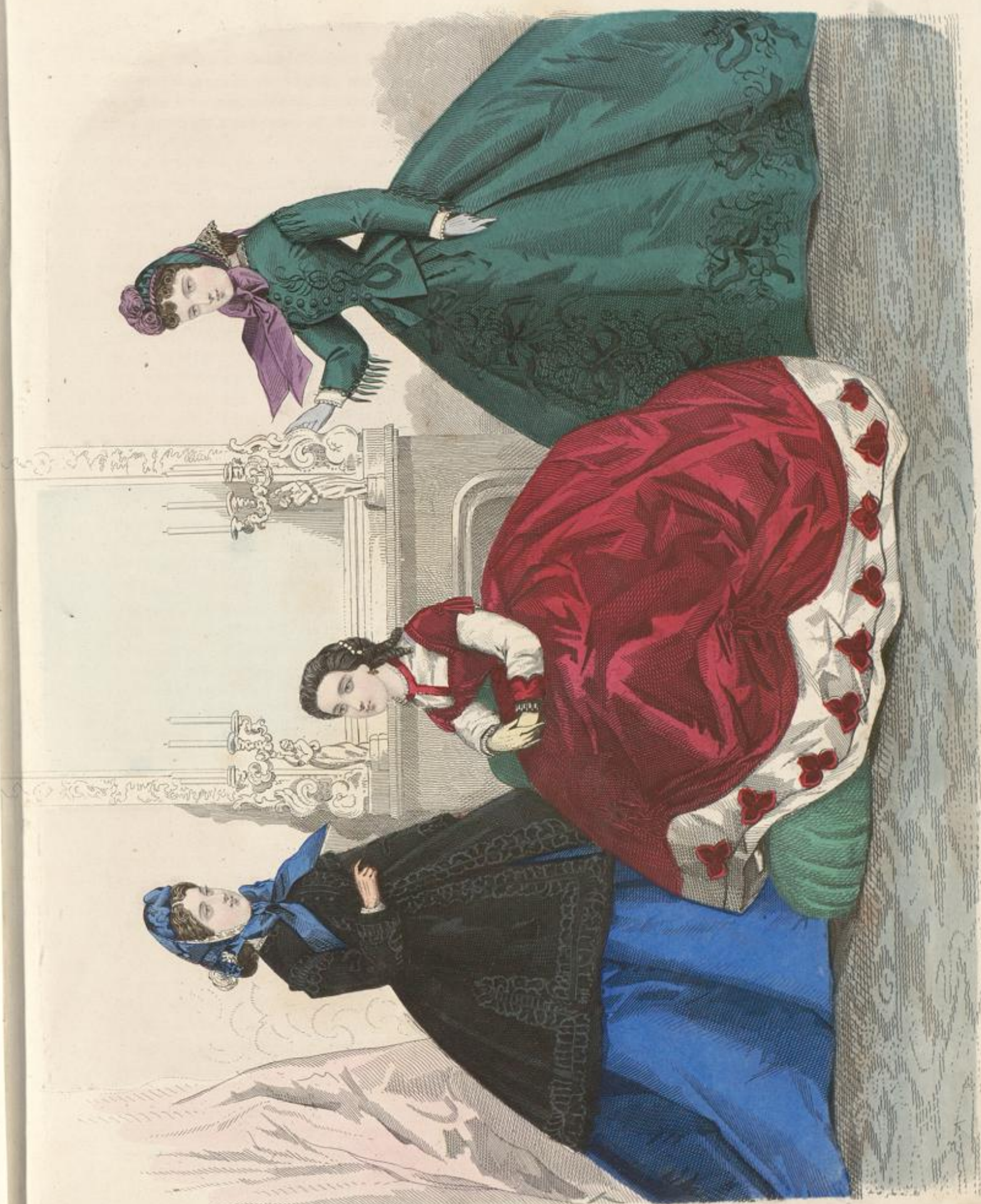
3. Grüner Sammethut, am Barte von schwarzen Spizen eine grüne und eine violette kleine Sammetrolle, eben so unter dem Schirme, auf dem sich zwei violette Federn wiegen; violette Bindebänder; Kleid von grünem Tasset mit langem Schößenjäckchenleibchen, das vorn geknöpft und soutachirt ist; enge lange Ärmel; auf dem Rocke vorn herunter und unten herum breite Soutaschstickerei; kleiner Spizenträger; Leinwandmanschetten; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

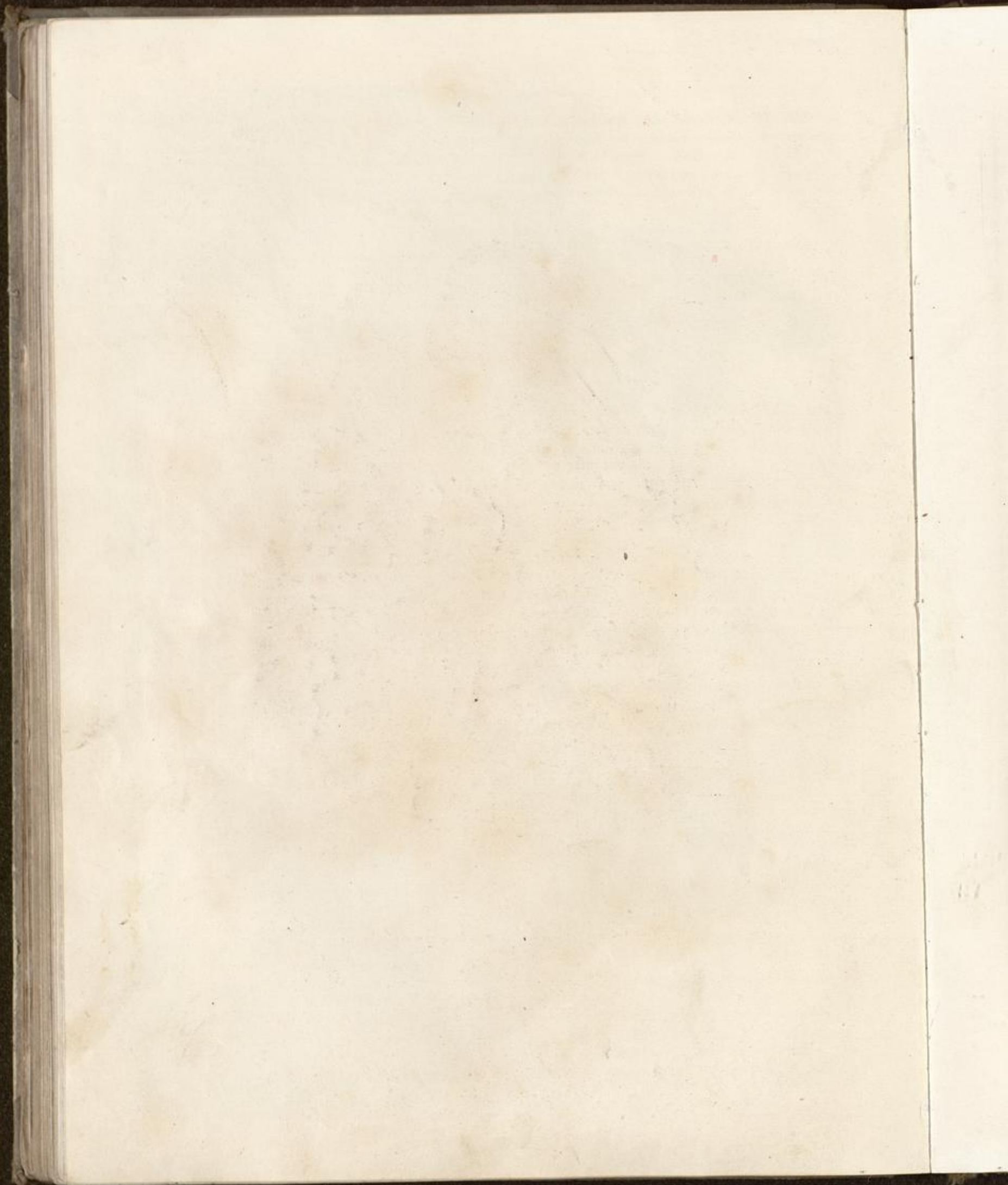
### Stahlstich N<sup>o</sup> 8.

#### Giulia Molino-Colombini.

(Nach einer Pariser Photographie.)

Wenn der auch in Deutschland hochgeachtete Dichter der Francesca von Rimini, der Gefangene vom Spielberg, Silvio Pellico, die Frau, deren Bild wir





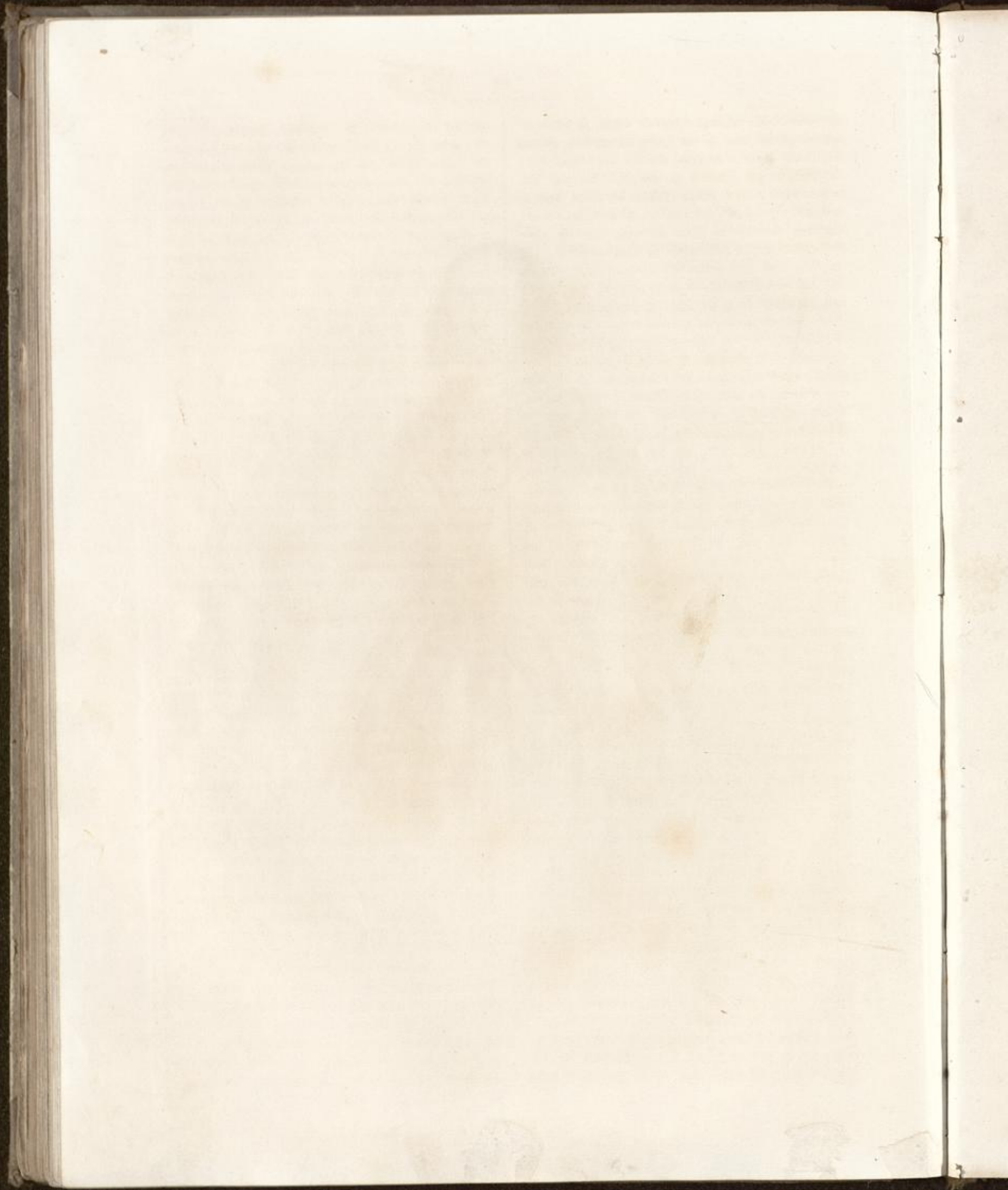


*Nach einer Photographie*

*Stein u. Zwickel in Wien gezeichnet*

*Giulia Molino-Colombini*

*Verlag v. Haugardtner's Buchh.*



hier geben, eine erhabene Dichterin nennt, so dürfte es nicht zu gewagt sein, die in Turin lebende Frau Giulia Colombini, geborene Molino, als eine der bedeutendsten Schriftstellerinnen Italiens zu nennen. Am 19. December 1843 schrieb Silvio Pellico an seinen Freund, den freisinnigen Geistlichen Voglino, damals wegen seiner politischen Gesinnungen hart verfolgt, jetzt als Vice-Bibliothekar an der Universität zu Turin angestellt: „ich bin stolz, daß diese Frau mir gewogen ist,“ und am 31. Juli 1845 schrieb er an denselben, daß er bald diese berühmte Frau zu sehen Hoffnung habe. Diese Briefe sind in der *Revista contemporanea*, Turin 1854, S. 250 u. f. in der Lebensbeschreibung Silvio Pellicos abgedruckt. Im elterlichen Hause zu Turin in günstigen Verhältnissen aufgezogen, hatte besonders auf ihre geistige Bildung ein mütterlicher Oheim, Johann Caveglia, bedeutenden Einfluß, welcher dem geistlichen Orden der Barnabiten angehörte, der sich durch Gelehrsamkeit, wie die Jesuiten, auszeichnet, nur daß die Barnabiten eine mehr aufklärende Richtung befolgen. Seine junge Nichte, welche bei ihren bedeutenden Anlagen sich gern literarisch beschäftigte, erhielt von ihm wissenschaftlichen Unterricht. Bei einem sehr vortheilhaften Aeußern verheirathete sie sich sehr jung mit dem Doctor Lorenz Colombini aus Pignerolo, dessen Glück sie als treffliche Hausfrau und zärtliche Mutter eines Sohnes, aber leider nur zwei Jahre, machte. Ganz jung verwitwet, widmete sie sich mit größter Sorgfalt der Erziehung ihres Sohnes und der Verwaltung eines nicht unbedeutenden Vermögens, wobei sie aber dennoch Zeit gewann, sich geistig zu beschäftigen, da sie für die gewöhnlichen kleinlichen Zerstreungen zu gebildet war und nicht nöthig hatte, ihre Zeit auf sogenannte weibliche, ebenfalls oft kleinliche, Arbeiten zu verwenden. An geistreichen Umgang gewöhnt und hauptsächlich der Geschichte zugewandt, schrieb sie dennoch ihre Gedanken zuerst in dichterischem Gewande nieder und gab als Erstlinge ihrer Arbeiten eine Sammlung Gedichte unter dem Titel heraus: „*Saggi lirici di una Torinese*“ (Lyrische Versuche einer Turinerin). Bald aber ergriff ihre Seele und ihr Gemüth ein größerer Gedanke, nämlich in Gesängen den glorwürdigen Ruf der bedeutendsten Städte Italiens zu beschreiben; auch veröffentlichte sie in diesem Geiste gedichtete Oden und Lieder auf Rom, Turin, Venedig, Genua und San Marino; noch ungedruckt ist die Verherrlichung der Städte Mailand, Neapel und anderer; doch der Ernst des Lebens beschäftigte sie bald mehr.

Man fühlte in Italien in den gebildeten Kreisen tief die Abhängigkeit von der heiligen Allianz und die Nothwendigkeit der Erziehung aufzuhelfen, welche selbst in den höheren Ständen lediglich den französischen Nonnen von dem heiligen Herzen, einem Ausflusse des Jesuiten-Ordens, überlassen war. Frau Colombini nahm

sich der Verbesserung der weiblichen Erziehung ernstlich an, wobei ihr die Bekanntschaft mit dem edlen Märtyrer Silvio Pellico und mit anderen Männern des Fortschritts, wie unter anderen der freisinnige Priester Bologno, nützlich war, und so betheiligte sie sich bei den verschiedenen städtischen Vereinen für weibliche Erziehung dergestalt, daß ihre Wirksamkeit auf diesem Felde allgemein anerkannt ist. Früher gab es beinahe durchaus keine Mädchenschulen für das Volk. Die Frauen in Turin haben bereits Hunderte von Lehrerinnen ausgebildet, und die Gemeinden des Landes dieselben bald angestellt, da überall, seit dem constitutionellen Leben, Volksschulen von denselben errichtet wurden. Mit diesem ernstern Zwecke ihres Strebens beschäftigt, gab sie im Jahre 1851 ein Werk über die Erziehung der Frau in Italien heraus, welches ungemeinen Beifall fand, und die geistreiche Verfasserin mit dem berühmten Professor und Minister Cousin in Paris in ehrenvolle Verbindung brachte. Dieses Werk fand so allgemeinen Beifall, daß es jetzt eine zweite Auflage erlebte, welche die Verfasserin mit vielen Briefen über die weibliche Erziehung vermehrt hat, auch wurden ihre Verdienste dadurch anerkannt, daß sie die Mitgliedschaft mehrerer Akademien erhielt, von denen wir nur die Tiberina und die Arcadia in Rom erwähnen.

Neben der Erziehung ihres Sohnes, neben ihrer Vermögensverwaltung und dem Verkehr mit anderen geistreichen Frauen und Männern Turins brachte ihr reger Geist die Frau Colombini mit mehreren Zeitschriften in Verbindung, bei denen sie Mitarbeiterin ward, von denen wir nur die in Genua erscheinende Monatschrift „*La donna e la familia*“ (die Hausfrau und die Familie) erwähnen, bei welcher besonders die Frau Ferrnani in Pisa betheiligte ist, welche in Italien für eine Autorität über weibliche Erziehung gilt. In dem Jahrbuche (*strenna*) dieser Zeitschrift für 1864 findet sich eine der letzten Arbeiten der geistreichen Frau Colombini, nämlich „*geschichtliche Betrachtungen über die Königin Artemisia und Themistocles*.“ Hier zeigt die Verfasserin, wie die kritischen Geschichtschreiber den hohen Geist und den edlen Charakter der Artemisia und selbst ihren HelDENMUTH bei der Seeschlacht von Salamis geschildert haben, und welche Schwächen und selbst strategische Fehler die Geschichtschreiber dem griechischen Helden Themistocles nachweisen. Frau Colombini zeigt, wie weit höher diese Frau steht als der griechische Held, und macht darauf aufmerksam, daß in der Geschichte so oft der Erfolg ungerecht gegen die Personen macht. Diese Abhandlung allein würde hinreichen, ins Deutsche übersetzt, zu zeigen, welche eine Frau diese edle Italienerin ist. Daß sie ihre Pflichten als Mutter dabei treu erfüllt hat, zeigt eine von ihrem Sohne herausgegebene Schrift über die gerichtlichen Hypotheken, nachdem derselbe auf der Universität zu Turin noch sehr jung den Doctor-

grad erlangt hatte. Aus der Bewerbung um den Doctorgrad bei den Reichen folgt übrigens in Italien nicht, daß man beabsichtigt, dadurch zu einer Versorgung zu gelangen, sondern es ist dort gewöhnlich, daß die jungen Leute der ersten Familien Doctoren werden, um zu zeigen, daß sie im Stande gewesen sind, aus sich selbst Etwas zu machen; denn zum Grafen, Baron u. s. w. kann Jeder geboren werden. Darum hier auch die vornehmsten jungen Leute, welche Neigung zum Soldaten-

stande haben, fleißig studiren, um bei der Artillerie angestellt zu werden, weil hier die gelehrten Waffen in der Gesellschaft am meisten geachtet werden. Unter solchen ganz verschiedenen socialen Verhältnissen erscheint in Italien auch eine Schriftstellerin nicht als das, was man anderwärts einen Blaustrumpf nennt; da man dort auch unter den Männern keine Pedanten findet, und solche, welche lieber eine verwaschene und verfochtene Frau haben.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen, werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Entlohnung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

### Neue Musikalien.

Im meinem Verlage erschien soeben mit Eigenthumsrecht:

- |  |   |
|--|---|
| <b>Baumfelder, Frdr.</b> Op. 111. „Mädchen am Bache.“ Idylle für Pianoforte. 10 Ngr.   | Nr. 4. Brennende Liebe. 7 1/2 Ngr.  |
| <b>Burgmüller, Norb.</b> Op. 15. Duo für Pianoforte und Clarinette (oder Violine) (Nr. 6 der nachgelassenen Werke.) 1 Thlr. 5 Ngr.   | Nr. 5. Männertreue. 7 1/2 „   |
| — Op. 16. Polonaise für Pianoforte. (Nr. 7 der nachgelassenen Werke.) 15 Ngr.  | Nr. 6. Sternblümchen. 7 1/2 „   |
| <b>Gade, Niels W.</b> Op. 30. Erbkönigs Tochter (Elverskud). Ballade nach dänischen Volkssagen für Solo, Chor und Orchester. Arrangement von Aug. Horn für das Pianoforte zu 4 Händen. 3 Thlr. 10 Ngr. | <b>Kuntze, C.</b> Op. 97. Vier Lieder für vierstimmigen Männergesang. Part. und Stimmen.  |
| — Arrangement für das Pianoforte zu 2 Händen von Aug. Horn. 2 Thlr. 10 Ngr.  | Nr. 1. Weinlied v. C. Förster. 15 Ngr.  |
| <b>Jaell, Alfred.</b> Op. 125. Nocturne sentimental pour Piano. 20 Ngr.  | Nr. 2. Lied d. Waffenschmiede v. Müller v. d. Werra. 7 1/2 „  |
| <b>Krug, D.</b> Op. 197. Kleine Blumen. 6 lyrische Tonstücke für das Pianoforte.   | Nr. 3. Waidmann's Trinklied von G. Heusinger. 7 1/2 „   |
| Nr. 1. Liebesbainblümchen. 7 1/2 Ngr.  | Nr. 4. „Gewünscht hab' ich einmal sehr“ v. A. Schults. 15 „   |
| Nr. 2. Waldröslein. 7 1/2 „  | <b>Löschhorn, A.</b> Op. 88. 12 Pièces faciles pour Piano à quatre mains. Liv. I. 20 Ngr. Liv. II 25 Ngr. Liv. III 25 Ngr.                  |
| Nr. 3. Alpenblümchen. 7 1/2 „  | <b>Pauer, E.</b> Op. 56. Osmin's Lied „Wer ein Liebchen hat gefunden“ (aus Mozart's Entführung) für das Pianoforte frei bearbeitet. 20 Ngr. |
| Leipzig, Februar 1865.   | — Op. 57. Nr. 1. „Aennchen“ Rondo über ein Thema aus C. M. v. Weber's „Freischütz“ für das Pianoforte. 20 Ngr.                              |
|  | <b>Voss, Charles.</b> Op. 290. Course Pyrotechnique. Galop de Bravoure pour Piano. 20 Ngr.  |

Fr. Kistner.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.

**Numohr**, Rathgeber für Kaufleute, die zu Glück, Ehre und Reichthum gelangen wollen. Eine übersichtliche Darstellung der gesammten Handelswissenschaften mit Einschluß der kaufmännischen Klugheitslehren. Unter besonderer Berücksichtigung der nachgelassenen Lehren **Rothschilds**, **Franklins** und **Anderer**. 2. Auflage. Preis 12 Ngr.

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

In der schönsten Umgegend Leipzigs bietet, vollständig eingerichtet, ein beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, für Damen, die ihre Niederkunft in Stille und Zurückgezogenheit abwarten wollen, Aufnahme. Bei billigen Bedingungen, liebevollster Pflege wird strengste Verschwiegenheit zugesichert. Adresse: E. E. Nr. 0. poste restante frei Leipzig.

### Zum Confirmationsgeschenk.

Bei **Jm. Fr. Wöller** in Leipzig erschien in siebenter Auflage und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

### Strahlen des Glaubens, der Liebe und Hoffnung.

**Evangelisches Gebetbuch**  
auf alle

**Morgen und Abende des Jahres,**  
für die

Fest- und Feiertage, für Beichte und  
Communion, sowie für besondere  
Zeiten, Verhältnisse und Fälle im Leben  
unter Freud und Leid.

Von **Dr. Aug. Gebauer.**

Siebente sehr vermehrte Auflage.  
Mit Titel-Stahlschnitt. Broch 25 Sgr., elegant gebunden mit reicher Vergoldung und Goldschnitt: 1 Thlr. 7 1/2 Sgr.

Dieses Gebetbuch enthält einen reichen Schatz des Erhabensten, Kräftigsten und Erwedlichsten, was je aus frommen Herzen geströmt ist. Es ist anerkannt als eines der besten und bei seiner kurzen Fassung „als Taschenbuch“ eines der vollständigsten Gebetbücher, für die Einzelnen wie für Familien gleich brauchbar und vorzüglich geeignet als

**Weih- und Festgeschenk,**

namentlich zur

Mitgabe an Confirmanden.

Im Verlage von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig erschien:

**Defoe, Dr. Daniel**, Abenteuer des **Robinson Crusoe**. Illustriert mit 206 Holzschnitten nach Grandville. Neu übersetzt von L. v. Aven'sleben. 2. Aufl. gr. 8. 1850. In Leinwandgeb. 2 Thlr.



zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Die Probepredigt.

Dem Englischen nachgezählt

von

Sophie Verena.

(Fortsetzung.)

Als der blasse Dämmerchein des Morgens anbrach, hatte er seine Arbeit nicht sehr gefördert, und doch mußte er sie schon wieder liegen lassen, um seine Unterrichtsstunden zu beginnen. Dies war der Morgen jenes Abends, als er im Hause des reichen Kaufmannes so ungebührlich lange aufgehalten worden war. Um die Mittagszeit hatte er eine Stunde für sich erübrigt und an seiner Predigt geschrieben. Seine Hand zitterte dabei, und als er, ehe er wieder das Haus verließ, zu seiner Mutter eintrat, war sie erschreckt, wie elend und düster er ausjah.

Es schien uns nöthig dies Alles zu erzählen, um Georg's brennenden Wunsch zu motiviren, gerade an diesem Abende zu rechter Zeit daheim zu sein. Aber wie sehr hatte er sich darin verrecknet, denn der Leser wird sich erinnern, daß, als er Herrn Murray's Haus verließ, schon eilf Uhr vorüber war.

Unter diesen obwaltenden Verhältnissen konnte es gewiß nicht überraschen, daß die Töne von Tanz und Musik, welche ihm in der stillen Straße entgegenstiegen, sein Ohr und mehr nach sein Gemüth weh berührten; ja selbst die aufwallende Regung von Ungeduld möge ihm dadurch verziehen werden, mit der er Betty's ängstlichem Blick und ihrer eifrigen Frage, weshalb er so spät komme, begegnete.

Arme Betty! Sie war ein gutes, sanftes Mädchen, und trotzdem verletzte sie Georg zuweilen durch kleine Taktlosigkeiten.

Bei einer Gelegenheit wie diese würde Lenchen ihn viel besser verstanden und schnell gefühlt haben, was ihm angenehm war. Rasch und schweigend hätte sie für seine Behaglichkeit gesorgt, und da sie mit einem Blick gesehen haben würde, daß ihm nichts erwünschter war als Ruhe und Alleinsein, so hätte sie unverzüglich das Zimmer verlassen. Nicht so Betty. Sie überhäufte ihn mit gutgemeinten Fragen, die er gar nicht alle beant-

worten konnte, quälte ihn, etwas Abendbrot zu genießen, was ihm unmöglich war, nahm alle seine etwas kurzen und ungeduldigen Antworten mit der größten Gutherzigkeit hin, um ihn von Neuem mit Fragen zu peinigen. An diesem Abende war sie, in der glücklichen Gewißheit über der Mutter Genesung, lebhafter und redseliger als sonst, sie schien ganz zu vergessen, daß Georg Wichtigeres zu thun habe, als sich mit ihr zu unterhalten.

„Weshalb bist Du so lange geblieben? Du mußt ganz erschöpft sein, mein armer Georg.“

„Das bin ich, und trotzdem darf ich nicht ausruhen, ich muß die ganze Nacht arbeiten.“

„Das geht nicht, Du mußt Dich niederlegen und schlafen.“

Ein bitteres Lächeln überslog Georg's Antlitz, als er der Schwester Worte wiederholte. „Du mußt schlafen! Ich wollte, ich könnte es, aber es ist rein unmöglich.“

„Da wäre es besser gewesen, daß Du eher nach Hause kamst.“

„Du sprichst gerade, als ob ich um meines Vergnügens willen so lange fortgeblieben wäre,“ entgegnete der junge Mann ungeduldig.

„O, ich meine damit ja nicht, daß Du etwas Böses gethan hast, indem Du so spät heimkehrtest.“

„Ich hoffe, daß Du solchen Gedanken niemals fassen wirst,“ erwiderte Georg kalt.

„Aber Du könntest ihnen doch gesagt haben, daß Du zu arbeiten hast,“ beharrte Betty.

„Wem sollte ich das sagen? Du weißt, es ist überhaupt nicht meine Art, viel über mich zu sprechen.“

„Kann ich Dir denn gar nicht bei Deiner Arbeit helfen? Ich bin nicht müde — sage mir nur, was ich thun soll.“

Georg wurde durch das freundliche Anerbieten gerührt, mehr noch durch den bittenden besorgten Blick, mit dem der Schwester sanfte Augen auf ihm hasteten. „Nein, meine Liebe, Du kannst nichts für mich thun. Du bedarfst übrigens allein der Ruhe. Diese Nacht mußt Du doch nicht wieder wachen, meine arme Betty?“

„Höchstens ein Paar Stunden.“

„Das ist schön. So schlafe denn recht wohl und hoffe, daß bald bessere Zeiten kommen werden. Ich

wünschte Dich bald wieder gesunder aussehend zu finden, Betty."

Georg hoffte, daß seine Schwester ihn nun auch verlassen werde, aber sie blieb auf ihrem Platze stehen.

"Nein, ich kann nicht gehen, ohne daß Du einen Bissen gegessen hast. Ich glaube, Du hast heute noch keine Speise genossen."

"Ich bin nicht hungrig, ich kann nicht essen" — auf ihren betrübten Blick fügte er hinzu — "das Einzige, was ich gern hätte, wäre eine Tasse starken Thees, aber das würde Dir Mühe machen."

"Durchaus nicht, es soll gar nicht lange dauern. Und schnell verließ sie das Zimmer, froh, dem Bruder eine Erquickung zu bereiten. Sehr bald kehrte sie mit dem dampfenden Thee zurück, und da sie nun schon so viel gewonnen, so gab sie nicht nach, bis Georg sich einige Bissen Brot herunter quälte. Dann hatte sie noch allerlei in der Stube zu schaffen, um es ihm behaglich zu machen, wie sie meinte: sie schürte das Feuer, holte noch Kohlen herbei, rückte hier und dort ein Buch zurecht und that dies Alles mit ziemlich viel Geräusch.

O, wie Georg sich sehnte allein zu sein, und wie ihm das wieder als schwarzer Uebank erschien. Endlich unterbrach ihn Betty inmitten eines ihm gut erscheinenden Satzes, indem sie ihm eine gute Nacht oder besser, schnelles und gutes Arbeiten wünschte. Die Thür schloß sich hinter ihr und er war nun wirklich allein.

Jetzt ging er mit Ernst und Eifer an sein Werk. Georg schrieb die ganze Nacht hindurch, am Morgen zitterte seine Hand so heftig, daß er nicht mehr die Feder zu halten vermochte; aber die Predigt lag fertig vor ihm. Und als Betty in der Frühe zu ihm kam, ruhte sein Kopf in seinen verschlungenen Armen und er schlief tief und fest. Ohne ihn zu wecken, begann sie das Zimmer aufzuräumen, indem sie die hier und dort zerstreuten Bücher ordnete und die Papiere zusammenlas. Absichtslos erweckte ihn eine Berührung ihrer Hand. Er fuhr empor, und als er sie erblickte, flog ein Ausdruck von Schreck und Bestürzung über sein Gesicht, dann rief er ungeduldig, fast ärgerlich:

"Wo hast Du alle meine Bücher gelassen? Du hast mir wieder Alles in Unordnung gebracht. O Betty, weshalb mußt Du Deine Hände überall haben?"

Die arme Betty! Eine Thräne stieg in ihr Auge, sowohl durch den herben Ton des Bruders hervorgehoben, als auch durch den sie quälenden Gedanken erweckt, wie es wohl käme, daß, wenn sie es gerade recht gut meine, sie so oft den Anderen unbequem werde.

Der Schwester Thränen brannten in Georgs Seele. Er wollte nicht unfreundlich sein, doch in seiner Bestürzung, die Bücher zu vermissen, die er gerade an diesem Morgen von Keinem berührt wünschte, hatte er

so harte Worte gesprochen, die er nun aufrichtig bereute.

"Betty, vergieb mir! bat er innig. „Ich fürchte, ich bin oft unfreundlich gegen Dich, aber es geschieht ohne Vorbedacht. Ich weiß jetzt oft kaum selbst, was ich thue oder spreche; ich fühle mich so krank — so entsetzlich matt. Wenn ich nur einen einzigen Ruhetag hätte!"

Betty war viel zu gütig und sanft, um noch der Kränkung zu gedenken. Indem sie in das müde, bleiche Antlitz des Bruders schaute, fühlte sie nur ihre innige Liebe und Sorge für ihn.

"Laß gut sein, Georg, kümmere Dich nicht um ein Paar rasche Worte, Du hast genug Anderes, was Dir Plage und Mühe macht; ich weiß auch stets, daß es nicht böse gemeint ist."

Leise verließ sie die Stube, um das einfache Frühstück für die Familie zu bereiten; doch noch mit dem letzten traurigen Blick auf den Bruder flüsterte sie:

"Erst sechsundzwanzig Jahre, und wie grau ist schon sein Haar, welche Furchen haben Kummer und Arbeit in sein Gesicht gegraben! Und besonders die letzte Zeit hat ihn so verändert. Armer Georg!"

Wie schon erwähnt, lag die Probepredigt fertig vor Georg auf dem Tische, und somit blieben ihm nur noch einige kleine Vorbereitungen zum Examen; aber trotzdem trug sein Gesicht einen Ausdruck der Sorge und Heißigkeit, der seiner Mutter schmerzlich auffiel, als er zu ihr ans Bett trat, ehe er sich an sein schweres Tagewerk des Unterrichtgebens begab, das heute noch früher als sonst begann, weil er den beiden Knaben eine halbe Stunde zum Lernen ihrer Aufgabe versprochen hatte.

Georg zeigte eine ungewöhnliche nervöse Aufregung, seine Augen hatten einen unstillen Blick und waren tief eingesunken, und sein ganzes Wesen bekundete, daß eine schwere Last ihn bedrückte. Dabei lag ein Ausdruck von Trotz und Härte um seinen Mund, der sonst niemals dort zu finden war. Als Friedrich und Walter Murräh — soeben aus dem Bett gesprungen — dem Lehrer in der Schulstube entgegentraten, wechselten sie ängstliche und erschreckte Blicke mit einander, im Bewußtsein, noch gar nichts zum Lernen ihrer Aufgabe gethan zu haben. Doch sie brauchten nicht besorgt zu sein, wie streng auch sein Antlitz war, sein Benehmen gegen die Kinder war sanft und freundlich wie immer.

"Er war noch gütiger als sonst, nicht im Geringsten böse, welche Fehler wir auch machten," sagte Walter später zu Friedrich. Herr Johnson ist der beste Mensch, den ich kenne, und fortan will ich fleißiger sein, schon ihm zu Liebe."

Aus den einigen Minuten, welche Georg den Knaben versprochen hatte, wurde eine volle Stunde; eine schwere Stunde wars für den Lehrer wie für die Schü-

ler; doch endlich besiegte die Klugheit und die unermüdlige Geduld des Ersteren alle Hindernisse und die „schreckliche“ Aufgabe war von beiden Kindern so gut begriffen und gelernt, daß selbst der Vater sich zufrieden erklärte — freilich ohne zu wissen, welche Hilfe seinen Söhnen dabei geworden war. Durch Georg's Güte wurde Friedrich und Walter eine schwere Strafe erspart, und neben dem Lernen ihres Latein und Griechisch hatten sie eine andere heilsame Lehre empfangen, eine Lehre, welche sich tief in ihre Herzen legte und hoffentlich nicht so leicht vergessen werden sollte.

„Ja, Georg Johnson, Deine Güte und Aufopferung werden ihren Lohn finden.“

Wie schwer ihm seine Pflichten an diesem Tage wurden, wie langsam die Unterrichtsstunden verfloßen! Endlich war die letzte gekommen und vergangen und somit für heute die harte Aufgabe gelöst. Mit eiligem Schritt durchwanderte Georg die hellerleuchteten Straßen, und ab und zu flog ein Strahl der Freude und des Glücks über seine bleichen Züge, der aber nur den Ausdruck der Angst und Unruhe, welcher schnell darauf folgte, desto deutlicher hervortreten ließ. Und je mehr er seinem Ziele sich näherte, desto schneller wurde sein Gang. Wohin eilte er so ohne Aufenthalt? Nach seinem eigenen Daheim? Nein, er ging zu ihr, die er liebte, die ihm theurer war als die ganze Welt, für die er arbeitete, sorgte, betete — zu ihr, seiner Braut, seiner künftigen Gattin.

Eine Stunde, oft noch weniger als das, konnte er täglich für seinen Besuch bei ihr erübrigen; aber welche Erholung ward ihm da, welche Kraft und Erhebung füllten seine Seele und trieben ihn an zu neuem Streben! Die Zeit bei ihr war der Stern seiner oft so dunklen Tage.

Jetzt würde sie ihn erwarten — seiner gedenken — sich nach ihm sehnen. Kein Wunder, daß Georg beschleunigten Schrittes dahin eilte. Und trotzdem steht er nicht froh und glücklich aus, selbst der Gedanke an sie vermag die Angst und Qual, welche auf seinem Gesichte ausgedrückt sind, nicht zu verschleichen.

Nur einmal hielt er auf seinem Wege an und zwar indem er bei dem kleinen unscheinbaren Laden eines Antiquars vorüber kam, dessen Bücherschätze er oft mit verlangenden Wünschen und heißer Sehnsucht betrachtet hatte, besonders wenn er unter ihnen ein altes Buch entdeckte, welches ihm zu seinem Studium nöthig, fast unentbehrlich war. Georg erinnerte sich plötzlich, daß er dem alten Manne eine kleine Summe Geldes schulde, und so gering sie war, er wollte sie nicht länger anstehen lassen. Er trat also in den kleinen Flur, indem er sagte:

„Jakob, ich glaube, ich bin Ihnen fünf Schilling schuldig; hier sind sie.“

„Waren es nur fünf Schillinge, Herr, ich dachte, es wären noch drei Pence mehr gewesen?“

„Leicht möglich,“ erwiderte Georg, und nur von dem Wunsche befeelt, fortzukommen, fügte er die drei Pence noch hinzu. „Jetzt ist es aber abgemacht.“

„Ich weiß es nicht genau, lieber Herr, ich möchte nicht mehr nehmen, als mir zusteht — nein, nein — warten sie ein wenig, mein Gedächtniß wird schwach, doch ich glaube, ich habe es irgendwo aufnotirt.“

„Was thut es, hier sind die drei Pence.“

„Ich kann und will aber nicht mehr haben, als was rechtlich mein ist,“ entgegnete der alte, ehrliche Schotte; „nicht so eilig und hastig, junger Herr, mit dem Alter muß man Rücksicht haben!“

Georg, der sich schon ungeduldig und ärgerlich zum Gehen gewandt, kehrte bei den letzten Worten, welche wie eine Mahnung klangen, wieder um, und obgleich der Boden ihm unter den Füßen brannte, blieb er doch stehen, während der Alte davon schlürfte, um das hochwichtige Dokument über die Schuld von fünf Schillingen oder fünf Schillingen und drei Pence zu suchen.

Während Georg so wider seinen Willen zum Berweilen gezwungen wurde, trat ein hübscher, blonder Knabe heran, in einem sehr abgetragenen Anzuge, doch mit feinen Manieren und einem edlen Antlitz. Er nahm eine vor ihm liegende wohlerhaltene Bibel in griechischer Sprache zur Hand, sie eifrig durchblättern, und an dem Leuchten seiner Augen konnte man deutlich sehen, es sei dies das Buch, welches er suche, das Ziel seiner Wünsche. Nachdem er es wieder niedergelegt, fuhr er schnell in seine Tasche, zog etwas kleine Münze hervor und überzählte sie ängstlich.

Als der alte Antiquar zurückkehrte, rief der Knabe, indem er auf das Buch zeigte:

„Kann ich es für diese sechs Pence bekommen?“

„Dieses Prachtbuch in der fremden Sprache! Nein, es ist unter Brüdern einen Schilling werth.“

Armer Knabe! Sein Auge wurde trübe, als er den für ihn großen, ja unmöglichen Preis hörte. Wie lange hatte er gespart, um diese kleine Summe zu erwerben; wie oft schon hatte er im Vorübergehen das Buch mit sehnsuchtsvollen Blicken betrachtet, und nun sollte es doch nicht sein eigen werden. Dennoch machte er nicht den geringsten Versuch, etwas abzuhandeln, vielleicht wußte er schon von früher, wie nutzlos es sei. Ohne ein Wort zu sprechen, legte er das geliebte Buch auf den Ladentisch; doch indem er sich zum Gehen wandte, bemerkte Georg, wie der Knabe verfloßen eine Thräne aus seinem Auge wischte.

„Wer sollte Dich verstehen und mit Dir fühlen, wenn ich es nicht thäte?“ dachte Georg; „ich bin selbst arm genug, doch wenn einige Pence Dich glücklich machen können, Du armes Kind, dann sollst Du sie haben.“

Sanft seine Hand auf des Knaben Schulter legend, sagte er freundlich: „Sie möchten gern das Buch dort besitzen, o ich kenne solche Herzenswünsche allein gut genug; wenn diese Kleinigkeit genügt, so kaufen Sie schnell.“

Ehe der erstaunte Knabe antworten konnte, hatte Georg sechs Pence auf den Ladentisch gelegt und war verschwunden.

„Georg Johnson, Du hast an diesem Tage eine zweite gute Handlung gethan, wieder hast Du ein betrübtes Herz erheitert und durch Güte erquickt und zwar als Dein Herz selbst tief bedrückt war, als Deine eigenen Sorgen Dich fast zu Boden zogen. O Georg, wenn die schwere Stunde der Versuchung zu Dir herantritt, wenn Du gut und recht thun möchtest, aber das Böse so verlockend winkt, wenn Dein Geist willig und der Leib schwach ist — mag dann in dieser dunklen bangen Stunde ein Lichtstrahl sich Dir zeigen, mag eine gütige, leitende Hand sich Dir entgegenrecken, wie Du heute den drei Knaben schon Deine Hand als freundlicher Helfer gereicht hast!“

Und immer schneller eilte Georg dahin, das Versäumte einzuholen, um bald zu seiner Braut zu kommen.

Georg Johnson und Johanna Douglas waren seit drei Jahren verlobt. Von der Stunde an, da Georg ihr in seiner einfachen Weise seine Liebe mit den Worten gestanden: „Johanna, meine Geliebte, meine Erwählte, willst Du auf mich warten, bis ich Dir eine Heimath schaffe, in der Du walten sollst als meine theure, geehrte Hausfrau, als meines Lebens Schmach und Glück“ — von dieser Stunde an, wie treu und herzinnig hatten sie an einander gehangen!

Durch all die Sorgen und Kümmernisse ihres Lebens war diese Liebe dahingegangen, gleich einem klaren, vom Mondlichte erhellten Strome, der sich durch eine von schattigen Thälern und dunklen Bergen begrenzte Landschaft hinzieht. Dem Auge der Welt verborgen, doch einander mit der beseligenden Gewißheit erfüllend, daß sie eines waren in Leid und Freud und daß ihres Herzens Liebe die Macht hatte, selbst die trübsten und dunkelsten Tage mit einem verschönenden Lichte zu vergolden.

Wie sehnsuchtsvoll und oft wie hoffnungsreich schauten sie in die Zukunft, nach jener Zeit hin, da alle Sorgen und Trübsale bekämpft sein würden, da sie das Ziel erreicht hätten, für das Jeder von ihnen mit allen seinen Kräften arbeitete und strebte; denn so schwer und mühevoll Georg's Tagewerk war, Johanna's kam ihm mindestens gleich. Es würde über ihre Kräfte gegangen sein, alle die ihr obliegenden Pflichten zu erfüllen, wenn sie in ihrer tiefen Liebe nicht einen Talisman zur Seite gehabt, der sie das fast Unmögliche zu leisten befähigte, in ihrer Liebe, die, dem Frauenherzen entstammt, noch

inniger und selbstloser als die seinige war, die noch ungetheilte ihm gehörte, weil Johanna weder Eltern noch Geschwister besaß und ihr ganzes Sein und Leben Georg geweiht hatte.

„Welch eine unsinnige Verlobung!“ würde die Welt gesagt haben, hätte sie eine Ahnung von diesem Bündniß gehabt und es überhaupt werth erachtet, irgend eine Bemerkung darüber zu machen. So aber wußte Niemand darum als Georg's Mutter und Schwestern.

Johanna war die Tochter, das einzige Kind eines armen Professors. Im Alter von siebzehn Jahren machte der plötzliche Tod ihres Vaters sie zur Waise. Ohne jegliches Existenzmittel, ohne Verwandte, deren Hilfe und Beistand sie hätte erwarten dürfen, mußte sie selbst sich den schweren Weg durchs Leben durch eigene Arbeit bahnen.

Und sie that es redlich. Ruhig, würdig, ohne zu klagen, ohne Andere zu beneiden, ging sie ihre mühselige Strafe und schaffte sich eine ehrenvolle, unabhängige Existenz, die freilich oft recht trübselig und trostlos für das alleinstehende Mädchen war. Aber seit sie Georg kannte und liebte, waren die Schatten aus ihrem Dasein geschwunden, jetzt wußte sie, für wen sie lebte.

An diesem Abende saß sie in ihrem kleinen Zimmer — gewiß Georg erwartend. Sie war vor nicht langer Zeit aus der Schule zurückgekehrt, an welcher sie den Tag über beschäftigt wurde. Man hatte ihr freigestellt dort ganz zu leben, aber wenigleich diese Stellung manche Annehmlichkeit geboten, so zog Johanna es doch vor, ihr eigenes kleines, bescheidenes Heimwesen zu haben, ein Plätzchen, an dem sie unumschränkt waltete, das ungetheilt und ungestört ihr gehörte. Die wenigen Abendstunden, welche sie durch dieses Alleinwohnen ihr eigen nannte, in denen sie ganz frei war, hatten einen unschätzbaren Werth, einen süßen Reiz für sie; sie wurden erhellt und beglückt durch ihr inniges Denken an Georg, mehr noch durch seine Gegenwart, denn selten verging ein Abend, an dem er nicht kam; konnte er oft auch nur Minuten weilen, er scheute den langen Weg nicht, um sich und Johanna diese kurze Freude zu bereiten.

Als das junge Mädchen ihre kleine Wohnung bezog — aus einem Stübchen und einer Kammer bestehend — sah es darin sehr dürftig und ärmlich aus, doch im Laufe der Jahre hatte sich die Einrichtung etwas verbessert und verschönert, sowohl durch kleine Geschenke und einige von Johanna erworbene Möbel, als durch den Geschmack und den eigenthümlichen Reiz, welcher stets da zu finden ist, wo eine edle, wahrhaft gebildete Frau ordnend schafft und waltet. In diesem behaglichen, heimathlichen Anblick und Eindruck liegt ein großer Zauber, der die einfachsten Räume schön und wohnlich macht.

So sah es in Johanna's kleinem Zimmer aus, das mit seinen alten, schlichten Möbeln — ein Piano war die Krone davon — den kleinen Zierrathen, die Georg's Liebe ihr gereicht, und mit den schneeweißen Vorhängen und Decken einen Ausdruck von Frische, Sauberkeit und Gemüthlichkeit hatte, der Jeden, der es betrat, angenehm berührte.

Johanna Douglas, die Bewohnerin dieses Zimmers, war dem Anscheine nach im Anfange der zwanziger Jahre. Ein schlankes, zartgebautes Mädchen von mittler Größe, die, ohne jeglichen Anspruch auf Schönheit, dennoch etwas ungememein Anziehendes hatte. Im ersten Moment mochte vielleicht Mancher ihr Gesicht nicht einmal hübsch nennen, denn es war blaß, schmal und den Zügen fehlte die Regelmäßigkeit; und trotzdem war es ein liebes Antlitz, das, erhellt durch große, träumerische Augen und verschönt durch den reichen Wechsel seines Ausdruckes, einmal gesehen, nicht so leicht wieder zu vergessen war und auf manches Herz einen tiefen und nachhaltigen Eindruck machte. Ungeachtet seiner unregelmäßigen Züge und des Mangels an blühenden Farben gab es Momente, in denen Johanna's Gesicht schön war, schön durch den Ausdruck, welcher gleich einem Strahle, der von ihrer Seele ausging, es leuchtend verklärte. Meist war es ernst und ruhig, ein tiefer Friede, ein fester Wille prägten sich darauf aus; es sprach von einem Charakter, dessen Vorzüge den so viel reicher begabten Georg gewiß zuerst zu diesem jungen Mädchen hingezogen hatten. Und dann lag eine Grazie über Johanna, ein Harmonie war über ihre ganze Erscheinung gebreitet, die sich sogar bis auf ihren einfachen — Viele würden sagen armseligen — Anzug erstreckte, der, fern von all jenen tyrannischen Forderungen, welche die Mode verlangt, für sie doch kleidsam war. Wie das alte, doch noch wohlerhaltene schwarzseidene Kleid in weichen, reichen Falten um die schlanke und hübsch gesomte Gestalt niederfloß, das würde die Bewunderer der Crinoline mit Entsetzen, jeden Maler und Schönheitskenner mit Entzücken erfüllt haben. Ein kleiner weißer Kragen mit einer einfachen Broche befestigt, gleichartige Manschetten, das war der ganze Schmuck des Anzuges, denn auch das volle blonde Haar war gegen alle Regeln der Mode schmucklos; ohne Spitzen und Bänder, von der weißen Stirn anmuthig zurückgestrichen, wurden die reichen Zöpfe am Hinterkopf verschlungen und bildeten so freilich die schönste Zier, welche die gütige Natur der Frau verleihet. — Die schlichte Art sich zu kleiden und zu tragen stand so durchaus mit Johanna's ganzer Erscheinung und ihrem eigenthümlichen Wesen in Einklang, daß sie in keinem anderen Anzuge so gut ausgesehen haben würde als in diesem, und daß sie „eine Dame“ war, wie die kleine Petty gegen ihre Schwestern bemerkte, konnte niemals verkannt oder bezweifelt werden.

Seit einiger Zeit schon hatte der ruhige und friedliche Ausdruck in Johanna's Antlitz dem einer gewissen Aengstlichkeit Platz gemacht; denn Georg's Sorgen beschäftigten sie lebhaft; aber an diesem Abende sieht Johanna unruhiger und abgespannter als je aus. Auch ihre eigenen Anstrengungen haben sie erschöpft. Seit sie um sieben Uhr aus der Schulanstalt zurückkehrte, hat sie sich kaum einen Augenblick der Erholung gegönnt. Die Abendstunden sind ihr zu kostbar, um sie unbenutzt verstreichen zu lassen, und sie hat eine Arbeit unternommen, die ihre Geisteskräfte auf das Höchste anspannt. Seit zwei Stunden hat sie, ohne einen Moment innezuhalten, geschrieben — woran? An einer Erzählung, an der sie schon seit Monaten arbeitet. Es ist ihr erster Versuch in dieser Art — einige kleine Aufsätze abgerechnet, die schon gedruckt wurden. Noch ist ihr Name unbekannt unter den Schriftstellerinnen, und doch hat sie zuweilen ein süßer, beglückender Traum umschwebt, als würde er einst mit Ehren genannt werden. Oft hat sie mit hochklopfendem Herzen und flammender Begeisterung die Scenen und Schilderungen gelesen, die eines Theils ihrer Phantasie erblühten, andern Theils ein Ergebniß ihrer eigenen und trüben Lebenserfahrungen waren, und beim Lesen derselben hat sie gedacht, daß doch vielleicht Mancher ihr Werk hübsch finden wird, daß es manchem armen Herzen Trost bereiten kann. Diese frohe Hoffnung und die eigene Thatkraft des Genies hat Johanna angefeuert zu schreiben und sich selbst nach der harten Anstrengung des Tages Abends nicht Ruhe zu lassen; aber jemehr die Novelle sich dem Ende naht, desto mehr sinkt ihr der Muth, die frohen Erwartungen, mit denen sie die Arbeit begann, erlöschen — sie sieht nur all die Mängel, fühlt, was ihr fehlt an Kenntnissen und Einsicht, um etwas Tüchtiges zu leisten. — Und doch hatte sie einst auf Erfolg gehofft, mit ganzer Seele war sie bei ihrem Werke gewesen, jedes Gefühl, das sie schilderte, hatte ein Echo in ihrem Herzen gefunden. Wenn sie ihr Ziel erreichte, wenn sie eingereicht würde unter die Zahl der geachteten Schriftstellerinnen! O die Freude, ihrem Georg dies Glück zu verkünden, ihm dann Alles zu erzählen, überreich würde es sie für jede Mühsal und Anstrengung machen, für die durcharbeiteten Nächte belohnen!

Matt und erschöpft hatte die kleine weiße Hand heute Abend die Feder geführt. Johanna's Wangen waren bleich, die sanften träumerischen Augen eingesunken von Ueberanstrengung, dennoch schrieb sie ohne innezuhalten weiter, sie fühlte kaum das Schwinden ihrer Kräfte, sie lebte nur dem Alles absorbirenden Interesse ihrer Arbeit, und ab und zu flog ein Strahl jener göttlichen Freude durch ihre Seele, welche den mit Talent Begabten für so viele Mühsal und Leiden, die gerade in der Ausübung dieses Talentcs liegen, entschädigt.

Freude, innige Dankbarkeit und selbst ein leises Staunen, wie sie zu dieser dichterischen Anlage gekommen, die, mag sie auch noch so klein sein, doch stets als ein Gnadengeschenk Gottes zu betrachten ist, durchbeben des jungen Mädchens Herz. Ja, Johanna fühlte, wie gering ihr Talent war, mit dem Anderen verglichen, aber trotzdem konnte sie nicht umhin, sich dessen zu freuen. Und wie werthlos das vor ihr liegende Manuscript auch in den Augen eines Unbetheiligten sein mochte, ihr erschien es als ein kostbarer Schatz. Was würde Georg dazu sagen? Wer weiß, ob ihr Werk nicht doch Anerkennung fand — vielleicht, daß ihr kleines Talent ihr die Mittel schaffte, den Geliebten in seinen Sorgen für die Zukunft zu unterstützen, daß sie Geld erwürbe zur Ausrüstung des künftigen kleinen Haushaltes, und somit die Zeit abgekürzt würde, da Jeder von ihnen allein seine mühevollen Arbeit verrichtete, und die süße gesegnete Stunde näher käme, wo sie zusammen schafften und wirkten.

Als Johanna dies bedachte und dabei auf ihr Manuscript blickte, flog ein Strahl erlaubten Triumphes über das bleiche, müde Antlitz, es mit seinem Lichte erhellend; die Feder ruhte und für ein Paar Momente überließ Johanna sich dem Gedanken an das schöne, glückselige Leben, welches sie beginnen würde, wenn sie an Georg's Seite lebte, als sein geliebtes treues Weib.

Dann erstieg die Frage, ob er heute Abend wohl noch kommen würde; er hatte es halb und halb versprochen, aber es war der letzte Tag zur Vorbereitung für die Prüfung, und da mochte er doch wohl nicht Zeit finden. Sie wußte es ja am besten, was Alles in den letzten Wochen auf Georg gerührt, wie er fast das Unmögliche geleistet hatte und wie ihm, mehr als sie geglaubt hatte, vor dem nächsten Tage bangte. Johanna erinnerte sich, er habe das letzte Mal, da er bei ihr war, sehr krank ausgesehen, und als nun der Abend immer weiter vorrückte, ohne daß er kam, fing sie an sich um ihn zu ängstigen. Gewiß war er krank geworden; außerdem wäre er gekommen, ihr seine Predigt vorzulesen, wie er ihr verheißten.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Ein tonangebendes Ereigniß in Paris war der Ball, welchen kürzlich der Prinz Napoleon in dem Palais Royal gab. Dritthalbtausend Personen etwa waren geladen und alle zweiundzwanzig Salons waren geöffnet, so daß die Damen sich ziemlich frei bewegen konnten. Das Wichtigste, das sich bei diesem Balle ergeben hat, ist, daß der schwarze Frack vollständig hof-

fähig geworden ist; man sah fast gar keine Uniform; selbst der Kaiser erschien im blauen Frack; wichtig ist ferner die gleichsam offizielle Anerkennung, daß der Tanz — seine Zeit gehabt hat, weder eine Nothwendigkeit, noch auch ein Vergnügen mehr ist. Obgleich zweihundert Musiker vertheilt waren, wurde doch nur in einem Saale getanzt, und auch da nur von ganz jungen Mädchen und ganz jungen Herren. Einigermassen modisch ist nur noch der Cotillon. In Paris giebt es Damen, die erst um drei Uhr früh auf einem Balle erscheinen, nur um den Cotillon zu tanzen, und dann sich wieder entfernen. Aber was that man auf dem glänzenden Balle bei dem Prinzen? Man plauderte vergnügt, man wanderte durch die glänzenden Säle in der glänzenden Gesellschaft umher. Selbst die jungen Mädchen schienen nicht so leidenschaftlich gern zu tanzen wie sonst wohl; man sah es ihnen an, daß sie nur tanzten, weil sie nicht am Arme von Freundinnen oder Freunden durch die Säle wandern konnten, sondern bei den Mamas sitzen bleiben mußten. Und allerdings war es ein interessantes Schauspiel, die Pracht der Säle mit allen ihren Kunstwerken zu bewundern, die berühmtesten Herren und Damen der Pariser Gesellschaft, die größten Staatsmänner, Gelehrten, Künstler und Schriftsteller, die brilliantesten Toiletten bewundern zu können.

Die Kaiserin trug ein Kleid von blauem Krepp mit drei schleierartigen Röcken übereinander, das Leibchen mit Diamantenketten belegt und ein Diadem von Saphiren und Diamanten. Unter den sogenannten Schleierböden befand sich ein Rock von weißem Atlas.

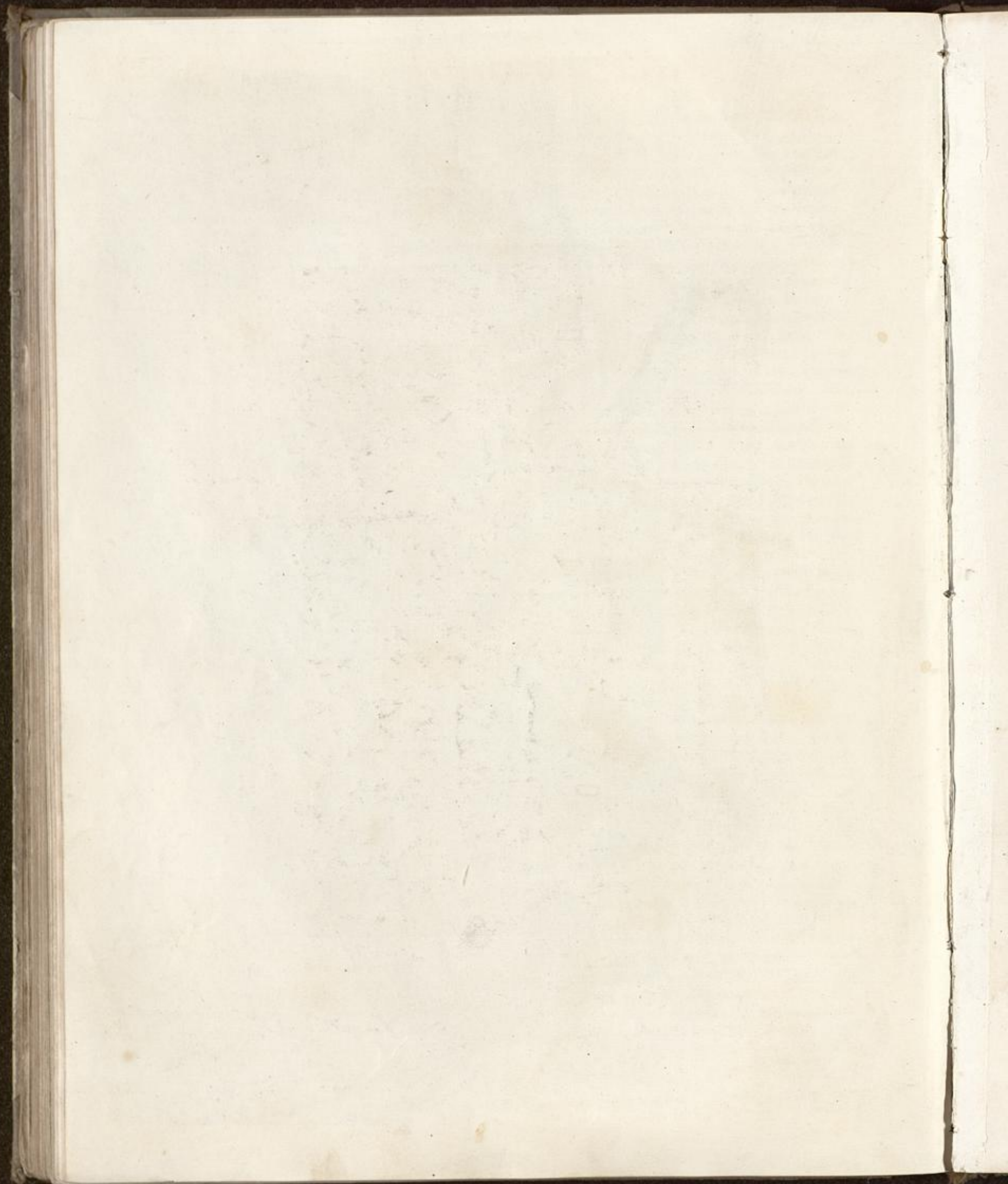
Eine junge Dame trug ein Kleid von Steiftülle mit ich weiß nicht wie breiter Schleppe und es hatte unten herum eine mit blauem Atlas gleichsam gestickte Tüllerruche, darüber Bänfchen und endlich drei Schleierböden von Illusionstülle über einander. Das Leibchen war von blauem Atlas und von ihm gingen schößchenartige Streifen von verschiedener Länge aus, die mit schmalen Borden und Einsatzstreifen von mit weißem Schmelz gestickten Blondes garnirt waren. Die Enden dieser Schößchen hatten Schmelzfransen. Auch die Leibchendraperie von Blumen, Atlas und Tülle hatte schmelzgestickte Blondeneinsätze und unten eine Doppelgarnitur von Blonde und Schmelzfranse. Auf den Achseln kleine Bouquets von denselben Blumen wie auf dem Kopfe, mit Perlen und Schmelz.

Die sogenannte Crinoline und die Unterröcke sind neuerdings völlig umgestaltet. Die Crinolinen (cages, Käfige, wie die Pariserinnen sagen) sind oben ganz schmal und eng, unten aber bis zum Uebermaß weit, mit einer so offenbaren Schleppe, daß man die früheren Röcke nicht mehr dazu tragen kann. Die Crinolinen sind wie die Kleider geschnitten, mit Schleppe, und die weißen Unterröcke wie die bunten. Ueber die Crinoline zieht man



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

9.1865





auch nur einen Rock darüber; sie muß einen Ueberzug von Perkal unten haben, welcher die Reifen bedeckt. Dieser Ueberzug ist jetzt von demselben Stoffe wie der Rock darüber.

Für den Sommer bereitet man sehr reiche Unterrocke vor mit Cashmirverzierungen, die entweder eingestickt oder in Borden aufgenäht sind.

Alles das, was Effect macht, ist noch immer am meisten gesucht, wie z. B. Glas, Schmelz u. s. w. Die Goldbänder machen Furore; die breiten benutzt man als Gürtel mit langherabhängenden Enden, die ganz schmal ist bringt man als Böckchen im Haar an, denn es sieht wirklich aus, als würde der griechische Haarputz wieder einmal herrschend werden. In den eleganten Gesellschaften, wie z. B. im italienischen Theater in Paris, sieht man viele Damen mit kleinen Kräusellöckchen über der Stirn, drei Bändern um den Kopf, mit einem Diamantschmetterling auf dem ersten, und hinten entweder mit einem gekräuselten Chignon oder einer Doppelschleife, Alles dies oben auf dem Scheitel, so daß der Nacken und Hals ganz frei bleibt.

Die Leserinnen werden uns ohne weitere Versicherung glauben, daß eine Dame sehr schön sein muß, wenn ein solcher Haarputz sie gut kleiden soll. So viel wird jedoch sicherlich bewirkt, daß die jetzige Haartracht verschwindet; der ganz tief, fast auf den Schultern liegende Chignon ist bereits unmöglich, und das ist offenbar ein Fortschritt zum Bessern.

Sehr modisch und wirklich prächtig aussehend sind die neuen Kleidergarnirungen von Pfauensfedern. Man bringt einige wenige überall an, auf den Hüften, auf den Ballkleidern. Wir sahen z. B. folgenden Dineranzug: Kleid von silbergrauem Atlas mit langer Schleppe, unten mit einem ziemlich breiten gefälten Volant, über den ein Streifen Pfauensfedern hinlief. Das tief ausgeschnittene Leibchen hatte vorn kleine Schößchen, die sich aber hinten frackartig erweiterten und verbreiterten und ebenfalls, so wie der Leibchenauschnitt oben, mit Pfauensfedern garnirt waren. Die ganz kleinen Ärmel hatten eben solchen Ausputz. Das Leibchen war vorn mit Stahlknöpfen geschlossen. Das Halsband, die Ohrgehänge und der Kamm gleichfalls von blitzendem Stahl. Vor dem Haarputz, in den Scheiteln, erhob sich ein Busch von Pfauensfedern, die ein Stahlschildchen hielt.

#### Modenblatt N<sup>o</sup> 9.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Modischer Haarputz mit einer Schnur großer rother Perlen; Kleid von schwarzem Taffet mit Figaro-

jäckchenleibchen, das mit gezäckelten Ruchen garnirt ist und enge lange Ärmel hat; dem Rocke unten in Zacken ausgeschnitten, die mit Faltengekräusel garnirt sind und zwischen denen sich aufwärtsstehende Zacken von rothem Taffet mit schwarzen Streifen befinden; unter dem Leibchen eine sogenannte Molidreweste von rothem Taffet mit schwarzem Besatz und vorn an den Ärmeln rothe und weiße Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

2. Modischer Haarputz mit griechischen Knoten; Kleid von grünem Taffet mit hohem knappen, ziemlich kurzen Leibchen, das mit Posament benäht ist; ganz enge lange Ärmel; breiter, ebenfalls benähter Gürtel mit großer goldner Schnalle; auf dem Rocke vorn herunter mehrere Reihen feinen Posaments; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

3. Kleiner Hut, hinten statt des Bartes weiße und schwarze Spitzen, von denen zwei schmale lange Bänder herabhängen; sehr lange Bindebänder; Kleid von Taffet in Prinzessinschnitt, vorn mit vielen und ziemlich breiten schwarzen Sammetstreifen garnirt, deren äußerste rund herumgehen und ein palletotähnliches Aussehen geben; enge lange Ärmel, ebenfalls mit Sammetbesatz; kleiner Spitzenkragen; kleine Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

4. Ganz kleiner Hut, vollständig in der Form eines Maria-Stuart-Häubchens und mit ziemlich langen blauen Bindebändern; Kleid von hellbraunem Taffet mit hohem knappen runden Leibchen, das einen bertheähnlichen Besatz von dunkelbraunem Sammet und einen ebensolchen Gürtel mit einer großen goldnen Schnalle hat; unter dem Gürtel zieht sich ein zweiter von hinten nach vorn, der lang mit sehr großen Troddeln auf den Rock fällt; enge lange Ärmel, unten mit Sammetbesatz; auf dem Rocke unten ein breiter Bäuschchenbesatz zwischen Sammetbändern; kleiner Spitzenkragen; kleine geschlossene Unterärmel; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

#### Stahllich N<sup>o</sup> 9.

#### Das Herzogliche Hoftheater in Braunschweig.

Das neue Theater in Braunschweig, das vor einigen Jahren aufgeführt wurde und dessen Kosten sich auf etwa 800,000 Thlr. belaufen sollen, ist nicht nur ein großartiger Bau in edlem Stile und eine Zierde der Stadt, sondern auch eines der größten und bestingerichteten Theater, die in der Neuzeit entstanden sind.

# Intelligenzblatt zur Wodenzzeitung.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesen Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Im Verlage der Buch- und Musikalienhandlung von **F. E. C. Leuckart** in **Breslau** ist erschienen:

## Leuckart's Lieder-Album.

### Auswahl

der schönsten und beliebtesten Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte.

#### Inhalt:

- Nr. 1. Franz Abt, Wärs't du bei mir.
- Nr. 2. Franz Abt, Eile mein Lüfchen.
- Nr. 3. Max Bruch, Carmosinella.
- Nr. 4. Robert Franz, Bitte.
- Nr. 5. Robert Franz, Die Harrende.
- Nr. 6. Graben-Hoffmann, O stille diess Verlangen.
- Nr. 7. Ferd. Gumbert, Er liebt mich nicht.
- Nr. 8. Ferd. Gumbert, O fragt mich nicht.
- Nr. 9. Carl Hoffmann, Du bist mein Traum.
- Nr. 10. Adolf Jensen, Lehn' deine Wang'.
- Nr. 11. Julius Otto, Weihnachtslied.
- Nr. 12. Robert Radecke, Durch den Wald.
- Nr. 13. Julius Schäffer, Wiederhall.

- Nr. 14. J. H. Stuckenschmidt, Du bist wie eine stille Sternennacht.
  - Nr. 15. Heinr. Weidt, Du liebliches Kind.
- In eleganter Ausstattung.**  
Geheftet. Preis nur 1 Thlr.

## Leuckart's Tanz-Album für 1865.

Herausgegeben von Franz Lanner. XIII. Jahrgang. Enthaltend 13 auserlesene Tanz-Compositionen für Pianoforte von Edm. Bartholomäus, J. Val. Hamm, G. Heinsdorff, Franz Lanner, Joh. Peplow und Andere.  
Preis nur 20 Sgr.

## Schottische Volkslieder.

Text (deutsch und englisch) mit hinzugefügter Klavierbegleitung von Max Bruch. Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr.

## Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Rosenmüller's

## Mitgabe für das ganze Leben

beim Ausgange aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Confirmation der Jugend geheiligt.

20. Auflage.

Durchgesehen von Dr. Chr. Niemeyer, Ritter etc. Mit 6 schönen Stahlstichen. 8. In vergoldetem engl. Leinwandband mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr. 5 Ngr. broch. 20 Ngr.

Davon eine höchst elegante

\* **Miniatur-Ausgabe** \*

nach der vierzehnten, von Dr. Chr. Niemeyer, Pfarrer u. Ritter des r. A. D., besorgten Auflage. Mit einem Stahlstiche.

**Dritte Auflage.**

16. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Gebunden in seinem Sarsenbande mit Goldschnitt. Vorderseite und Rücken in feinsten und reichster Vergoldung. Titel in Gold- und Bronze-Druck. Titelstabsfisch von C. Preisel, nach Prof. Neßsch. Neue Schrift auf feinstem Maschinenvelin. Ein Kunstwerk in Bezug auf seine Buchbinderei.

Verlag von Julius Hainauer in Breslau. Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.

## Neue Tänze für Piano

von Carl Faust.

- Op. 118. Erinnerung an Petersdorf. Marsch. 5 Sgr.
  - Op. 119. Der Wildfang. Galopp. 7 1/2 Sgr.
  - Op. 120. Un bonmot. Polka. 7 1/2 Sgr.
  - Op. 121. Tony-Polka. 7 1/2 Sgr.
  - Op. 122. Kriegers Einzug. Marsch. 5 Sgr.
  - Op. 123. Marien-Polka. 7 1/2 Sgr.
  - Op. 124. In Saus und Braus. Galopp. 7 1/2 Sgr.
  - Op. 125. La voleuse d'amour (die Herzensdiebin). Polka-Mazurka. 7 1/2 Sgr.
- H. Herrmann, Le postillon d'amour.** Galopp. 7 1/2 Sgr.  
**A. Parlow, Amboss-Polka.** 7 1/2 Sgr.
- Für Orchester kosten Op. 118. und 119 zusammen 1 Thlr. 10 Sgr., Op. 120 und Herrmann, postillon 1 Thlr. 10 Sgr., Op. 121 und Parlow, Ambosspolka 1 Thlr. 10 Sgr., Op. 122 und 123 zusammen 1 Thlr. 10 Sgr., Op. 124 und 125 zusammen 1 Thlr. 10 Sgr.

## Privat-Entbindungs-Anstalt.

In der schönsten Umgegend Leipzigs bietet, vollständig eingerichtet, ein beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, für Damen, die ihre Niederkunft in Stille und Zurückgezogenheit abwarten wollen, Aufnahme. Bei billigen Bedingungen, liebevollster Pflege wird strengste Verschwiegenheit zugesichert. Adresse: E. E. Nr. 0. poste restante frei Leipzig.

**Sicht- und Hämorrhoidalleidende,** die sich für das Heilverfahren des Specialarzes Dr. J. M. Müller in Coburg interessieren, finden dessen Schriften über die Heilbarkeit der Sicht und Hämorrhoiden in jeder Buchhandlung vorrätzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Kleine Weltgeschichte

für  
**Bürgerschulen.**

Bearbeitet von Dr. Carl Ramshorn, Director der III. Bürgerschule zu Leipzig, Ritter des r. A. D. Herr. Franz-Joseph-Oreano.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. broch. Preis 15 Ngr. geb. 17 Ngr.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Die Probepredigt.

Dem Englischen nacherzählt

von

Sophie Verena.

(Fortsetzung und Schluss.)

Gewiß, er mußte krank sein — oder sollte er noch bei seiner Arbeit sitzen, die in dem Geräusch und der Verwirrung, welche eine schwere Krankheit im Hause immer mit sich bringt, sich nicht so leicht fördern ließ und die Gedanken stets von dem Ziele, dem allein sie zustrebten, zurückführte?

Johannas Feder lag müßig, jetzt vermochte sie vor innerer Angst nicht mehr zu schreiben. Den Kopf in die Hand gestützt, lauschte sie, ob sie nicht Georgs bekannten Schritt höre; und wirklich nahte er sich jetzt dem Hause und blickte erfreut zu dem noch erhellen kleinen Fenster empor, hinter dem er sie seiner in Liebe harrend wußte.

Einen Augenblick später hatte sie seinen Schritt vernommen, unter Tausenden würde sie ihn heraus erkennen, sie sprang freudig auf, der bange Ausdruck verschwand von ihrem Antlitze, um dem einer solchen innigen Liebe, so hohen Glückes Platz zu machen, daß das blasse, hagere Antlitze durch dieses strahlende Leuchten fast schön erschien. Wenigstens dachte so Georg, als er auf Johanna blickte, die ihn erwartend nahe der Stubenthür stand. So jung, so einsam war dieses Mädchen, sie hatte Niemand auf der Welt, sie zu lieben und zu beschützen, und dies Gefühl, das Georg heute mehr als je bei ihrem Anblick erfaßte, erhöhte wenn möglich noch seine Liebe für sie. Als er seinen Arm um sie schlang und sie an sein Herz zog, da lag in seinem Kusse noch etwas Anderes als sonst, etwas von der ernstesten Bärtlichkeit eines Vaters mischte sich hinein.

Johanna schaute forschend in Georgs Gesicht, dessen Züge Aufregung und Seelenpein verriethen, und fast athemlos fragte sie:

„Georg, bist Du fertig mit Deiner Predigt — ist Alles bereit?“

„Ja, es ist Alles in Ordnung, doch ich habe fast

die ganze letzte Nacht geopfert; deshalb wundere Dich nicht, mein liebes Herz, wenn ich etwas erschöpft aussehe.“

Er wünschte durch diese Andeutung offenbar zu vermeiden, daß Johanna über sein, wie er fürchtete, verstörtes Aussehen Fragen an ihn richtete.

Sie verstand ihn mit ihrem Feingefühl sogleich, und indem sie sich bemühte fröhlich und unbefangen zu erscheinen, sagte sie:

„Du hast doch die Predigt mitgebracht? Du versprachst es mir, lieber Georg.“

„Ja wohl, ich glaubte, Du möchtest sie vielleicht hören.“

„Gewiß, von Herzen gern. Ist sie dies? Bitte, bitte, zeige mir einmal das Heft!“

Er zögerte ein wenig, dann willfahrte er ihrem Wunsche. Sie nahm die Papiere mit einem eigenen Gefühl aus seiner Hand, und ein Blick liebenden Stolzes weilte darauf. O, sie wußte ja im voraus, wie schön und gut die Predigt war, mit welchem Entzücken sie darauf lauschen würde.

Einen Moment betrachtete Georg Johanna aufmerksam und über sein blasses Gesicht legte sich ein Zug noch tieferer Trauer, als er ihre stolze Bewunderung sah, mit der sie die Predigt anschaute; dann streckte er seine Hand aus, die Papiere zurückzunehmen, doch Johanna, welche diese Bewegung nicht bemerkte, fuhr fort darin zu blättern und sagte plötzlich:

„Aber wirklich, mein armer Georg, Du mußt furchtbar aufgeregter gewesen sein, als Du dies niederschriebst. Deine Hand hat so gezittert, daß ich Deine sonst so klare Schrift kaum lesen kann. Ich vermag das nicht länger zu ertragen, Du reißst Dich auf mit dieser Angstlichkeit vor dem Examen. Du hast Dich gewiß nicht zu fürchten. Wie ich wünschte, es wäre erst vorüber!“

Ein flammendes Erröthen stieg auf Georgs Gesicht empor, als er in ungeduldigem Tone erwiderte:

„Mehr als ich kannst Du es gewiß nicht wünschen, Johanna. Doch gib schnell die Predigt her, wenn ich sie lesen soll! Uebrigens finde ich die Handschrift nicht anders als sonst.“

Johanna blickte ihn an, überrascht durch den Ton, in dem er zu ihr sprach, und reichte ihm das Manuscript wortlos hin. In dieser ungeduldigen Weise hatte er noch nie zu ihr geredet; aber in dem Gedanken, wie er

in letzter Zeit überreizt und erschöpft worden war, überwand sie schnell das aufsteigende Gekränktheit. Ruhig und sanft, wie ihr ganzes Wesen war, zog sie auch jetzt die Lampe in Georgs Nähe, nahm eine leichte Arbeit in die Hand und setzte sich ihm gegenüber, um zu lauschen.

Es war ohne Zweifel eine überraschend schöne Predigt — groß und rein in ihrem Entwurf und in edler, blühender Sprache, geistvollen Vergleichen und Bildern sich bewegend. Die Arbeit entsank Johannas Händen, indem sie sich vorbeugte und mit der innigsten Bewunderung, seligem Entzücken in das Gesicht des Lesenden schaute.

Und wie schön las Georg! Wie tief schien er die Worte zu fühlen, wie gab sein Vortrag den hohen, edlen Gedanken erst den wahren Ausdruck, die rechte Bedeutung, wie leuchteten seine Augen von dem Feuer der Intelligenz! Johanna erinnerte sich nie, ihn früher so gesehen zu haben. Das tiefste Empfinden, die erhabensten Gedanken waren auf seinem Antlitz abgespiegelt, glühende Röthe und eisige Blässe folgten sich in raschem Wechsel, ja zuletzt sank die volltönende Stimme fast zum Flüstern herab; so erregt war der Lesende von seinem eigenen Vortrage.

#### Viertes Kapitel.

Wer wird siegen?

Jetzt war es zu Ende — das letzte Wort war verhallt; Georg faltete mit zitternder Hand sein Manuscript, und indem er sich erschöpft in seinen Stuhl zurücklehnte, erwartete er schweigend und athemlos Johannas Urtheil.

In diesem Augenblicke boten die Beiden einen großen Contrast. Sie mit ihrem ruhigen Antlitz, strahlend von stolzem Entzücken, blickte liebend und bewundernd auf Georg, der entsetzlich bleich, matt und verflört aussah. Endlich schien Johanna das selige Staunen zu überwinden, welches sie sprachlos gemacht, und mit leise zitternder Stimme flüsterte sie mehr zu sich selbst: „Das ist schön — wunderbar herrlich.“

„Die Predigt gefällt Dir, liebe Hanna?“

„Georg, diese Frage war unnöthig. Mir gefällt nur Eines nicht daran, die namenlose Mühe und Arbeit, die Du dadurch gehabt hast. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß Du Dich krank fühlst. Ich glaube, wenn Du noch öfter unter so erschwerenden Umständen und Verhältnissen wie die der letzten Wochen in Eurem Hause solche Predigten schreiben solltest, es würde Dich tödten.“

„Du könntest wohl Recht haben, Johanna,“ erwi-

derte Georg mit Bitterkeit. „Es war eine harte Aufgabe, deren Lösung mich viel kostete.“

Ohne seinen veränderten Ton zu beachten, fuhr Johanna fröhlich fort:

„Es ist ja auch nicht nöthig, daß Du immer solche herrliche Predigten hältst. Für die Landleute werden einfachere, leichter verständlichere Worte sogar noch besser sein. Daß aber diese eine Dir so wunderbar gut gelungen, ein Meisterstück ist, welches man nach seinem vollen Werth schätzen wird, das macht mich stolz und glücklich und deshalb kann ich Dich wiederum nicht der gehabten Mühe wegen beklagen.“

Mit einem Blick, der Mißmuth, ja Aerger ausdrückte, schaute der junge Mann auf Johanna und sagte kalt:

„Du scheinst entschlossen zu glauben, es werde mir nie wieder gelingen, eine solche Predigt zu schreiben. Ich erwartete nicht, Dich so maßlos überrascht zu sehen darüber, daß diese leidlich gut ausgefallen ist.“

Johanna zuckte zusammen.

„Georg, Du kannst nicht meinen, was Du sprichst,“ entgegnete sie sanft.

Armes Mädchen, wie seine harten Worte sie schmerzten! Zum zweiten Male an diesem Abende hatte sie ihn unwissentlich gekränkt; wie sehr, das zeigte die Art, in der er zu ihr sprach — scharf, bitter. Wie unähnlich ihm das war!

Als sie wieder schlüchtern und verstohlen in das Antlitz schaute, das bis jetzt nur stets einen Ausdruck unendlicher Liebe und inniger Zärtlichkeit für sie gehabt, dessen düstere Wolken in ihrer Nähe stets geschwunden waren, als sie jetzt darauf blickte, war sie erschreckt über die tiefe Seelenqual, die sich darauf ausdrückte, die in jeden einzelnen Zug sich mit äzendem Griffel eingegraben. Nein, das war nicht nur die Ueberanstrengung, welche den Ausdruck so verändert, der Stirn die tiefen Furchen gegeben hatte und die Augen so hohl, eingesunken und doch so unstät machte. Etwas Anderes, sehr Schlimmes mußte Georg widerfahren sein, das er vor ihr verbarg und das ihn selbst in diesem Momente schwer bedrückte. Je länger Johanna auf den in düsterem Schweigen Verharrenden blickte, desto mehr wurde die aufsteigende bange Ahnung zur Gewißheit. Sie vergaß seine unfreundlichen Worte und ihr Gekränktheit, von dem einen Wunsche beseelt, ihm seine Bürde zu erleichtern, die Last seines Mißgeschicks tragen zu helfen. Indem sie zu ihm herantrat und ihre Hand leise auf seine Schulter legte, sagte sie ernst und innig:

„Georg, was ist Dir geschehen, was verbirgst Du vor mir? Dich hat ein Leid getroffen. Vertrau es mir, Geliebter; ich habe ja ein Recht, Deinen Kummer zu kennen und zu theilen. Ach, laß kein Geheimniß trennend zwischen uns treten!“

Noch finsterner ward Georgs Stirn und mit kaltem, gezwungenen Tone entgegnete er:

„Ich verstehe Dich nicht, Johanna. Wie kommst Du darauf, daß ich etwas vor Dir verberge? Es scheint, als ob Du heute Abend mich durch Deine seltsamen Reden noch reizbarer machen wolltest. Jeder Mensch hat wohl kleine Mißgeschickte und Unannehmlichkeiten zu ertragen, kaum der Mittheilung werth. Wenn mich etwas wirklich Schlimmes betroffen hätte oder Du mir helfen könntest, so würde ich es Dir gewiß anvertrauen; aber davon ist gar keine Rede.“

Arme Johanna! Was war es, das Deine Wangen erbleichen machte und Deine Augen mit so bitteren Thränen füllte? Wodurch wurde der Schatten heraufbeschworen, den sie voll Schreck sich erheben sah, um trennend zwischen sie und Georg zu treten und die treue Liebe, die alte herzinnige Gemeinschaft zu zerstören? Woraus bestand die dunkle Wolke, die plötzlich allen Sonnenschein des Lebens zu verhüllen schien? Fühlte Georg sich auf einmal so hoch erhaben über ihr, daß er es nicht mehr der Mühe für werth hielt, ihr seine Gedanken und Ansichten mitzutheilen und sie belehrend zu sich heranzubilden? Konnte der Abstand mit einem Male so groß zwischen ihnen geworden sein, daß ein Verstehen unmöglich war? Sie wußte, wie weit er ihr überlegen war an Einsicht und Kenntnissen; aber das war immer so gewesen, deshalb brauchte er nicht so unerwartet kalt zu werden. Konnte es denn möglich sein, daß seine Liebe für sie erstarb und nur ein Gefühl des Mitleides und Schutzgebens für das einsame, alleinstehende Mädchen zurückblieb?

„Ja, ein Schatten ist zwischen Dir und ihm emporgestiegen, meine arme Johanna, doch in anderer Form, als Du ahnst.“

Nachdem Georg jene bitteren, kalten Worte gesprochen, erhob er sich schnell.

„Ich wußte nicht, daß es schon so spät sei; gute Nacht, Johanna!“

Ungebuldig schob er die Lampe fort und dadurch fiel ein Lichtstrahl auf Johannas Antlitz, der ihm den Ausdruck von tiefer Trauer darauf zeigte und wie matt und bleich sie aussah mit dem dunkeln Schatten um ihre Augen. Der stumme Schmerz sprach mehr zu ihm, als Worte es vermocht hätten; er gedachte, wie einsam und freudlos ihr Leben gewesen, bis seine Liebe gleich einem Sonnenstrahle hineinstel, seine Liebe, auf die allein sie angewiesen war auf Erden und die er ihr in der letzten Stunde so wenig gezeigt. Ein Gefühl der Scham und Reue kam über ihn, zärtlich nahm er ihre Hand in die seine und bat mit innigem Ton:

„Hanna, mein Liebling, vergiß, was ich heute gesprochen! Gewiß kann ich nicht ich selbst sein, wenn ich sogar Dich zu kränken vermag; aber es ist auch zu

viel über mich hereingebrochen, um ruhig zu bleiben. Du hast ganz Recht, es dürfen keine Geheimnisse zwischen uns walten, werden es fortan auch nicht sein — doch dies eine muß ich allein tragen.“

„Kann ich gar nichts für Dich thun, mein Georg? Eine treue Liebe vermag so viel — ich meine, jeder Kummer müßte leichter werden, wäre er zwischen uns getheilt.“

Sanft und innig, doch sehr fest klang seine Antwort:

„Johanna, mir kann Niemand helfen, auch Du vermagst es nicht.“

Schweigend standen sie bei einander. Noch einmal nahm er ihre kleine, weiche Hand in seine beiden Hände. Als sie aufschaute, begegneten sich ihre Augen und die seinigen senkten sich vor dem ernsten, treuherzigen Blick der Frau, die er liebte.

Ein unbeschreibliches Empfinden durchbebte das Herz des jungen Mannes. Mußte es fortan immer so sein, konnte er niemals wieder ohne zu erbeben auf dieses liebe, reine Antlitz schauen, nie wieder unbefangen in die Tiefe dieser treuen, klaren Augen blicken?

Ja, so mußte und würde es stets bleiben. Er ist zu weit gegangen, es giebt keinen Rückweg mehr für ihn. Keinen Rückweg? Keinen Lichtstrahl, der dies Dunkeltheile? Könnte er nicht Johanna sein Geheimniß anvertrauen und doch auf dem einmal betretenen Pfade vorwärts gehen? Es war ihm möglich — wenigstens glaubte er es in dem wilden, unseligen Wahne, der ihn gefangen hielt — der ganzen Welt gegenüber die Täuschung und Lüge ruhig aufrecht zu erhalten; aber vermochte er es vor ihr? Es giebt keinen sicherern Schutz für einen Mann als die Liebe eines reinen, treuen Weibes. Das erprobte Georg an sich in dieser dunkeln Stunde der Versuchung. Es schien ihm leicht und erlaubt, alle Andern zu betrügen, doch sein ganzes Innere zuckte schauernd zurück vor dem Gedanken, dieses junge, schlichte Mädchen zu täuschen.

Noch hielt er ihre Hand in der seinen, dann ließ er sie geloben, daß sein Geheimniß ihr heilig sein sollte, und dann vertraute er es ihr an.

Es ist geschehen, das unselige Geständniß ist gemacht, und wieder richteten sich Beider Blicke auf einander.

Georg erzählte ihr, wie die Versuchung in jener Nacht zu ihm herantreten war, wie er gekämpft, ihr zu widerstehen, und wie er endlich doch erlegen. Umstrickt von den lockenden Bildern und Banden, mit denen sie stets ihre Opfer zu fesseln sich bemüht, hatte er den Entschluß gefaßt, seinen Erfolg auf eine Lüge zu bauen und weltliches Ansehen und irdische Güter mit dem Opfer seiner Ehre und Wahrhaftigkeit, seines Seelenfriedens zu erkaufen. Die Predigt, welche er vorgelesen

und der Johanna mit solchem stolzen Entzücken gelauscht, war nicht von ihm. Entwurf und Ausführung gehörte einem Andern, und nur die Worte, in denen er sie niedergeschrieben, waren die seinigen. In jener Nacht, als er krank und erschöpft an Leib und Seele sich niederlegte, die Probepredigt zu schreiben, und nicht einmal seine Gedanken zu sammeln vermochte, da war sein Blick auf das alte Buch gefallen, welches seine Schwester Lenchen ihm gebracht; er hatte hineingeschaut, sich immer mehr in das Lesen vertieft, und so war der dunkle Plan entstanden und ausgeführt worden. Eines Andern Werk wollte er für das seinige ausgeben — war eine kleinlichere, niedrigere That denkbar, und überdies unter den obwaltenden Verhältnissen? Die Stelle eines Seelersorgers wollte er sich verschaffen durch eine Täuschung!

Dieses Geständniß vernahm Johanna von den Lippen des Mannes, den sie liebte und achtete, zu dem sie bis jetzt mit fast anbetender Verehrung emporgeschaut — und obgleich es wie ein schwerer Schlag auf sie niederfiel, so trug sie es doch muthig und brav und bebte nicht vor ihm, der bleich und verstört vor ihr stand, zurück. Nein, über all den Kummer, die Scham, über all die zerknickten Hoffnungen erhob sich glorreich die alles duldende Liebe der Frau. Die lebte unverändert in ihrem Herzen. Georg hatte geirrt — gefehlt; aber es war überwunden, und nicht kleiner, sondern edler noch stand der Geliebte vor ihr, der bis an den Rand des Abgrundes geschritten, von schönen, sündigen Bildern gelockt, doch dort zurückgebebt war vor der Ausführung seines dunkeln Planes und ihn verworfen hatte mit Abscheu. So mußte es sein, denn sonst würde Georg ihr das Geheimniß nicht anvertraut haben.

Ohne die geringste Veränderung in Ton und Wesen wandte sich Johanna zu Georg, nur war sie sehr blaß und ihre Hand zitterte; auch mochte vielleicht die Stimme etwas entschiedener als sonst klingen, indem sie sagte: „Georg, es muß sogleich vernichtet werden.“

Er ließ ihre Hand schnell los und fragte eifrig:

„Was meinst Du, Johanna, was soll vernichtet werden?“

Jetzt zitterte ihre Stimme, indem sie antwortete:

„Georg, laß mich Dich nicht erst darum bitten, thue schnell und aus eigenem Willen, was Du thun mußt.“

Zuerst war er erschreckt, dann gerührt durch den Ernst und die Innigkeit ihres Flehens, doch die weiche Stimmung verslog bald.

„Nein, ich werde die Predigt nicht vernichten, ich will es nicht — nicht einmal Deinetwegen thue ich es. Du weißt nicht, was Du verlangst. Uebrigens würde es keinen Unterschied machen. Ich kenne den Inhalt genau, Wort für Wort, auch ohne das Manuscript kann ich sie halten und ich werde es.“

Als Georg so redete, lag ein finsterner Ernst, harte Entschlossenheit auf seinem Gesicht.

Brav und muthig hatte Johanna alles Vorhergehende getragen: die Täuschung ihrer Hoffnungen, den Gedanken, daß mindestens wieder ein Jahr noch trennend zwischen ihrer Vereinigung lag, ja selbst den Schmerz, Georg nicht so stark und groß zu finden, als sie ihn geglaubt — doch diese letzten Worte trafen sie unvorbereitet. Sie sanken mit Fleischwunde in ihr Herz, als Vorboten eines Kampfes, eines Schmerzes, den sie nie erwartet hatte. Dennoch wollte sie noch nicht die gute Sache verloren geben, muthig warf sie sich seinem Mißfallen und Aerger entgegen.

„Georg, nicht meinethwegen, sondern weil es Recht und Pflicht ist, muß es geschehen. Lieber Georg, Du wirst es thun?“

„Es ist unmöglich, die Folgen davon wären eine gänzliche Niederlage für mich. Und dann, meine gute Hanna, bist Du auch zu streng, die Sache ist gar nicht so schlimm, sie mag täglich vorkommen. Da mir die Zeit mangelte, habe ich ein paar Gedanken einem alten längst vergessenen Buche entlehnt — ist das eine so große Sünde? Wenn ich jene Pfarrstelle erhalte, so weiß ich, daß ich dort Gutes stiften kann, und durch meinen redlichen Willen, dem der Segen nicht fehlen wird, soll dies, was ich jetzt gethan — was nur zu große Peinlichkeit ein schweres Unrecht nennen kann — aufgewogen werden. Jetzt, mein Liebling, sei verständig und häme und Sorge Dich nicht mehr, es wird sich Alles zum Besten wenden!“

War das Georg, der so sprach? Wie verschieden klangen diese Ansichten von Allem, was sie sonst von ihm gehört!

„Ich verstehe Dich nicht, Georg; es ist doch wahrlich keine leichte Sache, um die es sich handelt. Sünde ist Sünde und Betrug Betrug — wie Du es auch mit anderen Namen nennen magst. Und wenn es nie an den Tag kommt, so begehest Du trotz allem eine Täuschung, sobald Du diese Predigt hältst; es ist eine Lüge, wenn Du sie als Deine eigene ausgiebst.“

„Eine Lüge!“ wiederholte er ärgerlich.

„Ja, eine Lüge — ein Betrug wäre es; und der Mann, den ich liebe, mein Georg kann und wird etwas so Unwürdiges nicht thun. Schon der Gedanke macht mein Blut erstarren. Ich bitte, ich beschwöre Dich, gib mir die Predigt — und versprich mir, keinen Gebrauch davon zu machen!“

Sein Gesicht hatte sich, während sie zu ihm sprach, noch mehr verdunkelt. Schnell und ungeduldig wandte er sich zur Thür.

„Johanna, ich wünsche kein Wort mehr über die Sache zu hören. Wenn Du ruhiger geworden bist,

bei reiflichem Nachdenken wirst Du meiner Ansicht zustimmen.“

Seine Hand lag auf dem Drücker der Thür, die letzte Hoffnung, ihn zu retten, schien Johanna zu entfliehen. Wenn er dieses Zimmer wieder betrat, dann war die sündige That verübt und nichts vermochte sie ungeschehen zu machen. Was blieb dem armen Mädchen noch übrig? Nur noch Eines. Leichter wäre es für sie gewesen, das eigene Leben hinzugeben, als was sie aufgab, indem sie das Trennungsurtheil sprach.

„Wenn Du bei Deinem Vorhaben beharrst, dann bist Du nicht der Mann, für den ich Dich hielt, bist nicht mein Georg und wir müssen scheiden.“

Er hörte die Worte, doch in der fieberhaften Erregung und Verwirrung verstand er nicht ihren vollen Sinn. Es war mehr der Ton ihrer Stimme, der ihm auffiel und ihn zu ihr zurückführte. Erst als ihre Hand wieder in der seinigen lag, die weiche, kleine Hand welche er so oft zärtlich gedrückt und die jetzt schlaff und eiskalt war, erst als er in Johannas Antlitz blickte und den Ausdruck tiefster Verzweiflung sah, der mit dem inniger Liebe kämpfte, erst da klangen die Worte voll in sein Herz, die einfachen inhaltschweren:

„Wir müssen scheiden!“

Er konnte Johannas Aerger, selbst ihre Verachtung seiner Niedrigkeit ertragen; doch der Gedanke, sich von ihr trennen zu sollen, sie nie wieder zu sehen, ging über alles Andere. Schnell erfaßte Georg das unheilvolle Manuscript, einen Schritt that er vorwärts nach dem Kaminfeuer — die Liebe wollte siegen; aber da erstand der Dämon wieder und flüsterte in sein Ohr, daß ihre Worte nicht so ernst gemeint seien. Es war ja Schmach und Elend nicht nur für ihn, sondern für alle ihm Theueren, wenn er morgen nicht bei dem Examen erschien oder nicht glücklich durchkam. Johanna konnte ihn nicht lieben, wie er sie liebte, wenn sie diese Probe ihrer Liebe nicht siegreich bestand.

„Johanna, laß uns nicht in so schwerer Stunde unüberlegte Worte sprechen. Hast Du bedacht, was Du soeben gesagt? Du wünschst, daß ich Dich verlassen soll? Kann Deine Liebe mir nicht dies kleine Opfer bringen, sich einmal meiner Ansicht anzubequemen und nicht auf Deine zu gewissenhaften Gefühle zu hören?“

Mit tiefer Trauer sah sie ihn an; doch bei aller Sanftheit klang die Stimme fest, indem sie antwortete:

„Nein, Georg, ich vermag meine Ansicht nicht zu ändern. Du betrachtest Dein Vorhaben als keine Sünde, ich thue es. Und wenn Du Deinen Plan nicht aufgibst, dann müssen wir uns trennen, sind schon jetzt geschieden — für ewig.“

Diese Antwort erregte alle Leidenschaftlichkeit seiner Natur. Er hörte nur die abweisenden Worte, sah nicht die heiße Liebe, welche mit herzbrechender Treue aus

Johannas Augen strahlte. Voll schneidender Bitterkeit erwiderte er:

„Du hast mich nie geliebt, wie ich Dich liebte — denn Deinetwegen that ich jenen schweren Schritt, der Wunsch, Dir bald eine traute Heimath zu bereiten, führte mich dahin. Und für das Opfer lohnst Du mir mit abweisender Kälte. Du hast meine Liebe nicht erwidert, hast sie nicht verdient, und da ist es freilich besser, daß wir scheiden.“

Er stieß ihre Hand fort und stürzte aus dem Zimmer; noch tönte sein Schritt auf den Stufen der steinernen Treppe, dann nahm ihn die kalte, stürmische Nacht auf. —

Johanna war allein, sie hörte die Hausthür schließen, dann noch ein schwaches Echo seiner Schritte durch die Stille der Nacht zu ihr dringen, und dann war Alles verklungen.

Alles verklungen, Alles erloschen und gestorben, was ihrem Leben Glanz und Glück gegeben. Er war daraus geschieden, sie hatten sich getrennt zum Nimmerwiedersehen.

Sie erschauerte. Wie kalt, dunkel und öde ihr plötzlich ihr liebes kleines Zimmer erschien! Wie von einem Traum befangen, schaute Johanna umher. Dort hatte Georg gesessen, als er das las, das, wodurch der Schatten aufstieg, der trennend zwischen sie trat. — Da in jener Ecke liegt ihre Schreibmappe mit dem halbvollendeten Manuscript dabei. Jetzt hat sie nicht mehr nöthig daran zu arbeiten. Wer fragt danach? — Keiner, ebenso wenig wie nach ihr selbst. Seinetwegen strebte und schaffte sie, und nun ist er von ihr gegangen. Sie wird die beschriebenen Hefte zu seinen Briefen legen — ihrem köstlichsten Schatz — und wenn sie darauf blickt oder nach Jahren einmal wieder darin liest, dann wird es sie erinnern, daß sie auch einst glücklich war.

Horch, welcher Sturm außen! Wie der Wind an den Fenstern rüttelt und in den Kaminen ächzend heult; wie Steine und Dachziegel auf die Straße geschleudert werden!

„Ob wohl Viele draußen sein mögen in diesem wilden Orkan, dieser dunklen Nacht? Wo mag Er weilen? O Gott, führe ihn glücklich heim, geleite Du ihn sicher durch diesen Sturm und noch andere Lebensstürme!“

„Habe ich recht gehandelt, mußte ich es thun — war es nöthig, mit eigener Hand mein Glück zu zerstören, ihn von mir zu stoßen, ihn, meinen einzigen Freund, der mich so innig liebte, der bis jetzt so brav und fleckenlos war, so hoch über mir stand?“

So flüstert Johanna verzweiflungsvoll. Wer weiß, ob sie jetzt das Trennungsurtheil spräche, ob sie jetzt die Kraft hätte! Wenn Gott ihr nicht beistände, vielleicht nicht; denn ihre eigene Stärke hat sie verlassen und nur

ihre Liebe, ihr Elend ist geblieben. Wenn Georg in diesem Augenblicke zurückgekommen wäre, wohl möglich, er hätte gesiegt. Gebrochen an Leib und Seele hat Johanna die Kraft verloren, ihren Schmerz zu bemeistern. Ihr Kopf ist auf den Tisch niedergesunken, und das arme, einsame Mädchen weint bittere, hoffnungslose Thränen, weint, als ob ihr das Herz brechen wollte.

In der Natur hatte der Orkan seine Wuth erschöpft, aber dem Toben war ein anhaltender Regen gefolgt, der leise gegen die Fenster schlug — Thränen drinnen, Thränen draußen.

Die ganze Nacht saß Johanna regungslos auf ihrem Stuhle, ab und zu nur schüttelte ein Frost die zarte Gestalt oder sie zuckte zusammen, wenn die nahe Thurmuhr die fliehenden Stunden verkündete. Sie sehnte den Tag herbei, Alles wäre ihr lieber gewesen, als diese todte, öde, beängstigende Stille umher; Arbeit, Thätigkeit mußte sie doch etwas von ihrem Jammer abziehen.

Jetzt schlug es sieben, um acht Uhr mußte Johanna in der Schulstube sein, da gab es keine Entschuldigung durch schlaflose Nächte oder Herzensgram. Langsam und matt erhob sie sich. Als sie beim Ordnen ihres Haars ihr Gesicht im Spiegel sah, erschrak sie davor; so alt und eingefallen, so seltsam fremd blickte es sie an. Konnte eine Nacht solche Veränderung hervorbringen? Doch was hatte sie schweigend in dieser Nacht durchlitten!

Wie ihre Hände zitterten, als sie die kleine Moosfaßbroche an ihrem Krage befestigte, die sie als erstes Geschenk, vor drei Jahren, von Georg erhalten hatte! Sie vermag sich noch nicht von ihr zu trennen, nur noch an diesem Tage will sie dieselbe tragen, dann soll sie fortgelegt werden, damit Johanna sie gar nicht mehr sieht. Sie setzt ihren einfachen Strohhut auf, bindet das fadenscheinige Plaid um, sich auf den Weg nach ihrer Schule zu begeben, die schwere Arbeit zu beginnen, die nun ihr ganzes, ganzes Leben ihr Loos sein wird.

Johanna hatte schon fast das Ende der langen, öden Straße erreicht, als sie einen eiligen Tritt hinter sich hörte, der näher und näher kam. Sie lauschte darauf, weil es das einzige Geräusch um sie her war — aber plötzlich stutzt sie. Ihr Herz pocht mit wilden Schlägen, das Blut steigt ihr glühend ins Antlitz. Sie kennt den Schritt, sie hat zu oft sehnsuchtsvoll darauf geharrt, um sich zu täuschen. Im nächsten Augenblicke liegt ihr Arm in dem Georgs, der sie sanft und zärtlich stützt, und seine Stimme flüstert:

„Johanna, ich habe die Predigt verbrannt. O, Hanna, mein Stolz, mein Glück, kannst Du mir Deine Lieb\* wiederschenken?“

In dem stillen Glanze seliger Freude, der über ihr

Antlitz flog, las er die Antwort: „Georg, mein Liebe war Dein geblieben durch allen Schmerz hindurch.“

Ein ganzes Jahr verzögerte sich Georgs Examen nun, und es dauerte noch länger, bis er eine Pfarre erhielt; aber trotz Allem erreichte er endlich das ersehnte Ziel. Und der schwere Kampf, den er in jener Nacht gekämpft, wurde ihm von den heilsamsten Folgen. Er kannte jetzt die verlockende Macht der Versuchung, und diese Erfahrung machte ihn unendlich weich und mild gegen manche irrende und gefallene Seele; aber gerade durch diese Güte und Milde führte er mehr Sünder wieder zum rechten Pfade zurück, als durch die tugendhafteste Strenge.

Die Jahre, welche Johanna und Georg noch auf ihre Vereinigung harrend zubringen mußten, wurden durch manche Freudenblume geschmückt, Blüten, die Johannas schriftstellerischen Talente entkeimten, das bald ehrende Anerkennung fand und ihnen manche Sorge erleichterte.

Endlich kam der erwünschte und gesegnete Tag, der Georg Johnson und Johanna Douglas vereinigte, da sie zusammen die Ausübung der ihnen zugetheilten Pflichten begannen. Sie wurden treue und thätige Arbeiter auf Erden. Noch jetzt sind sie unermüdet bei ihrem Werke und mit gleich inniger Liebe stehen sie bei einander und freuen sich der Tage der Ruhe, welche einst jenseits kommen werden.

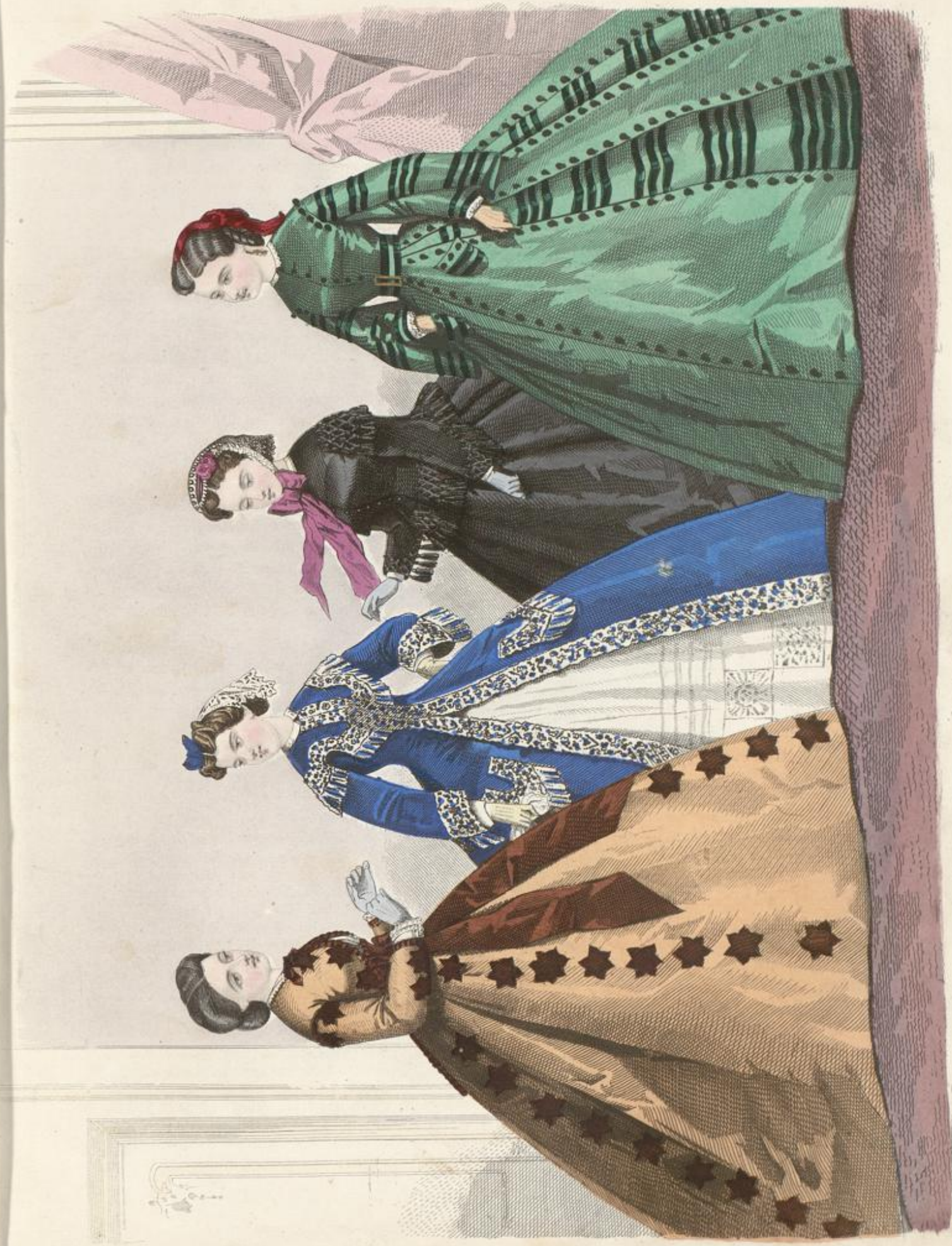
## Modenbericht.

(F.) Der griechische Haarpuz scheint mehr und mehr modisch werden zu wollen, ja der griechische Stil macht sich bereits im Schnitt der Kleider geltend; mit den ersten schönen Frühlingstagen wird man griechische Gewänder sehen. Wir bemerkten schon ein griechisches Zäckchen, das so hübsch ist, daß seine Zukunft wohl bereits als gesichert angenommen werden kann. Wir werden später darauf zurückkommen, jetzt nur so viel, daß der Stoff Sammet oder Cashmir ist, mit Stickereien und Bordensbesatz im orientalischen Stil, mit Stahlsperlen u. s. w., das Futter von weißem Taffet.

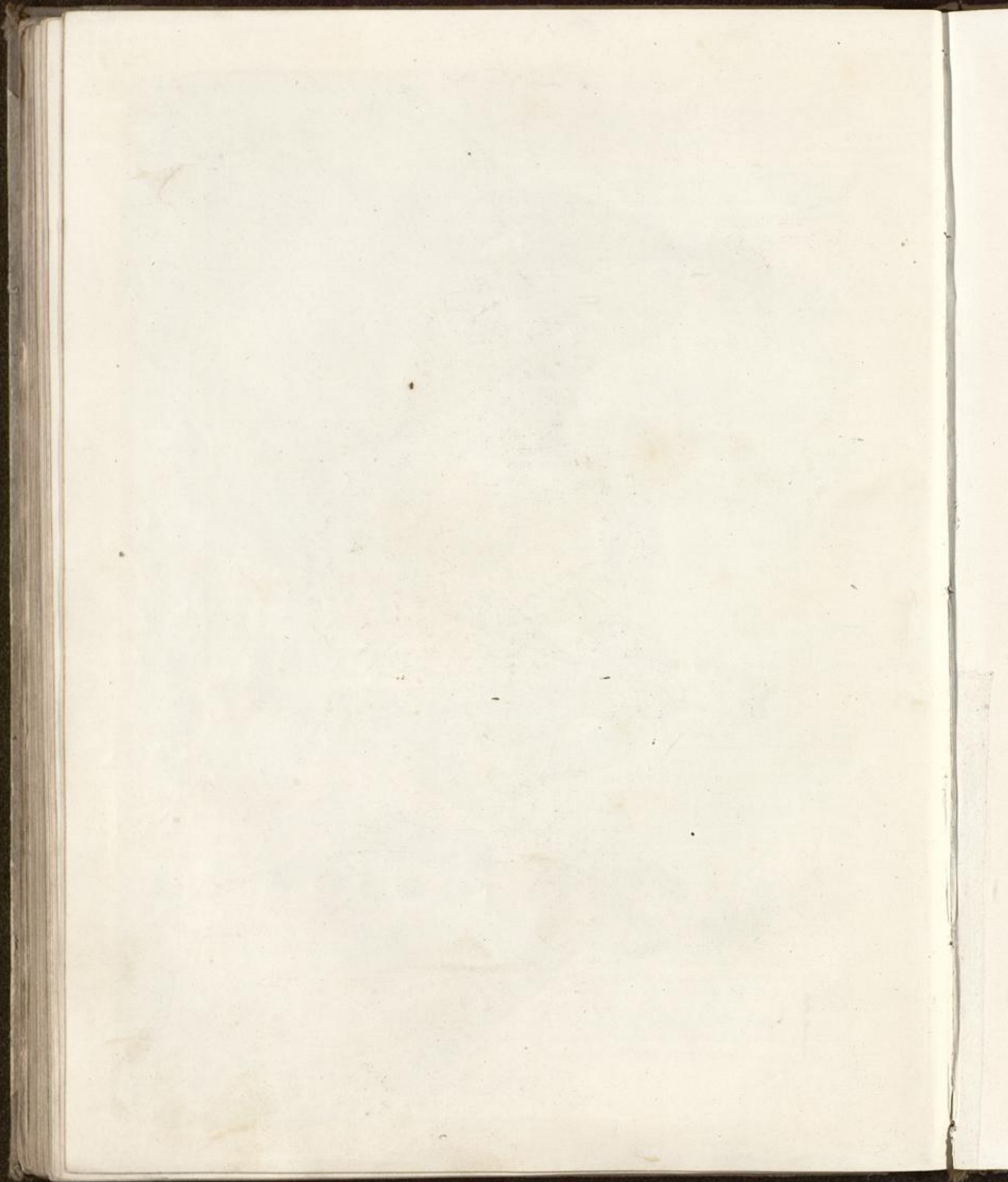
Sehr bald werden wir auch Muster von Frühjahrschützen sehen, wir können indeß schon jetzt verrathen, daß die Hüte in der nächsten Saison wenigstens ebenso klein sein werden als die jetzigen.

Die Kleider zu Soirées und Bällen sind noch immer außerordentlich tief ausgeschnitten und die Ärmel so klein, daß man fast nichts von denselben sieht. Man will sogar wissen (was wir indeß noch nicht verbürgen wollen), daß man ausgeschnittene Leibchen den ganzen Sommer über tragen und die hohen Leibchen zu den abgethanen Standpunkten verweisen würde.





be  
en  
re  
ite  
cht  
Er  
nd  
ld  
de  
ber  
d-  
auf  
ben  
so-  
alb  
erge  
der  
da  
ch-  
ter  
em  
in-  
nst  
und  
Stil  
mit  
sche  
hes  
wohl  
Wie  
daß  
eien  
ber-  
üh-  
gen,  
ben-  
noch  
mel  
Ran  
gen  
tzen  
ab-





Nach einer Photographie

Stich v. Dr. v. W. v. W. v. W.

Eng. D. v. W. v. W. v. W.

Verlag v. Baumgärtner v. W. v. W.

Ge  
steh  
mer  
jo

gen  
alle  
stü  
fein  
mir  
mu  
ova  
ist  
im

Pa  
wei  
aus  
Bel  
Ma  
die

wei  
Ba  
No  
(E  
Ba  
gro  
hen  
den  
lum  
dur

rofa  
Sa  
ein  
fut

wa  
Sa

in  
gef  
ent  
tel  
mit  
auf  
me  
är

bla  
He  
Et

Das Sennorita-Jäckchen von Spitzen scheint ein Gegenstand der Nothwendigkeit zu werden und wir gestehen gern, daß wir die Verwendung von Spitzen immer begünstigen, weil unserer Meinung nach die Spitzen so recht eigentlich für elegante Frauen bestimmt sind.

Was man wohl für Ueberwürfe tragen wird? fragen die Leserinnen. Darüber ist noch nicht entschieden, aller Wahrscheinlichkeit nach werden die kurzen Kleidungsstücke, die Jäckchen und kleinen Balletots die beliebtesten sein. Der Ausputz wird, allem Anscheine nach, in Cashmirborden, in allerlei Fransen mit Schmelz, Glas, Perlmutter und Stahl, in sehr hohen runden Knöpfen, in ovalen Perlmutterknöpfen und dergl. bestehen. So viel ist sicher, daß die Mode sich im Sonnenschein, wie jetzt im Gaslicht, sehr phantastisch zeigen dürfte.

Aber wir müssen, in der Ballzeit, auch noch von Ballanzügen reden, und da erwähnen wir ein Kleid von weißem gebauschten Tulle mit Tunica von rosa Atlas, ausgeputzt mit schwarzen Marabouts, die wie leichter Pelz aussehen. Auch der Kopfsputz bestand in schwarzen Marabouts, die um so mehr aufstieken, als die Dame, die sie trug, sehr blond war.

Eine andere Balltoilette bestand in einem Rock von weißem Tulle, unten mit Bäuschen von Tulle, in dem Wassertropfen (von Glas) eingestickt waren; darüber ein Rock von Illusionstulle und über diesem ein offener Rock (Schleier) von Tulle, über und über mit eingestickten Wassertropfen. Daran ein perlengraues Leibchen mit großen Schößchen von Atlas, die mit weißen Federfärschen und weißem Schmelz garnirt waren, während auf dem ganzen Leibchen vorn Diamanten blitzten und die Umschläge der Schößchen nicht durch Knöpfe, sondern durch Blümchen von Diamanten gehalten wurden.

Eine Diner-Toilette bestand in einem Rock von rosa Atlas, unten mit drei Reihen schmaler schwarzer Sammetstreifen mit schwarzem Schmelz darauf, darüber ein schwarzes Sammetkleid ohne alle Falten, wie ein Futteral, aber mit Schmelz gestickt.

Im Uebrigen ist die Mode jetzt völlig stationär, was sich leicht begreift, kurz vor dem Beginne einer neuen Saison.

#### Modenblatt № 10.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Kleid von hellbraunem Foulard mit Leibchen in Figaro-Jäckchenschnitt, das mit dunkelbraunem Bandgefältel besetzt ist und hinten in langen Fradschöpfen endiget; enge lange Ärmel; breiter dunkelbrauner Gürtel mit langen Enden; der weite Rock auf allen Nähten mit dunkelbraunen Sammetsternen besetzt, die sich auch auf dem Leibchen, sowie oben und unten an den Ärmeln befinden; gestickter Kragen; ebenso gestickte Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Modischer Kopfsputz von Guipure mit einer blauen Sammetfchleife vorn über der Stirn; Morgenkleid von blauer Popeline, Leibchen und Rock in einem Stück, mit Guipure und Fransen besetzt, welche auch

die Taschen vorn und die Pelierine, wie den Besatz an den Ärmeln vorn bilden; kleiner Leinwandkragen und eben solche Unterärmel; gelbe Glacehandschuhe und Hausschuhe. Das Kleid muß eine sehr lange Schleppe haben.

3. Ganz kleines Hütlein, mit schwarzen Spitzen belegt, mit Perlen und einer Rose unter dem Schirme ausgeputzt; sehr lange rothe Bindebänder; Kleid von schwarzem Sammet mit hohem knappen Leibchen, rund herum mit langen Schößchen, die mit Fransen garnirt sind; eben solcher Fransenbesatz oben und unten an den Ärmeln; auf dem Rock kein Ausputz; ganz kleiner Kragen; sehr kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Haarputz mit rothem Sammetband; Kleid von grünem Taffet mit hohem knappen runden Leibchen, um das sich ein Gürtel mit dunkeln Sammetstreifen und einer großen goldenen Schnalle legt; die Ärmel lang und weit und quer mit dunkeln Sammetstreifen benäht; solche Sammetstreifen, eingefast mit Knöpfen, befinden sich auch vorn auf dem Rock an der Seite, so wie oben; ebenfalls an jeder Seite ein Täschlein; ganz kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

#### Stahlstich № 10.

Eugen Degele,

K. S. Hofopern- und Kirchenfänger.

Eugen Degele, am 4. Juli 1834 in München geboren, wurde von seinen Eltern für den Staatsdienst bestimmt und machte die dazu erforderlichen Studien, erhielt aber nebenbei gründlichen musikalischen Unterricht. Mit den bedeutenden Fortschritten, die er machte, wuchs seine Vorliebe für die künstlerische Laufbahn, aber erst nach schwerem Kampfe vermochte er die Eltern zu bestimmen, in einen Berufswechsel zu willigen. Da trat der junge Künstler als Violinist in die K. Hofkapelle und betrieb nebenher Gesangstudien. Nachdem die Stimme sich so weit entwickelt hatte, daß sie anstrengenden Übungen unterzogen werden konnte, erhielt Degele von dem Könige Ludwig die Mittel, seine Studien in der K. Theater- und Gesangsschule in Stuttgart, bei dem Opernfänger Joseph Frenschler vollenden zu können. Nach zwei Jahren bereits konnte Degele der Einladung zu einem Gastspiele auf Engagement am Hoftheater zu Hannover folgen. Er blieb dort von 1858 bis 1861 und studirte da namentlich die Marschner'schen Opern unter dem Componisten ein, der ihn wiederholt den besten Vertreter seiner Opern nannte. Im J. 1861 folgte Degele einem Rufe an das Hoftheater zu Dresden, an dem er heute noch sich befindet. Gastirt hat der treffliche Sänger mehrmals in München, in Stuttgart, in Hamburg, Bremen und Leipzig und auch in Concerten ließ er sich mit großem Erfolge hören. Meister Spohr gedenkt des Sängers sehr ehrenvoll in seiner Selbstbiographie bei Gelegenheit der Aufführung des Oratoriums „der Fall Babels“ in Bremen.

## Intelligenzblatt zur Wochenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. G. Gruner's

vollständige

### Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierpflanzenzucht, sowie die sämtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage

von

C. F. Förster,

Kunstgärtner und Botaniker,

correspondirendem Mitgliede des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in Berlin, sowie der pomologischen Gesellschaft zu Altenburg, Ehrenmitglied der praktischen Gartenbaugesellschaft für Bayern und der Pfälzer Feld- und Gartenbaugesellschaft in.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses seiner Zeit vortreffliche Gartenbuch des verstorbenen Gruner erscheint hier in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn Förster, dessen horticulturnische Schriften sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Sein Name bürgt dafür, daß auch dieses sein neuestes Werk zahlreiche Freunde und Käufer finden wird.

LEIPZIG.

Unter allen existirenden kosmetischen Mitteln gegen das

**Ausfallen der Haare**

und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon fast gewordenen Scheiteln nimmt

**Johann Andreas Hauschild's**

vegetabilischer Haardalsam

unstreitig den ersten Rang ein. Mehr als

Tausend bei mir zu Jedermanns Wissen

ausliegende Dank- u. Anerkennungschriften,

meist von Personen aus den höheren Ständen,

bezeugen die Wirksamkeit desselben und fast

sämtliche Höfe Europas beziehen den

Dalsam als unentbehrlich

gewordenen Toilettenartikel jetzt regelmäßig von mir.

**Die Wirkung des Dalsams ist**

**überraschend!**

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast

augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs

zeigt sich auf selbst schon länger fast gewesenen

Stellen in ungläublich kurzer Zeit, sehr oft in

wenig Tagen! Der billige Preis des Dalsams

macht es Jedem möglich, sich mit wenig Kosten

von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen.

Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte

wohl zu beachten, daß Hauschild's Dalsam

in Originalflaschen à 1 Thlr. 1/2 fl. 20 Sgr.,

1/4 fl. 10 Sgr. nicht nur von mir zu beziehen ist.

Julius Kratze Nachfolger.

Leipzig, Dresdner Str. Nr. 2.

**NEBEN DER POST.**

JULIUS KRATZE NACHFOLGER.

DRESDNER STRASSE NO. 2.

Im Verlage der Buch- und Musikalienhandlung von **F. E. C. Leuckart** in **Breslau** ist erschienen:

### Leuckart's Lieder-Album.

**Auswahl**

der schönsten und beliebtesten Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte.

Inhalt:

- Nr. 1. Franz Abt, Wärs du bei mir.
- Nr. 2. Franz Abt, Eile mein Lüftchen.
- Nr. 3. Max Bruch, Carmosinella.
- Nr. 4. Robert Franz, Bitte.
- Nr. 5. Robert Franz, Die Harrende.
- Nr. 6. Graben-Hoffmann, O stille diess Verlangen.
- Nr. 7. Ferd. Gumbert, Er liebt mich nicht.
- Nr. 8. Ferd. Gumbert, O frag mich nicht.
- Nr. 9. Carl Hoffmann, Du bist mein Traum.
- Nr. 10. Adolf Jensen, Lehn' deine Wang'.
- Nr. 11. Julius Otto, Weihnachtslied.
- Nr. 12. Robert Radecke, Durch den Wald.
- Nr. 13. Julius Schäffer, Wiederhall.

Nr. 14. J. H. Stuckenschmidt, Du bist wie eine stille Sternennacht.

Nr. 15. Heiner Weidt, Du liebliches Kind.

**In eleganter Ausstattung.**

Gehftet. Preis nur 1 Thlr.

### Leuckart's Tanz-Album

**für 1865.**

Herausgegeben von Franz Lanuer.

XIII. Jahrgang. Enthaltend 13 auserlesene

Tanz-Compositionen für Pianoforte von

Edm. Bartholomäus, J. Val. Hamm, G.

Heinsdorff, Franz Lanuer, Joh. Peplow

und Andere.

Preis nur 20 Sgr.

### Schottische Volkslieder.

Text (deutsch und englisch) mit hinzuge-

fügter Klavierbegleitung von Max Bruch.

Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr.

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

In der schönsten Umgegend Leipzigs bietet, vollständig eingerichtet, ein beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, für Damen, die ihre Niederkunft in Stille und Zurückgezogenheit abwarten wollen, Aufnahme. Bei billigen Bedingungen, liebevollster Pflege wird strengste Verschwiegenheit zugesichert. Adresse: E. E. Nr. 0. poste restante frei Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### The first Letter writer

a Collection of one Hundred Letters on the most familiar Topics.

by

James M'Lean, Esq.

Mit Nolen und Wörterbuch.

Zweite verbesserte Auflage. Preis 9 Ngr.

zur

## Allgemeinen Moden=Zeitung.

## Ein Weihnachtsgeschenk.

Novelle.

Herr Peter Anton war ein Kaufmann von altem Schrot und Korn. Keiner jener Parvenüs von heute, denn schon sein Urgroßvater, der Erbauer des ehrwürdigen alten Hauses in der Behrenstraße, in dem Peter das Licht der Welt erblickt hatte, war ein angesehenener Handelsherr gewesen — keiner unserer modernen Spekulanten, sondern ein solider, ernster, strenger und zuverlässiger Geschäftsmann, der den Eisenbahnaktien nicht einen Pfennig seines bedeutenden Vermögens verdankte, das sich dessenungeachtet von Jahr zu Jahr um ein Ansehnliches vergrößerte.

Was seine Privatangelegenheiten betrifft, so hatte sich Herr Peter Anton, als er ein „gefügtes“ Alter erreicht, mit Jungfrau Margarethe Snydam verheirathet, einer jungen Dame, die ebenso reich, von ebenso „respectabler“ Familie und ebenso verständiger ernster Gemüthsart war, wie er selbst. Sie beschenkte ihn im Laufe der Zeit mit einem Knaben, der nach seinem Vater Peter getauft wurde und von dem man erwartete, daß er zu einem würdigen Sohne solcher Eltern heranwachsen würde.

Frau Peter Anton war eine stille, zurückhaltende Natur, und die klösterlich-strenge Erziehung, die sie im Hause ihrer Eltern empfangen, hatte diese Anlage nur noch mehr ausgebildet. Sie besaß weder Geschwister noch hatte sie sonst in der Familie Gelegenheit gefunden, mit Kindern zu verkehren, und so kam es, daß, obgleich Alles was an Liebe und Zärtlichkeit in ihrem Herzen ruhte, bei der Geburt des kleinen Peter erwachte, sie ihr Gefühl doch nicht in jene süßen, weichen Formen zu kleiden wußte, die den Umgang junger Mütter mit ihren Kindern so überaus reizend erscheinen lassen.

Die Liebesbeweise, welche Frau Peter Anton ihrem Sohne gab, waren durchaus praktischer Art. Sie sorgte in ihrer ruhigen, verständigen, tüchtigen Weise für die Pflege des jungen Erdenbürgers und würde weder sich noch Anderen die kleinste Nachlässigkeit vergeben; aber sie würde sich in jenen reizenden Tändeleien und

Plaudereien, in denen sich andere Mütter gefallen, unaussprechlich lächerlich vorgekommen sein. Sie begnügte sich, im reinsten Hamburger Deutsch mit ihrem Söhnchen zu sprechen, und hielt es namentlich für ihre Pflicht, mit nachsichtsloser Strenge darüber zu wachen, daß auch Peters erste, ungeschickte Sprachversuche diesem Idiom möglichst nahe kamen.

Peter war übrigens ein Kind wie andere Kinder. Er schien nicht im mindesten daran zu denken, daß er ein Anton war. Von Respectabilität und Keuschheit hatte er offenbar sehr untergeordnete Begriffe mit auf die Welt gebracht. Er fiel, schlug, schrie, jubelte und schnitt Gesichter, wann und wo es ihm gefiel, und war überhaupt eher ein unartiges als ein artiges Kind zu nennen. Babette, die alte Familienname, welche mit Peter in ihrer und seiner Weise spielte, lachte und schäkerte, erklärte freilich, daß er ein wahrer Engel von einem Kinde sei; aber Dr. Sopus, der geistliche Rath des Hauses, gegen welchen Peter von frühester Kindheit an, zum Kummer seiner frommen Mutter, einen unüberwindlichen Abscheu zeigte, ja dessen bloßer Anblick den Knaben zum Schreien brachte, war ganz entgegengesetzter Meinung.

Trotz Alledem war Peter ein schönes, kräftiges, gesundes Kind. Seine Mutter betete ihn in der Stille ihres Herzens an, aber es ließ sich nicht leugnen, daß er seinerseits die alte Babette der Mutter vorzog. Wie die meisten Kinder mochte er es lieber, daß man ihn küßte, Unsinn mit ihm schwatzte, ihn springen, tanzen und lachen ließ, als wenn man ihn aufrecht vor sich auf die Knie setzte, oder ihn steif auf den Arm nahm und nach allen Regeln der Grammatik gebot artig zu sein. So kam es denn auch, daß Babette mehr mit Peter zu thun hatte als Frau Margarethe selbst, und daß sie in vollem Maße die Freude genoß, von ihm tyrannisiert zu werden und ihn von Grund aus zu verziehen.

Als Peter drei Jahre alt war, hatte er Babette vollkommen in seiner Gewalt und betrachtete seine Mutter mit derselben kühlen Bewunderung, mit welcher er das mit Silber und Krystall garnirte Büffet ansah, welches das Speisezimmer schmückte. Das Kind fing jetzt nachgerade an, sich bemerklich zu machen. Seine Mutter hatte gewisse Stunden bestimmt, in denen sie den

Knaben bei sich sah, aber es verging selten ein Tag, wo er sich nicht gerade in dieser Zeit eines Kapitalverbrechens schuldig gemacht hätte. Bald wuschte er seine Hände, die eben in intimster Beziehung zu einem Butterbrot oder einem Honigkuchen gestanden hatten, an seiner Mutter seidnem Kleide ab, bald bohrte er mit seinen kleinen Fingern Löcher in ihre spitzenbesetzten Batastistücher, oder bemächtigte sich einer Schere, mit welcher er Verwüstungen in den seidnen Gardinen anrichtete, oder er ritt auf einem Sammetstuhl spaziren, daß die Fensterscheiben bebten, während die schüchternen Vorstellungen einer Gouvernante, die man für ihn engagirt hatte, die aber in dem jungen Unbund schon den künstigen reichen Kauf- und Handelsherrn respektirte, in dem wilden Toben des Knaben ungehört verhallten. Frau Margarethe vermochte dergleichen tumultarische Scenen nicht zu ertragen und die Folge von solchen Versuchen war gewöhnlich, daß man stürmisch nach Babette klingelte und daß Peter für einige Zeit wieder in der ruhigen Zurückgezogenheit des im dritten Stockwerk gelegenen Kinderzimmers verschwand.

Herr Peter Anton war ganz und gar Geschäftsmann. Er verließ das Haus gewöhnlich, ehe noch seines Söhnchens Morgentoilette beendet war, und kehrte erst gegen Abend zum Diner nach Hause zurück. Peter, der dann beim Desert erschien, wurde mit einigen Rosinen und Mandeln beschäftigt und versügte sich zu Bett, wenn man das Tisch Tuch abnahm. Er hinterließ bei dieser Gelegenheit gewöhnlich den Eindruck eines gut erzogenen Knaben, wie er es natürlich als seines Vaters Sohn sein mußte, während er in seinem Kinderherzen eine heimliche Furcht vor des Vaters grauen, kalten Augen und strengem Gesicht mit sich hinweg trug — ein Gefühl, das der Liebe so fern stand wie nur immer möglich.

Babette benutzte diese Furcht, die sie gar bald entdeckte, als wirksames Erziehungsmittel. War Peter unartig, so drohte sie sofort, es dem Vater zu sagen; da sie diese Drohung aber niemals zur Ausführung brachte, so schloß Peter mit dem scharfen Instinkt er Kinder, daß Babette eine mindestens ebenso große Scheu vor dem Herrn des Hauses hatte wie er selbst, und er machte sich das in seiner Weise zu Nutze, während es ihn auf der andern Seite in der Ueberzeugung bestärkte, daß sein Vater in der That der Popanz sei, für den er ihn hielt.

So wuchs Peter nach und nach heran. Eine Weile hatte der Knabe, wie schon erwähnt, unter der Aufsicht einer Gouvernante gestanden — eines hübschen, schwachen, weichherzigen Mädchens, das sich zwar von dem eigenwilligen Knaben dominiren ließ, ihn aber doch mit Hilfe von Zuckerkant und guten Worten dahin brachte, daß er

den ersten Seiten eines ABC-Buches flüchtige Aufmerksamkeit schenkte.

Zum Unglück für Peter, in dessen rebellischer kleiner Brust trotz Alledem ein warmes, dankbares Herz schlug und der eine zärtliche Zuneigung zu seiner Gouvernante gefaßt hatte, liebte diese junge Dame einen andern Menschen mehr als ihn — und eines Tages nahm sie, unter strömenden Thränen von beiden Seiten, unter Schluchzen und Küssen Abschied von ihrem Zöglinge, um einen jungen Professor zu heirathen. Herr Peter Anton sah, wenn dies überhaupt möglich war, von der Zeit an noch strenger aus als sonst und entschloß sich endlich, einen Erzieher für sein jetzt siebenjähriges Söhnchen ins Haus zu nehmen.

Andreas Hagebaum, so hieß der gewählte Erzieher, war Candidat der Theologie und ein Mann von außerordentlicher Zähigkeit und Hartnäckigkeit. Dabei war er sehr arm, hatte vorläufig nicht die mindeste Aussicht auf eine Pfarrstelle, und daher kam es, daß er drei Jahre in seiner Stellung aushielt, trotzdem sich Peter reblich bemühte, sie ihm unerträglich zu machen. Andreas Hagebaum war ein feierlicher, trockener Pedant, der eine Menge Kenntnisse, aber nicht das mindeste erzieherische Talent besaß und dessen geistlose Lehrmethode den lebhaften Knaben unaussprechlich langweilte. Peter faßte eine heftige Antipathie gegen den ungeschickten Mentor und unter diesen Umständen war natürlich an eine befriedigende geistige oder gemüthliche Entwicklung nicht zu denken. Peter lernte nothdürftig rechnen, ein wenig Geographie und Latein und ziemlich leserlich, wenn auch nicht orthographisch schreiben. Außerdem aber hatte sich in ihm eine bemerkenswerthe Schlaueit entwickelt. Er that es jedem andern Knaben seines Alters in der Kunst gleich, seinem Lehrer eine Nase zu drehen, und sein offnes, warmes Herz lag bald unter dem Schutte der Selbstsucht begraben, welche nur zu oft die Mitgabe der Kinderreicher und allzu sorgsamer Eltern ist.

Herr Andreas Hagebaum kam nach und nach zu der Ueberzeugung, daß Peter einer andern Leitung bedürfe als der seinigen, und da sich ihm zu gleicher Zeit eine angenehme Stellung auf dem Lande bot, mit der spätern Aussicht auf eine Patronatspfarre, so zögerte er nicht, diese anzunehmen. Bevor er indessen das Haus verließ, gab er Peter Anton einen Rath, der an und für sich vortrefflich war. Er empfahl ihm dringend, seinen Sohn in die Schule zu schicken oder mindestens einen Knaben gleichen Alters als Gefährten Peters ins Haus zu nehmen, sowohl um ihn durch die Rivalität zum Lernen anzuspornen, als auch um des moralischen Eindrucks willen, den er vielleicht auf den Knaben hervorbrachte wenn er auf einen Andern Rücksicht nehmen sah und selbst Rücksicht nehmen mußte.

Es war eine eigenthümliche Fügung des Schicksals



— und Frau Margarethe nahm in ihrer Frömmigkeit keinen Anstoß, geradezu den Finger Gottes darin zu sehen — daß um diese Zeit die einzige Schwester des Herrn Peter Anton starb und einen Sohn hinterließ, der nur um ein Jahr jünger war als sein Vetter Peter.

Die verstorbene Frau Willfried war die Witwe eines unbemittelten Geistlichen gewesen, den sie zum großen Kummer ihrer Verwandten geheirathet hatte, weil sie ihn liebte, obgleich sich um dieselbe Zeit zwei andere junge Männer aus alten „guten“ und begüterten Kaufmannsfamilien um sie bewarben. Niemand hatte je von Frau Willfried ein Klage gehört, daß sie diese Vortheile von sich gewiesen — im Gegentheil schien sie bis an ihr Ende der Ueberzeugung gelebt zu haben, daß die vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, die ihr Mann besaß, kostbarere Güter wären als Gold und Stellung. Sie hatte ihren Gatten über Alles geliebt und sein Tod brach ihr das Herz. Sechs Monate, nachdem man ihn begraben, starb sie. Zuvor hatte sie ihren Knaben Harry dem Bruder in einem Briefe auf die Seele gebunden, der Herrn Peter Anton in eine ungewohnte Nahrung versetzte und dem verwaisenen Harry eine so warme Aufnahme verschaffte, wie bei dem kühlen Geiste, der in des Onkels Hause herrschte, nur immer möglich war.

Harry Willfried war ein begabter, offener, gutartiger Knabe, dem Lüge und Falschheit völlig fremd waren. Die Fehler, die er besaß, beruhten zugleich auf den Vorzügen seines Charakters und der Güte seines Herzens, und gerade die Erziehung in des Oheims Haus war dazu angethan, sie zu corrigiren. Er hatte sich bald in der Familie eingewöhnt und wurde in allen Stücken behandelt wie Peter. Frau Margarethe liebte ihn, weil er keine Unruhe machte, Babette schenkte ihm ihre Zuneigung, weil er „Fräulein Susannens“, ihres Lieblings, Sohn war, und Peter schloß sich an ihn an, weil er eben nicht anders konnte. Der Knabe besaß ein liebebedürftiges und liebefähiges Gemüth, das leider keinen Menschen gefunden hatte, an den es sich anschließen konnte, außer der alten Babette, und ihr gegenüber war die Gewohnheit zu tyrannisiren bereits stärker geworden als das natürliche Gefühl.

So bildete sich bald ein wahrhaft brüderliches Verhältnis zwischen den Knaben aus. Man schickte sie zusammen in die Schule, sie hatten zuweilen einen kleinen Zank, lebten zuweilen im Kriege und waren nicht selten Einer des Andern herzlich müde, aber die Differenzen währten gewöhnlich nicht länger als einige Stunden und sie hatten sich nach jeder Fehde ebenso lieb wie vorher.

Die Schule wurde für Peter freilich Ursache fortwährenden Verdrußes. Die Kameraden hatten seine voll-

ständige Unwissenheit schneller entdeckt als die Lehrer und ließen es an Spott nicht fehlen, der indessen, weit entfernt, des Knaben Ehrgeiz zu wecken, nur dazu beitrug, ihn noch wilder und hartnäckiger zu machen und ihn in Kämpfe zu verwickeln, aus denen er, zum Entsetzen seiner Mutter, nicht selten mit zerrissenen Kleidern und blutendem Gesicht hervorging.

So waren die Knaben sechzehn Jahre als geworden. Harry hielt als Jüngling Alles, was er als Kind versprochen hatte, während Peter noch ebenso wild, gutmüthig und unbändig war, wie er als dreijähriges Kind gewesen, nur daß er jetzt sehr viel weniger Furcht vor Strafe hatte als damals, und jetzt seine Mutter mehr liebte als früher, denn sie war mit der Zeit weicher geworden und wandte jede Regung ihres verschlossenen Herzens dem Sohne zu.

Peter wurde, nachdem er die Schule verlassen, auf eine auswärtige Handelsschule geschickt, Harry trat in seines Oheims Geschäft ein, und diese Trennung erwies sich sehr unglücklich für Peter, der in dem Freunde seinen eigentlichen Halt verlor. Harry hatte ihn vielfach von Thorheiten und tollen Streichen abgehalten und hatte ihn selbst hier und da zu einer Anstrengung im Lernen vermocht. Er war gleichsam sein Gewissen gewesen, und Peter bedurfte einer solchen Stütze mehr als je. Seinen hochherzigen Aufwallungen fehlte der Regulator der Vernunft; seine Leidenschaften waren nie durch Grundfänge oder strenge Zucht geregelt worden; niemals hatte er daran gedacht, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen, so lange es Zeit war. Er kannte weder den Werth noch eine vernünftige Eintheilung des Geldes, denn sein Vater hatte schon während der Schulzeit dem Knaben keinen Wunsch versagt und ihn in freigebigster Weise mit Taschengeld versorgt. Und mit allen diesen Eigenschaften gerieth Peter unter eine Anzahl junger Männer, die wenig besser, ja meist weit schlimmer waren als er selbst — man hätte den des Schwimmens unkundigen jungen Menschen ebenso gut kopfüber in die brandende See stürzen und erwarten können, daß er sich lebend ans Ufer rette, als daß man ihm zumuthete, diesen Gefahren auszuweichen.

Die nothwendigen Konsequenzen blieben denn auch nicht aus. Peter wurde nachlässig, träge, zerstreut, ließ sich durch schlechte Gesellschaft zu allerlei Thorheiten fortreißen und bald gingen zahllose Rechnungen und ernste Beschwerden der Lehrer bei dem erstaunten Vater ein. Deftiger als ihm erwünscht war fand Harry Gelegenheit, vermittelnd zwischen den Born des Oheims und den Jugendfreund zu treten, indem er dem erbitterten Vater die zahlreichen guten Eigenschaften des Sohnes ins Gedächtniß rief und nicht müde wurde, Alles anzuführen, was zu seiner Entschuldigung dienen konnte. Er bat Herrn Peter Anton, Geduld zu haben, bis der junge

Mann sich selbst wiedergefunden; er machte ihn darauf aufmerksam, wie groß der Kummer der Tante sein würde, wenn sie Peters Verirrungen erführe, und wie er seinem eigenen guten Namen schade, wenn er sich weigere, des Sohnes Schulden zu bezahlen.

Und wirklich gelang es Harry durch diese Vorstellungen immer wieder, den Oheim zu besänftigen, bis endlich Peter sozusagen dem Faß den Boden austieß, indem er eines Tages ganz unerwartet im elterlichen Hause eintraf. Man hatte ihn wegen einiger unbesonnenen Streiche von der Schule fortgeschickt. Die Beschämung des jungen Mannes, der in seiner Sorglosigkeit diese Katastrophe nie für möglich gehalten, war eine tiefe — aber je schmerzlicher er die Demüthigung empfand, je weniger sollte man sie ihm äußerlich anmerken. Peter hatte sich nie lustiger und lauter gezeigt, war nie sichrer und hochmüthiger aufgetreten als gerade jetzt — und das war nicht der rechte Weg, seines Vaters Unwillen zu entwaffnen.

Herr Peter Anton war in der That außer sich vor Zorn. Seine Stimmung drückte sich nicht in heftigen Worten oder Scenen aus, dazu hätte ihn überhaupt keine Macht der Welt gebracht — aber er war kalt und hart wie Stahl, steif und unnahbar wie eine Distel. Peters Mutter war tief betrübt. Sie wagte in ihres Mannes Gegenwart den Sohn kaum anzusehen, aber wenn sie in den seltenen Momenten, wo sie ihm allein gegenüber saß, seine Hand faßte und mit zitternder Stimme sagte: „O Peter!“ so schnitt dies dem Sohne zehnmal tiefer ins Herz als alle Vorwürfe des Vaters. Vergebens versuchte Harry Alles, um Herrn Peter Anton mit seinem Sohne zu versöhnen — keiner wollte den ersten Schritt dazu thun.

„Sieh Dir keine Mühe, Harry,“ sagte Peter eines Abends, nachdem er abermals eine Unterredung mit seinem Vater gehabt hatte. „Ich kann dies Leben nicht länger ertragen. Mein Vater sagt mir eben, daß er mich enterben und Alles Dir zuwenden wolle. Nun, ich habe nichts dagegen. Du bist es werth und ich brauche kein Geld nicht, sondern kann mir auf eigene Faust durch die Welt helfen. Nur wäre es mir lieb gewesen, wenn ich mit dem Gefühl hätte gehen können, daß es ihm nicht ganz gleichgiltig ist, ob ich lebe oder sterbe. Aber Liebe habe ich ja nie bei ihm gefunden.“

„Du hast Unrecht, Peter,“ entgegnete Harry. „Wenn der alte Herr Dich nicht lieb hätte, glaubst Du, daß er so zornig wäre? Er zeigt Dir seine Liebe eben in seiner Weise. Und was sein Vermögen anbetrifft, so denkt er nicht daran, es Dir zu entziehen. Dazu ist er viel zu sehr ein Anton und auf den Glanz seines Namens bedacht. Es war nur ein Schreckschuß.“

„Nun, er soll zu solchen Schreckschüssen keine Gelegenheit mehr finden,“ entgegnete Peter düster.

„Sei nicht thöricht, Peter,“ sagte Harry ernst. „Habe Geduld, bis der Sturm vorüber ist, und dann komm ruhig hinunter ins Comptoir und thue, was er Dir sagt. Deiner Mutter würde das Herz brechen, wenn Du etwas Uebereiltes thätest.“

„Es wird damit keine Noth haben,“ brummte Peter. „Sie wagt nicht einmal in des Vaters Gegenwart mit mir zu sprechen. Du bist übrigens ein braver Bursche, Harry, der immer Recht hat. Sieh mir Deine Hand. Gute Nacht, Harry.“ Damit ging er in sein Zimmer.

Am folgenden Morgen war Peter verschwunden. Einige zurückgelassene Zeilen unterrichteten seinen Vater, daß er nach Amerika gehe, um sich dort unter den nach Mexiko bestimmten Freiwilligen anwerben zu lassen. Herr Peter Anton sprach von dem Moment an seines Sohnes Namen Jahre lang nicht mehr aus und seine Frau fiel, nachdem sie sich halb blind geweint, in ihre frühere apathische Ruhe zurück. Sie war wieder die kühle ceremonielle Frau von ehemals. Frau Margarethe hatte nur einmal ein wirklich tiefes Gefühl gekannt, es war die Liebe zu ihrem Sohne, die jetzt indessen, wie alles Andere, unter einer dichten Decke von Schnee und Eis begraben lag.

Als ein halbes Jahr später die Nachricht von der Schlacht bei Chapultepec durch die Zeitungen lief, ließ sich Harry von New-York die Listen der Gefallenen und Verwundeten schicken. Er fand den Namen Peters in der Reihe der Vermißten und schrieb sogleich an den Obersten des Regiments, um nähere Nachrichten einzuziehen. Nach längerer Zeit traf endlich die Antwort ein und Harry erfuhr nun, daß Peter nebst fünf anderen Soldaten bei der Beschäftigung, Wasser für die Verwundeten zu schöpfen, von einer Anzahl Mexikaner überfallen worden war. Drei seiner Kameraden hatte man todt auf dem Plage gefunden, Peter war nebst den zwei andern Gefährten gefangen fortgeschleppt worden und man hatte seitdem nichts wieder von ihm gehört.

Harry legte eine Copie dieses Briefes auf das Pult des Onkels und sah am andern Morgen an den verweinten Augen der Tante, daß sie von dem Inhalte des Schreibens Kenntniß hatte; aber es wurde kein Wort über die Sache gesprochen — und als Jahr auf Jahr verging, ohne daß Peter zurückkehrte, glaubte man endlich nicht mehr an seinem Tode zweifeln zu dürfen. Man gewöhnte sich endlich daran, Harry als Sohn und Erben des Hauses zu betrachten.

Die Lage Harry Willfrieds war indessen weniger angenehm, als man meinte. Es war keine leichte Aufgabe für den jungen lebhaften, lebenslustigen Mann, sein ganzes Dasein nach der Form und dem Zuschnitt der zwei älteren, in ihren Ansichten verknöcherten Leute

zu regeln, die ihn wie eine Art Eigenthum betrachteten, ihn fast von jedem andern Verkehr abschlossen und über ihn bestimmten wie über eine Sache. Eine schwächere oder weniger glücklich angelegte Natur als die seinige wäre dem Drucke erlegen, der auf ihm lastete — Harry verlor weder den Lebensmuth, noch nahm er seine Zucht zu heimlichen Genüssen, wie vielleicht viele junge Männer an seiner Stelle gethan hätten. Er war zum Glück einer jener bevorzugten, reinen Menschen, denen die Versuchung kaum nahe tritt. Wein, Tanz und Karten waren ihm gleichgiltig — rauschende Geselligkeit sogar verhaßt — und die edleren Vergnügungen, zu denen seine Neigungen ihn hinzogen, wie z. B. Theater und Musik, fanden vor den Augen von Herr und Frau Peter Anton wenigstens so weit Gnade, daß sie dieselben Harry gestatteten, wenn sie selbst sich auch keinen dergleichen Genuß erlaubten, seit Peter das älterliche Haus verlassen hatte.

Außerdem wußte Harry recht wohl, daß er der einzige Mensch war, für welchen seine Tante eine Art von Interesse hegte. Wenn noch irgend ein warmer Strahl aus ihren matten, blauen Augen brach, wenn ihre Stimme einen zärtlicheren Klang annahm, so galt dies durchschimmernde Gefühl gewiß Harry. Zum Theil war es die Erinnerung an Peter, die sich an den Nissen knüpfte und diesem ihr Herz zuwendete, anderntheils aber schien es selbst einem Anton nicht möglich, mit Harry unter einem Dache zu leben, ohne ihn lieb zu gewinnen. Auch Herr Peter Anton zeigte nach und nach eine lebhaftere Theilnahme für seinen Nissen als für seine Cassenbücher. Er begann endlich, ihm zu vertrauen und sich in einer Weise auf ihn zu stützen, die des jungen Mannes Herz rührte und erfreute. Die Empfindung, daß die beiden alten, einsamen Menschen ihn in ihrer Weise lieb hatten, daß er ihnen bis zu einem gewissen Grade den Sohn ersetzte, entschädigte Harry für manche Entbehrung, die er sich auferlegt sah, und fesselte ihn nur um so fester an das Haus, das ihm eine Heimath geworden war.

Nur ein Umstand beunruhigte zuweilen Dassel und Tante. Harry war sechsundzwanzig Jahre alt, ohne daß sein Herz durch die Liebe berührt worden wäre. Vergebens schlug Frau Peter Anton ihm die jungen Damen der besten Familien vor, vergebens ließ sie ein großes „Bermögen“ nach dem andern vor ihm die Revüe passieren — Harry wies Alles lachend zurück und blieb dabei, ein alter Junggesell werden zu wollen. So sehr er sich sonst bemüht zeigte, allen Wünschen seiner Verwandten nachzukommen, so schien es doch, als sei er gesonnen, gerade in diesem Punkte seine volle Unabhängigkeit zu bewahren.

Indessen auch Harrys Stunde sollte endlich schlagen. Er zog sich auf einer Geschäftsreise durch Erkaltung ein

Fieber zu, das ihn an den Rand des Grabes brachte, und als er sich endlich wieder auf dem Wege der Besserung befand, wurde ihm als Nachkur vollkommene Ruhe und ein Aufenthalt an der See verordnet. Er wählte dazu einen jener kleinen Badeorte an der Ostsee, bis zu denen der Luxus und die Verfeinerung des modernen Lebens bis jetzt noch nicht gedrungen sind, und mietete sich in einem der kleinen weißen, mit grünen Fensterläden versehenen, mit einfachen Gärtchen umgebenen Fischerhäuser, die am Strande verstreut liegen, für den Monat Juni ein. Die Zahl der Badegäste war eine sehr geringe und verhielt nicht die mindeste Aussicht auf Geselligkeit. Desto angenehmer war dem jungen Manne die Bekanntschaft mit dem Arzte und dem Prediger des Ortes, die zu machen er bald Gelegenheit fand. Er brachte zuweilen den Abend bei einer der beiden Familien zu — und im Hause des Pastors sollte sein Schicksal ihn ereilen.

Allerdings erschien das Schicksal in der angenehmsten Gestalt. Helene Bergheim, die Tochter des Predigers, war eine jener köstlichen Typen des deutschen Nordens, die wir am liebsten mit der wilden Rose vergleichen möchten, in ihrer Zartheit, Frische und Kraft. Sie war eins der reizendsten Geschöpfe des lieben Gottes. Ein feiner, weißer Teint, rosige Lippen, ein Paar prächtige, tiefblaue Augen und eine schlanke, beinahe zu schlanke, biegsame, elegante Gestalt vereinigten sich zu einem anmuthigen Ganzen.

Aber wenn Helene Bergheim auch grüne Augen und graue Haare gehabt hätte, sie würde dennoch anziehend gewesen sein. Selbst grün und grau können schön erscheinen bei einer so ernsten, treuen und zugleich sonnigen Natur wie die ihrige. Jedermann im Dorfe liebte Helene. Alle Kinder kamen ihr entgegen, alle Hunde liefen schwanzwedelnd auf sie zu, wenn sie durch den Ort ging — sie wußte ebenso genau Bescheid um den Husten und Rheumatismus der alten Frauen wie um die Herzensangelegenheiten der Jugend, und selbst keine Lustpartie schien vor sich gehen zu können, ohne daß sie dieselbe arrangirt hätte. Die wenigen Kranken und Alten des Ortes segneten sie, denn wenn sie nicht immer Trost und Hilfe zu bringen vermochte, so hatte sie doch für Jeden ein gutes Wort und ein freundliches Lächeln.

Harry Willfried fand Helene, als er sie zum ersten Male sah, reizend, das zweite Mal bezaubernd. Das dritte Mal sah er sie bei einem ländlichen Picnic, wo sie vollends sein Herz eroberte. Sie zeigte sich bei dieser Gelegenheit so ganz anders als die meisten jungen Mädchen, bei denen Eitelkeit und Selbstsucht nur zu oft störend hervortreten. Helene war in ihrer Herzengüte unablässig bemüht, für Jeden den besten Platz ausfindig zu machen. Sie schmückte das Haar der jungen Mäd-

hen mit Blumen und Ranken, sorgte für das Ansehen eines Jeden, als sei sie nur dazu da, und war bei Alledem die Zufriedenste und Heiterste des Kreises.

Wenn unsere jungen Damen nur wüßten, wie schlecht es ihnen steht, wenn sie über die Mäßen gepugt, voll übertriebener Ansprüche, den Neid auf Andere im Auge und im Herzen, in Gesellschaft gehen, eifrig bemüht, sich liebenswürdig und angenehm zu zeigen, und dann — wenn sie nach Hause zurückkehren — ihren Vater mit kurzen Worten abfertigen, ihre Mutter ansfahren, die mit Arbeit überbürdeten Dienstmädchen, die ihren Wünschen nicht nachzukommen vermögen, ausschelten und die armen Näherinnen drücken, deren Fleiß und Geschicklichkeit sie zu ihrem Nutzen selbstsüchtig ausbeuten. Wenn diese jungen Damen nur einsehen wollten, daß dies ihr wirkliches Gesicht, trotz aller zur Schau getragenen Feinheit, Humanität und Liebenswürdigkeit, dennoch wieder und wieder zum Vorschein kommt und weder dem Auge eines rechten Mannes noch einer rechten Frau entgeht. Die wahre Natur des Menschen läßt sich eben nicht verbergen, so sehr man sich auch bemühen mag, die gefällige Maske festzuhalten. Um Liebe zu gewinnen, genügt es eben nicht, sich liebenswerth zu zeigen, man muß es wirklich sein.

Das war Helenens Zauber und er bewährte sich Harry Willfried gegenüber so vortrefflich, daß der junge Mann, bevor noch ein Monat zu Ende war, bereits jeden Tag für verloren hielt, an welchem er Helene nicht gesehen hatte. Als er endlich in der Mitte des Sommers von ihr Abschied nahm, sah er so elend und bekümmert aus, daß Helene, von tiefer Sorge um ihn ergriffen, in heiße Thränen ausbrach, und dieser Beweis von Sympathie ermutigte den jungen Mann endlich so weit, um stotternd und zitternd fragen zu können: „Darf ich wiederkommen, Fräulein Helene?“

Was das junge Mädchen darauf antwortete, ist unbekannt geblieben, Thatsache aber ist, daß Harry mit viel weniger bekümmerten Herzen abreiste, als er erwartet hatte.

Als härtester Theil seiner Aufgabe erschien es Harry, dem Onkel die Sache mitzutheilen — nicht weil er an seiner Einwilligung zweifelte, sondern weil es ihm schwer fiel, die Gefühle seines Herzens ans Licht zu ziehen und sie fremden Blicken und fremder Prüfung preiszugeben wie eine Waare.

Indessen, es mußte geschehen, und da Harry das wußte, so zögerte er nicht lange, denn er war nicht der Mann, der vor einem Schritte zurückbebt, den er einmal als nothwendig erkannt hatte. Indessen sollte er durch die Art und Weise, wie Herr Peter Anton seine Eröffnung aufnahm, angenehm überrascht werden. Es würde dem alten Herrn zwar lieber gewesen sein, wenn Harry ein „Vermögen“ geheirathet hätte, aber er war

früher allen vorgeschlagenen Erbinnen gegenüber so vollkommen kalt geblieben, daß der Onkel nachgerade anfang, es für eine Gefälligkeit des jungen Mannes zu halten, wenn er sich überhaupt zum Heirathen entschloß.

Nur einen harten Kampf hatte Harry noch zu bestehen. Herr und Frau Peter Anton beharrten darauf, daß der Nefse seine Frau „nach Hause“, d. h. in ihr Haus bringen sollte, und sein Widerstand gegen diese Einrichtung war fruchtlos. Er mußte schließlich einsehen, daß die alten Leute mehr als ein Recht hatten, ein Nachgeben für ihre Wünsche von seiner Seite zu erwarten. So wurde denn, nachdem man eine stille Hochzeit im Vaterhause gefeiert, Frau Helene Willfried in den freundlichsten Zimmern des Antonischen Hauses einquartiert, worauf Alles wieder seinen gewöhnlichen Gang ging, nur daß die alte, schwierige Haushaltsmaschine wie frisch geölt erschien und ihr complicirtes Räderwerk sich ein wenig leichter bewegte als früher.

Und in der That schien mit Helene ein lieblicher Singvogel in das alte Eulennest eingezogen. Das stille, dunkle, dumpfige Haus veränderte plötzlich seinen Charakter. Für Helene waren Licht und Wärme Lebensbedingungen wie für die Blumen, und die nach Süden gelegenen Fenster ihrer Zimmer ließen eine Fluth von Luft und Sonnenschein eindringen, ohne daß man, zu Frau Margarethens Consternation, Sorge trug, Teppiche und Möbel durch Rouleaux und Gardinen zu schützen.

Eines Tages konnte sie sich nicht enthalten zu fragen: „Fürchtest Du nicht, daß Dein Teppich in der Sonne verblaßt, liebes Kind?“

„O, Tantechen,“ entgegnete Helene, „ist es nicht besser, daß der Teppich verblaßt, als daß ich die Farbe verliere?“ Und Frau Margarethe war gezwungen, ihr Recht zu geben.

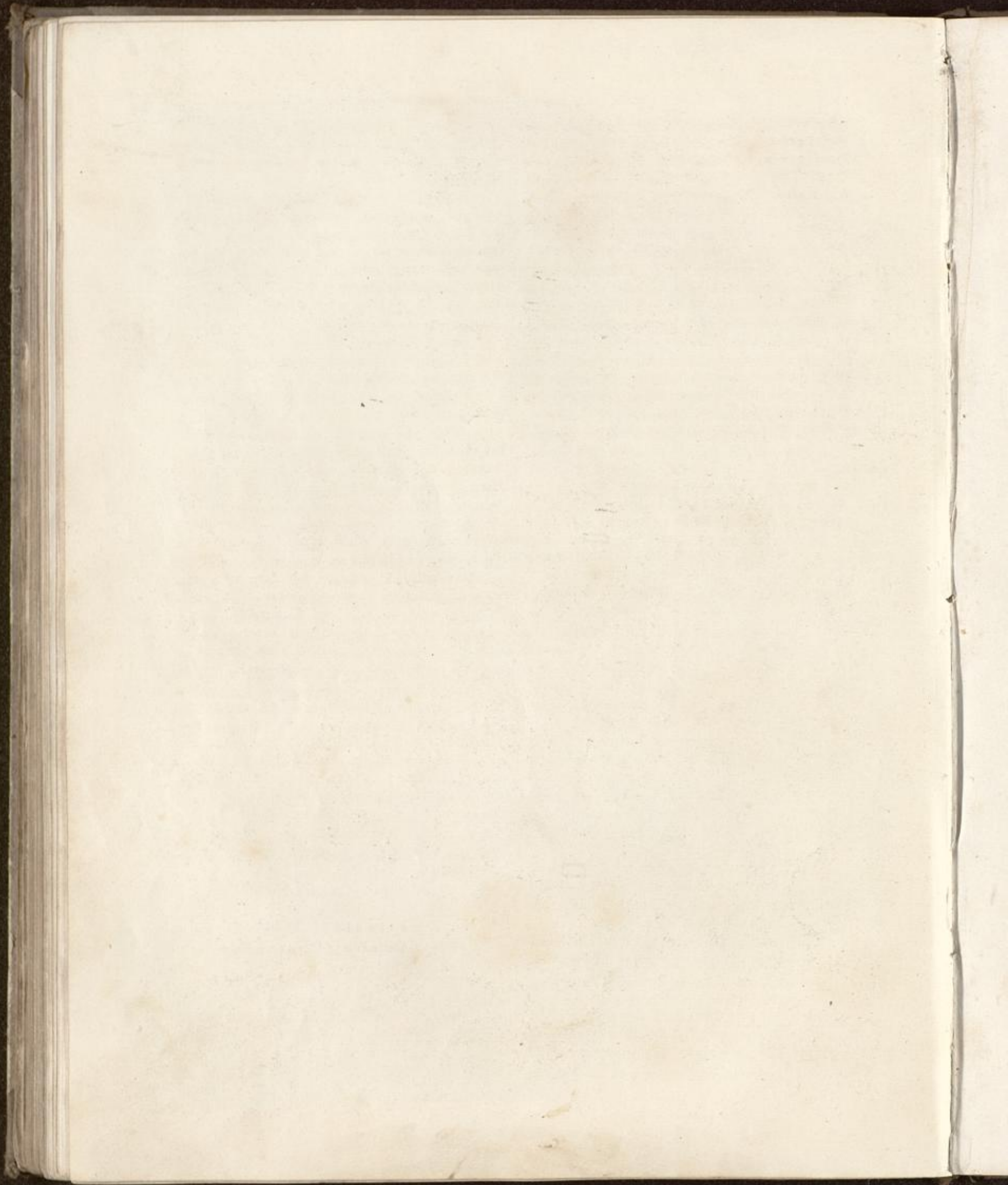
Helene besaß eine süße, klare Stimme, die den ganzen Tag in irgend welcher heitern Weise durch das Haus schallte, an das Mädchen im Märchen erinnernd, das „Diamanten sprach.“ Die dicke Eistrinde, die sich um das Herz der Tante gelagert hatte, schmolz sichtlich unter dem Einfluß des frischen, warmen Lebensstromes, der mit Helene in ihr einsames Haus eingedrungen war. Selbst Herrn Peter Antons ernste Strenge verwandelte sich Helene gegenüber in eine gewisse feierliche Freundlichkeit — genug, Onkel und Tante würden mit der Wahl des Nefsen vollständig zufrieden gewesen sein, wenn sich nicht nach einiger Zeit dennoch ein Fehler an Helene bemerklich gemacht hätte. Dieser Fehler war ihre Leidenschaft, die Armen zu besuchen.

Herr Peter Anton und seine Frau waren in ihrer Art gute und freigebige Leute. Sie waren Mitglieder verschiedener wohlthätiger Gesellschaften, sie unterzeichneten sich bei jeder Sammlung für milde Zwecke mit



11. 1865.

ALLGEMEINE MODENZEITUNG



einem anständigen Beitrage und legten Sonntags in das Kirchenbecken nie etwas Anderes als eine größere Silbermünze, aber es würde ganz und gar gegen ihre Grundsätze gewesen sein, einen Bettler auf der Straße zu beschenken. Einer unbestimmten Vorstellung zu Folge galten ihnen Armuth und Sünde für Zwillingsschwestern. Sie fürchteten die letztere zu fördern, wenn sie die erstere unterstützten, und hielten es deshalb für ihre strengste Pflicht, nur geprüften und würdig befundenen Armen zu Hilfe zu kommen. Der Gedanke, daß arme Leute von demselben Fleisch und Blut gemacht sein könnten wie die Antons, die Suydams, die Reichenheims und wie die andern „guten Familien“ heißen mochten, kam ihnen nie auch nur auf einen Moment in den Sinn. Im Gegentheil würde jede derartige Andeutung von ihnen als eine hirnverbrannte, communisistische Idee der Neuzeit, die unfehlbar zur rothen Republik und Vöbelherrschaft führen mußte, mit Abscheu zurückgewiesen worden sein.

(Schluß folgt.)

## Modenbericht.

(M.) Der kalte Februar hat das Erscheinen von Frühlingmoden bisher verhindert, so daß wir nur von einzelnen berichten können, die wir zu sehen Gelegenheit hatten. Die Jaquette scheint danach noch nicht veralten, sondern ihre Herrschaft fortbehaupten zu wollen, namentlich die kurze, oder doch wenigstens halbblange, mit langer und breiter Taille in Twine-Genre, ferner mit sehr niedrigem Kragen, der nach der Brust zu breiter wird, ziemlich weiten Ärmeln und kurzen Schößen mit großer Patte. Der beliebteste Stoff ist der faconnirte.

Zu eleganten Toiletten gehört noch immer der schwarze Rock, gegenwärtig unstreitig das modischste Kleidungsstück, weil es Aehnlichkeit mit dem Frack hat, ohne ein solcher zu sein und ohne deshalb Anspruch auf Etikette zu machen.

Zu den Jaquetten wird man Westen mit Shawltragen oder gerade geschnittene Westen ohne Shawltragen tragen, die ganz zugeknöpft sind.

Die Westerstoffe sind meist von Wolle und Seide, entweder einfarbig oder gestreift oder gegittert. Neben diesen Stoffen sind die Wollenpiqueés, die englischen Baumwollenpiqueés und die seidenen beliebt.

Die Pantalons sind sämmtlich halbweit, namentlich über dem Knie. Die ganz weiten sind durchaus nicht mehr modisch. Die Bekleiderstoffe bleiben ebenfalls gestreift oder kleincarrirt.

Die beliebtesten Farben in den Herrenanzügen sind die halbdunkeln. Die hellen sieht man nur in Ueberziehern.

Die Knöpfe haben offenbar das Bestreben, sich zu vergrößern.

(F.) Unter den neuen Stoffen sind zuerst die neuen Foularde eingetroffen, unter denen zwar noch immer das Einfarbige vorherrscht, die man doch aber auch in verschiedenen Mustern hat.

Reizende Sommeranzüge werden die Spitzen-Bäddchen geben, zu denen man einen Spitzengürtel tragen wird, den man hinten zusammenbindet und der dann in breiten langen Enden auf den Rock fällt. Schon jetzt sieht man diese reizende Neuigkeit zu Kleidern mit sehr niedrigem Leibchen bei Dinern, im Theater &c. tragen. Sie wird, glauben wir, sehr bald die Pelicine ersetzen, die ja auch wohl minder elegant ist.

Trotz der Fastenzeit wird noch immer getanzt und wir können deshalb auch noch von Balltoiletten sprechen. So sahen wir ganz kürzlich:

Ein Kleid von rosa Taffet mit drei Röcken von Tülle darüber; der erste, weiße, an verschiedenen Stellen durch Ringe von rosa Maraboutfedern aufgenommen, der zweite, rosa, durch solche Ringe von weißen Maraboutfedern und der dritte, weiße, ebenfalls. An der Stelle, wo die Ringe sich vereinigten, bligte ein Diamantstern. — Das Leibchen war von rosa Taffet, um die Schultern von Tülle umhüllt; eine Tülleschärpe ersetzte die Berthe; sie war halb rosa, halb weiß, in der Mitte durch einen Ring von rosa und weißen Maraboutfedern zusammengenommen und wurde durch ebensolche Ringe auf den Achseln festgehalten.

Ein anderer Ballanzug bestand aus Tülle in verschiedenen Farben, so daß er etwas Regenbogenartiges erhielt; jede Farbverbindungsstelle wurde durch Franzen von weißer Flockenseide mit Glastropfen verdeckt, die auch auf dem ganzen Rocke angebracht waren. Der untere Rock war von weißem Taffet. Der Regenbogenrock wurde an der Seite durch einen Büschel stark behauneten Grafes (Grafes mit leichten Glastropfen) aufgenommen. Das Leibchen war mit Tülle in denselben verschiedenen Farben ausgeputzt und zwar durch kleine Bäuschchen, die durch Franzen der oben erwähnten Art getrennt wurden; auf den Achseln kleine Grafbüschel; um die Taille ein Bajaderengürtel von wolllengrauem Tülle mit dicker Schleife hinten und lang herabhängenden Enden.

## Modenblatt № 11.

### (Nach Originalzeichnungen.)

1. Kleines schwarzes Sammethütchen mit weißen Spitzen und Federn; blaue Bindebänder; Kleid von Taffet in Oberrockform mit hohem knappen Leibchen, das ziemlich große Klappen und einen Gürtel von schwarzem Sammet mit großer goldner Schnalle hat, auch vorn herunter mit einem schwarzen Sammetstreifen besetzt ist,

welcher sich dann vorn auf dem Rode herunter und unten um denselben herumzieht, während sich da unter ihm ein in hohle Falten gelegter Bolant befindet; enge lange Ärmel mit Sammetbesatz unten; Chemisette mit schmalen Kragen; geschlossene kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Anzug zur ersten Communion: Hut von weißem Tulle mit einem großen weißen Schleier; Agnes-Sorel-Leibchen, vorn gestickt, mit schmalen Spitzen unten besetzt und mit kleinen Schößchen, sehr niedrig, so daß weit darüber hinaus eine Faltenchemisette reicht; Rock von weißem Muslin, an sieben verschiedenen Stellen durch gestickte Patten aufgenommen über einem weißen Unterrode mit Bolant; lange Ärmel mit Stickereien an den Achseln; weißes Margarethentäschchen; weiße Glacéhandschuhe; weiße Schuhe.

3. Kleiner seidener Hut mit Blumenansatz; weiße Bindebänder; Kleid von Boux de Soie mit hohem knappen Leibchen, vorn mit Posamentknöpfen geschlossen und durch einen Gürtel mit großer goldner Schnalle zusammengehalten; enge lange Ärmel; auf dem Rode vorn herunter Besatz von Perlenposament; neuer Cashmirshawl; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Einfacher Haarputz ohne weit hinabreichenden Chignon; Kleid von grünem Taffet mit hohem knappen

Leibchen, das vorn zwei Sammetstreifen und einen Sammetgürtel mit goldner Schnalle hat; enge lange Ärmel mit Sammetstreifen oben an der Achsel und unten; auf dem weiten Rode unten herum vier Sammetstreifen; kleiner gestickter Kragen; kleine gestickte Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

### Stahlstich № 11.

### Philippine von Edelsberg.

(Nach einer Photographie.)

Philippine von Edelsberg, eine der ausgezeichnetsten dramatischen Sängern Deutschlands, war am Münchener Hoftheater engagirt, als sie durch den bekannten Ullmann, der mit Carlotta Patti und mehreren Virtuosen seine bekannten Concerte in Deutschland gab, in weiteren Kreisen dadurch bekannt wurde, daß er sie in mehreren Städten in jenen Concerten mitwirken ließ. Sie gastirte um diese Zeit auch, mit großem Beifall, in den Abonnementsconcerten und auf der Bühne in Leipzig. Von da verbreitete sich der Ruf von ihrer Kunst und ihrer Schönheit schnell, so daß sie sofort für die jetzige Saison nach London engagirt wurde.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, merantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesen Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/2, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Rosenmüller's

### Mitgabe für das ganze Leben

beim Ausgange aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Confirmation der Jugend geheiligt.

20. Auflage.

Durchgesehen von Dr. Chr. Niemeyer, Ritter u. Mit 6 schönen Stahlstichen.  
8. In vergoldetem engl. Leinwandband mit Goldschnitt.

Preis 1 Thlr. 5 Ngr. broch. 20 Ngr.

Davon eine höchst elegante

\* Miniatur-Ausgabe \*

nach der vierzehnten, von Dr. Chr. Niemeyer, Pfarrer u. Ritter des r. A.-O., besorgten Auflage. Mit einem Stahlstiche.

Dritte Auflage.

16. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

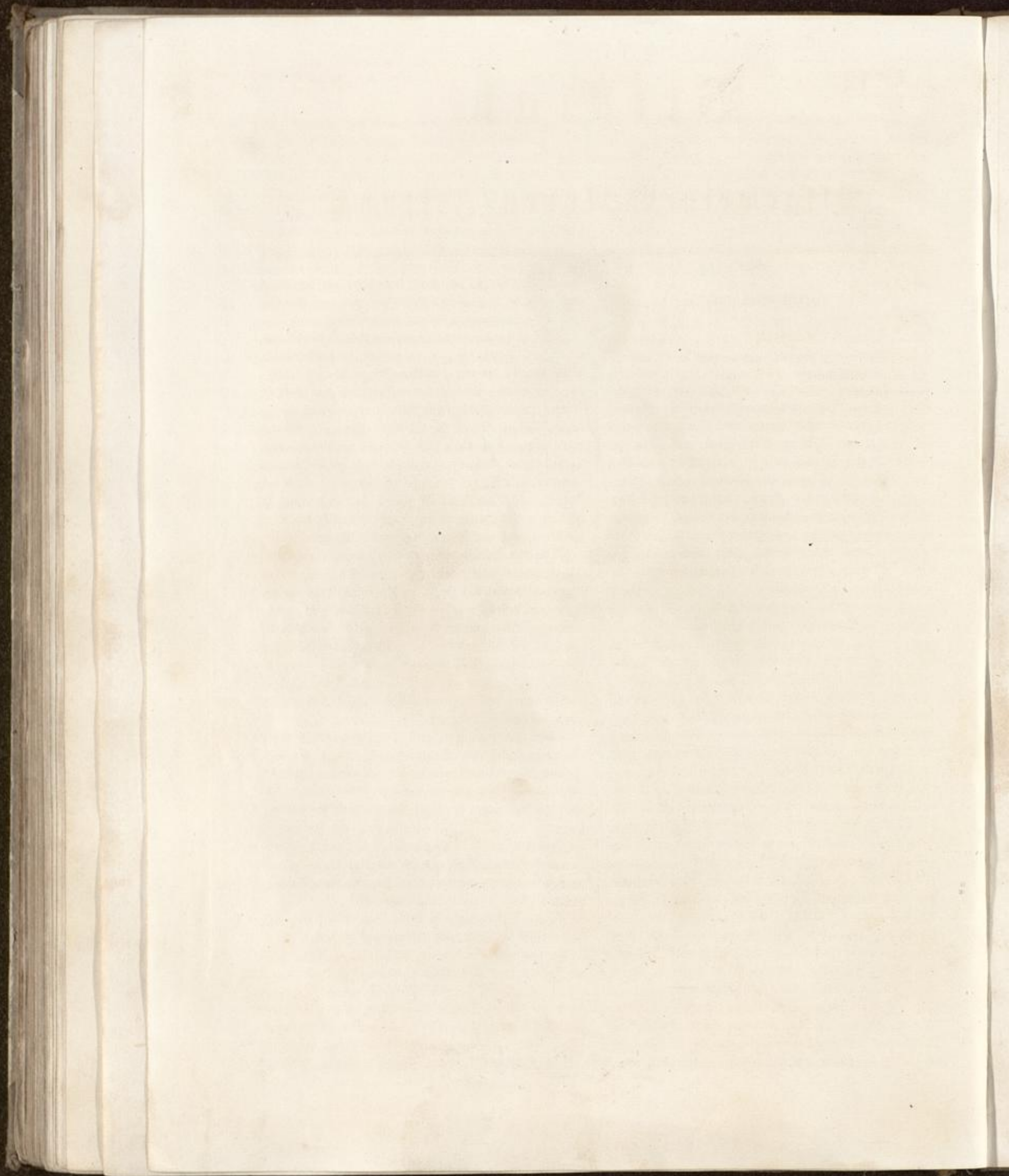
In der schönsten Umgegend Leipzigs bietet, vollständig eingerichtet, ein beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, für Damen, die ihre Niederkunft in Stille und Zurückgezogenheit abwarten wollen, Aufnahme. Bei billigen Bedingungen, liebevollster Pflege wird strengste Verschwiegenheit zugesichert. Adresse: E. E. Nr. 0. poste restante frei Leipzig.

Gicht- und Hämorrhoidalleidende, die sich für das Heilverfahren des Specialarztes Dr. J. M. Müller in Coburg interessieren, finden dessen Schriftchen über die Heilbarkeit der Gicht und Hämorrhoiden in jeder Buchhandlung vorrätig.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.







zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Ein Weihnachtsgeschenk.

Novelle.

(Schluß.)

Hätte man ihnen als einen Fall von heute erzählt, daß das Kind eines heimatlosen Zimmermannes in einem Stalle geboren worden wäre, so würde weder der Aublick des künftigen Welterlösers, noch Mariens makellose Keinheit, noch Josephs ernste Würde ein Gefühl menschlicher Theilnahme in ihnen erweckt haben. Selbst der Gesang der Engel, der Stern über dem armen Dache und die Anbetung der heiligen drei Könige würden kaum genügt haben, die Aufmerksamkeit des reichen Handelsherrn Peter Anton auf die arme, ausgestoßene, obdachlose Handwerkerfamilie zu lenken.

Nach der Lehre ihres Seelsorgers, Dr. Sopus, betrachteten Herr und Frau Anton die Bibel zwar als ein aus göttlicher Eingebung hervorgegangenes Buch, aber sie nahmen an, daß die Zöllner und Sünder des Evangeliums nur legendenhaften Ursprunges und eigentlich bloß des Beispiels halber erfunden wären — Typen, welche nur in der Theorie existirten. Es galt ihnen nicht im mindesten als anstößig, von jener biblischen Magdalene zu sprechen, welche ihre Balsambüchse über den Füßen des Herrn ausgoß — aber ganz etwas Anderes war es mit den Magdalenen unserer Tage. Sie waren Frauen, deren Namen der Keine nicht in den Mund zu nehmen wagte — Creaturen, die weder in dieser noch in jener Welt eine Hoffnung und nicht den mindesten Anspruch auf Mitleid und Erbarmen hatten. Der Schwächer am Kreuze, welcher die Verheißung des Paradieses empfing, war ihnen ein tröstliches Beispiel, daß auch späte Reue noch Frucht bringen kann, und lieferte Dr. Sopus den Text zu recht erbaulichen Betrachtungen, als ein seiner reichsten Beichtkinder, der Handelsherr Van Slype, starb, ohne ein anderes Zeichen christlichen Sinnes zu geben, als daß er verlangte, man sollte die Bibel unter sein Kopfkissen bringen, damit er bequemer liege — aber der Dieb und Missethäter in den Gefängnissen der Stadt galt ihnen nur als ein Gauner, den man zum Besten der menschlichen Gesellschaft ein-

sperrete, ein Mensch, der ebenso unwürdig des Paradieses war wie des menschlichen Mitleids, nur eine Illustration der Lehre von der ewigen Verdammniß.

Der Gedanke, daß Helene Willfried, ihre theure, süße, zarte Helene, sich in die Höhlen und Winkel begeben konnte, die nur für arme Leute gemacht waren, um eben diesen armen Leuten Hilfe, Rath und Trost zu bringen, der Gedanke schien den Antons völlig unfaßbar. Warum überließ sie das nicht Andern? Es gab eine Menge von Menschen der weniger bevorzugten Klassen, deren Aufgabe es war, sich um solche Dinge zu kümmern, z. B. die städtischen Beamten, die Polizei, Nonnen, alte Jungfern, Missionäre, die man bezahlte. Warum mußte Helene Willfried ihre reinen Hände durch die Berührung mit solchem Auswurf beschmutzen?

Indessen blieben alle diese Vorstellungen und alles ausgesprochene und unausgesprochene Mißfallen Helene gegenüber fruchtlos. Harry suchte seine Frau in der Ausübung dessen, was sie für ihre Pflicht hielt, nicht zu hindern. Die einzige Bedingung, welche er ihr stellte, war die, daß sie sich bei ihren Besuchen in den Zufluchtsstätten der Armuth durch einen Diener begleiten ließ, und so lange Harry nichts gegen das Thun seiner Frau einzuwenden hatte, ließ sich ihr süglich kein ernstes Hinderniß in den Weg legen.

Manches zerlumppte Kind hing sich an ihr Kleid mit jenem Blicke der Dankbarkeit und Verehrung, den nur die Kinder der Armen kennen. Manche unglückliche Frau begrüßte sie als den einzigen Sonnenstrahl, der jemals in ihr armes Leben gefallen war, als ihre einzige Hoffnung für die Zukunft — und mehr als ein gefallenes Mädchen weinte Thränen der Reue und Dankbarkeit auf Helenens Hand, die sie aus dem Schmutze emporgezogen, indem sie ihr den Weg zu einer andern, bessern Existenz gezeigt und geebnet hatte.

Das Merkwürdigste war für Frau Anton, daß Helene an diesem Thun mehr Vergnügen zu finden schien als an allen Soiréen, Diners, Bällen und sonstigen Vergnügungen, an Toilette und Schmuckdingen, mit denen sie die junge Frau so gern überhäuft hätte. Die alte in Vorurtheilen erstarrte Dame konnte sich trotz ihres vortrefflichen Herzens eines Mißfallen an diesen Ansichten Helenens, die ihren Anschauungen so ganz entgegenliefen, nicht erwehren. Die junge Frau, die jedesmal einen

leisen Schatten über das ruhige Gesicht der Tante fliegen sah, wenn sie von ihren Entdeckungen und Erfolgen erzählte, gewöhnte sich endlich daran, in ihrer Gegenwart zu schweigen, während Frau Anton auf der andern Seite sich bemühte zu vergessen, was sie nicht ändern konnte, und sich damit begnügte, nach wie vor die Barmherzigkeit zu üben, die sie allein für respektabel hielt.

So waren beinahe zwei Jahre seit Harrys Verheirathung hingegangen. Der Winter nahte sich zum zweiten Male mit starken Schritten und fand Helene in ungewöhnlicher Aufregung. Sie hatte einen Plan gefaßt, an dessen Ausführung sie mit großem Ernst und Eifer arbeitete.

Das vorjährige Christfest war das unbehaglichste gewesen, dessen sich Helene erinnern konnte. In ihres Vaters Hause war der Weihnachtstag stets auf das fröhlichste begangen worden. Helenens früheste Erinnerungen knüpften sich an den glitzernden, flimmernden, mit goldenen Rüssen und rothen Äpfeln, mit Fahnen und Confekt behangenen Christbaum, unter dem sie und ihr Bruder Hermann die herrlichsten Puppen und Wiegepferde, die köstlichsten hölzernen und bleiernen Soldaten gefunden hatten. Auch später, als der Bruder älter geworden war und die Schule besuchte, hatte das Fest, das die Geschwister stets vereinigte, nichts von seiner Lust und Heiterkeit verloren. Der Bruder hatte gewöhnlich einen Kameraden mitgebracht, Helene hatte eine oder zwei ihrer besten Freundinnen eingeladen und Geschenke der mannigfaltigsten Art waren ausgetauscht worden. Niedliche Nadelarbeiten und überzuckerte Mandeln, sowie bittere Sarkasmen in Gestalt von Chokoladencigarren, die im künstlichen Feuer glühten, oder falschen Schnurrbärten, die man aus den Pöden des Wachtelhündchens fabrizirt hatte, während sich Hermann für diesen Spott durch das Geschenk einer Kinderklapper revanchirte oder durch ein mit Randzeichnungen versehenes Einmaleins, das Helene, wie er behauptete, niemals ordentlich auswendig gekannt hatte.

Wie verschieden waren diese lustigen Festtage, wo man am Abende vom Lachen ermüdet einschlies, um am andern Morgen ebenso heiter zu erwachen, von dem letzten Christfeste gewesen, welches Helene im Hause des Herrn Peter Anton zugebracht hatte!

Die Antons hatten, wie alljährlich, ein prächtiges, aber unerträglich steifes und langweiliges Diner gegeben, welchem das sämmtliche Personal des Geschäfts beiwohnte und bei welchem Helene, als die Frau des jüngern Associé, die Ehre der Firma repräsentirte. Die Tante war dabei im schwarzen Sammetkleide, Herr Peter Anton in einem schwarzen Frack von unglaublicher Feinheit erschienen, während Harry darauf bestand, daß seine Frau sich in eine prachtvolle blaue Brokatrobe kleidete,

sich vom Friseur auf das allerunbequemste coiffiren ließ und sich auch während des Essens nicht von den Pariser Glacéhandschuhen befreite, die ihre kleinen Hände noch kleiner erscheinen ließen. Der Truthahn selbst, den man an diesem Tage austrug, schien sich bemüht zu haben, am Bratspieß eine untadelhafte Haltung anzunehmen, das Johannisbeergelée wagte kaum in seiner Schüssel zu zittern und selbst das künstliche Gebäude von Eis, das den Beschluß der Mahlzeit bildete, dachte nicht daran, zusammen zu fallen, als seine schlüpfrige Grundlage längst untergraben war.

Helene war fest entschlossen, ein solches Christfest nicht wieder zu feiern, selbst auf die Gefahr hin nicht, daß sie der kostbaren Geschenke verlustig ging, welche mit dem Dessert herumgegeben worden waren und die ihr mehr den Eindruck einer höflichen Beleidigung als einer liebevollen Aufmerksamkeit gemacht hatten.

Helene wollte ein echtes, rechtes Christfest haben, und die beiden Antons sollten übel oder böse daran theilnehmen. Schon im November begann sie ihre Vorbereitungen, und zwar mit solchem Eifer, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn sie darüber den einen oder den andern ihrer Armen vergessen hätte. Unermüdt eilte sie aus einem Laden in den andern, um für jeden ihrer Lieben einen Scherz zu finden, der ihn erfreuen konnte — und wirklich schien ihr Alles über Erwarten zu gelingen. Nur die Wahl eines Christgeschenkens für die Tante bereitete ihr Schwierigkeiten. Es mußte etwas sein, was wenigstens für einen Moment ihre in Frost erstarrte Seele aufthauen ließ — und an dieser Aufgabe scheiterte Helenens Wiß.

So war die Zeit verstrichen — in acht Tagen war Weihnacht und Helene zweifelte bereits daran, daß es ihr gelingen möchte, für die Tante eine angenehme Ueberraschung zu ersinnen, als sie eines Morgens trotz Kälte und Schneegestöber von ihrem Diener begleitet ausging, um einer kranken Witwe einige Erfrischungen zu bringen. In dem Hause angekommen, eilte sie die dunkeln Stiegen hinauf bis zum dritten Stock, und als sie hier einen Moment auf dem Vorplatze stehen blieb, um Athem zu schöpfen, vernahm sie in dem Zimmer ihrer Pfllegebefohlenen eine jugendliche Frauenstimme, die so vornehm klang, daß Helene einen Moment glaubte, es sei ihr eine andere der Damen der Stadt bei dem Werke der Wohlthätigkeit zuvorgekommen. Endlich klopfte sie an, und als sie, auf das „Herein“ der Frau Badenbergs, die Thür öffnete, fand sie am Bett der Kranken eine junge Frau sitzen, die ein schlafendes Kind im Arme hielt.

Helene war frappirt von der ungewöhnlichen Erscheinung der Fremden. Sie war noch sehr jung und von jener ernsten, stolzen Schönheit, welche den spanischen Frauen eigen zu sein pflegt. Das Gesicht vom

reinsten Oval zeigte edle, entschiedene Linien und dunkle, ausdrucksvolle Augen, die noch im feuchten Schimmer eben vergossener Thränen zu glänzen schienen. Eine Fülle prächtiger schwarzer Haare umschloß den schön geformten Kopf, der, mit einer gewissen vornehmen Grazie getragen, weder mit dem einfachen baumwollenen Kleide, das die junge Frau trug, noch mit dem groben Shawl harmonirte, in den sie das Kind eingehüllt hatte.

Als Helene sich der Kranken näherte, stand die Fremde auf, um sich in das anstoßende Zimmer zu begeben, und nachdem Helene sich des Langen und Breiten von dem Rheumatismus und den schlechten Träumen der Kranken hatte erzählen lassen, nahm sie Gelegenheit zu fragen, wer die Fremde sei. Sie erfuhr, daß die junge Frau, eine Mexikanerin, sich in ihrer Heimath an einen Deutschen verheirathet hatte — und jetzt eben mit ihm in sein Vaterland zurückgekehrt wäre. Das Schiff, auf dem sie die Ueberfahrt gemacht, hatte unterwegs Schiffbruch gelitten. Mannschaft und Passagiere waren von einem Kauffahrer aufgenommen und gerettet worden, an dessen Bord der Gatte der jungen Frau an einem heftigen Fieber erkrankte. Man hatte ihn vom Schiff ins Hospital gebracht, wo er seit fünf Tagen ohne Besinnung lag.

Einer der Aerzte des Hospitals hatte sich der Familie des Kranken angenommen. Er hatte eine Wohnung für sie gesucht und neben Frau Badenbergs ein Stübchen gefunden, das zwar ärmlich, aber doch rein und warm war und dessen Preis den Finanzen der Fremden entsprach, die aus dem Schiffbruche nichts Werthvolles gerettet als einen mit Gold verzierten Rosenkranz und einen kleinen Diamantring, Gegenstände, die sie eben getragen hatte und von deren Erlös sie ihre und ihres Kindes Existenz fristen mußte, bis ihr Gatte wieder gesund wurde, wenn er überhaupt am Leben blieb.

Helene nahm sich sogleich vor, die arme junge Frau zu besuchen und zu sehen, was sich etwa für sie thun ließe. Sie klopfte also an die Thür, stellte sich selbst vor und wurde empfangen, wie eine Dame von der andern empfangen zu werden pflegt. Die Mexikanerin sprach ziemlich geläufig deutsch, wenn auch mit einem fremden Accent, der Helene indessen mehr wie ein Reiz als wie ein Fehler erschien. Es setzte die junge Frau allerdings in Verlegenheit, wie sie ihre Hilfe anbieten sollte, denn sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie sich einer Frau von gleicher Bildung und gleichem Stande gegenüber sah; da erwachte zum Glück für Beide das Kind, streckte die Arme nach der Mutter aus und bot Helene willkommene Gelegenheit, ein Gespräch anzuknüpfen.

Der Knabe war eins der reizendsten Geschöpfe, die man sich denken konnte. Jedes seiner kleinen Glieder

schien wie aus Marmor gemeißelt, blondes Lockenhaar, der geheime Stolz aller Mütter und Ammen, kräuselte sich um die weiße Stirn, unter welcher ein Paar große schwarze verwunderte Augen gar ernsthaft hervorschauten. Der kleine rothe Mund war so reizend, daß Helene der Versuchung, ihn zu küssen, nicht widerstehen konnte. Sie ließ sich vor dem Bettchen des Kindes auf die Knie nieder, tändelte mit ihm und bewunderte es so von Herzen, daß die Augen der Mutter bald vor Vergnügen leuchteten und der Knabe jubelnd und lachend die kleinen Arme nach ihr ausstreckte.

Und damit war das Eis zwischen den beiden Frauen gebrochen. Es fand sich bald, daß Madame Mercedes, wie Frau Badenbergs die Fremde nannte, zwar augenblicklich noch keinen Mangel litt, daß aber voraussichtlich sehr bald der Moment eintreten mußte, wo sie Rath und Hilfe dringend bedurfte. Die Summe Geld, die sie aus den verkauften Schmuckgegenständen gelöst, war sehr unbedeutend und es war sicher, daß ihr Mann auch im günstigsten Falle noch Monate lang nicht im Stande sein würde, für seine Familie zu sorgen, während es zugleich mehr als unwahrscheinlich schien, daß sie ohne Vermittelung irgend welche Existenzmittel zu finden vermöchte. Helene bot der Fremden ihren Beistand in der herzlichsten Weise an und „Madame Mercedes“ zögerte nicht, die Hand zu ergreifen, die sich ihr entgegenstreckte.

Freilich hatte man, wie bei den meisten Frauen, auch bei ihrer Erziehung nicht darauf Rücksicht genommen, irgend eins ihrer Talente so weit auszubilden, daß sich ein Beruf hätte daraus machen lassen. Nur im Sticken besaß sie, wie sie sagte, genügende Fertigkeit und Helene versprach ihr, für Beschäftigung dieser Art zu sorgen. Es war indessen spät geworden. Helene Willfried mußte daran denken, Abschied zu nehmen, und nachdem des kleinen Pedros runde Arme noch einmal geküßt worden waren, empfahl sie sich mit dem Versprechen, schon morgen wiederzukommen.

Helene befand sich auf dem Heimwege in der glücklichsten Stimmung. Was sie erlebt hatte, war ja ein wirkliches Abenteuer! Die meisten Armen, die auf ihrer Liste standen, waren schmutzige, ungebildete, ja nicht selten undankbare Menschen, und so wenig sie sich dadurch in ihrem Thun irremachen ließ, so war es ihr doch eine wahre Wohlthat, endlich einmal eine jener trotz ihrer Armuth vornehmen und edeln Frauen gefunden zu haben, von denen man so oft in Romanen liest, die in der Wirklichkeit aber so selten sind. Es war ihr, als hätte sie mitten in einem Felde voll Disteln einen Rosenstrauch in voller Blüthe entdeckt.

Zum Glück fand sich, daß Helene für ihre eigene Garderobe eine Menge von Stickerien nöthig hatte, und schon am andern Tageehrte sie mit dem Diener, der

ein mächtiges Paket trug, zu Madame Mercedes zurück. Was sich bei diesem Besuche zutrug, dürfen wir dem geneigten Leser vorläufig noch nicht verrathen. Es mag ihm genügen zu erfahren, daß, als sich Harry Wilfried in der Dämmerung eben an das Kamin gesetzt hatte, um die Rückkehr seiner Frau zu erwarten, diese plötzlich in ihrer Straßentoilette zur Thür hereinstürzte, ihren erstaunten Mann umarmte, wobei sie rücksichtslos ihren neuen Pariser Sammethut zerbrückte, und dann anfing im Zimmer umherzutanzten, bis ihre Crinoline sich in Tische und Stühle verwickelte und sie zum Stillstehen zwang.

Harry, der inzwischen aufgesprungen und mehrere Male rathlos mit den Fingern durch die Haare gefahren war, stand jetzt mit beiden Händen in den Taschen und starrte seine Frau an. „Was ums Himmels willen hast Du, Helene?“ rief er, als die Crinoline sie endlich zum Stehen gebracht hatte.

„O Harry,“ war die athemlose Antwort, mit welcher die junge Frau ein kleines, abgenutztes Buch aus ihrem Muffe zog und es, da sie nicht weiter sprechen konnte, öffnete und ihrem Manne unter die Augen hielt.

Und in der That schien in den Worten, die Harry dort las, eine magische Kraft zu liegen. Er wurde erst roth, dann blaß, setzte endlich seine kleine Frau sorgfältig in einen Stuhl, blieb vor ihr stehen und richtete etwa zwanzig Fragen an sie, ohne auf eine einzige Antwort zu warten. Trotz Alledem hatte man sich in nicht ganz fünf Minuten verständigt. Harry fuhr in seinen Paletot, rief nach dem Wagen, trug dem Diener auf, Frau Anton zu sagen, daß er und seine Frau ausgebeten wären, und eilte dann mit Helene die Treppe hinunter. Das junge Ehepaar kam erst nach zehn Uhr nach Hause zurück. Sie waren in sichtlich gehobener, freudiger Stimmung, ließen sich aber Onkel und Tante gegenüber auf keine weiteren Erklärungen ein, sondern zogen sich unter dem Vorwande der Ermüdung in ihre Zimmer zurück.

Die wenigen Tage bis zum Christabende verflossen für die meisten Menschen gewiß ziemlich schnell, aber Helene glaubte niemals Tage verlebt zu haben, die mit so unerträglicher Langsamkeit dahinschliefen. Endlich kam indessen der ersuchte Abend heran. Helene hatte den ganzen Tag gesungen, gelacht, geplaudert, aber je mehr der Abend heranrückte, je aufgeregter wurde sie. Frau Margarethe, welche sich diese Stimmung nicht zu erklären vermochte, fing ernstlich an zu bereuen, daß sie ihre Einwilligung zu einer Weihnachtsfeier in Helenens Stil gegeben hatte — jetzt ließ sich freilich daran nichts mehr ändern.

Um acht Uhr endlich öffneten sich die Thüren des

Speisesaales. Der bligende, mit Delikatessen, Ballons und Kerzen reichgeschmückte Baum, der ihnen entgegenstrahlte, entriß selbst Herrn Peter Anton und seiner Frau ein Zeichen des Beifalls — aber Helene hatte keine Zeit, sich an ihrer Bewunderung zu weiden.

„Komm, Tantchen, komm!“ rief sie, indem sie die Hand der Tante ergriff — „ich muß Dir zuerst Dein Christgeschenk zeigen!“

Frau Margarethe, durch den zitternden Ton von Helenens Stimme aufs neue beunruhigt, folgte ihr und stand zwei Sekunden später unter dem Lichterbaum einer zierlichen Krippe gegenüber, von welcher Helene jetzt vorsichtig den Schleier entfernte, so daß zwischen spitzenbesetzten Rissen das Gesichtchen eines friedlich schlafenden Kindes sichtbar wurde.

Frau Margarethe stand wie aus den Wolken gefallen — aber Helene ließ ihr keine Zeit zur Bewunderung. Indem sie der alten Dame stürmisch um den Hals fiel, rief sie halb lachend halb weinend:

„Tantchen, das ist Peter der Dritte! Deines eignen Sohnes Kind!“

Die Scene, welche nun folgte, läßt sich in der That nicht beschreiben. Wir können nur so viel sagen, daß Frau Margarethe eine halbe Stunde später mit dem kleinen Peter auf dem Schoße und seiner Mutter an der Seite in ihrem Zimmer saß, während Herr Peter Anton und Harry nach dem Hospital fuhren und Helene als sorgsame Hausfrau beschäftigt war, die Lichter am Baum auszulöschen, denen nach der Erscheinung Peter des Dritten Niemand mehr einen Blick geschenkt hatte.

Peter Anton der Zweite war anfänglich von den Mexikanern, später von der schönen Mercedes gefangen gehalten worden — und als er endlich nach der alten Weise des verlorenen Sohnes heimkam, warf ihn das Fieber aufs Krankenbett.

Das Uebrige ist bald erzählt. Wir halten den Leser für weitsichtig genug, um schon errathen zu haben, daß Helene den Namen des Verschollenen in jenem kleinen Notizbuche gerade früh genug entdeckte, um ihren Plan auf das glänzendste ausführen zu können.

Aber sie fand dafür auch ihre Belohnung. Denn nicht nur daß Niemand mehr das Geringste dagegen zu sagen hatte, wenn sie ausging, ihre Armen zu pflegen, auch der Christabend wurde von der Zeit an ohne Widerrede in ihrer Weise und nach ihren Anordnungen gefeiert.

Viele Jahre später, als nicht nur Enkelkinder sondern auch Enkelnichten und Neffen unter dem Weihnachtsbaume jubelten und sich ungestraft allerlei Teufeleien erlaubten in dem alten Hause, das jetzt ein ebenso verändertes Ansehen hatte wie seine alten Bewohner, die man kaum wiedererkannte, da legte Frau Margarethe

ihre Hand zuweilen auf des wiedergefundenen Sohnes Schulter, indem sie sagte:

„Es sind alle schöne Kinder, Peter, Deine wie Harrys, aber mit meinem Weihnachtskinde läßt sich doch keins vergleichen.“

## Der letzte König-Herzog

von Schleswig-Holstein.

Erzählung

von

M. Norden.

Noch hatte die Stunde der Erlösung nicht für das meerumschlungene Land geschlagen; noch seufzte besonders das mißhandelte Schleswig unter dem eisernen Drucke, welchen die Kopenhagener Literaten, Professoren und Beamten unter dem Namen der Eiderdänen darauf ausübten. Friedrich der Siebente, der letzte der dänischen Oldenburger, saß seit 1848 auf dem Throne des „dänischen Reiches“, d. h. er war wie seine Vorgänger seit Christian dem Ersten König von Dänemark und Herzog von Schleswig und Holstein, und residirte gleich diesen meistens in der Hauptstadt. Wenn er die Herzogthümer besuchte, so hielt er sich meistens einige Wochen lang im östlichen Schleswig, in der Nähe der Stadt Flensburg auf; sein Vater, Christian der Achte, hatte sich bei diesen Besuchen seiner deutschen Unterthanen gewöhnlich im westlichen Schleswig, im Nordseebade Wyl auf der Insel Föhr niedergelassen.

Am Fenster eines niedrigen Häuschens der an einem Ende Flensburgs gelegenen Vorstadt St. Jürgen stand ein junges Mädchen und blickte mit zagem Herzen in die öde Nacht hinaus. In funkelnder Pracht schimmerten die Gestirne am dunkelblauen Firmament, eine spärliche Helle der Herbstnacht verleihend, welche sich über den Flensburger Meerbusen breitete. Fast vier Meilen weit drängt dieser sich von der Ostsee in das schleswigsche Land und bietet einen vortrefflichen, sichern Hafen für Fahrzeuge jeder Größe. Vom Linienschiff bis zum Fischerlahn lagen sie massenweise auf seinem ruhigen Spiegel. Ausgelöscht aber war jede Laterne auf ihrem Bord, so daß sie der Blick des jungen Mädchens kaum zu unterscheiden vermochte. In dieser „tief schweigenden Stunde, da Nacht und Morgen sich begegnen,“ erschienen sie ihr wie düstre Ungeheuer, die Unglück in ihrem Schoße bergen. Grau und schattenhaft lag dahinter die Stadt Flensburg, welche sich am gegenüberliegenden Ufer der Bucht hinzog; noch schattenhafter verschwiegend stellten sich die Hügel mit den zahlreich auf

ihnen gelegenen Windmühlen dar, welche sie an drei Seiten umgeben. Ein schwaches Geräusch wurde in der anstoßenden Kammer bemerklich; seufzend wandte sie sich vom Fenster ab und ging leise hinein. Ein ältlicher, kranker Mann war aus dem Schlummer der Erschöpfung erwacht, in welchen ihn eine längere Krankheit geworfen hatte. An sein Bett tretend fragte sie:

„Soll ich Dir von der Arznei geben, welche der Doctor Dir gestern verordnete?“

Der Kranke machte eine verneinende Bewegung.

„Oder eins der Pulver, welche ich vorgestern aus der Apotheke holte?“

Der alte Mann schüttelte nochmals leise den Kopf und sagte dann:

„Gieb mir zu trinken!“

Sie reichte ihm ein Glas Wasser, welches neben ihm auf dem Nachttische stand. Er trank gierig und sprach wieder:

„Lege mir den Kopf höher!“

Sie beugte sich herab, legte den einen Arm unter seinen Nacken und richtete ihn auf. Sein Körperbau mußte in den früheren Jahren der Gesundheit breit und unterseht gewesen sein; die Stärke und Gewandtheit seiner Glieder hatte sich an manchem Tage der Mühsal und Widerwärtigkeit erprobt. Er gehörte nicht zu Denen, welche das Leben weich gebettet; jetzt, da es sich zum Abgange neigte, lag es glanzlos und freudenarm vor seinen irrenden Gedanken.

Als seine Tochter ihm das Kissen aufgepolstert und ihn wieder darauf gelegt hatte, fragte sie nochmals:

„Befindest Du Dich etwas besser, Vater? Du hast einige Stunden lang ruhig geschlafen.“

„Der Kopf ist mir etwas freier, der Athem leichter. Das Fieber ist nicht so heftig wie in den letzten Nächten.“

„Gottlob!“ rief sie in einem Tone, der wie angstvolle Freude klang, „so wird noch Alles gut werden! Du wirst genesen und Dich so rüstig und muthig wie zuvor bewegen.“

Sie hatte sich auf den Rohrstuhl neben das Lager gesetzt, dessen untere Betten und Kissen von See gras waren. Nun umschloß sie die auf der wollenen Ueberbede liegende knochige Hand des Kranken mit ihren beiden kleineren, weicheeren Händen und beugte sich zu ihm herunter. Eine kurze Pause trat ein. Dann nahm er nochmals das Wort. Trotz ihrer soeben geäußerten Zuversicht erzitterte ihr Herz; tief innerlich empfand sie, wie klanglos und gebrochen sein Ton war, den sie sonst so laut und kräftig gekannt hatte:

„Armes Gretchen, Du hast trübe Tage durchlebt; es werden noch schwerere für Dich kommen.“

Gretchen antwortete nicht; sie schob die spärlich brennende Lampe weiter vor, so daß ihr Schein heller als bisher auf das Antlitz ihres Vaters fiel. Nur zu

deutlich wahrte sie dessen todtenhafte Blässe; die erschreckende Magerkeit der harten Züge trat durch die schneeige Weiße des wüsten Kopf- und Barthaars noch mehr hervor. Die eingesunkenen Augen waren kaum in den Knochenhöhlen sichtbar.

„Wir wollen uns nicht mit schönen Worten einschläfern, Ete\*): Ich habe der Gefahr von jeher gerade ins Antlitz gesehen und will sterben, wie ich gelebt habe. Meine anscheinende Besserung ist eine kurze Täuschung. Die Schlagflüsse, die mich in den letzten Wochen getroffen, können sich zu jeder Stunde erneuern und mich ins Grab werfen. Ich fühle, daß mein Ende nahe ist.“

„Nein, nein, Vater!“ rief sie auf die Knie fallend und seine Hand noch einmal mit einer so krampfhaften Festigkeit erfassend, als wolle sie sich diesen Halt von keiner irdischen Macht entreißen lassen. „Du darfst nicht sterben! Laß mich nicht allein hier; ohne Dich habe ich keinen Trost und Beistand!“

„Beruhige Dich, Ete. Keiner stirbt eine Minute eher, wenn er auch vom Tode redet. Höre, was ich Dir zu sagen habe.“

Sie trodnete ihre Thränen und zwang sich zu äußerer Fassung. Er fuhr fort:

„Rücke den Lehnstuhl fort, auf welchem dort am Ofen so lange mein Platz war — hebe auch die Strohmatten auf, welche seit Jahr und Tag unter ihm ausgebreitet war — Du siehst ein kurzes Bret, eingefügt in den Fußboden, als habe man es benutzt, um eine schadhafte Stelle auszubessern — nimm das spitze Messer dort vom Tische, mit welchem ich so manche Auster geöffnet habe — und löse es damit aus den Fugen. Wird Dir das Werk zu schwer, so hole den Spaten, der auf der Hausflur steht, noch dazu und grabe einige Fuß tief die Erde heraus.“

Nicht ohne Verwunderung gehorchte Gretchen diesen Weisungen. Die ihr gestellte Aufgabe erforderte ziemlich viele Mühe, wenn gleich ihre Hände nicht die Arbeit scheuten. Ihr Vater hatte sich ausgerichtet, wie von einem mächtigen Interesse besetzt, das ihn noch einmal die Schwäche des Körpers bestiegen ließ. Mit angestrenzter Aufmerksamkeit folgte er ihren Bewegungen. Endlich stieß sie mit dem Grabspaten auf etwas Hartes. Die eingesunkenen Augen des Kranken leuchteten noch einmal hell auf. Sie sah ihn fragend an.

„Es ist ein kupfernes Kästchen — nimm es heraus und bringe es mir!“

Wirklich gelang es ihr, ein solches herauszugraben. Sie reinigte es von dem an ihm klebenden Sande und legte es in die zitternden Hände des Kranken.

\*) Ete — wie Gretchen eine Abkürzung für Margarethe, welche in Schleswig-Holstein nicht selten gebraucht wird.

„Ha!“ rief dieser, „fest verschlossen wie immer! Dort im Wandschrank liegt rechts in der Ecke auf dem obersten Bord ein altes Briefcouvert; Du findest einen Schlüssel darin — er wird das Kästchen öffnen!“

Gretchen sah sich bald im Besitz des Schlüssels und war dabei innerlich erstaunt über die Genauigkeit, mit welcher ihr Vater sich aller der dies Kästchen betreffenden Einzelheiten erinnerte. Sie mußten sich durch lange Gewöhnung so sehr seinem Gedächtnisse eingepägt haben, daß auch die Beschwerden der Krankheit sie nicht aufgelöst hatten. Erst nach wiederholten Versuchen gelang es ihr, den Schlüssel zu drehen. Der Deckel sprang auf; der Kranke nahm mit fiebrischer Hast einige Lagen Baumwolle weg und zog dann eine Perlschnur hervor, so bläulich glänzend, wie sie nur jemals der Orient gesehen hatte. Seine Blicke hingen mit einem seltsamen Ausdruck daran; dann richtete er sie wieder auf seine Tochter, während ein Ausdruck auf seinem verfallenen Antlitz weilte, der fast einem freudigen Lächeln glich.

„Diese Perlen sind mein heimlicher Schatz gewesen, den ich vor aller Menschen Augen verbarg — mein Trost und meine Freude, an dessen Anblick ich mich labte in stillen, einsamen Nächten, wenn mir der Tag der Sorgen und Widerwärtigkeiten viele gebracht hatte.“

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

Was wir von den nächsten Frühlingmoden berichten können, theilen wir im Nachstehenden mit.

Die Leibchen mit Gürtel scheinen sich zu halten und wir freuen uns darüber, denn es ist eine geschmackvolle Mode.

Die Gürtel selbst werden sehr reich gearbeitet sein, Kunstwerke der Posamentirerei.

Die engen Ärmel werden ebenfalls modisch bleiben, an den Morgenkleidern nämlich, denn so viel steht wohl schon fest, daß jedes etwas elegante Kleid in der nächsten Saison ein ausgeschnittenes Leibchen und selbstverständlich kurze Ärmel haben wird.

Eine Folge der Mode, in bloßen Armen zu gehen, wird die andere sein, lange Handschuhe zu tragen.

Von der Abschaffung der Erinoine ist keine Rede mehr.

Die Röcke werden länger als je sein, mit langnachschieferender Schleppe, aber hoch und zierlich gerefft über eleganten Röcken.

Die Confections (Paletots &c.) scheinen außerordentlich kurz getragen werden zu sollen; sie dürften sonach mehr Paletot-Jäckchen sein, namentlich zur Morgenkleidung, aber immer von demselben Stoffe wie das Kleid.

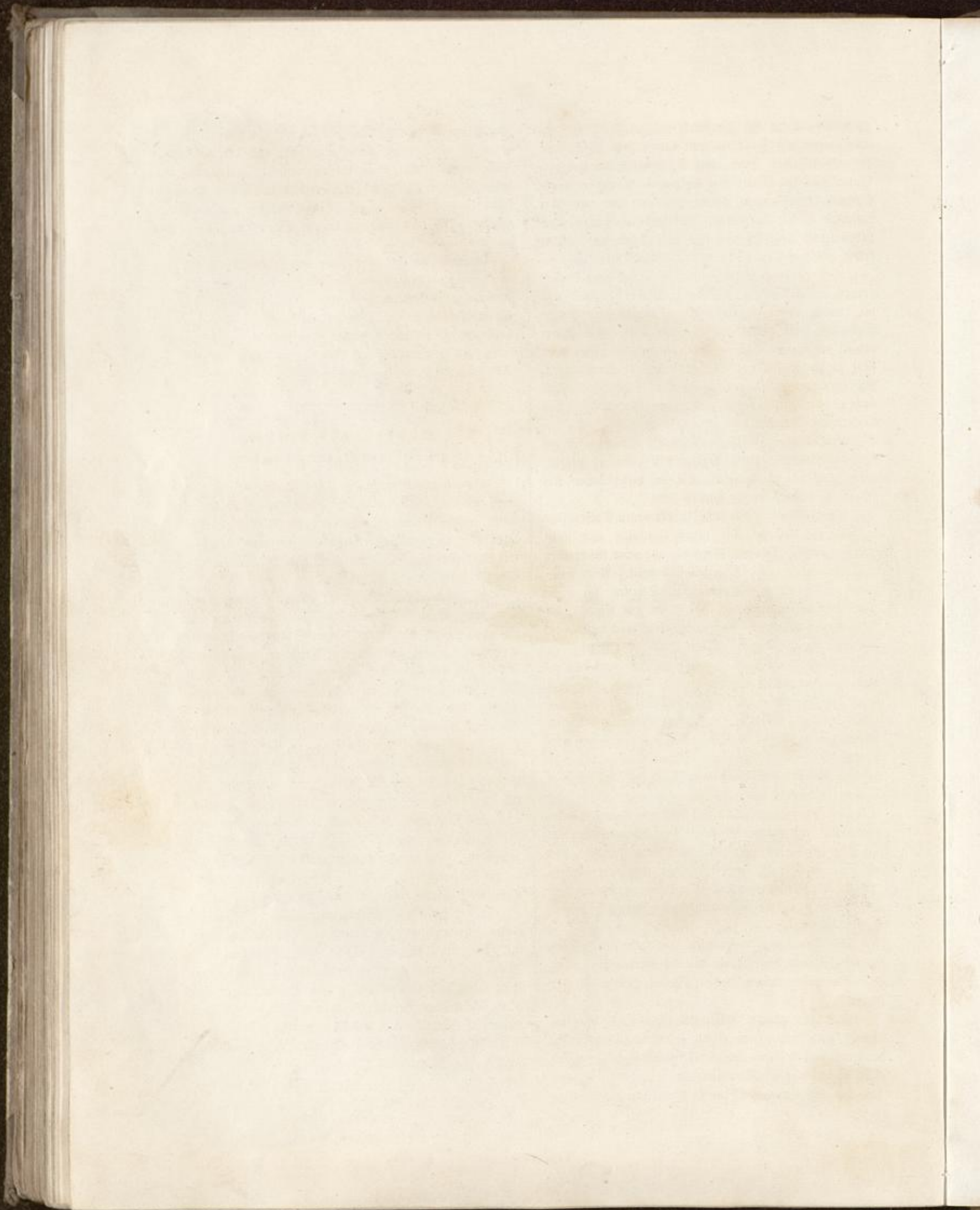
Die Hüte endlich scheinen sich noch mehr verkleinern





12.1865

ALLGEMEINE MODENZEITUNG



zu wollen, wenn das überhaupt möglich ist, so daß sie nichts mehr als Fanchons von Stroh sein dürfen von der Breite einer Hand, mit Stahlperlen übersät und hinten statt des Bartes mit Spitzen — wenn der lange Chignon fortgetragen werden soll — oder mit einer einfachen Blume ausgeputzt. Uebrigens muß man zusehen, daß diese Hüthen sehr gut kleiden und reizend kolett aussehen.

Der Haarputz unterliegt unbestreitbar einer Veränderung. Die Damen, welche die Moden angeben und die, welche ihnen zunächst folgen, tragen keine langen Catogans, keine übergroßen Chignons mehr. Der Kamm nimmt den ganzen Chignon auf, der geflochten ist. Man sieht so den Nacken und die Haarwurzeln. Häufig findet sich über der Stirn eine große Menge Lösschen, wohl auch in der Mitte des Kopfes, ganz wie zur Zeit des Kaiserreichs Napoleons I.

Ein anderer, ebenfalls modischer Haarputz ist ein Wellenscheitel mit einer diademartig darüber gelegten Flechte, oder auch Scheitel, die in verschiedener Art gedreht und verschlungen sind.

Der Foulard scheint auch in der neuen Saison sehr modisch zu bleiben. Die neuen Foulards sind meist weißgrundig mit farbigen Streifen, und zwar kirschrothen oder zartgrünen. Die Streifen sind breit. Auch weißgrundigen Foulard mit schwarzen Streifen hat man. Die neuesten Kleider dieser Art haben gar keinen Ausputz, dagegen sind sie sehr lang, sehr weit unten und sehr eng oben. Damit ist der Anzug aber noch nicht fertig; über dieses Kleid zieht man ein anderes, das man *sourreau* (Futteral) nennt, z. B. eines von weißgrundigem Foulard mit breiten kirschrothen Streifen, unten mit einem sehr breiten Saume und einer seidenen Schnur; das Leibchen ausgeschnitten mit Schößchen und Revers, die mit dicken Knöpfen von rothem Sammet gehalten werden, während die Schößchen mit rothem Sammet eingefast sind.

Ein neues Kleid zu Visiten war von havannabraunem Taffet mit kleinen schwarzen Mustern und mit Ausputz von schwarzem Sammet. Die Casaque dazu von demselben Stoffe und sehr kurz, mit Posament garnirt.

Die Schlepplleider, die ohnedies maßlos weit sind unten, vertragen keinen Ausputz, weil er sie noch schwerer machen würde.

Die seit lange verbannten und gehaßten grünen Kleider scheinen dieses Jahr modisch werden zu wollen.

Ein paar andere Kleider für die Halbsaison sind folgende:

Kleid von grauem Taffet mit einem ziemlich breiten Volant ganz unten und einem Fransensposamentstreifen darüber; das Leibchen hoch mit breiten Schößchen und enge Aermel mit Posamentausputz.

Ein Kleid von *Poux de Soie* in neuem sehr schö-

nen Blau mit zwei Köcken, jeder unten mit einer Reihe in weißer Seide eingestickter Bouquets und der zweite Rock überdies mit einer breiten weißen Thibetfranse; hohes Leibchen mit weißen Bouquets, die ihm das Aussehen eines Jäckchens geben. Langer Gürtel, der hinten geknüpft wird und in zwei langen Enden mit Thibetfransen hinabfällt.

Endlich ein einfaches Kleid von schwarzem Taffet, unten nur mit drei weißen Taffetstreifen besetzt, die durch schwarze Schmelzperlen gehalten werden; hohes Leibchen mit ebensolchen weißen Streifen, die ihm das Aussehen eines Berner Leibchens geben; enge Aermel, oben und unten mit weißem Besatz; Gürtel von weißem Taffet mit schwarzen Schmelzperlen.

### Modenblatt № 12.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Kleiner brauner Hut, mit blauem Band und einer weißen Feder ausgeputzt; statt des Bartes eine weiße Spitze; blaue Bindebänder; blaues Taffetkleid ohne allen Ausputz; modischer kurzer Paletot von Sammet, mit Bordensbesatz; sehr kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Kleiner Hut von dunkelgrünem Sammet, mit hellgrünem Band ausgeputzt und statt des Bartes eine schwarze Spitze; unter dem kleinen Schirme Spitzen und eine Rose; grüne Bindebänder; Kleid von graugrünem Taffet mit hohem runden Leibchen, an dem ein schwarz und grünes Band an der Seite herab und unter dem breiten schwarzen Gürtel mit großer goldner Schnalle hin läuft, während grüne Schnüre quer über dasselbe gehen; enge lange Aermel mit großen Aufschlägen, die mit schwarz und grünem Bande besetzt sind wie die Achseln; das erwähnte Band geht von der Brust vorn über den Rock und trägt da ein guirlandenartig aufgenommenes ähnliches, das unten herum geht über einen Faltenvolant, der oben und unten schwarz und grün eingefast ist; zwei gleiche Bänder laufen von dem Gürtel an der Seite über den Rock; kleiner Spitzenkragen; kleine Spitzenunterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Runder brauner Hut, mit röthlichem Bande und einem Federbusch ausgeputzt und rund herum am Rande mit schleierartig schwarzer Spitze besetzt; Kleid von röthlichem Taffet mit knappem hohem Leibchen, Posamentspitzenbesatz und Gürtel mit großer Schnalle; auf dem Rocke ebensolcher Besatz; kurzer modischer Paletot von schwarzem Sammet, reich mit Bordenspitzen garnirt; ganz kleiner Spitzenkragen; kleine Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

Stahlich N<sup>o</sup> 12.**Das Columbus-Denkmal in Genua.**

In Genua, in der prächtigen breiten Straße via Balbi in der Nähe des Bahnhofes, des Universitätsgebäudes und des königlichen Palastes, auf dem kleinen Plage piazza dell' Acqua verdi erhebt sich jetzt das Denkmal, welches die Stadt dem Entdecker Amerikas errichtet hat, das aber

erst nach mehreren Jahren fertig geworden ist, während das Modell lange schon in dem Palast Brignole ausgestellt war. Es ist von sehr bedeutender Größe, mit vielen Figuren und mit Schiffsschnäbeln verziert.

Columbus wurde bekanntlich 1447 zu Gogoleto bei Genua geboren und längst schon stand auf dem Vorsprunge eines kleinen Hauses am Hafen von Genua ein Standbild desselben.

**Intelligenzblatt zur Modenzeitung.****Zur Saison**

machen wir unsere verehrten Leserinnen auf den so beliebten

**Wellenscheitel-Apparat**

aufmerksam. „Dieser Apparat, mit welchem man das Haar nach der jetzt so vorzugsweise beliebten Art in Wellen pressen kann, ist auf englischem Boden entworfen und zeichnet sich vortheilhaft vor anderen bereits bekannten, demselben Zwecke dienenden Vorrichtungen dadurch aus, daß das Krepfen des Haares, ohne die geringste nachtheilige Wirkung für dasselbe, in einigen Minuten ausgeführt ist.“

(Bazar.)

Die Anwendung ist sehr einfach. Man öffnet den Apparat, schraubt die vier Oeffnungen auf, füllt sie durch den beigefügten Trichter mit heißem Wasser und legt dann das glattgelämmte Haar (wie es in beistehender Abbildung erscheint) zwischen die beiden gefestigten Blätter, schließt sie alsdann zusammen und in 2 bis 3 Minuten kann man das Haar in der gewünschten Wellenform herausnehmen.

Dieser Apparat ist für den Preis von 2 Thlr. und 5 Sgr. für Emballage zu haben in der Expedition des „Telegraph“ in Leipzig, Grimma'sche Straße Nr. 31, 1.; in Payne's Kunst-Anstalt, Niedermwallstraße 33 in Berlin; Weiburggasse 12 in Wien und in Altona bei A. Payne, Langestraße 89.

Mit dem am 1. April beginnenden neuen Quartal laden wir auf die

**Leipziger Abendpost**

(erscheint täglich Abends — Preis vierteljährlich 1 Thlr.)

zum Abonnement ein. — Alle Postanstalten des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Nach allen Seiten hin unabhängig, gehört unser Blatt der liberalen Richtung an und hat sich hierbei namentlich die Aufgabe gestellt, im Sinne des Föderalismus für die Erhaltung der vollen Integrität Deutschlands zu wirken. Wie bisher werden wir auch ferner, unterstützt von sachkundigen Mitarbeitern und zuverlässigen Correspondenten an den politischen Hauptplätzen, gleich allen größeren Zeitungen **Telegraphische Depeschen aller wichtigen Ereignisse** bringen und unter Betheiligung bewährter Publicisten und eingeweihter Politiker in **Leitartikeln** die politischen Situationen charakterisiren. Nächst den allgemein politischen Fragen wird unser Blatt auch für die Folge die öffentlichen Zustände Sachsens in sein Bereich ziehen und **Alle wichtigen localen Vorgänge** zur Kenntniß seiner Leser bringen. Dem **Handel und der Industrie** werden wir stets die gebührende Beachtung schenken, die **Börsen- und Coursberichte** in beschleunigter Weise mittheilen, und neben einem **Reichhaltigen und interessanten Feuilleton** jeder Zeit über **Theater, Concerte, öffentliche Vorlesungen, Gerichtsverhandlungen, wichtige Ereignisse aller Art** etc. etc. ausführlich berichten. — Der Preis von vierteljährlich 1 Thlr. ist ein so niedriger, daß die „Leipziger Abendpost“ zu den billigsten in Deutschland erscheinenden Zeitungen zählt.

Leipzig, März 1865. Expedition der „Leipziger Abendpost“.

**Privat-Entbindungs-Anstalt.**

In der schönsten Umgegend Leipzigs bietet, vollständig eingerichtet, ein beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, für Damen, die ihre Niederkunft in Stille und Zurückgezogenheit abwarten wollen, Aufnahme. Bei billigen Bedingungen, liebevollster Pflege wird strengste Verschwiegenheit zugesichert. Adresse: E. E. Nr. 0. poste restante frei Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Kleine Weltgeschichte**

für  
**Bürger Schulen.**

Bearbeitet von Dr. Carl Ramshorn, Director der III. Bürgerschule zu Leipzig. Ritter des K. K. Oe. Franz-Joseph-Ordens.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. broch. Preis 15 Ngr. geb. 17 Ngr.

Dr. Caspari's  
Homöopathischer

**Haus- und Reisearzt.**

Ein unentbehrliches Hülfsbuch für Jedermann,

insbesondere für alle Hausväter, welche auf dem Lande, entfernt von ärztlicher Hilfe, wohnen, um sich dadurch ohne dieselbe in schnell entstandenen Krankheitsfällen für den ersten Augenblick selbst helfen zu können.

Herausgegeben

von Dr. F. Hartmann.

30te Auflage, durchgesehen und verbessert von Dr. Alex. Hartmann. gr. 8. broch. Preis 24 Ngr.

**Taschenlexicon der Chemie**

und der damit verbundenen Operationen

bearbeitet von

Dr. Th. Gerding,

Dirigent des Technicums in Göttingen.

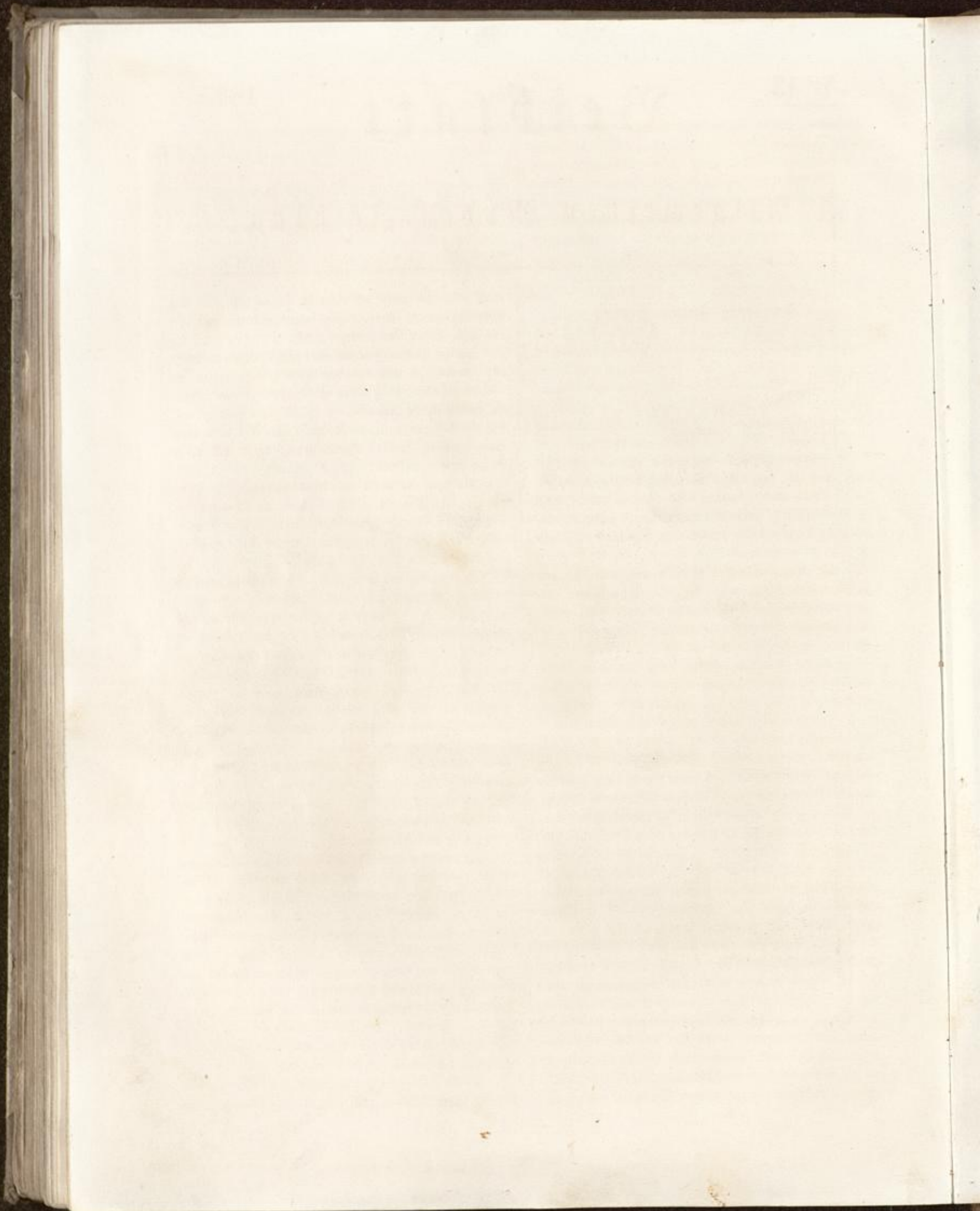
Preis 4 Thlr. 7 1/2 Ngr.



Verlag v. Neumann, Neudamm, Buchh.

Denck & Weyl in Leipzig.

*Columbus Denkmal in Genua*



zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

Der letzte König-Herzog  
von Schleswig-Holstein.

Erzählung

von

M. Norden.

(Fortsetzung.)

„Du hast geglaubt, wir wären arm — und siehst nun, daß wir ein artiges Vermögen besitzen, wenn wir es zu Gelde machen wollen. Ich habe es gehütet lange Jahre hindurch — habe mit Entbehrungen gekämpft, ohne es anzurühren — wollte es Dir hinterlassen — hier ist es!“

Die Augen des Mädchens hatten starb an dem schimmernden Halsbande gehangen. Ihre feinen Züge waren noch blässer geworden; plötzlich zuckte sie zusammen und wenn auch mit gedämpfter, so doch nicht weniger eindringlicher Stimme rief sie:

„Vater, warum mußt Du den Besitz dieser Perlen verheimlichen — warum sie vor aller Menschen Blicken verbergen? Gehören sie wirklich Dir allein?“ —

Eine furchtbare Erinnerung, die lange vergessen in ihr schlummerte, war plötzlich wieder vor ihre Seele getreten. Wie ein wüßtes Traumbild zog sie an ihr vorüber. Sie sah sich als dreijähriges Kind in einer düstern Nacht gleich der heutigen in ihrem Bettchen erwachen — sah diese Perlenkette in der Hand ihrer Mutter — einen Mann mit geballter Faust vor ihr, der sie ihr entreißen wollte — sah ihre Mutter mit dem Fremden ringen und ihn aus dem Zimmer stürzen, als die Schritte ihres Vaters im Nebengemache hörbar wurden — und darauf die Mutter hastig die Perlen verbergen und das Schlafzimmer verlassen. Sie hörte weiter kein Geräusch und verbarg in jäher Kinderangst ihr Antlitz unter der Bettdecke, worauf sie bald entschlief. Als sie am andern Morgen erwachte, sagte ihr die Mutter, ein Dieb habe sie bestehlen wollen, doch habe das Rauben des Vaters ihn vertrieben. Es sei nicht gut, weiter von dem Vorfalle zu sprechen, damit nicht auch andere böse diebische Menschen dadurch herbeigelockt würden; auch wollte sie gegen den Vater davon schweigen, damit dieser nicht erschreckt würde. So war dieser Sache nie wieder er-

wähnt und die ganze schreckenvolle Scene bis heute mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt worden.

Ihr Vater aber versetzte ruhig:

„Diese Perlen gehören mir und Niemanden sonst. Ich brachte sie mit aus der Levante und schenkte sie Deiner Mutter an unserm Hochzeitstage. Von heute an sind sie Dein, denn ich, ihr rechtmäßiger Eigenthümer, gebe sie Dir zur freien Verfügung. Sie sind mindestens zwanzigtausend dänische Thaler werth, wenn wir sie zu Gelde machen wollten.“

Gretchen fühlte sich wunderbar beruhigt. Sie hatte nie eine Lüge von ihrem Vater gehört und glaubte daher auch jetzt unbedingt seiner Versicherung. Ein schneller Wechsel der Empfindungen trat bei ihr ein. Erheitert sagte sie:

„Und wenn wir es thäten — wenn wir das Geld hätten — so könnte ich Hartwig loskaufen —“

„Und Ihr könntet Euch ein Güthen erstehen und darauf wie zwei Turteltauben in Liebe und Frieden bis an Euer seliges Ende hausen,“ fuhr der Alte fort, als sie innehielt. „Ich weiß schon, was Du sagen willst.“

Das lilienweiße Antlitz Gretchens wurde plötzlich mit einem so glühenden Purpur überzogen, daß er bis an die goldblonden Scheitel hinaufstieg, von welchen üppige Locken auf den schneeigen Hals herunterwallten. Jene zarten Farben, ihr rasches Wechselspiel auf der fast durchsichtig erscheinenden Haut, welches so oft bei den Töchtern jenes Landstriches gefunden wird, war auch Gretchens vielbenedetes Eigenthum.

Ihr Vater sprach weiter:

„Ich vergrub das Kästchen damals im Kriege, um es vor den Dänen zu sichern, denen wir noch viel eher als das südlichere Land überliefert wurden. In allen den langen Jahren seitdem ist es mir nicht geheimer vorgekommen, mir unter dem straffen Dänenregiment etwas von diesem Schatze merken zu lassen; es passiren eigenthümliche Dinge hier zu Lande; ich habe nie bei den Eiderdänen in Gunsten gestanden und wer weiß, was für Abgaben und Kriegssteuern und sonstige Drangsale man mir auferlegt hätte. Die sicherste Rettung vor dergleichen Plünderungen ist, zu thun, als wenn man nichts hätte; da hat der Kaiser sein Recht verloren.“

„Greife Dich nicht zu sehr durch das viele Sprechen an,“ versetzte Gretchen, als er auf Augenblicke schwieg.

So außerordentliches Interesse ihr auch seine Mittheilungen boten, so dachte sie mit der selbstlosen Vorsicht der töchterlichen Liebe doch noch mehr an sein Wohl als an den eigenen Vortheil. „Du kannst mir morgen mehr von diesen Dingen erzählen.“

Er aber schüttelte, so hastig es ihm möglich war, den Kopf und fuhr fort:

„Ich will nichts Nothwendiges mehr verschieben; es würde mich mehr quälen, wenn ich es noch länger auf dem Herzen behalten müßte. Du weißt, daß der einzige Bruder Deiner Mutter seit zwei Jahren hier lebt.“

„Ich habe den Onkel Karbye nur zweimal gesehen.“

„Er hat nicht viel nach uns gefragt und ich noch weniger nach ihm. Er war von vielerlei Märkten nach Kopenhagen zurückgekehrt, ohne zu etwas Bedeutendem gekommen zu sein. Da stieß er wüthend in die Trompete der Eiderdänen und ging als ihr willigstes Werkzeug hierher, um erbarmungslos gegen deutsche Sprache und deutsche Bildung zu Felde zu ziehen, so weit sein Arm reichte. Als er mich zuerst aussuchte, sagte ich ihm gleich meine Meinung über diesen ganzen Unfug und versicherte ihm, daß ich nach wie vor ein ächter Deutscher sei und mich niemals herbeilassen würde, dem gegenwärtigen Regimente die Schleppe zu tragen. Das mochte er nicht hören, dachte auch wohl, daß bei mir nicht viel zu holen sei, der nähere Verkehr mit mir ihm auch wohl von seinen dänischen Freunden verdacht werden könne — und so ist denn so ziemlich Jeder für sich geblieben.“

„Der Onkel Erich ist in Helsingör geboren, also ein Däne,“ warf Gretchen begütigend ein. „Es ist daher begreiflich, daß er nach seinen Ansichten und nicht nach den unsrigen handelt.“

„Mag sein. Auf jeden Fall ist ihm der in diesen letzten Jahren zur Schau getragene feurige Patriotismus gut bekommen, denn allerdings ist die Bedienung sehr einträglich, mit der man ihn jetzt wieder belohnt hat. Doch ist es möglich, daß er endlich seine älteren Tage in Ruhe und Wohlstand hinbringen wollte, auch wenn der Weg nicht ganz gerade war, auf dem er dazu gelangen konnte. Auf alle Fälle ist er jetzt ein gewiegter Mann, der sein gutes Auskommen hat und fremden Gutes nicht bedarf.“

Von gar zu zarten Bedenklichkeiten ließ er sich auch in frühern Zeiten nicht einschüchtern; in mancher andern Hinsicht jedoch war er kein übler Bursche. Dabei weiß er in der ganzen Welt Bescheid, denn er ist mit mir und ohne mich weit herumgekommen. Du besitzt keine andere verlässliche Stütze hier, denn wir haben sehr eingezogen gelebt und unsere besten Freunde sind vor mir dahingegangen oder außer Landes. Deine Mutter liebte ihn sehr und auch er war ihr sehr anhänglich. Er wird sich um ihretwegen Deiner annehmen, wenn es sein muß, und Du hast zugleich Jemanden, der Dich vor

allen Quälereien der herrschenden Partei in Schutz nehmen wird, wenn diese Lust haben sollte, solche an Hans Bostrups Tochter zu versuchen. Du mußt ihm die Perlen zeigen, wenn Du sie in Geld umsetzen willst; er wird Dir nach Kopenhagen oder Hamburg hin Adressen an bekannte Leute geben können, die dies bewerkstelligen.“

Er mußte abermals innehalten, indem er in die Kissen zurückfiel. Die Besorgniß seiner Tochter war nur zu begründet gewesen. Nach der gewaltsamen Anstrengung seiner erschöpften Kräfte versank er nun in eine um so größere Schwäche. Die Zunge versagte ihm einstweilen ihren Dienst und nothgedrungen mußte er die Bitte seiner Tochter erfüllen und sich bis zum folgenden Tage unbedingte Ruhe gönnen. Sie verwahrte das Kästchen mit seinem kostbaren Inhalt wieder in seinem früheren Versteck, in welchem auch der aufmerksamste Forscher es nicht vermuthet haben würde. Als die gleichmäßigeren Athemzüge des Kranken sie endlich überzeugten, daß der Schlaf sich wirklich wieder auf seine geschlossenen Augenlider gesenkt habe, überließ auch sie sich auf einige Stunden der langentbehrten Ruhe. Als sie nach dieser am nächsten Morgen wieder an das Krankenbett trat, fand sie das Antlitz ihres Vaters von der Kälte und Starrheit des Todes ergriffen. Die Wiederkehr eines Schlagflusses hatte noch schneller, als er selbst vermuthete, seinem Leben ein Ziel gesetzt. Ein müder Pilger hatte seine irdische Bahn vollendet und war schnell und schmerzlos in den Hafen des ewigen Friedens eingelaufen. Gretchen weinte ihm ihre heißen Thränen als den gerechten Zoll tiefempfindener, kindlicher Liebe. Als die ersten Stunden des kummervollen Entsetzens über diese jähe Veränderung vorüber waren, überließ sie sich jener stillen Trauer, welche um so tiefer empfunden, je weniger sie äußerlich hervortritt, und gedachte der letzten Pflichten, welche sie der entfesselten Hülle Dessen schuldig war, der ihr hinieden am nächsten gestanden hatte.

Acht Tage später sandte sie einen Brief ab, welcher die Aufschrift trug: „An den Herrn Hardebovogt Eric Karbye, Ritter vom Danebrog, hier.“ In diesem Schreiben meldete sie ihrem Oheim den Tod ihres Vaters und bat den Erstern um die Erlaubniß, ihn besuchen und in einer wichtigen Angelegenheit um seinen Rath fragen zu dürfen. Fast freudig wurde sie überrascht, als noch in der beginnenden Abendstunde des nämlichen Tages der Oheim in ihr Zimmer trat. Nur zu schnell erkannte sie seine hohe, ziemlich wohlbeleibte Gestalt wieder, das würdevoll getragene, leicht gebräunte Antlitz, von welchem das graugemischte, bräunliche Haupthaar glatt zurückgestrichen war. Wenn auch einige



Runzeln auf der schmalen Stirn nicht fehlten, so lagerte zugleich Thatkraft und Entschlossenheit um die festgeschlossenen Lippen und über dem bartlosen Kinn.

Man hätte ihm kaum die Mitte der Fünzig zugetraut, welche bereits hinter ihm lag. Als Gretchens Hand in der seinigen lag, drückte er diese herzlich und sprach mit einem freundlich wehmüthigen Lächeln, wobei sie bemerkte, daß seine sämtlichen Zähne wohl in Folge häufigen Rauchens kohlschwarz waren:

„Mein guter Schwager hat also ausgelitten; ich beneide ihn um seinen schnellen Tod. Wenn er auf diese Weise kommt, so wird er uns leichter gemacht als oft genug das Leben. Erzähle mir genau, wie sich Alles zugetragen hat.“

Gretchen konnte ihren auf neue fließenden Thränen nicht gebieten. Nach und nach erst gelang es ihr, sie zu trocknen und dem Oheim für sein schnelles Erscheinen und seine Theilnahme zu danken und seinem Begehren Folge zu leisten.

„Es litt mich nicht länger daheim, da ich Dich allein und verlassen wußte. Ich nahm mir gleich nach dem Empfange Deines Briefes vor, Dich, sobald meine Geschäfte es irgend erlaubten, aufzusuchen und zu fragen, wodurch ich Dir nützen könnte.“

Sein Ton hatte etwas so väterlich Gewinnendes, daß das junge Mädchen sich dadurch außerordentlich wohlthätig berührt fühlte. Er setzte sich neben sie auf das mit Haartuch überzogene, nichts weniger als weiche Kanapee und hörte ihr aufmerksam zu, während er die seinen dunkeln Glacehandschuhe abzog. Als sie bald darauf eine kurze Pause machte, sagte er mit freundlichem Vorwurfe:

„Du hast mich nicht früh genug benachrichtigt, damit ich seiner Leiche das letzte Geleit hätte geben können. Hast Du andere nähere Freunde, die dies anstatt meiner übernehmen?“

„Keine. Ich bin nur dem oft gegen mich ausgesprochenen Willen meines Vaters gefolgt, welcher mir stets gebot, ihn dereinst ohne alles Gepränge und ohne jedes Gefolge Anderer der Erde zu übergeben. Er behauptete, dies Geleit sei für Niemanden eine Annehmlichkeit und nur Eltern und Kinder oder Brüder und Schwestern dürften sich gegenseitig diesen Dienst leisten. So bin ich ihm denn in der frühesten Morgenstunde, nur von einigen Frauen und dem sonst nothwendigen Personal begleitet, bis zu seinem Grabe gefolgt und ebenso still heimgekehrt, wie wir fortgingen.“

Der Hardevogt\*) nickte und versetzte:

„Ich erinnere mich der eigenthümlichen Anschau-

\*) Der Hardevogt ist in Schleswig die Behörde für einen mehr oder minder ausgebreiteten Landesdistrikt, Harde genannt. Er wohnt jedoch oft in der zunächst gelegenen Stadt.

ung, welche Hans Vostrup von manchen Dingen hegte, und habe daher auch keine besonderen Trauerkleider angelegt.“

Er ließ hierbei seine Blicke über seine sehr saubere, dunkle Kleidung von modernem Schnitt gleiten, bei welcher allerdings nur die Halsbinde die schwarze Farbe aufwies. Gretchen erwiderte:

„Da er mir dies nicht ausdrücklich verboten hat, so habe ich ein solches angezogen. Ich denke, daß Niemand Frohsinn und Lustigkeit von mir erwarten kann, so lange ich es trage.“

Karbye ließ den Gegenstand fallen und fragte, das unscheinbare Mobiliar ringsum musternd:

„Ihr habt nicht im Ueberflusse gelebt; ich weiß es. Hast Du ganz allein mit Deinem Vater gehaust?“

„Nachdem ich herangewachsen war, hatten wir eine Aufwärterin, welche einen Theil der häuslichen Geschäfte besorgte; die übrigen und die Pflege des Vaters fielen mir anheim. Nach dem Tode meiner Mutter hielt er mir eine Pflegerin, die besonders in seinen häufigen Abwesenheiten für mich Sorge trug. Später entließ er sie, da diese in den letzten zehn Jahren fast ganz aufhörte und er sehr einhäusig lebte.“

Eine abermalige Pause trat ein. Karbye sah vor sich hin, als ob er seine Erinnerungen sammelte, und sprach dann:

„Ich hielt mich außer Landes auf, als Deine Mutter starb, doch betrückte mich ihr früher Tod darum nicht weniger. Du gleichst ihr sehr und bist mir deshalb doppelt theuer. Die langen blonden Wimpern hingen ihr so träumerisch wie Dir über den blauen Augen; sie hatte das Stumpfnäschen und die rothen Lippen mit den kleinen, weißen Zähnen dahinter wie Du. Das runde Kinn erbtest Du von Deinem Vater; dagegen war ihre Stirn so frei und rein wie die Deinige; auch hatte sie Deine schlankte Taille und den Hals so weiß und voll wie Du. Wenn Du jetzt etwas magerer und blässer im Gesicht bist, als ich es bei ihr gewohnt war, so wird sich dies hoffentlich bald ändern, wenn erst freudigere Tage für Dich angebrochen sind.“

Sie seufzte. Er fügte hinzu:

„Erzähle mir von Deiner Mutter, was Du weißt. Ich habe zu lange nichts von ihr gehört.“

Gretchen folgte dieser Aufforderung nur zu gern. Mit der ganzen Zärtlichkeit einer liebenden Tochter rief sie das Bild der längst Hingeschiedenen aus deren frühem Grabe hervor und verklärte es mit allem Zauber, den die lange Entbehrung der nie Vergessenen verlieh. Sie sammelte ihre eigenen frühesten Erinnerungen und vereinigte sie mit den Erzählungen ihres Vaters und ihrer Pflegerin, welche alle sich nur zu tief der kindlichen Seele eingepägt hatten. Unendlich wohl that ihrem verwaisenen Herzen das angelegentliche Interesse,

mit welchem der Oheim ihren warmen Schilderungen folgte, und sie vergaß bei den wiederholten Aeußerungen seiner Theilnahme, daß er diese Nachrichten über seine so sehr geliebte Schwester längst von ihr hätte einziehen können, wenn er sich wirklich so sehr darnach gesehnt hätte. Alles an ihm berührte sie so angenehm, seine freundliche Würde, sein stets hervortretendes Wohlwollen gegen sie; das theilweise Gewählte seiner Redeweise ließ sie den weichen, schleifenden Accent und die hin und wieder vorkommende Incorrectheit übersehen, mit welcher er das Deutsche sprach. Sie überließ sich nach der langen trüben Zeit zum ersten Male wieder dem befriedigenden Gefühle, ihrer gänzlichen Verlassenheit entrissen zu sein und eine neue Stütze gewonnen zu haben, welcher sie nach ihrem letzten, herben Verluste so sehr bedurfte. Nach und nach ging sie zu den letzten Eröffnungen ihres Vaters über und sprach von dem werthvollen Kleinod, welches dieser so geheimnißvoll für sie aufbewahrt hatte. Die kleinen braunen Augen des Hardschvogtes nahmen einen fast stehenden Ausdruck an und er fragte schnell:

„Worin besteht dieses Kleinod?“

„In einer Perlenkette. Mein Vater sagte mir, daß sie wenigstens zwanzigtausend dänische Thaler werth sei.“

„Zeige sie mir, damit ich selbst urtheilen kann.“

Gretchen holte die in der Nähe bereitgehaltenen Perlen herbei, welche sie gleich nach der Absendung ihres Briefes an den Onkel aus ihrem Versteck hervorgezogen hatte. Dieser musterte die kostbaren Reihen genau und sprach dann langsamer:

„Der Zufall fügt es sehr glücklich, daß Dein Wunsch gleich erfüllt werden kann. Ein alter Bekannter von mir, ein Juwelier aus Kopenhagen, ist vorgestern hier eingetroffen, um sich einige Tage lang hier aufzuhalten. Er ist ein erfahrener und zuverlässiger Mann, der sein Fach kennt. Ich will ihm diese Perlen zeigen und hören, wie hoch er sie schätzt; vielleicht kauft er sie selbst und Du kommst dann ohne alle zeitraubenden Weitläufigkeiten zum Zweck.“

„Das würde vortrefflich sein,“ entgegnete sie.

„Du mußt mir das Kästchen bis morgen anvertrauen, denn heute werde ich meinen sachkundigen Landsmann wohl nicht mehr erreichen können. Er verspricht, mich morgen früh zu besuchen; dann kann ich die Sache gleich vornehmen.“

„Du bist zu gütig, lieber Oheim.“

„Komm am Nachmittage zu mir und höre den Bescheid, den ich Dir geben kann. Sieh Dir zugleich dann mein Hauswesen an; vielleicht wird es Dir bei mir gefallen und Du wirst Dich entschließen, ganz zu mir zu ziehen. Du würdest die Stelle einer Tochter bei mir bekleiden und die Oberaufsicht über das Innere

meines Hauses führen können. Ich bin unverheirathet und würde mich freuen, Dir den väterlichen Schutz verleihen zu können, dessen Du jetzt beraubt bist. Dies kleine Haus mit seinem geringfügigen Inventar könnte verkauft werden, und wenn auch der Erlös nicht groß sein wird, so kann er doch hinreichen, um eine kleine Rente zu bilden, die Dir als Taschengeld willkommen sein wird. Ueberlaß es mir, Dein Leben so angenehm zu gestalten, wie dies den Umständen nach möglich ist.“

Gretchen fühlte sich von diesen wiederholten liebevollen Anerbietungen so überschüttet, daß sie nur wenig darauf zu antworten wußte. Er setzte mit seinem freundlichsten Lächeln hinzu:

„Ich hoffe, daß Du nicht den grimmigen Nationalhaß theilst, mit dem sich so viele sogenannte Patrioten gegen uns brüsten. Du wirst mich nicht hassen und fliehen, weil ich ein Däne bin.“

„O nein, dies würde ein schlechter Dank von mir für alle mir von Dir erzeigte Güte sein,“ sprach Gretchen etwas beklommener, welche sich in diesem Augenblicke aller jener vielen unverhohlenen Aeußerungen ihres Vaters über den Uebermuth der herrschenden Partei erinnerte.

„Es ist Dir also Recht, wenn ich das Kästchen mit mir nehme?“

Er hatte den Deckel zugeschlagen und es überhaupt während aller seiner Worte so fest gehalten, als wolle er es nie wieder aus den Händen geben. Sie versetzte:

„Gewiß. Ich kann es Niemanden sicherer als Dir anvertrauen.“

Sie reichte ihm den Schlüssel dar und in der nächsten Minute war dieser mit sammt dem Behälter des Kleinods in seiner Rocktasche. Er entfernte sich noch mit einigen herzlichen Abschiedsworten und bald sah Gretchen seine stattliche Gestalt mit dem erhobenen Haupte von ihrem Fenster aus über die Straße schreiten. So befriedigend auch diese Zusammenkunft im ganzen ausgefallen war, so konnte sie doch ein unklares Gefühl nicht ganz unterdrücken, welches ihr sagte, daß sie Einiges im Verlaufe derselben anders gewünscht hätte. Schnell jedoch verschwand es vor dem so unendlich erfreulichen Gedanken an die herzliche Liebenswürdigkeit ihres Oheims, in welchem sie in ihrer verwaisten Abgeschiedenheit so unerwartet einen so wahrhaften Beschützer gefunden hatte.

Die Seele der jungen Waise glich dem Schnee, der sich eben erst über die Erde gebreitet hat: so fledenlos war sie. Es lag in allen ihren Bewegungen eine Ruhe und ein Ernst, der jetzt einen unendlich wehmüthigen Anstrich hatte. Ihre Anhänglichkeit an ihre Eltern sprach sich so ungesucht aus, daß man sie auf ihrem

blaffen Angesichte zu lesen glaubte. Wenn sie gleich stets in beschränkten Verhältnissen gelebt hatte und genöthigt gewesen war, die Kräfte zu benutzen, welche die Natur ihr verlieh, so lag doch in ihrem Wesen etwas einfach Harmonisches, welches auch in den frühlicheren Tagen der Vergangenheit jede Kundgebung lauter Freude oder eines jugendlichen Muthwillens ausschloß. Das Sinnige, Gedankenvolle ihres Betragens verlieh diesem einen eigenthümlichen Reiz, welcher noch durch die natürliche Amuth ihrer wohlgebildeten Gestalt und ihrer fein geformten Züge erhöht wurde.

Hans Bostrup hatte in früheren Jahren bedeutende Handelsgeschäfte gemacht und war auf den segelfertigen Schiffen seiner Landsleute an manche entfernte Küste gelangt. Er hatte Amerika und den Orient gesehen und von diesen Reisen zuweilen einen nicht unbedeutenden Gewinn heimgebracht. In Helsingör lernte er im Hause eines Grossirers dessen Nichte kennen, mit deren Bruder er schon länger in Verbindung stand. Als Grossirer werden nämlich in Dänemark alle Kaufleute bezeichnet, welche sich nicht mit dem Kleinhandel befassen. Das elternlose Mädchen besaß keine Mitgift, war aber hübsch, fleißig und häuslich. Bostrup dachte, daß diese Eigenschaften ihm mehr Glück bringen könnten als klingende Thaler, sah überhaupt mit den Augen der Liebe und fühlte sich doppelt erfreut bei dem Gedanken, daß seine Erwählte Alles, was ihr das Leben bieten könne, aus seiner Hand empfangen sollte. Diese folgte ihm willig in seine Vaterstadt und hier begann er bald darauf einen Handel mit Schiffstauen, Segeltuch und sonstigen Gegenständen, die zur Ausrüstung seegewohnter Fahrzeuge erforderlich sind. Anfänglich zeigte sich dieser Handel Gewinn bringend und die junge Frau stand ihrem strebsamen Gatten redlich und umsichtig mit Rath und That bei. Als die Nationalitäten anfangen, sich schroffer entgegen zu treten, machte Bostrup aus seinen echt deutschen Gesinnungen kein Hehl und gab diese nach dem Ausbruche des ersten schleswig-holsteinischen Krieges so entschieden kund, daß er bald genug von den siegenden Dänen in die Acht erklärt wurde. Eines Theils wurde die Ausrüstung aller Schiffe, welche zu der königlichen Flotte gehörten, in Kopenhagen betrieben, da diese Hauptstadt nun noch mehr als früher auf Kosten der deutschen Herzogthümer gewinnen und verdienen sollte. Dann auch wurde von dem deutschgesinnten Kaufmann für die Handelsschiffe, welche in Flensburg ausgerüstet wurden, von ihren dänischen oder dänenfreundlichen Eigenthümern keiner seiner Artikel gekauft und so war es natürlich, daß das so glücklich begonnene Geschäft mehr und mehr zurückging und endlich gang aufgegeben werden mußte. Bostrup schätzte sich glücklich, einen Posten zu erlangen, dessen spärlicher Ertrag ihn und seine Tochter vor dem äußersten Mangel

schützte. Er wurde Aufseher in einer nicht königlichen Segeltuchmanufactur und behauptete diesen Posten trotz dessen, daß die dänischen Gewalthaber ihn stets als „mißlich“ betrachteten — welchen Ausdruck sie bei ihrer nicht sehr genauen Kunde der deutschen Sprache für mißliebig zu gebrauchen pflegten — bis Krankheit und Tod ihn von einem Dasein erlösten, welches ihm während einer Reihe von Jahren so schwer wie manchem Andern seiner Gesinnungsgenossen gemacht worden war.

Die Studenten der Universität Kopenhagen behaupteten als organisirtes Corps seit langen Jahren eine besondere Wichtigkeit bei allen fröhlichen und traurigen Begebenheiten, welche sowohl den Staat wie die königliche Familie angingen. Die nicht sehr große Schwierigkeit des Examins, welches diese dänischen Musesöhne nach der Beendigung ihrer Studien zu bestehen hatten, die mancherlei Hilfsmittel, welche die Hauptstadt ihrem Unterhalte daselbst während derselben darbot, veranlaßte von jeher eine bedeutende Anzahl junger Dänen, sich dem Studium der Wissenschaften auf dieser ihrer Universität zu widmen. Sie wuchs nach und nach so sehr an, daß die Zahl der Aemter im eigentlichen Dänemark in keiner Weise für diese massenhaften Bewerber ausreichte. Ein vortrefflicher Ausweg schien es, einen Theil dieser hungrigen Magen nach den Herzogthümern und besonders nach dem zunächst angrenzenden Schleswig zu senden, damit sie die Verwaltung der dortigen theilweise einträglichen Aemter erhielten und dabei ein behagliches Leben führen könnten. Als daher die Dänen nach der Beendigung des ersten Krieges wieder unumschränkt in den Herzogthümern herrschten, war eine ihrer ersten Regierungsmaßregeln die Aufhebung des Vienniums, d. h. des alten, feierlich garantirten schleswig-holsteinischen Landesrechtes, daß jeder anzustellende Beamte zwei Jahre auf der holsteinischen Universität Kiel studirt haben und also deutsche Bildung besitzen, deutsche Sprache und deutsches Recht gründlich kennen müsse. Der einzige Rechtsgrund hierzu war: „weil es ihnen also gefiel“. — Eine Schar der dänischen in Kopenhagen gebildeten Candidaten überschwemmte nun die wehrlosen Herzogthümer, um dort jene Versorgung zu finden, auf welche sie in ihrer eigentlichen Heimath nicht hoffen durften. Die Machthaber ertheilten sie ihnen nicht selten als Belohnung für die militärischen Dienste, welche sie ihnen während des ersten Krieges geleistet hatten, und erreichten den doppelten Zweck, nicht nur sehr willige und nur zu oft fanatische Werkzeuge ihrer Absichten auf die Unterdrückung und Ausrottung alles Deutschthums zu erhalten, sondern auch in den in der neuen Heimath geborenen Kindern derselben ein Geschlecht von Schleswig-Holsteinern zu erziehen, welches für alle

Zeiten unbedingt den Interessen der Nation anhing, aus welcher es hervorging, mithin gänzlich dänisch gestimmt sein und bleiben mußte.

Erik Karbye war in seinen jungen Tagen ein in der dänischen Hafenstadt Helsingör geborner, waffengeübter, flotter Student der Jurisprudenz in Kopenhagen, welcher das geforderte dänische Amtsexamen zu seiner Zeit glücklich ablegte. Eine unbedeutende Streitsache hatte ihn einige Wochen vorher veranlaßt, einen seiner Commilitonen zum Duell zu fordern, welches jedoch erst nach der Beendigung des wichtigen Actes ausgesprochen werden sollte. Erik war bei diesem Zweikampf so unglücklich, seinen Gegner unabsichtlich zu tödten, und mußte sofort nach England fliehen, um der scharfen Ahndung der heimischen Gesetze zu entgehen. Mittellos, jedoch ziemlich fremder Sprachen mächtig, mußte er nun während mehrerer Jahre mit allen Widerwärtigkeiten der Verbannung kämpfen und sich das saure Brod des Tages mühselig erringen. Hin und wieder nur wagte er es später, verstoßen seine einzige Schwester zu besuchen, welche durch ihre Heirath mit dem intelligenten Flensburger, den er schon in Kopenhagen kennen gelernt, ein ruhigeres Lebensloos gezogen hatte, als es das seinige geworden war. Da er die Verhältnisse Englands nach und nach genau kennen lernte, so beauftragte sein Schwager ihn während einiger Jahre zuweilen mit der Beforgung dort zu vollführender Geschäfte oder traf auch daselbst mit ihm zusammen, um sich seines Rathes zu bedienen, wenn er sie persönlich beendigen wollte. Bei den sinkenden Glücksumständen Vostrups hörten diese lucrativen Unternehmungen nach und nach auf, mit ihnen die pecuniären Unterstützungen, welche er seinem Schwager zufließen ließ. Der Ausbruch des ersten schleswig-holsteinischen Krieges führte ihn gleich manchem andern nicht reussirenden Glücksritter in bessere Verhältnisse. Er trat unter einem falschen Namen als Soldat in die dänische Armee, avancirte bei Friedericia zum Unteroffizier, bei Idstedt zum Secondelieutenant. In dem Gefechte bei Obersollk streckte er aus einem Hinterhalte mit seiner sichern Kugel einen deutschen Dragoner nieder, welcher in unmittelbarer Nähe auf den dänischen Befehlshaber de Meza einhauen wollte; hierdurch gewann er sich in diesem einen Öbner. Karbye benutzte die Zeit, da die Dankbarkeit für den empfangenen, wichtigen Dienst noch unvergessen in dem Herzen seines commandirenden Vorgesetzten bestand, und entdeckte ihm seinen wahren Namen so wie das im jugendlichen Leichtsinne begangene Vergehen, welches er durch die langen Jahre der gezwungenen Verbannung so schwer gebüßt hatte. Der Meza versprach ihm darauf seine persönliche Vermittelung, um ihm im Hinweis auf seine neuen militärischen Verdienste und auf den wiederholt zur Schau getragenen außerordentlichen Patriotismus die

Verzeihung seiner früheren Frevel vom Könige selbst zu erwirken. Dies geschah, es wurde dem Bittsteller durch die sodann direct von ihm angerufene königliche Gnade vollständige Straßlosigkeit und Wiedereinsetzung in alle bis dahin verwirkten Rechte eines dänischen Unterthanen wieder zugesichert. Der Begnadigte wurde nun wieder als Erik Karbye als Auditeur bei einem andern Regimente angestellt; in dieser Charge verblieb er nach dem Eintritte des Friedens bis es ihm gelang, in Schleswig festen Fuß zu fassen und eine Bürgermeisterstelle in einer kleinen Stadt daselbst zu erhalten. Seine gänzliche Unkunde des deutschen Rechtes und der deutschen Sprache, so wie aller Verhältnisse seiner neuen Heimath genirte ihn dabei nicht weiter.

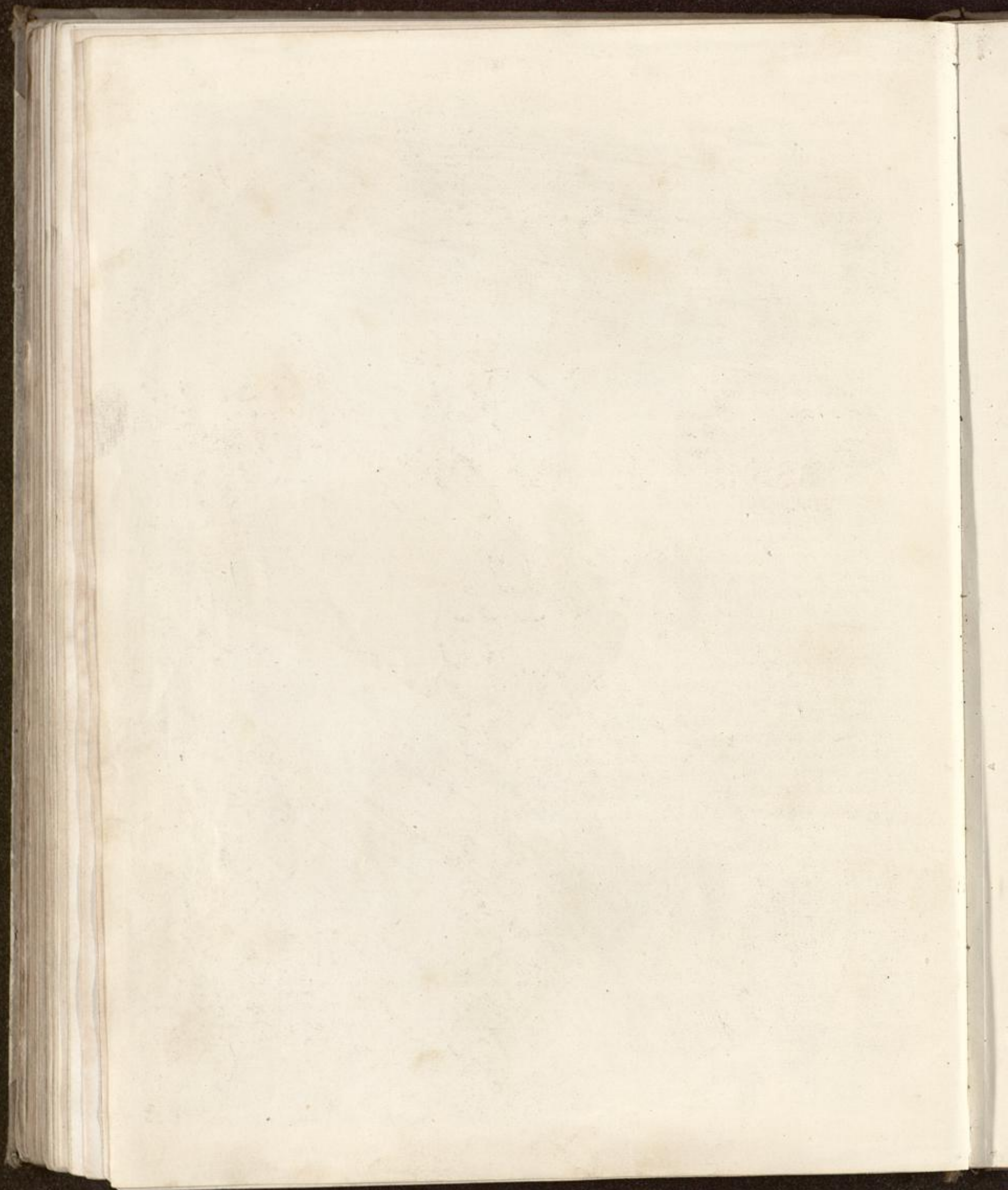
Ein tüchtiger Beamter, der von dem neuen Regimente wegen seiner Anhänglichkeit an das Deutschtum abgesetzt und aller Existenzmittel beraubt war, schätzte sich glücklich für einige hundert Thaler jährlichen Einkommens von Karbye als Sekretär angenommen zu werden, d. h. alle schriftlichen Arbeiten des Amtes zu besorgen, so daß der Herr Bürger- und Polizeimeister nur die Unterschrift seines Namens unter diese Berichte und Actenstücke zu leisten hatte; dann stand der „Sekretär“ bei den Magistratsitzungen, Criminalverhören, Terminen und sonstigen gerichtlichen Handlungen hinter dem Stuhle des Vorsitzenden — als welcher Karbye fungirte — und flüsterte diesem alle kundzugebenden rechtlichen Aussprüche, so wie jede Auskunft über etwa vorkommende zweifelhafte Rechtsfragen ins Ohr, welche Karbye alsdann in etwas verfälschtem Deutsch wiedergab. Auf diese Weise mußte die Amtsverwaltung des „dänischen Bürgermeisters“ — wie die Bevölkerung Erik Karbye bezeichnete — fortgehen so gut sie konnte und vermuthlich errang sie den Beifall der Oberbehörde, da es ihm gelang, später auf einen noch bedeutend einträglicheren Posten als in Flensburg wohnhafter Hardevogt versetzt zu werden. Sein „Sekretär“ begleitete ihn auch hierhin; wenn ihm auch nach und nach die deutsche Sprache etwas geläufiger, der schleswigsche Rechtsgang etwas klarer geworden war, so blieben dessen Dienste ihm doch nach wie vor unentbehrlich, da er bei aller sonstigen Entschlossenheit seines Charakters sich immer noch kaum getraute, einen gerichtlichen Termin ohne Hilfe seines deutschen Factotums abzuhalten.

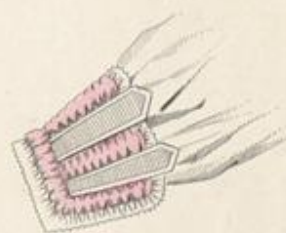
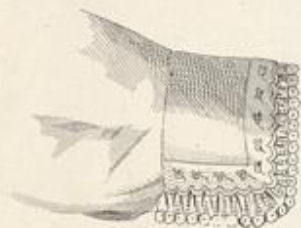
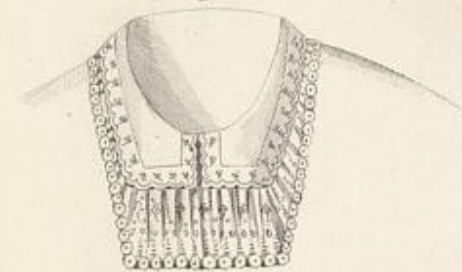
(Fortsetzung folgt.)

## W o d e n b e r i c h t.

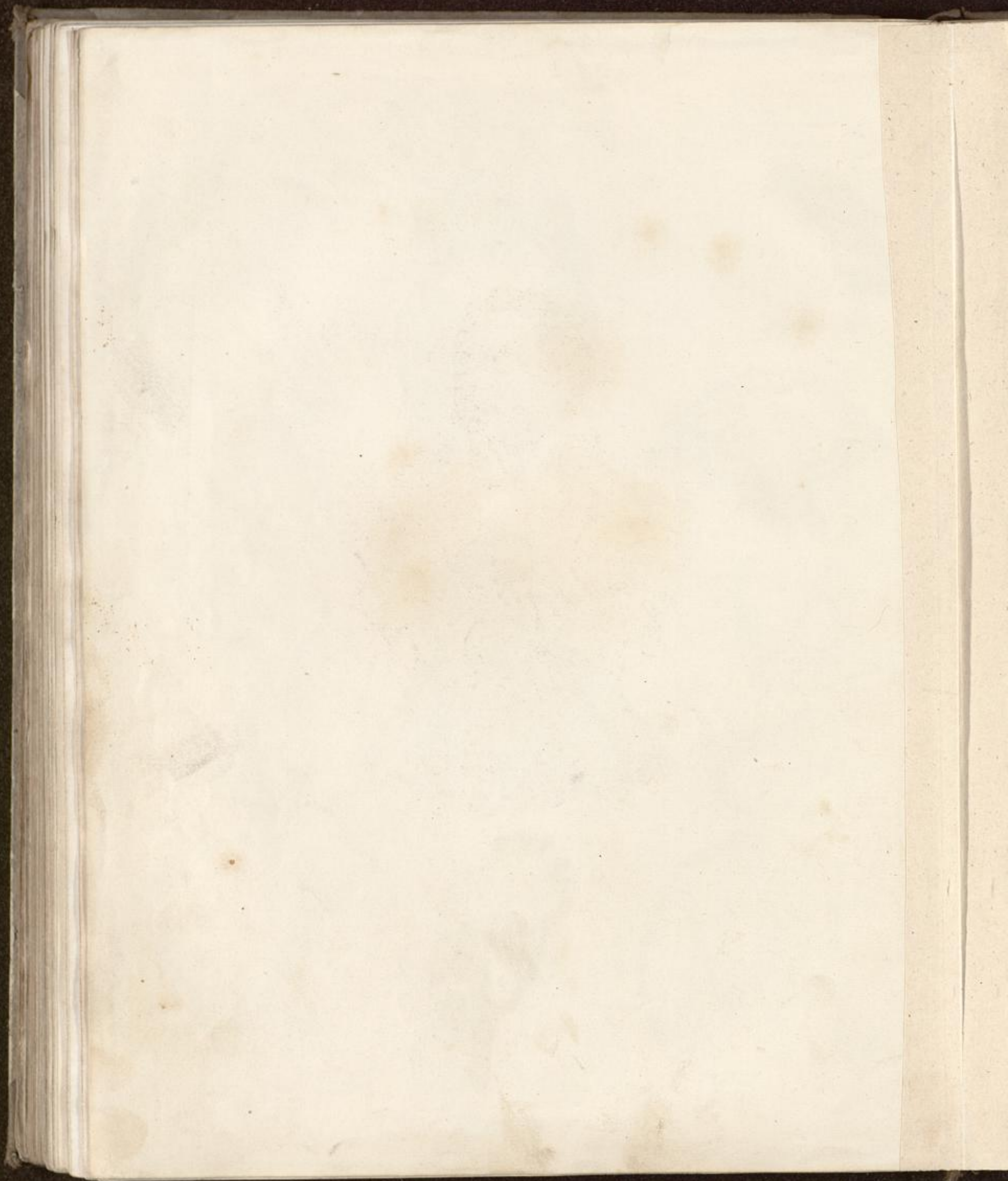
(F.) Der Winter zögert lange und hält nicht bloß die Blüten, sondern auch die Frühjahrsrosetten zurück, die so ungeduldig erwartet werden.







ALLGEMEINE MODENZEITUNG





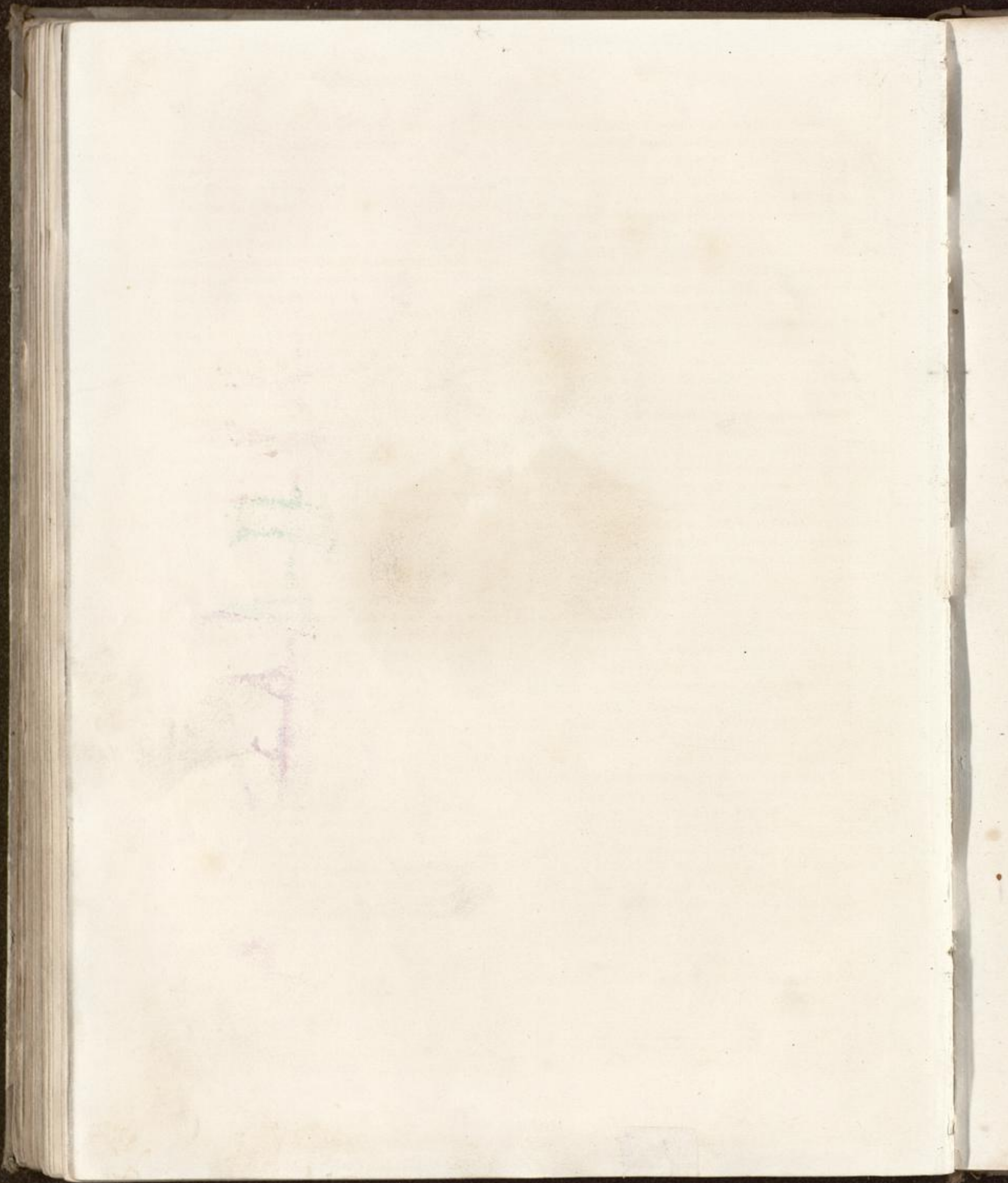


*Nach einer Photographie*

*Nach dem Druck v. W. G. Gungl*

*L. G. Gungl*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*



Man spricht davon, wiederum Leibchen mit Schößchen zu tragen, wie es mit großer Bestimmtheit heißt, die Damen würden Kleider ohne Aermel oder mit Aermeln von verschiedener Farbe tragen; es wird das jedenfalls etwas ganz Neues.

Auch das Bretagnesche Leibchen wird getragen werden; es ist sehr originell. Man schneidet zuerst ein gewöhnliches Leibchen mit Gürtel und bringt auf demselben einen Ausputz von dem Kleidstoffe vorn an jeder Seite an, der nach den Aermeln oben hinaus und hinten wieder hinab zu dem Gürtel geht. Wir sahen ein Kleid dieser Art von grauer Seide, das unten auf dem Rocke einen welligen Besatz von smaragdgrünem Taffet hatte, der bloß an der oberen Seite angenäht und mit seinem Posament eingefast war, während sich darunter ein Gefältel von schwarzem Taffet befand. Der Bretagnesche Leibchenausputz war ebenso eingerichtet. Die Aermel hatten eine Achselverzierung und unten Aufschläge von grünem Taffet.

Zu den neuen Schnitten gehört auch das sogenannte Odette-Leibchen mit halblangen Schößchen, die wie drei Herzen aussehen. Wir sahen ein solches Kleid von havanna Popeline. Unten auf dem Rocke hatte es einen Volant von schwarzem Taffet, der vorn an jeder Seite à la Pompadour hinaufging, während an jeder Verbindungsstelle sich eine Bandschleife mit langen Enden befand. Die Schößchen waren mit schwarzem Taffet eingefast und zwischen denselben befand sich eine dicke Bandschleife.

Die Leibchen ohne Aermel stellt man sich sehr unmuthig vor, besonders auch, weil sie einen großen Luxus von Spitzen u. s. w. nöthig machen werden.

Die Leibchen werden geschlossen oder westenartig offen sein.

Die Hüte haben ganz die Fanchonform mit sehr verschiedenem Ausputz, der hinten den Kopf und den Bart ersetzt und auf das Haar fällt.

Auch mit den Strohüten und den runden Hüten beschäftigt man sich bereits. Was wir dann zu sehen Gelegenheit hatten, zeichnete sich durch Originalität aus, namentlich die sogenannten Mützen-Hüte von schwarzem Sammet, vorn am Schild mit einem rothen oder blauen Vogel.

Die Perlen werden auch in der nächsten Saison sehr vielfältig getragen werden. Man wird selbst auf leichten Sommerkleidern Körner, Pünktchen, Tropfen von Glas und Perlen in allen Farben sehen und wir zweifeln nicht, daß es effectvoll sein wird.

Die Confections werden, wie wir schon erwähnten, sehr kurz sein.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 13. (Nach Originalzeichnungen.)

1. Sehr kleiner Hut, mit Blumen und schwarzen Spitzen ausgeputzt; violette Bindebänder; Kleid von violetter Seide mit hohem runden knappen Leibchen und engen Aermeln, auf dem Rocke mit schwarzen Schnürchen benäht; kurzer Sammet-Paletot; ganz kleiner Kragen; kleine Unterärmel; weißliche Handschuhe; Stiefelchen.

2. Haarpuz mit rothem Sammetbandnetz; Kleid von grüner Seide im Prinzessin-Schnitt (Leibchen und Rock nicht getrennt), vorn herunter von oben bis unten in der Mitte mit ziemlich dicker grüner Schnur benäht, die sich auch oben und unten an den Aermeln befindet; kleiner Kragen; kleine rothe Cravatte; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

3. Kleines Hütchen, mit Blumen und weißen Spitzen ausgeputzt; blaue Bindebänder; Kleid und Paletot von braunem Taffet, das erstere unten mit Grecques von dunklem Sammet, das letztere mit einfachen dunkelbraunen Sammetstreifen besetzt und oben mit Schnuren zusammengehalten; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; gelbe Glacehandschuhe; Stiefelchen.

### Ertrablatt.

Eine Kapuze; zwei modische Häubchen; eine Pelerrine mit Berner Leibchen; eine Pelerrine mit Frackschöß; ein Kinderkleidchen; Chemisetten und Unterärmel und ein Häubchen mit reichem grünen Bandoausputz.

### Stahlstich N<sup>o</sup> 13.

Dr. Gunz,

1. hannov. Hofoperusänger.

(Nach einer Photographie.)

Dr. Gunz, einer der ausgezeichnetsten dramatischen Sänger, wurde um 1830 in Jennersdorf in Niederösterreich geboren, wo sein Vater, ein leidenschaftlicher Musikfreund, Bezirksarzt war. So lange er im Elternhause war, spielte er Violine und Clavier, sehr selten sang er, denn seine Stimme hatte einen ganz eigenthümlich unangenehmen Klang. Erst als er seine medizinischen Studien fast vollendet hatte, trat Gunz in den Wiener Männergesangverein, und seine Stimme änderte und entwickelte sich so, daß er schon nach einem Jahre in den Concerthen des Vereins als Solosänger auftrat und großen Beifall erwarb. Von vielen Seiten wurde er sogar aufgefordert zur Bühne zu gehen und er versprach es auch, doch gelobte er sich, erst Doctor der Medizin zu sein und eine Stellung zu erlangen, bevor er die Breiter betrete. Er wurde in der That am Hospital angestellt und der freundlichen Rücksicht des Directors Prof. Helm, selbst ein großer Musikfreund und Musikkenner, hatte

er es zu danken, daß er neben den Arbeiten im Hospital seine Gesangstudien fortsetzen konnte. Er that dies namentlich unter Prof. E. Hollub, einem Schüler Staudigls. In Wien hörte ihn Dingelstedt, der ihn sofort engagiren wollte. Nun dankte indeß, da er bereits ein Engagement am Wiener Hofopertheater in Aussicht hatte. Dieses Engagement erfolgte auch, Nun löste dasselbe aber im zweiten Jahre, um ein anderes in Hannover anzunehmen, wo er sich bekanntlich noch befindet. Wie ernstlich er es mit seinen Studien nahm, dafür zeugte uns, daß er seine ersten Ferien in Hannover benutzte, um nach Paris zu gehen und bei dem berühmten F. Delfanti Unterricht zu nehmen und die französische Spieloper genau kennen zu lernen. Er blieb da drei Monate und im nächsten Jahre machte er die Reise zum zweitenmale, da ihm der König von Hannover ein Reisestipendium gab. In Paris studirte er „George Brown“, „Fra Diavolo“, „Arnold“ und „Postillon“ fran-

zösisch ein und er würde dort auf der Bühne aufgetreten sein, wenn ihn nicht Sterbefälle in seiner Familie abberufen hätten.

Mit der Lind und Stockhausen sang er bei dem niederrheinischen Musikfeste und die erstere forderte ihn dringend auf nach London zu gehen. Er that es, sang in der philharmonischen Gesellschaft und wurde sofort engagirt, in der Oper den Florenstan zu singen. Er fand so großen Beifall, auch bei Hofe, daß er für das jetzige Jahr wieder engagirt wurde.

Seine Hauptrollen sind: Florestan, Belmonte, Octavio, Tamino, Nadori und in den Spielopern: Postillon, George Brown, Barbier, Rafael (Teufels Antheil), Roger (Maurer und Schlosser), Arnold, Edgardo, Stradella u.

Wie wir hören, hat der vortreffliche Sänger die Absicht, Hannover und die deutsche Bühne zu verlassen und sich der italienischen Oper ganz zuzuwenden.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1½ Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4½ Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Rosenmüller's

### Mitgabe für das ganze Leben

beim Ausgange aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Confirmation der Jugend geheiligt.

20. Auflage.

Durchgesehen von Dr. Chr. Niemeyer, Ritter u. Mit 6 schönen Stahlstichen. 8. In vergoldetem engl. Leinwandband mit Goldschnitt.

Preis 1 Thlr. 5 Ngr. broch. 20 Ngr.

Davon eine höchst elegante

### \* Miniatur-Ausgabe \*

nach der vierzehnten, von Dr. Chr. Niemeyer, Pfarrer u. Ritter des r. A.-D., besorgten Auflage. Mit einem Stahlstiche.

Dritte Auflage.

16. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Gebunden in feinem Sarjenetbande mit Goldschnitt. Vorderseite und Rücken in feinsten und reichster Vergoldung. Titel in Gold- und Bronzebrud. Titelfahstlich von C. Preisel, nach Prof. Rehsch. Neue Schrift auf feinstem Maschinenvelin. Ein Kunstwerk in Bezug auf seine Buchbinderei.

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

In der schönsten Umgegend Leipzigs bietet, vollständig eingerichtet, ein beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, für Damen, die ihre Niederkunft in Stille und Zurückgezogenheit abwarten wollen, Aufnahme. Bei billigen Bedingungen, liebevollster Pflege wird strengste Verschwiegenheit zugesichert. Adresse: E. E. Nr. 0. poste restante frei Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien:

### Geschichte Griechenlands von den ältesten Zeiten bis zur Zerstörung Korinths.

Von

Leonhard Schmitz,

Doctor der Philosophie und der Rechte, Rector der hohen Schule von Edinburgh, Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften daselbst u. s. w.

Nebst einem Anhange

über die Civilisation, Religion, Literatur und Kunst der Griechen.

Mit 131 in den Text gedruckten englischen Holzschnitten und 1 Stahlstich: Plan von Athen.

gr. 8. Preis 2 Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 7½ Ngr.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

Der letzte König-  
Herzog  
von Schleswig-Holstein.Erzählung  
von  
M. Norden.  
(Fortsetzung.)

Einige Stunden waren nach der Entfernung des Oheims vergangen und Gretchen saß noch immer mit der Fertigung einer Handarbeit beschäftigt bei ihrer kleinen, abendlichen Lampe. Die Einsamkeit war ihr jetzt weniger drückend, als sie sie sonst nach dem Tode ihres Vaters empfunden hatte, und zum ersten Male seitdem sah sie ihre Zukunft von einem schwachen Glückstrahle erleuchtet. Es dämmerte eine leise Ahnung in ihr, daß der schwere Verlust, den sie mit glaubensvoller Ergebung zu tragen bemüht war, ihr dereinst weniger schmerzlich erscheinen würde, daß unter den vielen Dornen ihres Lebenslozes ihr dennoch in nicht ferner Zukunft stille Rosen blühen könnten. Der Gram hatte seine herbste Bitterkeit für sie verloren und mit leisem Hoffnungsschimmer weilten ihre Gedanken bei einem theuren Bilde, welches von den Bekümmernissen der jüngsten Vergangenheit einstweilen in den Hintergrund gedrängt worden war.

Plötzlich wurde sie durch ein nicht sehr lautes Pochen an der Hausthür aufgeschreckt. Sie erhob sich, fragte aber vorsichtig, ehe sie in der nicht mehr frühen Stunde öffnete:

„Wer ist da?“

„Ich bin es — öffne schnell!“

Diese halbklante Stimme war ihr nur zu bekannt. Ihr freudiger Schreck war so heftig, daß die Lampe fast ihrer zitternden Hand entfallen wäre. Sie mußte sie niedersetzen, ehe sie den hastig hervorgestoßenen Worten Folge leisten konnte. Im nächsten Augenblicke schlüpfte ein mittelgroßer, schlank gewachsener junger Mann an ihr vorüber. Aber flüchtig nur erwiderte er ihre heiße und zärtliche Umarmung; ein berebtes Zeichen gebot ihr Schweigen. Dann schloß er schnell wieder die Thür und zog sie in eine dem Wohnzimmer gegenüberliegende Seitenkammer.

„Setze die Lampe auf ihren früheren Platz im Wohnzimmer, damit Jeder, der im Vorbeigehen ihren Schein bemerkt, glaube, daß Du nur auf eine kurze Weile Deinen Platz verlassen, Deine gewohnte Arbeit bei Seite gelegt hast. Lasse die Thür offen; es wird hier in der Kammer alsdann so viel Licht sein, wie für mich nöthig ist.“

Gretchen gehorchte nicht ohne stille Bewunderung diesen schnell geflüsterten Worten. Endlich stand sie vor dem Eingedrungenen und fragte mit gedämpfter Stimme:

„Aber warum willst Du Dich bei mir verbergen? Aus welchem Grunde scheust Du das Licht in meinem Hause?“

„Niemand darf meine Anwesenheit hier ahnen. Ich bin schon seit einer halben Stunde um das Haus geschlichen, um zu ergründen, ob Du wirklich allein seist.“

„Ach!“ rief sie mit wieder ausbrechendem Schmerze, „nur zu schrecklich allein! — Mein Vater ist nicht mehr; ich darf ihm nicht ferner Gesellschaft leisten!“

„Ich weiß Alles,“ versetzte er, „und habe Dich und ihn tief beklagt; der Kapitän Argens hat mir Alles über seine letzten Tage erzählt, was er von Dir gehört hatte. Auch von Dir selbst hat er mir ziemlich genaue Kunde gegeben.“

„Kapitän Argens, der alte Freund meines Vaters, besuchte mich nach längerer Abwesenheit vor einigen Tagen. Wie kamst Du zu dem? Ich glaubte Dich noch auf lange Zeit auf Föhnen festgebannt. Wenigstens sprachst Du in Deinem letzten Briefe noch durchaus nicht von der Aussicht eines baldigen Wiedersehens. Gott sei gelobt, daß ich Dich endlich wieder habe, daß die bange Trennung aufgehört hat!“

Er ließ es geschehen, daß sie seinen Hals umfaßte und seine Lippen berührte. Aber sie fühlte mit einer Art von innerer Angst, daß seine Umarmung auch diesmal nicht so herzlich, sein Kuß nicht so feurig wie in früheren Tagen war. Sie entwand sich seinen Armen und indem er einen Schritt vortrat, fiel der Schein der Lampe durch die geöffnete Thür voll auf ihn. Sie gewahrte nun erst, wie blaß sein sonst so offenes, fröhliches Gesicht, wie unstet der Blick seines blauen Auges, wie wirr sein kurzes, dunkles Haupthaar, wie abgetra-

gen und theilweise durchnäht seine dunkle Kleidung war. Er schien ihre unausgesprochenen Gedanken auf ihrer bleichen Stirn, in ihren sorgenvollen Blicken zu lesen und sagte:

„Wundre Dich nicht zu sehr über mich, Etchen — ich bin ein entsprungener, verfolgter Flüchtling.“

Sie konnte einen leisen Schreckensschrei nicht unterdrücken. Dann fragte sie wieder:

„So bist Du ohne Urlaub von Fühnen weggegangen, Hartwig?“

„Gewiß,“ antwortete er mit einem rauhen Lachen.

„Höre mich: Du weißt, daß ich, seitdem man mich vor zwei Jahren unter das dänische Militär stellte und mich in das Fühnensche Linienregiment einreichte, meine Obliegenheiten so gut wie möglich zu besorgen versuchte. So widerwärtig mir auch der Aufenthalt unter den Dänen war, so suchte ich dennoch mit ihnen fertig zu werden, so gut es gehen wollte.“

„Deine Briefe erzählten es mir,“ schaltete sie ein.

„Der Unteroffizier Hollund war mein nächster Vorgesetzter. Dieser witterte bald, daß meine Gesinnung nicht so ultradänisch sei, wie er sie bei allen Schleswigern wünschte und verlangte. Er hatte gehört, daß ich einmal, da ich mich unbelauscht glaubte, die Melodie von Schleswig-Holstein meerrumschlungen vor mich hinsummte; dann gewährte er eines Tages jene Cigarrendose, welche Du mir zu meinem letzten Geburtstage schenkest. Der blaue Perlengrund mit den weißen Sternen und rothen Streifen ließ ihn behaupten, daß ich die schleswig-holsteinischen Farben bei mir trüge, und da ich ihm nicht die Hälfte meiner Cigarren zur Verfügung stellte, so denuncierte er mich. Als ich beim Kartenspiel mit neuen süßlichen Schillingen markirte, die ich noch von meiner letzten Reise nach der Stadt Hamburg behalten hatte, ließ er mir abermals Arrest dictiren, da ich die verbotene deutsche Kleinmünze mit mir führe. Diese und hundert andere Quälereien ertrug ich schweigend. Da begann er eines Abends das Andenken meines Vaters zu schmähren, welcher als Offizier der schleswig-holsteinischen Armee bei Kolbing fiel. Er nannte ihn einen Hochverräter und elenden Schurken, dem der Tod durch den Strang viel eher geziemt hätte als derjenige auf dem Felde der Ehre. Da riß mir der so lange festgehaltene Geduldsfaden und ich forderte von ihm, daß er das Gedächtniß der Gefallenen nicht mit dem Geißel seiner bösen Nachrede beschmutze. Er antwortete mir mit Hohn und ich ließ mich hinreißen, ihm mit meinem Gewehrkolben einen Schlag auf den Kopf zu geben, so daß er auf einige Stunden das Bewußtsein verlor.“

„Du Unglückseliger!“ rief Gretchen mit unbeschreiblichem Entsetzen. Ohne etwas darauf zu erwidern, sprach Hartwig finster weiter:

„Ich sah sogleich ein, daß mein Quälgeist seine Rache an mir in ihrem vollsten Maße sättigen würde, sobald er den Gebrauch seiner Glieder wiedererlangt hätte. Lebenslängliche Sklaverei in einer dänischen Festung war das Geringste, was ich zu erwarten hatte. So ließ ich denn außer meinem Tornister meine Sachen in Middelfahrt zurück und lief ungesäumt bei nächstlicher Weile zwei Meilen weit bis zu einer Stelle am Strande, wo ich ein Boot wußte. Ich stieß damit ab und es gelang mir, nach abermals zwei Stunden das jenseitige Ufer zu erreichen. Ein weißes Wölkchen am Himmel war mein Leitstern. In meinem Tornister hatte ich einige Lebensmittel, eine Feldflasche mit Wein und einige Kleidungsstücke; ich legte diese an, nachdem ich meine Uniform ins Wasser geworfen, und ruderte und trieb dann an der schleswigschen Küste hin und rund um Alsen herum. Dicht vor Holms sah ich eine Sloop vorüberkommen; auf ihrem Verdecke stand Kapitän Argens, der nach einer weiten Fahrt heimkehrte. Ich vertraute auf die freundliche Gesinnung, die dieser mir von jeher gezeigt hatte, ruderte heran und entdeckte mich ihm. Er sagte mir Schutz und Beistand zu und nahm mich an seinen Bord, indem wir das von mir benutzte Boot wieder ins Meer hinaustreiben ließen. Als wir in den Flensburger Hafen einliefen, verbarg er mich in den untern Räumen der Sloop, in seiner Kajüte oder in einer Koje. Auf diese Weise hält er mich noch jetzt versteckt und ich habe mich heute in der Dunkelheit zum ersten Male ans Land gerudert, um Dich endlich nach der langen Trennung wiederzusehen.“

Er hielt tief bewegt inne, indem er nochmals ihre Hand ergriff und diese fest und innig drückte. Dann setzte er hinzu:

„Vielleicht komme ich noch einmal wieder, um den letzten Abschied von Dir zu nehmen — wohl aufimmerwiedersehn!“

Eine Thräne schlich langsam über seine Wange, während seine Stimme in einem tiefen Seufzer erstickte. Gretchen zog seine Hand noch näher zu sich und fragte hastig, ohne das tiefe Weh ihres Herzens dabei laut werden zu lassen:

„Was gedenkst Du weiter zu thun, Hartwig?“

„Kapitän Argens hat heute vom Lande her die Flensburger Zeitung an Bord gebracht. Das ganze Ereigniß von dem Vergehen des schleswigschen Soldaten Hartwich Wolbeck gegen den braven dänischen Unteroffizier Hollund war in den schwärzesten Farben in dem Blatte erzählt. Der Letztere habe indessen seine Besinnung noch an dem nämlichen Abende des erlittenen Angriffs wiedererlangt und sei völlig hergestellt worden. Sein bössartiger Widersacher sei dagegen übers Wasser entkommen; da man jedoch keine weitere Spur von ihm gefunden, so sei wohl anzunehmen, daß er bei seiner

eiligen Flucht ertrunken oder auch weiter aufs Meer hinaus verschlagen sei, wo er wohl bald aus Mangel an Lebensmitteln umkommen müsse, wenn dies noch nicht geschehen sei. Außerdem war weiter unten mein Signalement und die Aufforderung an alle Polizeibehörden des dänischen Reiches zu lesen, den entflohenen Missethäter Hartwig Molbeck anzuhalten, wo er sich fände, und ihn sodann an das Regimentscommando nach Middelfahrt abzuliefern. Nun will Argens, sobald er eine neue Ladung eingenommen hat, durch den schleswig-holsteinischen Kanal nach Bremen gehen, mich nach wie vor auf seinem Schiffe verstecken und mir zuletzt behilflich sein, von dieser Stadt aus nach Amerika zu entkommen. Dort muß ich wieder zu meinem alten Berufe zurückkehren, dem man mich entriß, als man mich für militärpflichtig erklärte: ich muß wieder das Land bebauen — mit dem einzigen Unterschiede, daß ich als Tagelöhner auftrete, anstatt daß wir träumten, daß ich hier im Vaterlande dereinst eine kleine Landstelle pachten wollte, die wir dann zusammen still und fröhlich bewirthschafften könnten.“

„Und sollte dies nicht dennoch möglich sein?“ fragte Gretchen, welche nicht ganz die verzweifelnde Trostlosigkeit ihres Geliebten theilte. Dieser entgegnete so düster wie zuvor:

„Wir müssen alle schönen Träume von uns scheuchen — ich besitze kaum so viel Geld, um die gewöhnlichen Ueberfahrtskosten eines einfachen Auswanderers bestreiten zu können, und noch weniger einen Freund unter den Dänen, der mir seine Fürsprache angebeihen und mir meine Begnadigung mit einer vielleicht milden Strafe verschaffen würde.“

„Aber ich habe einen Solchen — und dabei die zweite Hauptsache, die Dir und mir am meisten nützen kann!“ rief Gretchen, indem die innige Freude ihres Herzens dabei auf ihre Lippen trat. Sie erzählte nun mit leisen, geflügelten Worten von dem letzten Vermächtnisse ihres Vaters, von dem freundlichen dänischen Oheim, und wie sie hoffe, daß dieser auf ihre Bitten sich der Sache Hartwigs annehmen und ihm durch seinen Einfluß aus seiner Bedrängniß helfen werde.

„Und wenn dies nicht geschähe,“ schloß sie, „so würde ich meine Perlen verkaufen und Dir mit dem Erlöse bis an das andere Ende der Welt folgen. Diese Summe würde auch dort hinreichen, um einen kleinen Besitz für uns zu erstehen, und wir könnten bei Einfachheit und Fleiß, bei angestrenzter Thätigkeit auch dort zufrieden leben.“

Hartwig hatte ihr mit zweifelndem Staunen zugehört. Ihre Mittheilung kam ihm wie die Kunde aus einer fernen Märchenwelt vor, so unerwartet, so unglaublich wie diese. Die Nacht des Unglücks lichte sich

plötzlich um ihn, da sich ihm so erwünschte Auswege öffneten. Endlich sagte er:

„Du willst diesseits und jenseits des Weltmeeres mein Schicksal theilen — und wirklich um meinetwillen die Heimath meiden, wenn es sein muß?“

„Wo Du bist, wird meine Heimath und mein Glück sein!“ rief sie, sich abermals an seine Brust werfend. „Ohne Dich ist die Welt mir eine Einöde. Als ich früher dachte, daß Du noch für eine Weile als Soldat in Dänemark bleiben müßtest, bis man Dich endlich des Dienstes entließe, stellte ich mir immer dabei vor, wie unsäglich lang und öde mir diese Zeit stets auch unter den glücklichsten Verhältnissen vorkommen würde, da Du mir fehltest. Nun ist Alles schneller entschieden worden — und wie es auch komme — ich lasse nie wieder von Dir und nichts soll uns wieder dauernd trennen!“

Der hohe, selbstlose Opfermuth des liebenden Weibes war in seiner ganzen Stärke in der einfachen Tochter Hans Bostrups erwacht. Sie wußte den Geliebten unglücklich und strebte vor Allem, ihn zu trösten und ihn zu überzeugen, daß sie ihn jetzt noch mehr liebe als in früheren, ruhigen Tagen und daß die eingetretene, theilweise Gunst der Umstände ohne Werth für sie sei, wenn sie sich nicht auch auf ihn erstreckte. Hartwig verstand sie nur zu wohl. Nie hatte er mehr ihre wandellose Treue erkannt, nie sie mehr geliebt als in diesem Augenblicke. Er schloß sie fester an sich und die tiefe Innigkeit der gegenseitigen Gefühle sprach sich in dem langen Kusse aus, der ihre Umarmung besiegelte.

Beide kamen nun noch überein, daß Kapitän Argens, welcher übermorgen sehr früh an Land gehen wolle, um Einkäufe für die Verproviantirung seines Schiffes zu machen, auf dem Wege zur Stadt bei Gretchen vorsprechen solle, um das Ergebniß ihrer Unterredung mit dem Onkel zu erfahren, und es später Hartwig Molbeck mitzutheilen. Selbst sich einfinden wollte dieser nicht, da er es für zu gefährlich hielt, sobald schon seinen Zufluchtsort wieder zu verlassen; er fürchtete sich vor dänischen Spähern, welche suchen würden, ein gutes Stück Geld durch seine Einfangung zu verdienen, und wollte sich also begnügen, die für ihn so wichtige Kunde durch die freundliche Vermittelung eines Dritten zu erhalten. Als Alles besprochen und erwogen war verließ endlich Hartwig die Wohnung seiner Geliebten so geräuschlos wie er gekommen war. Ungefährdet erreichte er sein etwa tausend Schritte entferntes, an einer abgelegenen Stelle des Strandes befindliches Boot, um auf diesem rasch in sein sicheres Versteck zu gelangen.

Selten nur war Gretchen Bostrup der Gang der Zeit so bleiern vorgekommen wie am folgenden Tage. Endlich schlug die ersehnte Stunde, in welcher sie der Abrede gemäß sich zu ihrem Oheim begeben wollte. Der Nachmittag war vorgerückt und still heiter — wie die

Seele des Mädchens — war die Außenwelt. Ruhig und klar war das Wasser, an dem sie hinwandelte, fastig noch immer das dunkle Grün der Anhöhen, die sich mit den rothen und weißen Gebäuden, mit den schwarzen Schornsteinen und mit den blauen Dächern ringsum erhoben. Zwischen ihnen drehten sich die Windmühlengeschäftig das Getraide zur willkommenen Versorgung für den ewig fordernden Magen der hungrigen Menschheit verarbeitend. Je weiter Gretchen ihren Weg durch die lang am Meerbusen hingestreckte Stadt fortsetzte, je lebhafter wurde es um sie herum. Auf den zahlreichen Werften wurde fleißig gearbeitet; nicht weniger emsig war man in den Tabakfabriken und in den Branntweinbrennereien. Die im Frieden so bedeutenden commerciellen Geschäfte Flensburgs umfassen gleichfalls Zuckersiedereien und Segelmanufacturen, welche jedoch die anderweitigen Etablissements nicht in geschäftlicher Thätigkeit erreichen. Die drei Thürme der Stadt sind in deutschem Styl erbaut. Gretchen mußte sie hinter sich lassen, ehe sie Karbys Wohnung erreichen konnte. Das nicht sehr große, jedoch in allen seinen Verhältnissen sehr gut eingerichtete Haus lag an einem der Hügel; die Vorderseite zeigte zwei Stockwerke mit hohen Fenstern und einer breiten Eingangstür. Wenn sie gleich erwartet hatte, daß die häuslichen Umgebungen ihres Oheims der ausgesuchten Sauberkeit seines Aeußern entsprechen würden, so war sie doch durch deren Eleganz überrascht. Die Mobilien waren von glänzendem Nußbaumholz höchst modern gearbeitet; werthvolle Kupferstiche hingen an den in jedem Zimmer verschieden farbigen Glanztapeten; die mit geblühtem Atlas überzogenen Sessel und Sophas paßten hinsichtlich ihrer Farbe zu diesem, während bunte Teppiche den Fußboden bedeckten. Nachdem das junge Mädchen mehrere auf diese glänzende Weise ausgestattete Gemächer durchschritten war wurde sie von dem sie führenden Bedienten ersucht, eine kurze Weile bis zum Eintritte des Herrn Hardsvogtes zu warten. Während sie diesen Worten nachkam, konnte sie nicht umhin, ihre Blicke auf einer hohen, messingenen Boliere ruhen zu lassen, in welcher wohl ein Duzend schönfarbiger Kanarienvögel zwitschernd herumflogen. Bald darauf trat der Erwartete herein und allerdings zeigte er sich ganz so väterlich freundlich, wie sie es nach seinem gestrigen Benehmen erwartet hatte. Mit heittrer Gesprächigkeit führte er sie in den behaglichen Räumen umher, erklärte ihr die Bedeutung der Kupferstiche oder machte sie auf sonstige, nicht so sehr in die Augen fallende Schönheiten seiner Einrichtung aufmerksam. Zulezt führte er sie eine ziemlich hohe Treppe hinauf in einen Salon, dessen eine Thüre auf den Garten ging. Zu diesem waren die verschiedenen Höhepunkte des Hügels, an welchem die Hinterseite des Hauses lag, geschickt benutzt. Eine Anzahl

theils seltener Gesträuche streckte seine grünenden Zweige nach allen Seiten hin, während von der Fülle der Herbstblumen gebildete bunte Felder doppelt farbenprangend die grüne Einförmigkeit des Rasens unterbrachen. Parkartig führten sich schlängelnde Pfade zwischen dichten Baumreihen hinauf, bis sich ganz oben eine Aussicht auf die nächste Umgegend öffnete. Sie folgte der Einladung ihres freundlichen Wirthes und nahm auf einer mit weichen Kissen belegten Bank an seiner Seite Platz. Ueber ihnen wölbte sich das Dach eines ländlichen Tempels, während vor ihnen ein Tisch mit einem eleganten Kaffeeservice stand. Karbye verlangte scherzend, daß seine Nichte ihre später in seinem Hauswesen zu vollbringenden Pflichten schon jetzt beginnen und den köstlich duftenden Kaffee aus der silbernen Kanne schenke. Er bezeichnete ihr dabei eine große Tasse von Pariser Porcellan, auf welcher sich eine Abbildung der Stadt Kopenhagen befand, als die feinige, während er eine zweite ähnliche, mit der Darstellung der Stadt Schleswig verzierte, für die zum täglichen Gebrauche seiner jungen Freundin bestimmte Mundtasse erklärte. Er fügte lächelnd hinzu, daß sie Beide also auch am Kaffeetische die Vertreter ihrer beiderseitigen Nationalitäten repräsentirten, wobei ja die schleswigsche wie sonst auch im Leben in der dänischen aufginge. Dabei bot er ihr einen neben dem Trinkgeschirr stehenden silbernen Teller mit frischem Backwerk dar, wobei er bemerkte, daß er lieber einen Theil der wirthlichen Sorgen übernehmen wolle, um von der Gegenwart des Bedienten möglichst befreit zu sein. Hiermit stimmte Gretchen nur zu sehr überein und sah es gern, als der Onkel sich zuletzt eine Havannah-Cigarre anzündete und sie auf die Schönheit des mehr und mehr herabsinkenden Abends aufmerksam machte, während er behaglich zurückgelehnt den aromatischen Dampf in blauen Wölkchen vor sich hin kräufelte. Wunderbar herrlich war die Scene vor ihnen geworden. In der Klarheit der abendlichen Beleuchtung grenzten sich die wellenförmigen, lieblich ausgeschweiften Höhen ringsum scharf gegen das wunderbar dunkle, von glühendem Feuerchein angehauchte Blau des ewigen Domes ab. Mächtige Buchenwälder zogen sich in den gelben und braunen Schattirungen des Herbstes amphitheatralisch von den Gipfeln der Hügel bis an den breiten Wasserspiegel herunter. Die sinkenden Strahlen der Sonne ließen die zahllosen Segel auf ihm glänzend weiß erscheinen, während ein schimmerndes Blutmeer die weiter ausgedehnten Landzungen und Borufer umfluthete, und überhauchten die stolzen Buchenhaine mit goldigem Glanze. Kein grauer Nebel verhüllte das reizende Bild; klar und rein lag es da, wie die Allmacht des Weltenschöpfers es auf diesem lieblichen Erdstreck geschaffen hatte. Wie Sein Athem fächelte ein leiser Wind auch durch die näheren Baumkronen; Zufriedenheit und Ruhe nach dem



schweren Werke des Tages schienen jede Menschenbrust mit beseligender Genugthuung erfüllen zu müssen.

Dennoch hasteten heute Gretchens Blicke nicht mit einem so lebhaften Interesse auf dieser Herrlichkeit der Natur, wie sie es sonst dafür empfunden hatte. Ihre innersten Gedanken waren zu sehr von einer andern Angelegenheit erfüllt und mehr und mehr erfreut durch die Liebenswürdigkeit Karbyes, ein immer größeres Vertrauen zu seiner ihr so offen gezeigten väterlichen Zuneigung fassend, hob sie endlich an, von Hartwig Molsch und seinem Mißgeschick zu sprechen.

Sie erzählte, wie ihr Vater vor mehreren Jahren eingewilligt habe, sie auf einen Ball zu führen, welchen die Gilde der Kaufleute in der guten Stadt gegeben und ihn dazu eingeladen habe. Einer dieser Herren, der Besitzer einer großartigen Kupfermühle, habe einen jungen Landmann als Gast mitgebracht, welcher von der sämmtlichen jungen Damenwelt als flotter Tänzer mit sehr günstigen Augen betrachtet worden sei. Er habe sich jedoch hauptsächlich bei ihr aufgehalten und sie sei ihm schon an jenem Abende herzlich gut geworden. Am Ende des Festes geleitete er sie und ihren Vater nach Hause und erbat von dem Letztern die Erlaubniß, die Bekanntschaft fortzusetzen. Er habe dann ihr Haus oft besucht und ihnen gesagt, daß er gegenwärtig den landwirthschaftlichen Theil des Etablissements der Kupfermühle beaufsichtige, jedoch die Absicht hege, später eine kleine Landstelle in der Nähe von Glücksburg zu pachten, wo er zu Hause sei. Bei gelegentlichen Besprechungen mit seinem Prinzipal, dem Eigenthümer der Kupfermühle, habe ihr Vater erfahren, daß Hartwig in jeder Hinsicht brav und tüchtig, gottesfürchtig, fleißig, sparsam und geschickt in seinem erwählten Berufe sei; sein Vermögen bestände freilich wohl nur aus etwa zurückgelegten Ersparnissen, doch könne er diese ja nach und nach vermehren, wenn er auf die begonnene Weise fortfahre, und sich endlich wohl einen eignen Herd gründen. Der Vater habe darauf ihr heimliches Verlöbniß mit ihm schweigend geduldet und dem jungen Freund viel Vertrauen bewiesen, bis dieser zuletzt zu seiner Militärpflicht einberufen worden sei und damit sie und alle seine früheren Verhältnisse habe verlassen müssen. Ihre anfänglich etwas stocende Rede wurde geläufiger je länger sie sie fortsetzte. Sie sparte Hartwig's Lob nicht, sprach von seiner großen Zuneigung zu ihr und wie auch ihr Vater das Urtheil von Hartwig's Prinzipal mehr und mehr bestätigt gefunden, je länger er den Erstern gekannt habe; dann erwähnte sie des bitteren Schmerzes der Trennung bei seinem Fortgange und der weiten Ferne, in welche alle ihre Aussichten auf ihre Vereinigung mit ihm dadurch gerückt seien. Jedes ihrer Worte verrieth ihre zärtliche Liebe zu dem Entfernten und der Oheim konnte bei dieser unzweideutigen Kund-

gebung ein Lächeln nicht unterdrücken. Dies ging jedoch in einen gehaltenen Ernst über als sie ihm die zuletzt auf Fünen stattgefundenen Ereignisse mittheilte, ohne daß dabei jedoch das Wohlwollen schwand, welches sich bis dahin so deutlich auf seinem würdevollen Antlitze für sie ausgeprägt hatte. Auch als sie ihre dringende Bitte um seine Verwendung für ihren Geliebten, um seine Hilfe aus ihrer und seiner bitteren Noth wiederholte, verläugnete er es nicht, wenn er gleich immer bedenklicher wurde.

„Dies ist eine schlimme Geschichte, liebes Kind,“ versetzte er, als sie innehielt. „Auflehnung gegen die Disciplin, gewaltthätiger Angriff eines Schleswigers, der im begründeten Verdachte des hochverrätherischen Schleswig-Holsteinismus steht, gegen einen wohlverdienten dänischen Unteroffizier, dessen Patriotismus zweifellos ist — dies sind Verbrechen, für welche sehr schwer Begnadigung zu erlangen sein wird. Uns an den Regimentscommandeur nach Middelfahrt zu wenden, kann gar nichts nützen. Eher würde es möglich sein, etwas von dem Kriegsminister zu erlangen, welcher mir von meiner militärischen Laufbahn her persönlich bekannt und seitdem wohlgenogen geblieben ist.“

„Dieser Herr müßte in Kopenhagen aufgesucht werden?“ fragte Gretchen zagend.

„Es wird nicht nöthig sein. Seine Majestät der König wird nebst hoher Gemahlin nächstens bei uns eintreffen und wie gewöhnlich seinen Aufenthalt während seiner Anwesenheit in den Provinzen im Schlosse zu Glücksburg nehmen. Der Kriegsminister wird den König begleiten, um gleich diesem unsern unüberwindlichen Verschanzungen am Dannewerk zu inspiciren. Ich werde dem Erstern meine Aufwartung machen und sehen, ob ich die völlige Begnadigung Deines Geliebten oder wenigstens eine bedeutende Milderung seiner Strafe, als eine mir selbst bewilligte Gunst von seiner Excellenz erbitten kann.“

„O, Dankel, Du bist zu herzlich gut, ich sehe, daß ich mich nicht in Dir getäuscht habe!“ rief Gretchen, indem sie in überwallenden Gefühl seine Hand an ihre Lippen zog. „Wie soll ich Dir danken!“

„Laß das Kind! Das wird sich finden, wenn wir so weit sind,“ sagte er freundlich abwehrend, indem er aufstand. „Der Abend wird kühl, wir wollen ins Haus zurückgehen.“

Sie folgte ihm den Berg hinunter und er fuhr im Gehen zu ihr gewendet fort:

„Seine Majestät pflegte bei Ihrer Anwesenheit auf Glücksburg oft nach Flensburg zu kommen. Wir haben im Königsclubb bereits einen Ball veranstaltet, welchen mit Ihrer Gegenwart zu beehren wir das hohe Paar

bitten wollen. Alle Beamten haben zu diesem Feste sich unterschrieben.“

„Wohl hauptsächlich Dänen,“ schaltete Gretchen arglos ein.

„Natürlich. Es giebt Gottlob nur wenige Inhaber von königlichen Bedienungen mehr in diesen Provinzen, welche nicht geborene Dänen sind. Wir werden auch diesmal unsere patriotischen Royalismus nicht verlängnen. Dänischer als Friedrich der Siebente ist nie einer unserer Monarchen gewesen. Die Gilben in der Stadt werden unserm Beispiel folgen und gleichfalls Feste zu Ehren unsers königlichen Gastes veranstalten.“

Er theilte ihr noch mehrere Einzelheiten über diese bevorstehenden Freuden mit; Gretchen unterbrach seine beredten Ergießungen wenig, wenn sie gleich nur mit halbem Ohre hinhörte. Offenbar interessirten ihn diese rosenfarbenen Zukunftsbilder weit mehr als sie, doch gedachte sie seiner soeben ihr gegebenen gütigen Versprechungen und glaubte sich ihm durch diese so sehr verbunden, daß sie ihm wenigstens die Aufmerksamkeit eines geduldigen Zuhörers schuldig sei. Als sie wieder im Hause anlangten erwachte in der jungen Waise abermals ein Gefühl, wie sie es schon bei ihrem ersten Eintreten empfunden hatte. Es kam ihr vor als passe sie in ihrem schwarzen Gewande durchaus nicht in diese bunte Farbenpracht ringsum, als gehöre die Einfachheit ihrer Erscheinung in weniger geschmückte Räume, als würde sie sich niemals für so heimisch finden wie in dem bescheidenen Häuschen ihres Vaters. Das Bild desselben in den Tagen seiner Gesundheit und in den leidenvollen Stunden seiner Krankheit trat mit erneuter Deutlichkeit vor sie und sie machte sich stille Vorwürfe, daß die Dringlichkeit der sie seit gestern beschäftigenden Angelegenheit, die Sorge um den Geliebten sie veranlaßt hatte, sich für einige Stunden weniger lebhaft mit dem Gedächtnisse ihres ersten und größten Wohlthäters zu beschäftigen. Bald aber mußte sie sich dieser Wehmuth entreißen als der Dunkel sagte: —

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Das Charakteristische der Mode ist die Unbeständigkeit; das zeigt sie gerade jetzt sehr auffallend. Die Fanchonhüte, die plötzlich fast allgemein angenommen wurden, sollen bereits wieder durch neue Hüte verdrängt werden. Kaiserhüte nennt man sie und sie sind allerdings sehr hübsch. Ein solcher Kaiserhut ist von weißem Krepp und gespannt; der Schirm gleicht so ziemlich

dem an einem Fanchonhüte und das Neue liegt in dem Kopfe. Dieser hat nämlich auch keinen Bart; man sieht die Haarflechten deutlich, mehr vielleicht noch als an den Fanchonhüten. Dazu eine weiße Feder mit einer Perlenagrafe und Bindebänder von außerordentlich schönem weißen Taffet mit goldfarbigen Mustern.

Bis die neuen Hüte allgemein werden, was man hofft und fast mit Gewißheit erwarten kann, wird man die Fanchonhüte tragen und zwar von Stroh. Der Auspuß derselben wird in Gold-, Silber-, Stahlblättern u. s. w. bestehen. Hinten an dem Fanchon eine Schleife von schwarzem Taffet mit Spigen; unter dem Schirmen eine Rose; schwarze Bindebänder mit breiten goldgelben Streifen. (Die Bänder sind dies Jahr außerordentlich schön.)

Das Grün ist sehr modisch, auch in den Hüten.

Der Auspuß der Kleider ist endlos verschieden; häufig von schwarzem und weißem Schmelz. Ein Säckchen von schwarzem Taffet, ein anderes von rothem Cashmir mit solchem Auspuße sah reizend aus.

Man erwartet übrigens eine völlige Revolution namentlich in den Röcken, eine Revolution, die so bedeutend sein soll, daß eine Dame ihre bisherigen Röcke gar nicht mehr tragen könne.

Jetzt ist noch nichts feststehend als die Mode, Kleid und Paletot von einem und demselben Stoffe zu tragen, sowie die langen Schößchen an den hohen Leibchen. Will man sie nicht, so muß das Leibchen rund sein mit Gürtel, der häufig lange an der Seite geknüpft Enden hat. Die Mode bestimmt die Stelle, wo der Gürtel geknüpft werden soll, häufig verschieden; bald muß es vorn, bald hinten sein; jetzt duldet man es bloß an der Seite des Herzens, so daß es eine sentimentale Schleife giebt. Die Schleife ist übrigens eine große Rosette und ihre sehr langen und breiten Enden müssen farbig gefüttert sein. So z. B. zu einem Kleide von schwarzem Moire ein Moiregürtel, der weiß, roth oder maisgelb gefüttert ist und Franzen in derselben Farbe hat.

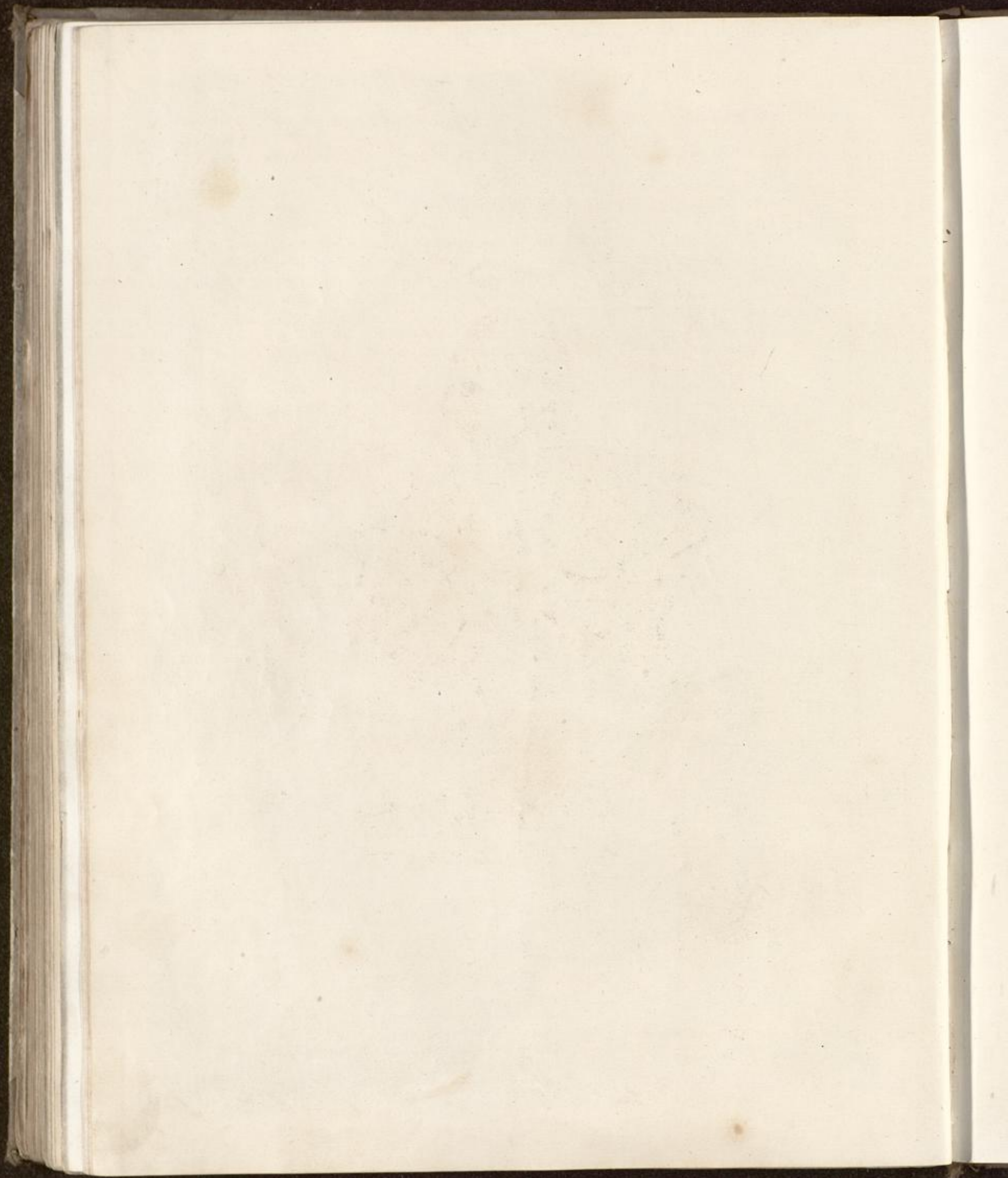
Die Blondinen benutzen sehr häufig den Goldpuder und man behauptet, es sehe sehr gut aus und kleide vortreflich.

Das Griechische scheint entschieden modisch zu werden. Zuerst kam der griechische Kopfsputz; ihm folgten die griechischen Säckchen und die Röcke sollen nicht ausbleiben. Die griechischen Leibchen werden, sagt man, viel von Mädchen und jungen Frauen getragen werden; selbst an gewöhnlichen Tageskleidern will man, wie es heißt, die hohen Leibchen aufgeben.

Viele Damen freilich werden sich sträuben, die kleinen Säckchen aufzugeben, die ja auch so hübsch sind; sie werden sich in anderer Weise zu helfen wissen, nämlich zu dem ausgeschnittenen Leibchen ein Säckchen von Spigen, von perlengesticktem Tulle, von gesticktem Muslin tragen.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG



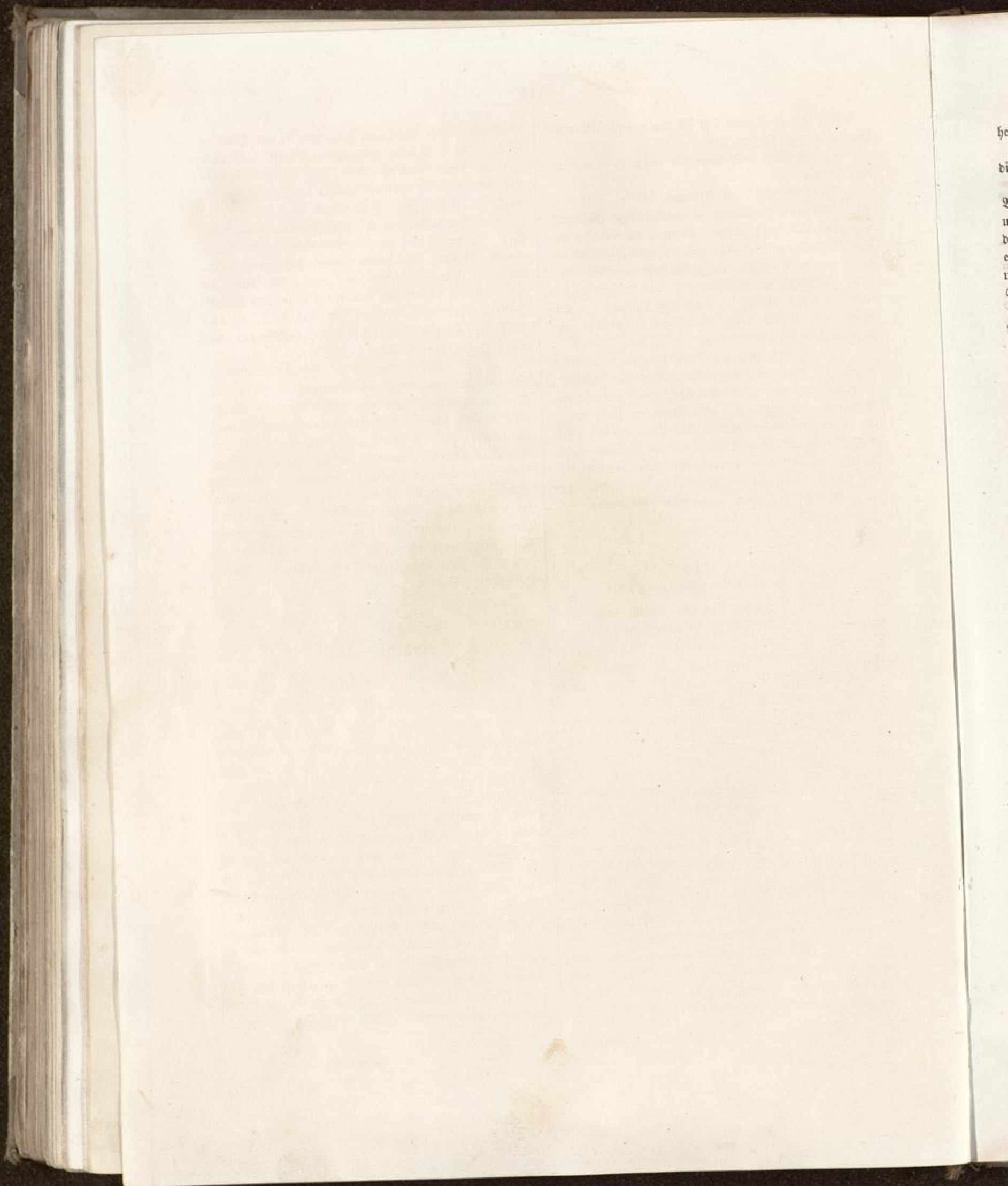


*Nach einer Photographie*

*Stich u. Druck v. Weger, Leipzig*

*Hr. Gustav Kletter*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*



Von den Confections läßt sich nur das mit Bestimmtheit sagen, daß sie kurz sind.

Zum Schlusse beschreiben wir einige neue vollständige Anzüge.

Ein Kleid von russischgrauem Moire, auf jedem Blatt mit einer Verzierung in orientalischem Geschmack und zwar von fleischfarbigem Sammet mit Stahlperlen; das Leibchen eine Art sehr weit offenen Jäckchens mit engen langen Ärmeln, ausgeputzt wie der Rock; darunter eine Weste von fleischfarbigem Sammet mit langem Schoß und Stahlknöpfen. Dazu als Kopfsputz eine Catalane mit Perlen nebst griechischem Stirnbande von fleischfarbigem Sammetblättern.

Ein elegantes Kleid zum Ausgehen war von pensée Atlas, der Rock mit sehr großen Bäden von schwarzen Sammetruchen und pensée Fransen; hohes Leibchen mit schwarzem Sammetgürtel, der hinten in zwei langen schärpenartigen Enden mit Perlenfransen auslief. Die Ärmel eng und ohne Ausputz. Dazu ein sehr kurzer Paletot von schwarzem Sammet mit reicher Perlenstickerei und ein Hut von pensée Plüsch mit weißen Federn, auf denen Glasfünfchen gleich Thauperlen schimmerten.

#### Modenblatt N<sup>o</sup> 14. (Nach Originalzeichnungen.)

1. Brauner runder Hut mit blauem Band und weißen Federn; großer Catogan in einem schwarzen Netz; Kleid von bläulichem Taffet, unten herum mit Posament besetzt, und Paletot von dem Kleidstoffe, ebenfalls reich mit Posament garnirt, auch mit einer Art Posamentpelerine, die vorn auf beiden Seiten der Brust herunter, dann nach dem Rücken geht und hier in zwei langen Enden herabfällt; ziemlich enge Ärmel, vorn mit Posamentausputz; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Kleiner Fanchonhut mit grünen Bindebändern; Kleid von havannabraunem Taffet mit vorn offenem, nur oben geschlossenem Leibchen, das an den Seiten mit schwarzen Sammetstreifen und Guipure garnirt ist und breite Faltschößchen hat, welche ebenfalls mit schwarzem Sammet garnirt sind; schweizer Chemisette und über derselben, unter dem Leibchen, eine Art Laß von schwarzem Sammet, von dem an der rechten Seite zwei lange schwarze Sammetenden, wie von einem Gürtel, mit Guipure besetzt, ausgehen; enge lange Ärmel, oben und unten mit schwarzem Sammet und Guipure besetzt; unten auf dem Rocke herum ein schwarzer Sammetstreifen mit Guipure; kleiner Chemisettekragen; kleine Unterärmel;

Stiefelchen; gelbe Glacéhandschuhe und in der Hand ein Mäuschen (das aber auf unserem Blatte falsch colorirt ist, denn es muß weiß sein. Weiße Mäuschen sind neuerdings die Lieblingsthierchen der Pariser Damen, welche sie bei sich tragen, in der Hand, im Busen u. s. w.)

3. Neuer Haarpuz mit zwei schmalen blauen Bändern, die von hinten sehr tief hinabhängen; Kleid von grauer Popeline mit hohem glatten Schneppenleibchen, das vorn herunter, sowie oben und unten herum mit feiner schwarzer Soutasche benäht ist; enge lange Ärmel, oben und unten ebenfalls mit Soutaschstickerei; auf dem Rocke kein Ausputz; schmales blaues Cravattenband; dänische Handschuhe; Schuhe.

4. Griechischer Haarpuz mit Bäckchen vorn herum und mit mehreren rothen Bändern um das Hinterhaar; Kleid von weißer Faye mit ausgeschnittenem Leibchen ohne Ärmel, das mit rothem Atlasbade oben eingefast ist; darüber eine sehr dünne Chemisette, über welche rothe schmale Atlasbänder laufen; auf dem Leibchen ein sehr breiter laßartiger, in Bäuschchen genommener Gürtel von rothem Atlas; dessen Enden hinten lang hinabfallen; lange weite dünne Chemisettenärmel, oben und unten mit rothem Atlas garnirt; auf dem Rocke unten zwei schmale rothe Atlasbänder und ganz unten ein Bäuschchenbesatz von weißer Faye und rothem Atlas; hellbraune dänische Handschuhe; Schuhe.

#### Stahllich N<sup>o</sup> 14.

Dr. Gustav Satter.

(Nach einer Photographie.)

Dr. Gustav Satter erregt seit einiger Zeit überall, wo er Concerte giebt, großes Aufsehen sowohl durch seine eminente Technik als namentlich auch durch seine ungewöhnliche Begabung der Improvisation, in der man ihn mit Meister Hummel vergleicht. Von seinem bisherigen Leben ist uns nur bekannt, was er uns selbst erzählte, nämlich: daß er in Wien gebildet wurde, dann Kunstreisen durch Deutschland u. s. w. machte, endlich nach Amerika ging und drei Jahre lang concertirend die dortigen ansehnlichsten Städte mit größtem Erfolge bereifte, daß er aber auch erkannte, es fehle ihm noch mancherlei zu einem wahrhaften und großen Künstler, und sich deshalb vornahm, nach der Heimat zurückzukehren und da noch ein paar Jahre lang ganz in der Stille fleißig zu studiren. Nachdem er diesen Voratz wirklich ausgeführt hat, tritt er von neuem öffentlich auf und die Kenner der Musik behaupten, er habe seinen Zweck vollständig erreicht.

# Intelligenzblatt zur Wochenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

## Würdiges Confirmations-Geschenk!

Thomas von Kempen,  
**Vier Bücher von der Nachfolge Christi.**  
Für evangelische Christen bearbeitet und mit Beicht- und Communion-  
gebeten versehen

von Dr. August Ludwig Gottlob Krehl.

Mit Illustrationen von Alex. Strähuber.

Broschirt. Preis 10 Sgr., gebunden mit Goldschnitt 20 Sgr. Pracht-Ausgabe,  
elegant gebunden, 1 1/2 Thlr.

Nicht ein, sondern geradezu das rechte und ächte Erbauungsbuch, das menschlicher Geist erdacht und menschliche Hand geschrieben! Alle die Eigenschaften aufzuzählen, die dieses Werk vor allen anderen auszeichnen, bedarf es nicht mehr, wohl aber nehmen wir Veranlassung, es als ein Festgeschenk zur Confirmationszeit für die zu empfehlen, die nun hinaustreten sollen in das große Menschenleben! Wer die echte Herzensersüßigkeit für sein ganzes Leben bewahren will, der lese oft und gern in diesem auf dem Grunde des Evangeliums entstandenen Buche und richte seinen Wandel darnach.

Obige Ausgabe mit guten Bildern, Planetten, Initialbuchstaben, sowie hübscher Kandeinfassung geschmückt, ist eine der correctesten und zeichnet sich durch weißes Papier, guten Druck und bequemes Format aus.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Hilfburghausen.

Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Rosenmüller's

## Witgabe für das ganze Leben

beim Ausgange aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Confirmation der Jugend geheiligt.

20. Auflage. 21

Durchgesehen von Dr. Chr. Niemeyer, Ritter etc. Mit 6 schönen Stahlstichen.

8. In vergoldetem engl. Leinwandband mit Goldschnitt.

Preis 1 Thlr. 5 Ngr. broch. 20 Ngr.

Davon eine höchst elegante  
\* Miniatur-Ausgabe \*

nach der vierzehnten, von Dr. Chr. Niemeyer, Pfarrer u. Ritter des r. A. D., besorgten Auflage. Mit einem Stahlstiche.

Dritte Auflage.

16. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Gebunden in seinem Sarsenetbande mit Goldschnitt. Vorderseite und Rücken in feinsten und reichster Vergoldung. Titel in Gold- und Bronzebrud. Titelseitstich von C. Preisel, nach Prof. Keyisch. Neue Schrift auf feinstem Maschinenvelin. Ein Kunstwerk in Bezug auf seine Buchbinderei.

## Kleine Weltgeschichte

für

Bürgerschulen.

Bearbeitet von Dr. Carl Ramshorn,

Director der III. Bürgerschule zu Leipzig, Ritter des k. k. Kais. Franz-Joseph-Ordens.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8. broch. Preis 15 Ngr. geb. 17 Ngr.

Englischen weißen 4 3/8—5 Ellen breiten  
**Flanell,**  
à Elle 1 Thlr. 24 Ngr. — 2 Thlr. 12 Ngr.,  
zu Unterröcken mit einer Naht, welcher in  
der Wäsche nicht einläuft,  
Neuheiten buntgestreifter, 6 und 7 Ellen  
weite

**Unterröcke,**

à 3, 4, 5 und 6 Thlr., beste Kofshaarröcke,  
echt englische wollene

**Moiréeröcke**

und Stoffe, Crinolins, sowie ganz vorzüg-  
lich gut sitzende und dauerhafte

**Corsets ohne Naht,**

auch Pariser kurze und lange mit Naht in  
fortwährender größter Auswahl, sämmtlich  
mit echtem Fischbeinanzug.

**Strumpfwaren,**

als echt englische wollene ponceaurotthe

**Flanellhemden**

mit Einfügen à 3 3/4 Thlr. bunte à 3 1/2  
Thlr., Gesundheitsleibjaden, Unterbeinklei-  
der, Strümpfe, Handschuhe etc.

**Serrenwäsche,**

recht hübsche weiße 3-faltige Oberhemden,  
à 2 Thlr., schmalfaltige 2 1/2 Thlr., dergl.  
mit weißen und bunten Piqué-Einfügen,  
geringere Oberhemden à 1 1/2 Thlr., Ebe-  
missets, Kragen, Schlipse, Cravatten und  
Handschuhe empfiehlt

**Carl Netto,**

Leipzig, Grimmaische Str. 24.  
Ede der Ritterstraße.

Englische weißwollene Bettdecken mit  
rothem Rand à 5—7 Thlr. empfiehlt

**Carl Netto,**

Leipzig, Grimmaische Str. 24.

**Gicht- und Hämorrhoidallei-**  
dende, die sich für das Heilverfahren des  
Specialarztes Dr. J. M. Müller in Co-  
burg interessieren, finden dessen Schriftchen  
über die Heilbarkeit der Gicht und Häm-  
orrhoiden in jeder Buchhandlung vor-  
rätzig.

## Privat-Entbindungs-Anstalt.

In der schönsten Umgegend Leipzigs  
bietet, vollständig eingerichtet, ein be-  
schäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, für  
Damen, die ihre Niederkunft in Stille und  
Zurückgezogenheit abwarten wollen, Auf-  
nahme. Bei billigen Bedingungen, liebe-  
vollster Pflege wird strengste Verschwie-  
genheit zugesichert. Adresse: E. E. Nr. 0.  
poste restante frei Leipzig.



zur

## Allgemeinen Norden = Zeitung.

Der letzte König-  
Herzog  
von Schleswig-Holstein.

Erzählung

von

M. Norden.

(Fortsetzung.)

„Du kennst nun meine Einrichtung, liebes Mädchen. Ich hoffe, daß sie Dir gefallen hat. Denke nun darüber nach, wie Du Dich am besten einrichtest, um baldmöglichst ganz zu mir zu ziehen. Ich will jetzt dem Diener sagen, daß er Dich heimgeleite; ich selbst muß mich dieser angenehmen Pflicht entziehen, da ein befreundeter Landsmann meiner im Hôtel Rasch wartet, den ich noch vor acht Uhr dort treffen muß.“

Er wollte die Klingel ziehen. Gretchen aber hielt fest seinen ausgestreckten Arm und sprach schüchtern:

„Ich muß dich noch an meine Perlenschnur erinnern, lieber Onkel. Du wolltest die Güte haben, ihretwegen mit dem Juwelier aus Kopenhagen zu sprechen?“

„Das ist wahr; bald hätte ich die ganze Sache vergessen,“ entgegnete er. Ich werde Dir gleich wieder zu Diensten stehen. Folge mir, wenn Du willst.“

Sie ging mit ihm in sein Arbeitszimmer, welches mit Büchern und Schreibmaterialien reichlich versehen war, wie sich dies für einen fleißigen und gewissenhaften Beamten ziemte. Er öffnete sein festverschlossenes Schreibpult und nahm das ihr so wohlbekannte, ebenso fest verschlossene, kupferne Kästchen heraus, welches er ihr sammt dem dazu gehörigen Schlüssel mit den Worten überreichte:

„Leider kann ich Dir hierüber nicht eine sehr befriedigende Auskunft geben. Der Juwelier erklärte sie nicht für echt und ihr Werth wird sich nicht über einige Thaler belaufen.“

Gretchens Auge wurde starr. Mechanisch erfaßte sie den Schlüssel, um das Kästchen zu öffnen, und sagte leise:

„Aber wie könnte dies möglich sein? Wäre es denkbar, daß mein in allen Sachen, die Geld und Geldeswerth betrafen, so vorsichtiger Vater sich während eines ganzen Lebens hinsichtlich dieser Perlen im Irrthum befunden und sich im Besitze eines Schatzes geglaubt

haben sollte, der für ihn und mich ein Vermögen ausmachte?“

„Die richtigen oder verkehrten Ansichten Deines Vaters habe ich mich niemals herbeigelassen zu controliren, sondern von jeher genug mit der Vertretung meiner eigenen zu thun gehabt.“

Sie erschraf vor der plötzlichen Barschheit seines Tons, ließ sich jedoch nicht abhalten, noch leiser hinzuzufügen:

„Ich hatte so viele Hoffnungen auf diese Perlen gebaut; ich wollte ihren Erlös verwenden, um auf eine oder die andere Weise Hartwigs Schicksal besser zu gestalten.“ —

„Und das Deinige dazu — unsere schönsten Träume sind oft genug Schäume, erwiderte er achselzuckend.“

Sie ließ noch immer die Perlen zwischen ihren Fingern durchgleiten, als könne sie bei ihrem fortgesetzten Anblicke die Hoffnung neu beleben, welche sie auf ihren Besitz gebaut hatte. Auf einmal rief sie aufgeregt:

„Onkel, diese Perlenschnur ist nicht diejenige, welche Du von mir empfangst!“

„Allerdings ist sie es, denn sie ist kaum aus meinem sichern Verwahrsam gekommen, seit Du sie mir übergabst.“

„Es ist dennoch eine andere, obgleich sie der meinen zum Verwechseln ähnlich ist. Der Haken des Schlosses ist auf eine andere Weise befestigt; man wird ihn abgenommen und an diese geheftet haben, um mein echtes Geschmeide mit diesem unechten zu vertauschen!“

Sie reichte ihm hierauf die Perlen hin, indem sie ihm die stattgefundenen Veränderung näher bezeichnete. Er warf nur einen flüchtigen Blick darauf und sagte dann ärgerlich:

„Ich weiß nicht, was Du willst; ich gewahre keinen Unterschied. Dieser Haken ist, wie er früher war, und diese Perlen sind die nämlichen, welche Du mir gestern übergabst!“

„Hast Du sie heute Morgen lange in den Händen des Juweliers gelassen?“ fragte das junge Mädchen, in welchem etwas von der practischen Klugheit ihres Vaters aufzudämmern begann. „Ich möchte ihn gern über diese seltsame Verwandlung zur Rede stellen.“

„Sprich nicht so unsinniges Zeug. Dieser Mann hat sie in meinem Beisein geprüft und seine Hände ha-

ben sie in die meinigen zurückgegeben. Auch ist er heute Mittag schon wieder mit dem Dampfschiffe abgereist und wir können ihn also nicht erreichen, wenn wir auch Dein thörichtes Vorhaben ausführen wollten.“

„Wie ist der Name dieses Mannes?“

„Das kann Dir gleichgültig sein. Ich sage Dir, daß diese Perlen ganz dieselben sind, welche Du mir gestern zustelltest, und also hast Du Niemanden sonst zu fragen!“

„Aber die Sache ist von einer so unendlichen Wichtigkeit für mich! Diese Perlen waren fast mein einziges Vermögen, meine größte Hoffnung für die Zukunft.“

„So spricht Jeder, der sich eingebildet hat, vermögend zu sein, wenn er endlich die Grundlosigkeit dieser Phantasie einsehen muß,“ entgegnete Karbye höhnisch.

„Ich kann mich dennoch nicht dabei beruhigen. Weißt Du gewiß, daß Du nicht bestohlen worden bist? Es könnte ein Hausdieb hier sein; ich möchte die Polizei zu Hilfe rufen, damit sie eine Untersuchung anstellt und mir wieder zu meinem so schmerzlich entbehrten Eigenthum verhilft.“

Sie hatte mit einer für ihre Jahre seltenen Energie ihre Fassung behauptet. Seine Züge aber nahmen einen drohenden Ausdruck an; er schlug mit der geballten Hand auf den Tisch und rief mit rauher Stimme:

„Ich aber sage Dir zum letzten Male, daß Deine Perlen nichts taugen und niemals etwas werth gewesen sind!“

Du gabst mir elende Glasperlen und hast sie wieder bekommen! Vergiß das unwirksame Zeug, was Dein Vater, der alte Sünder, Dir zuletzt noch vorgefalscht hat, denn es wird Dir zu Nichts nütze sein. Er hätte besser gethan, sich um andere Dinge zu kümmern als um diese, die ihm wenig Ehre machen!“

Gretchens Augen hafteten mit dem deutlich ausgeprägten Ausdrucke starren Entsetzens auf den auf so unerwartete Weise veränderten Zügen des dänischen Onkels. Er fügte kurz und drohend hinzu:

„Und wenn es Dich dennoch gelüsten sollte, jemals von dieser albernen Sache wieder anzufangen, so erinnere Dich, daß ich Deinen versteckten Galan zu finden weiß und ihn seinem verdienten Schicksale überliefern werde, sobald es mir gutdünkt!“

Sie schwieg noch immer; keine Thräne rann über ihre zum Tode erbleichte Wange. Immer näher kommend, immer deutlicher hervortretend gleich einem Rebelbilde, welches unsere Blicke erfassen, trat jene schreckliche Erinnerung, die schon am Sterbebette ihres Vaters in ihr aufgetaucht war, wieder vor sie. Diese tief gefaltete Stirn, diese vor Jorn glühenden Augen, diese wild verzerrten Züge, diese drohende, jetzt gegen sie ausgestreckte Faust, die ganze gewaltthätige Geberde des heftigsten Grimmes hatte sie schon einmal gesehen — sie gehörte

jenem Manne, der vor langen Jahren ihrer Mutter jene vielbesprochene Perlenschnur gewaltsam entreißen wollte — gehörte ihrem Onkel Karbye, dem sie sie jetzt selbst überliefert hatte! —

Und immer noch stieg ihr unbeschreibliches inneres Entsetzen bei dem Gedanken, daß sie ihm selbst durch ihr thörichtes Vertrauen die Waffen gegen sich in die Hände gegeben, daß sie ihm Hartwigs Zufluchtsort genannt hatte, da er sich so warm für diesen zu interessiren schien, daß sie ihm auch seinen edelmüthigen Retter, den Kapitän Argens, näher bezeichnet, und also diesen mit dem Erstern gefährdet hatte. Ihre unbesonnene Arglosigkeit hatte Beide einem fanatischen Dänen verrathen, welcher diese bedrängten Schleswig-Holsteiner so gut ihren Feindern überliefern würde, wie es so Manchen ihrer viel weniger gravirten Landsleute geschehen war. Er hatte alle Erbitterung der nationalen, gerechten Entrüstung geflissentlich zur Schau getragen und eine innere, warnende Stimme sagte ihr, daß er rücksichtslos seine Drohung zur That machen würde, sobald sein Vortheil dies erheische. Eine bodenlose Ruhelosigkeit unter gleichnerisch gewinnender Hülle offenbarte sich ihr und ihre bis dahin so kindlich vertrauende Seele reifte in dieser kurzen Stunde der bittersten Erfahrung an tief ernster, umsichtiger Besonnenheit auf eine so außerordentliche Weise, wie es sonst vielleicht in Jahren ihres gewohnten Stillebens nicht geschehen wäre. Wohl mochten ihre Empfindungen theilweise auf der so leicht beweglichen Fläche ihres Angesichts zu lesen sein, denn Eril Karbye sagte nach einer minutenlangen Pause gelassener in Ton und Geberde:

„Es thut mir leid, daß ich auf diese Weise habe mit Dir reden müssen. Du hast mich durch Deine unvernünftige Hartnäckigkeit ungeduldig gemacht. Ein für allemal: Andere Perlen kann ich Dir nicht schaffen; Du mußt mit diesen zufrieden sein. Sprich mir nicht mehr davon und schlafe alle Thorheiten aus. Wenn Du Dich besonnen hast, so besuche mich wieder.“

Er reichte ihr seine Hand. Sie legte die ihrige hinein, die kalt wie Eis war, und sprach mechanisch die halbblauten Worte:

„Gute Nacht!“ —

Benige Minuten später war sie auf dem Rückwege. Der ihr folgende Bediente trug das kupferne Kästchen, in welchem die Perlenschnur lag. Bei dem jedesmaligen Anblicke eines der blauen, dänischen Gensdarmen, welche zahlreich in der Stadt und am Strande umherstrichen, stockte Gretchens Athem. In Jedem glaubte sie einen Häfcher zu gewahren, welcher Hartwigs und seines Freundes Leben und Freiheit bedrohte. —

Der letzte König-Herzog von Schleswig-Holstein war in Flensburg gelandet und das nur eine Meile davon entfernte Schloß von Glücksburg von ihm bezogen worden. Friedrich des Siebenten Andenken ist in den Herzen seiner deutschen Unterthanen mit so tiefen Schatten umhüllt worden, daß es ihnen für immer schwer fallen wird, seinen besseren Eigenschaften eine unparteiische Würdigung angedeihen zu lassen.

Seine Mutter, die erste Gemahlin des spätern Königs Christian des Achten, liebte die Ungebundenheit so sehr, daß sie es nicht über sich gewinnen konnte, das „Decorum“ zu beobachten. In Folge dessen wurde sie nach zweijährigem Ehestande zur Scheidung von ihrem Gemahl genöthigt; man wies ihr die Stadt Horsens in Jütland zum Aufenthalte an, von wo aus sie später nach Rom übersiedelte. Diese Neigung zur Ungebundenheit, diese Antipathie gegen alles höfische Ceremoniell, welche nicht selten zu einer fast vollständigen Verletzung des äußern Anstandes führte, war auf den Sohn übergegangen. Selten gab es einen Prinzen, welcher so wenig für einen Thron geschaffen war. Sein Geschmack und seine Gewohnheiten hatten von seiner Kindheit an eine untergeordnete Richtung; bei einer vernachlässigten Erziehung blieben seine Kenntnisse höchst mangelhaft. Seine rohen und ausschweifenden Vergnügungen wurden das Tagesgespräch der Hauptstadt; erst in späteren Jahren betrieb er sie weniger geräuschvoll, ohne ihnen jedoch im mindesten zu entsagen. Bei Alledem besaß er eine gewisse Gutmüthigkeit, welche Niemanden Uebles zuzufügen wünschte, eine Art von derber Jovialität, welche ihn besonders in den untern Schichten seiner dänischen Unterthanen beliebt machte. Nachdem er kurz nach seiner Thronbesteigung den ihm ziemlich peremptorisch vorgelegten Forderungen des dänischen Volkes eine freisinnige Verfassung bewilligt hatte, hielt er sich gebunden, fortan nach deren Grundsätzen zu regieren. Dabei aber willigte er ein, aus den Kreisen dieser Verfassungsfreunde ein Ministerium zu berufen, dessen erster Grundsatz es war, dem krassen Dänenthum eine größere Ausdehnung zu geben, mit andern Worten, deutsche Sprache und Verfassung so viel wie irgend möglich auszurotten. Hierdurch wurde er der bitterste Widersacher seiner schleswig-holsteinischen Unterthanen, welche seine Schwäche oder Indolenz verwünschten, die ihn veranlaßte, trotz zuweilen erwachender, besserer Erkenntniß dennoch den Maßregeln dieser sogenannten Eiderdänen seine königliche Sanction zu verleihen, das heißt, sich zu ihrem willigen Werkzeug herzugeben, um nur seine von den Gewaltthätigkeiten des Kopenhagener Pöbels hin und wieder bedrohte Krone behalten zu können. Der auf den ersten, blutigen Krieg folgende Friede war Niemanden erwünschter als dem Könige selbst, der sich alsdann so viel zur Begnadigung oder vollständigen Amnestie der bisherigen Auführer

geneigt zeigte, wie es ihm die Strenge seiner Minister irgend gestatten wollte.

Lange vor seiner Thronbesteigung war man in Kopenhagen davon überzeugt, daß der präsumtive Erbe der Krone der Oldenburger nicht im mindesten die Bildung besäße, welche man von einem künftigen Könige erwarten müsse. Sein im scharfen Gegensatz zu ihm hochgebildeter Vater zeigte ihm Kälte und Abneigung; seine Ausbildung wurde von dessen Vorgänger, dem alten Könige Friedrich dem Sechsten, besorgt, der ihn mit Männern umgab, die, wenn auch wohlmeinend, dennoch nicht befähigt waren, den hartnäckigen und querköpfigen Knaben zu zügeln oder zu beaufsichtigen. Die Bewohner der Residenz erzählten sich weit mehr von seinen tollen und drolligen Streichen als von den Fortschritten, die er in Wissenschaften und Künsten machte. Seine verbannte Mutter unterhielt von jeher einen Briefwechsel mit ihm, in welchem sie für ihn stets eine abgöttische Liebe, jedoch gegen die übrigen Mitglieder der königlichen Familie einen um so größeren Haß aussprach. Man sagt, daß der Prinz stets unter diesem Einfluß gestanden und sich daher gedrungen gefühlt habe, in eine Art von Opposition gegen die Letztere zu treten. Um die alte königliche Linie mit der jüngeren zu vereinigen, vermählte der König Friedrich der Sechste seine Tochter Wilhelmine mit dem damaligen Prinzen Friedrich, welcher sich um jene Zeit einige Jahre im Auslande aufgehalten hatte, um — dem Vernehmen nach — in Genf seine Studien zu vollenden. Diese Ehe dauerte indessen kaum acht Jahre; es fand sich so wenig Uebereinstimmung der Charaktere, der Sitten und Gewohnheiten zwischen den jungen Vermählten, daß zuletzt ein offener Bruch und öfterer ein nicht verheimlichter Skandal statt hatte. Der Prinz wurde anfangs zur Strafe seiner Rücksichtslosigkeit gegen seine Gemahlin nach Island und später unter dem Namen eines Commandanten auf die Festung Friedericia geschickt, dann vollständig von der Prinzessin geschieden, welche bald darauf in einer Verbindung mit ihrem Vetter, dem schleswig-holsteinischen Herzoge von Glücksburg, das Glück fand, welches sie in ihrem ersten Ehestande vergebens gesucht hatte.

Als endlich Friedrich der Sechste zu seinen Vätern versammelt wurde und Christian der Achte den Thron der Oldenburger bestieg, lehrte der nunmehrige Kronprinz Friedrich nach Kopenhagen zurück. Bald darauf wurde ihm eine zweite Gemahlin von seinem Vater ausgewählt, eine Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. Auch diese war trotz ihrer Jugend und Schönheit nicht im Stande, in ungetrübter Harmonie mit ihrem fürstlichen Gatten zu leben. Diese zweite Verbindung fiel so unglücklich aus wie die erste. Nach fünf Jahren verließ Karoline von Strelitz plötzlich ihre zweite Heimat und verzichtete auf die ihrer wartende Krone von Dänemark,

um in ihrem Vaterlande ihre gesetzliche Scheidung von dem ungeliebten Gemahl zu fordern und zu erwarten.

Man wußte, daß der Prinz Friedrich während seines gezwungenen Aufenthaltes in der jütländischen Festung diese oft heimlich verließ und sich längere oder kürzere Zeit incognito in der Residenz aufhielt. Gewöhnlich beherbergte ihn alsdann sein Freund Berling, der Sohn eines Buchdruckers, welcher später selbst Zeitungsredacteur wurde. Die von diesem veranstalteten Vergnügungen und Zerstreungen mußten ihn für die Einsamkeit und langweilige Stille seines Verbannungsortes schadlos halten. In dem Hause Berlings machte der Prinz bei einem Champagnerfrühstück die Bekanntschaft einer Ballettänzerin, welche ihn durch ihre Fröhlichkeit und durch die Ungebundenheit ihrer Unterhaltung bezauberte. Sie nannte sich Fräulein Rasmussen. Diese Bekanntschaft wurde fortgesetzt und König Friedrich der Siebente erfüllte endlich ein Versprechen, welches er früher seiner langjährigen Freundin gegeben, indem er sich bald nach geschlossenem Frieden mit ihr vermählte und ihr den Titel einer „Gräfin Danner“ beilegte.

Wie verschiedenartig auch die Erzählungen sind, welche die früheren Lebensbegebenheiten dieser Dame betreffen, so stimmen doch alle darin überein, daß sie, vermuthlich auf Berlings Rath und mit dessen Beistand, ihre Laufbahn als Ballettänzerin aufgab und nach Paris ging, um in dieser Capitale du monde die Kunst des Putzmachens nach dem gewähltesten Geschmack zu erlernen. Nach zwei Jahren lehrte sie als Meisterin zurück und eröffnete auf der „Osterstraße“ — dem Wege des regsten Verkehrs der Residenz — einen brillanten Putzladen, und manche fashionable Dame der dänischen Residenz bewahrt noch jetzt ausgesuchte Putzstücke, welche meist aus den kunstfertigen Händen der spätern Gemahlin ihres Königs hervorgingen. Dieser hatte sich während des Verlaufes von mehr als zwölf Jahren nach und nach so sehr an die Gesellschaft dieser jedenfalls nicht alltäglichen Frau gewöhnt, daß sie eine Nothwendigkeit für ihn wurde und ihre Bitten ihn zuletzt bewogen, sie zu seiner dritten Gemahlin zu machen. Wenn ihr dies gleich keineswegs den ungehinderten Zutritt zu den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauses verschaffte, so hielt doch die „Gräfin“ ihren Hof in einem nahe dem königlichen Palast gelegenen Hause und führte diesen theilweise mit sich, wenn sie ihren königlichen Gemahl auf seinen fast jährlich stattfindenden Ausflügen in die übrigen Theile des Reiches begleitete. Noch lieber wäre es ihr gewesen, wenn ihr Titel in den einer „Herzogin von Glücksburg“ verwandelt worden wäre, doch wurde dem Könige hiervon so ernsthaft von seinen Ministern abgerathen, daß der ehrgeizige Wunsch der Gräfin unerfüllt blieb. Mit politischen Angelegenheiten befaßte sie sich selten; wenn es geschah, so war es stets im Interesse der Eiderdänen.

In seiner gewöhnlichen populären Weise hatte der König sich schon früher geneigt finden lassen, das Patronat der Gilde der Schuster in Flensburg anzunehmen. Die wohlthätigen Aeltesten der Gilde er-mangelten nicht, ihrem hohen Patron bei seiner jedesmaligen Anwesenheit zu einem von ihr für ihn veranstalteten Feste einzuladen, wie dies auch von anderen Gesellschaften geschah. Gleichwie früher, so war Seine Majestät auch diesmal erschienen und hatte sich abermals sehr liebenswürdig gezeigt. Nachdem er reichlich Punsch getrunken, stieg diese Sociabilität so sehr daß er in die Reihen der Tanzenden trat und diese scherzend über ihre geringe Geschicklichkeit in dieser Leibesübung ausschalt und darauf ihnen in höchsteigener Person die Pas und Touren als Muster der Nachahmung vortanzte, durch welche er in seinen flotten, jungen Jahren die Ballschönen entzückt hatte.

Außer diesen guten Bürgern gab es jedoch auch sonst mancherlei Leute, welche vor das Antlitz des Königs zu gelangen suchten.

Vieleserlei Beamte aus der näheren und ferneren Umgegend fanden sich in Glücksburg ein, um zur Audienz, zur Cour oder zur Tafel bei Seiner Majestät zugelassen zu werden. Seine Gemahlin befand sich alsdann neben ihm und genoß alle jene königlichen Ehren der Repräsentation, welche man ihr in der Hauptstadt nicht zugestehen wollte. Alle diejenigen, welche die Gräfin Danner auf diese Weise freiwillig oder gezwungen begrüßten, mußten einräumen, daß diese, wie auch immer ihr früheres Leben gestaltet gewesen, welcherlei Abenteuer sie auch bestanden haben mochte, gegenwärtig nur die Außenseite einer Dame von Welt zeigte. Ihre Toilette war distinguirt. Sie sprach fließend französisch, dänisch und deutsch und conversirte sehr angenehm über die gewöhnlichen Unterhaltungsgegenstände. Sie mochte ungefähr fünfzig Jahre alt geworden sein und obgleich sie nie auf Schönheit hatte Anspruch machen können, so war doch jetzt ihr Aeußeres nicht unangenehm. Mehr klein als groß, zeigte sie einige Hinneigung zur Corpulenz, hatte jedoch das Blond ihrer Haarfarbe und die Frische ihres Antlitzes bewahrt und ihr scharfes, blaues Auge verrieth einen lebhaften und intriguanten Geist.

So groß auch die Herrschaft der Gewohnheit war, welche Luise Danner über ihren Gemahl erlangt hatte, so waltete dennoch keineswegs eine ungetrübte Uebereinstimmung zwischen diesem seltsamen Paar. Im Gegentheil wurde auch bei dieser dritten Verbindung Friedrichs der Egehimmel ziemlich häufig durch ebenso heftige Ungewitter erschüttert, wie diese nur je in rein plebejischen Verbindungen stattfinden können, und König Friedrich mußte gleich manchem andern Kreuzträger die Erfahrung machen, daß das Regiment des Pantoffels — welches auch über ihn gehandhabt wurde

— nicht immer ein sanftes genannt werden konnte. Wenn es im Vorzimmer hieß: „Seine Majestät sind düster gestimmt“ — oder: „Seine Majestät waren sehr ungeduldig“ — „Seine Majestät sind nicht zum Reden aufgelegt“ — so wußten die Eingeweihten, daß Höchst-denselben einige Gardinenpredigten zu Theil geworden, oder irgend ein häuslicher Sturm über sein gefalbetes Haupt dahingegangen sei, dessen Nachwehen er noch nicht ganz überwunden habe.

Diese mit bedenklichem Gesichte von dem Adjutanten du jour geflüsterte Auskunft über die heutige Gemüthsstimmung des Königs wurde auch dem Hardevogt Erik Karbye zu Theil, als er im Vorzimmer des Schlosses von Glücksburg der nachgesuchten Audienz harrete. Trotzdem trat er mit seiner gewohnten Zuversicht vor den König, welcher ihn ungefähr in der Mitte des Gemaches stehend erwartete.

Friedrich der Siebente war kaum mittelgroß, jedoch jetzt so sehr korpusculent, daß Böswillige seine Figur mit derjenigen einer dickhäuchigen Flasche verglichen haben, bei welcher der Kopf die sonst übliche Stelle des Pfropfes vertrete. Sein gutmüthiges, jedoch ziemlich ausdrucksloses Gesicht zeigte die gebogene, große Nase und das lange Kinn, welche im Geschlechte der Oldenburger charakteristisch waren. Sein dunkelbrauner Bart bedeckte den unteren Theil des Gesichtes. Den Kopf pflegte er nie bloß zu tragen; heute hatte er sich mit einem bunten Fesz bekleidet und Karbye mußte sich unwillkürlich daran erinnern, daß eine Zeitung kürzlich die Nachricht gebracht hatte: „Die Auswahl geeigneter Kopfbedeckungen sei ein besonderes Studium Seiner Majestät, da Dieselbe sich im Besitze einer Anzahl von hundertundfünf Mützen zu Ihrem eigenen Gebrauch befände. Ein rother Uniformrock und blaue Beinkleider vervollständigten den Anzug des Königs.“

„Wie geht es Ihnen seit dem vorigen Jahr, Herr Hardevogt?“ fragte der König mit unwölkter Stirn, indem er die tiefen Verbeugungen des Eingetretenen nicht ohne Anstand mit einem Neigen des Hauptes erwiderte.

„Ich habe nicht ermangeln wollen, Eurer Majestät meine allerunterthänigste Aufwartung zu machen. Ich wage dabei auszusprechen, wie sehr ich gleich den übrigen getreuen Unterthanen Eurer Majestät erfreut bin, Dieselben auch in diesem Jahre in so erwünschtem hohen Wohlfsein wieder begrüßen zu dürfen.“

Die Unterhaltung wurde auf dänisch geführt. Der König fuhr auf gleiche Weisen, jedoch nicht weniger verdrießlich fort:

„Es gefällt mir nicht recht mehr hier. Ich fühle mich nicht behaglich hier auf dem Lande.“

„Ich will nicht fürchten, daß Eure Majestät Sich unwohl fühlen?“ fragte Karbye mit besorgtem Ton.

„Ach,“ antwortete der König, indem er mit der rechten Hand an seinen linken Arm griff, „mein Arm macht mir oftmals allerlei Verdruß.“

„Eure Majestät empfinden Schmerzen in diesem Gliede?“

„Allerdings; die Sache hätte schlimmer genug für mich werden können. Sie wissen, es ging heiß bei Idstedt her.“

„Ich nahm an der Affaire als Militär in den Diensten Eurer Majestät Theil,“ erwiderte Karbye ernsthaft. „Es gelang unserer unerschrockenen Tapferkeit den Feinden den fast schon gewonnenen Sieg zu entreißen.“

„Hätten wir nicht so tüchtig eingehauen, so würden sie nicht zur Flucht gezwungen worden sein. Der Tag kostete aber auch uns viel und Mancher von uns hat ein Andenken davon getragen, was er nie wieder von sich schütteln kann.“

Friedrich der Siebente hatte die fixe Idee, der Schlacht bei Idstedt beigewohnt zu haben und in derselben verwundet worden zu sein, obgleich er in jenen verhängnisvollen Tagen in vollkommener Ruhe und Sicherheit auf Seeland saß, mithin durch Land und Meer von allem Waffenlärm getrennt war. Karbye folgte dem von der gewöhnlichen Umgebung des Monarchen gegebenen Beispiel, ihm in diesem Ideengange nicht zu widersprechen, und sagte ernsthaft:

„Vielleicht hat das schlechte Wetter der verflossenen Woche einen ungünstigen Einfluß auf das Befinden Eurer Majestät ausgeübt.“

„Das ist auch möglich.“

„Ich bin so unbescheiden, noch ein besonderes Anliegen an die Gnade Eurer Majestät zu richten.“

„Was wollen Sie? Sprechen Sie.“

Ihro Gnaden, die Gräfin Danner war von jeher eine besondere Liebhaberin von echten Perlen. Ich bin im Besitze einer solchen Reihe, welche direct aus dem Oriente stammt.“

Er zog bei diesen Worten ein Maroquinkästchen hervor, in welchem sich jetzt jene Perlenschnur befand, welche ihm von Gretchen Bostruz zugestellt war, und öffnete den Deckel.

„Lassen Sie sehen,“ sagte der König, indem er einen Schritt vortrat und neugierig die herrlich glänzende Reihe mit den Augen musterte. „In der That, dieser Schmuck ist einer Fürstin würdig.“

„Dies ist auch meine allerunterthänigste Meinung und demzufolge habe ich die Erlaubniß von Eurer Majestät erbitten wollen, diesen Schmuck der Gräfin Danner zu Füßen legen zu dürfen, mit dem Wunsche, daß dieselbe sich alsdann hinfort in Gnaden des bescheidenen Gebers erinnern möge.“

„Das ist ein guter Einfall!“ rief der König, von

dessen Stirn jetzt die tiefen, bisher darauf lagernden Falten wichen, „diese Perlen werden der Gräfin viel Vergnügen gewähren. Ich kenne das. Sie hat allerdings eine Vorliebe für solche werthvolle Sachen.“

„Wann gestatten Ew. Majestät, daß ich der Gräfin dieses kleine Geschenk darbringen darf?“

„Lassen Sie es mir hier; ich will es ihr selbst geben und dabei sagen, daß es von Ihnen kommt, Herr Etatsrath.“

Karbye blickte vergnügt auf den Monarchen. Er wußte, daß, sobald dieser ihn mit irgend einem Titel benannte, diese Anrede auch für Andere maßgebend sei, er mithin eine plötzliche Rangeshöhung erfahren habe.

„Sie meinen es gut,“ fuhr der Monarch fort; indem sich sein Antlitz wieder in etwas ernstere Falten zog. „Es ist Zeit, daß man einmal eine kleine Freude hat, denn ich bin im Grunde dieses Lebens satt und müde. Es ist ein schlechtes Plaisir, König zu sein und nichts zu sagen zu haben. Meine Minister wollen allein regieren; wenn das so fort geht, so möchte ich lieber vom Thron steigen und Republik erklären.“

Erit Karbye hegte indessen keineswegs die Furcht, daß diese drohende Verheißung schon bald zur Wahrheit werden würde. Er nahm also unerschrocken wieder das Wort:

„Es wird in kurzem der Posten eines Amtmannes im südlichen Holstein erledigt werden. Darf ich hoffen, daß die Gnade Eurer Majestät mir denselben verleihen wird?“

„Sie sollen ihn haben, so wahr Ihre Perlen Ihr richtiges Eigenthum gewesen sind. Schicken Sie Ihr Gesuch zur rechten Zeit ein und ich will dafür sorgen, daß es berücksichtigt wird. Auf baldiges Wiedersehen.“

Der neu ernannte Etatsrath beantwortete das verabschiedende Zeichen des Monarchen mit abermaligen tiefen Verbeugungen. So feierlich sein Aeußeres erschien, so fröhlich sah es in seinem Innern aus. Seine Spekulation war gelungen; der so arglistig erbeutete Schmuck wurde für ihn die Brücke zu der sehnlich gewünschten Stellung eines vornehmen, mit reicher Einnahme versehenen Oberbeamten. Das gebrachte Opfer sollte ihm zehnfältig ersetzt werden, das gelobte er sich. An Andere dachte er hierbei nicht, nur für sich selbst wollte er alles jenes irdische Glück, nach welchem er seit dreißig Jahren mehr oder minder mühevoll gestrebt hatte. Schon bei seiner Ankunft im Vorzimmer hatte er erfahren, daß der König sehr bald ausbrechen würde, um den von ihm so sehr geliebten Zeitvertreib des Fischens obzuliegen. Als Karbye daher eine befriedigende Erwiderung von dem Monarchen erlangt hatte, hütete er sich sehr, dessen Ungeduld oder üble Laune auf irgend

\* Eigene Worte Friedrich des Siebenten.

eine Weise wieder zu erregen und hielt es gerathener, bis zu gelegenerer Zeit das königliche Antlitz zu meiden. —

Das alterthümliche Schloß von Glücksburg liegt in einem buchemkränzten See. Seit fast dreihundert Jahren wurde es von schleswig-holsteinischen Fürsten oder Fürstinnen von der sogenannten Glücksburger Linie bewohnt. Bis zur Zeit des ersten schleswig-holsteinischen Krieges hatte sich die verwitwete Herzogin von Glücksburg, die Mutter des gegenwärtigen Königs Christian von Dänemark, dort häufig aufgehalten. Diese hochhehrwürdige Frau machte sich von jeher durch Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit bemerklich und wurde von Allen, die sich ihr nahen durften, verehrt und geliebt. Auf diesem ihren geliebten Sommerlandstiz wurde in Abwesenheit der hohen Dame im Jahr 1849 der dänische Lieutenant von Svane mit 50 Mann vom sechsten Linien-Infanteriebataillon fünf Tage lang einquartirt. Diese heldenmüthige Stütze der dänischen Monarchie befahl, die zum Schloß führenden Zugbrücken abzubringen, und begann dann, mit seinen Soldaten die Weinkeller zu leeren. Darauf ordnete er eine allgemeine Plünderung an, verwüstete das Mobiliar oder nahm davon, was ihm am besten gefiel.

(Fortsetzung folgt.)

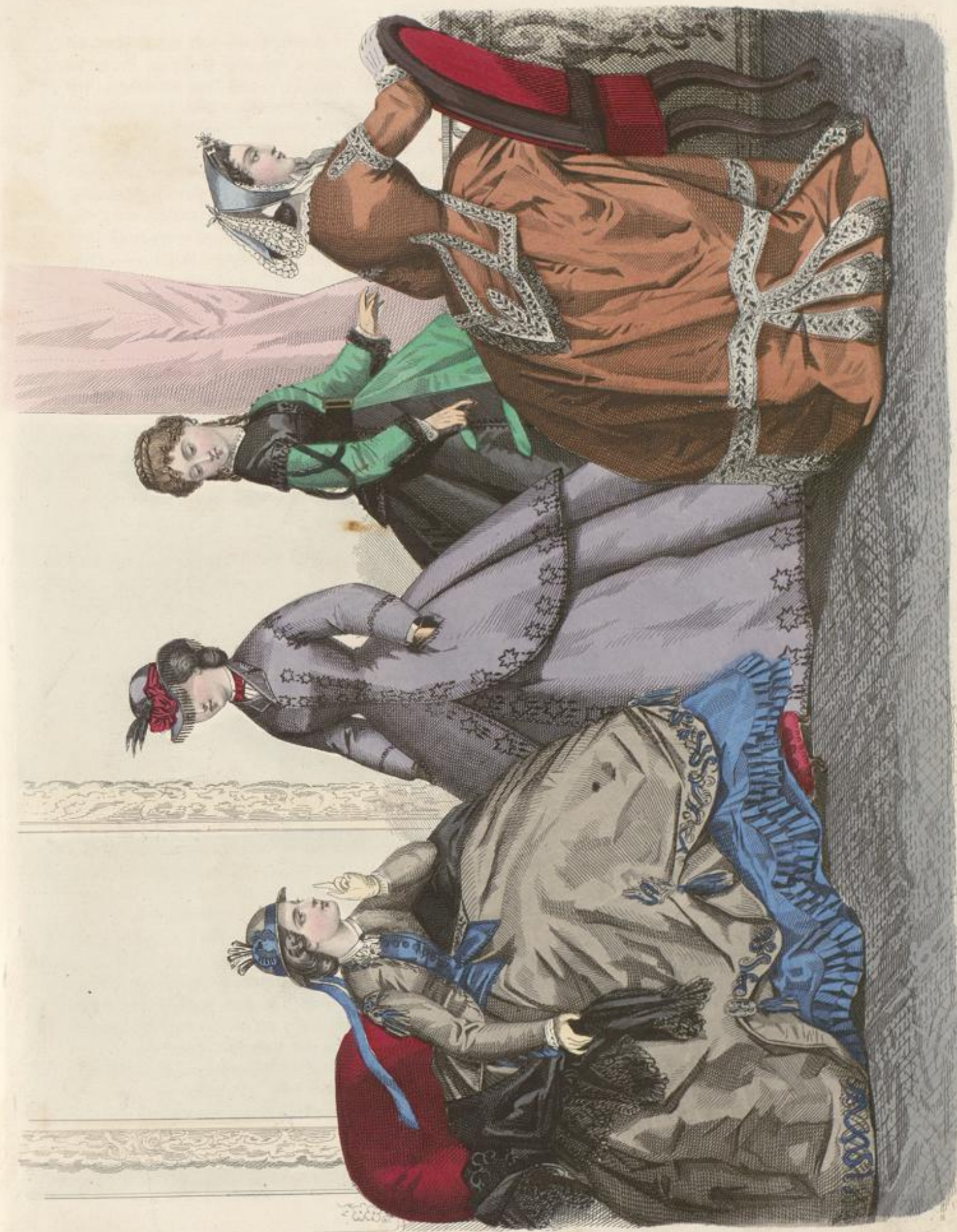
## Modenbericht.

(M.) Die neuen Moden stehen nun wieder ziemlich fest; sie sind den vorjährigen im Ganzen gleich; der Geschmack für einfache Formen und für Bequemlichkeit herrscht wiederum vor. Eine unpassende Form ist verschwunden, nämlich der mit allem Uebrigen nicht harmonirende gar zu kleine Kragen; er ist breiter geworden, wenn er auch sehr niedrig geblieben ist. Dem entsprechend sind die Revers breiter geworden und sie schlagen sich sogar ziemlich weit nach unten um. Die Taille bleibt lang und breit.

Die Jaquette ist von allen Formen die beliebteste; sie entspricht eigentlich so ziemlich der deutschen Joppe, doch zeichnet sie sich vor derselben dadurch aus, daß sie in sehr verschiedener Art geschnitten wird.

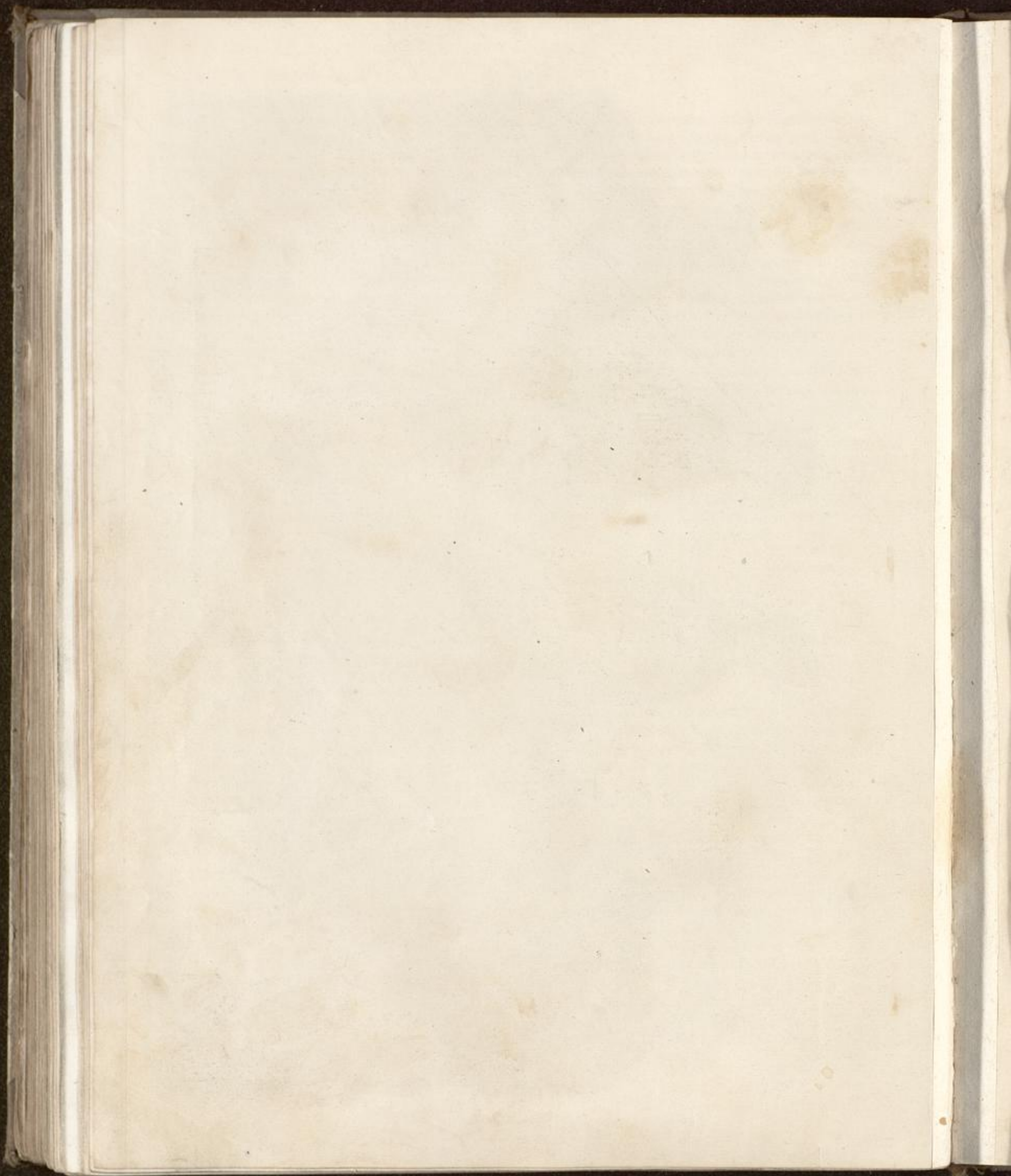
Der eigentliche Rock sogar unterscheidet sich von der Jaquette eigentlich durch die Schöße und die Revers, die ihm ein pugartiges Aussehen geben.

Der Frack bleibt, wie er in dem vergangenen Winter war, nur mit dem Unterschiede, daß auch an ihm der Kragen allmählig breiter wird.

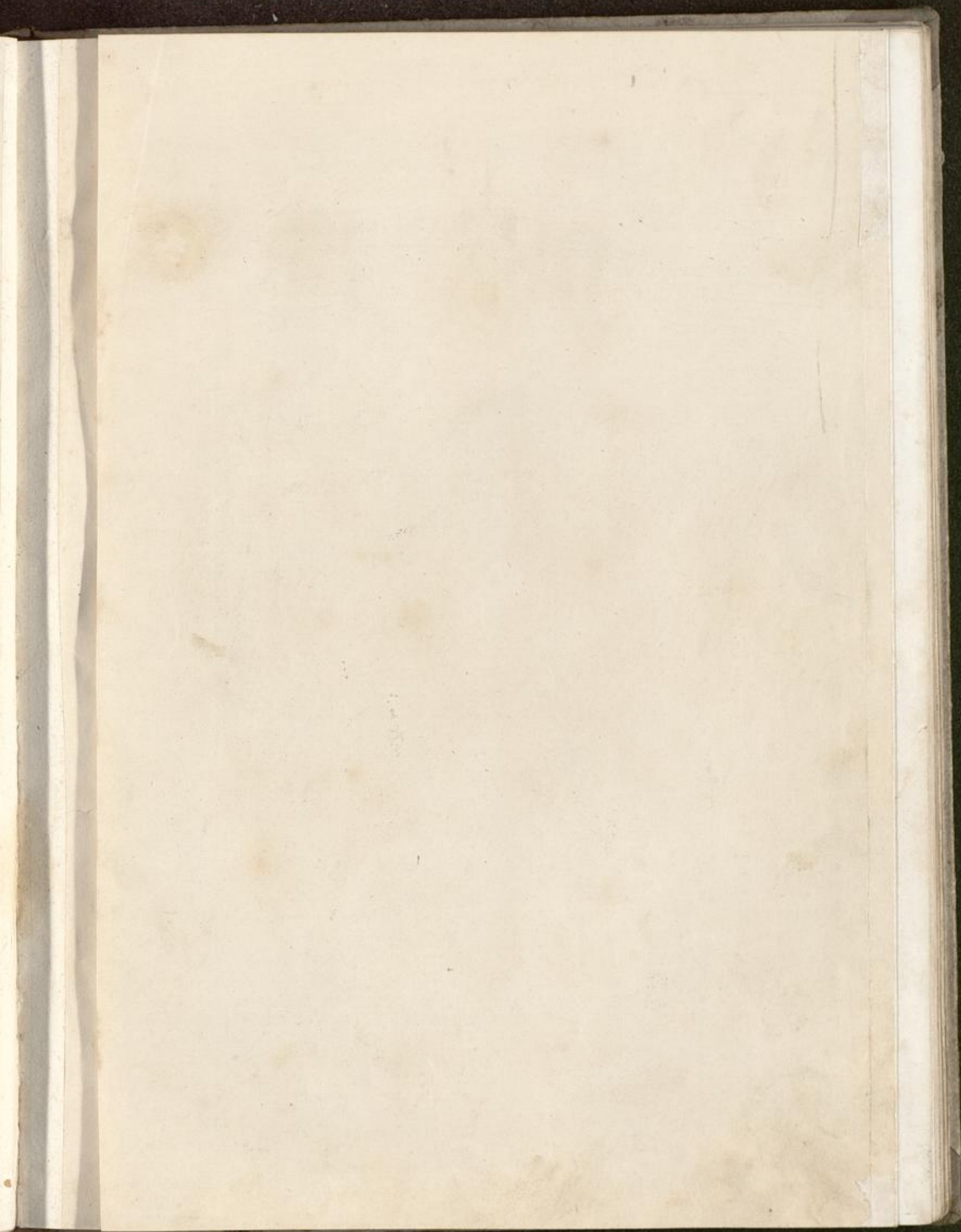


ALLGEMEINE MODENZEITUNG

1863.



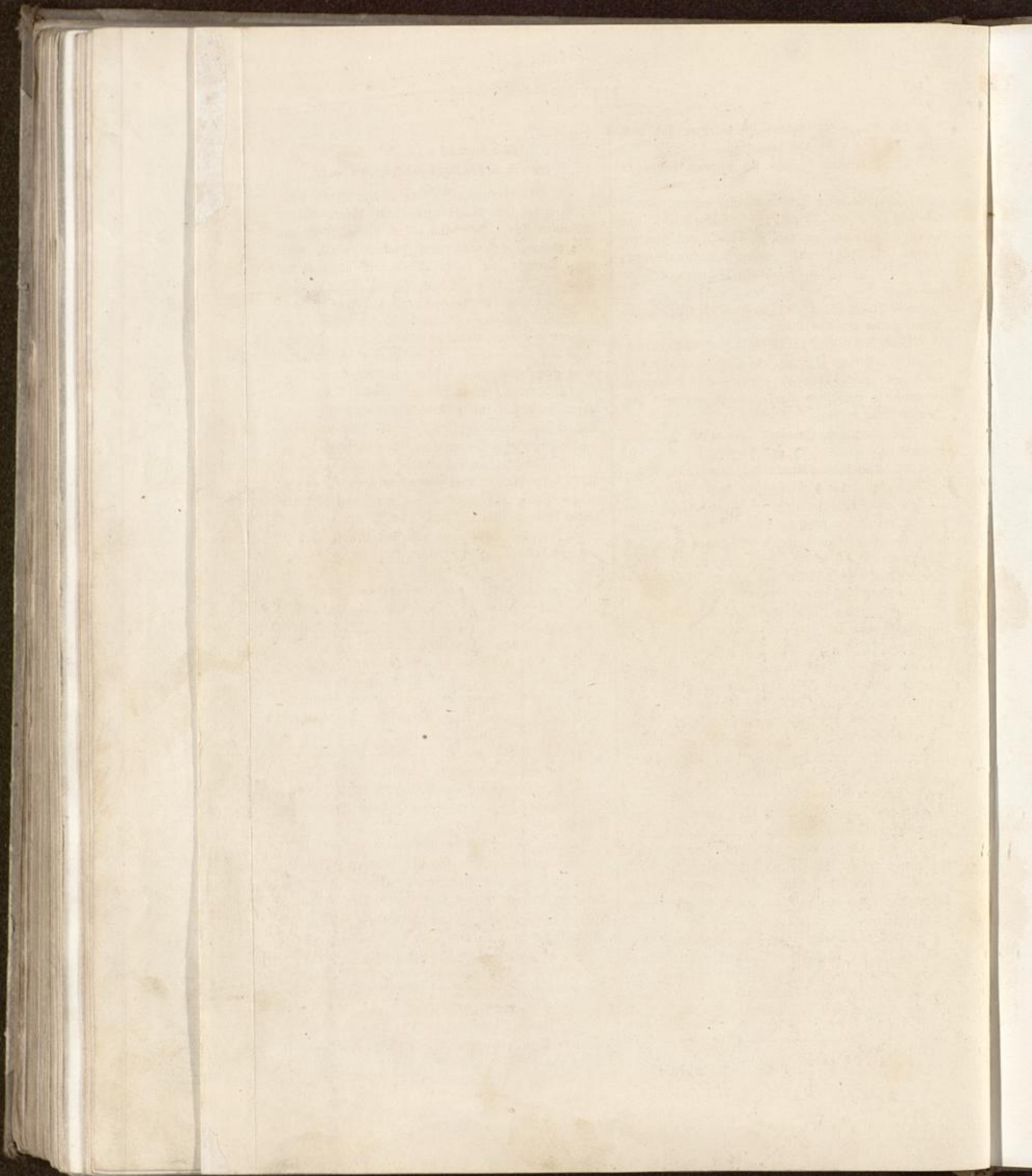






ALLGEMEINE MODENZEITUNG

immer  
wolle  
lich  
häufig  
Woh  
band  
werde  
  
Kern  
  
einm  
zu t  
die r  
Sem  
  
zu er  
  
fig;  
bis  
verbe  
je tar  
Sch  
man  
herrsch  
  
angew  
den  
  
Poil  
welche  
in P  
selbst  
streifig  
Teila  
mit  
  
so gel  
eine  
hen  
  
allein  
sie vor  
  
von  
gestür  
sch  
lich be



Die Westen mit kleinem Shawlkragen sind noch immer die beliebtesten und zahlreichsten.

Die Beinkleider scheinen sich halbweit halten zu wollen.

(F.) Die ersten Frühlingsanzüge bestehen sämtlich aus Kleid und Paletot von gleichem Stoffe, sehr häufig von grauem, maisfarbigem oder isabellenfarbigem Mohair mit Pöckchen von schmalen schwarzen Sammtband ausgepuzt, die durch Stahlagrasen gehalten werden.

Die Kleider bleiben sehr lang und die langen engen Ärmel halten sich ebenfalls.

Man hat allerdings in den letzten Tagen wieder einmal den Versuch gemacht, die Köpfe der Hüte hoch zu tragen, er mißlang aber, und die Fanchonform, die meist so vortreflich kleidet, bleibt und wird den Sommer über bleiben.

Die griechischen Haarpuze scheinen die Herrschaft zu erringen.

Die Leibchen ohne Ärmel sieht man ziemlich häufig; das Kleid hat eine Art sehr hohen Gürtel, der bis an die Schultern reicht. Spitzen und dergleichen vervollständigen das Ganze. Was den Auspuß betrifft, so kann man wohl mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß Schmelz und Stahl werden aufgegeben werden, sobald man anfängt leichte Kleider zu tragen. Jetzt freilich herrschen beide noch sehr.

Der Goldpuder wird fast allgemein von Damen angewendet und man muß gestehen, daß er namentlich den Blondinen reizend zu Gesicht steht.

Die beliebtesten Stoffe sind gegenwärtig Mohair, Poil der Chevre und Linos, vor allem aber Foulard welcher letztere von Tag zu Tag modischer wird. Es giebt in Paris Häuser, die nur Foulards verkaufen. Die beliebtesten sind die einfarbigen, die nuancirten und die streifigen. Für den Landaufenthalt hat man aber auch Foulard mit Cashmirmustern. Alle Foulardkleider werden mit Posament ausgepuzt.

Da jetzt nur die hohen Leibchen getragen werden, so gehört zur Vervollständigung der Toilette nothwendig eine kleine Cravatte. Man hat dieselbe in einer großen Menge schöner Farben.

Kragen und Manschetten von Leinwand sind fast allein beliebt; nur da, wo Luxus nöthig ist, wählt man sie von Spitzen.

Die Unterröcke trägt man jetzt von Ranzuz oder von Battist mit geglöckelten Volants oder einfach gesäumt oder auch mit Spitzenbesatz. Indessen wird sich die Mode der bunten phantastischen Unterröcke sicherlich den Sommer über noch erhalten.

## Modenblatt N<sup>o</sup> 15.

### (Nach Originalzeichnungen.)

1. Grauer runder Hut mit blauem Band, dessen Enden hinten lang hinabhängen, einer blauen Rosette und einem kleinen Federbusch an der Seite; Kleid von graugrünem Taffet mit offenem Frackleibchen und langen engen Ärmeln, die an der Achsel und unten an der Außenseite mit blauer Schnur garnirt sind; darunter blaue Taffetweste mit ziemlich langem Schoß; der weite Rock unten mit blauer Schnur besetzt und etwas aufgenommen über einem blauen Unterkleide; schwarzer Sammtshawl mit Spitzenbesatz; kleiner Kragen mit Spitzen; kleine Unterärmel; gelbe Glacehandschuhe; Stiefelchen.

2. Runder brauner Hut mit rothem Bunde und einem schwarzen kleinen Federbusch vorn; Kleid und Paletot aus einem Stoffe, beide mit Posamentsternen besetzt; kleine rothe Cravatte; dänische Handschuhe.

3. Modischer neuer Haarpuß; Kleid von schwarzer Seide, ohne Ärmel, offen über einem zweiten Kleid von grüner Seide; das Leibchen mit runden Schößen hinten ist vorn offen, so daß man in der Mitte das grüne sieht; die Ärmel sind grün mit schwarzem Auspuß, und haben oben schwarze hängende Schnüre; schwarzer Gürtel mit großer goldener Schnalle; der schwarze Rock hat einen Volant, auf welchem grüne Patten liegen, der grüne dagegen hat einen doppelten Volant mit schwarzem Auspuß; Spitzenkragen und Spitzenunterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Sammethut mit zwei feinen weißen Spitzenbarben hinten und einer einzigen Blume vorn in der Mitte des Schirms am Rand; Kleid von braunem Taffet mit hohem Leibchen, das lange Frackschößen hat, die mit Vorte und schwarzen Spitzen besetzt sind; darunter eine Weste von weißem Moire; die Ärmel lang und eng, oben und unten mit Vorte garnirt; unten auf dem Rode ebenfalls ein reicher Besatz von Vorte; kleiner Spitzenkragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

### Herrenmoden.

1. Hoher Hut mit schmaler Krempe; hellbrauner langer Rock mit einer Knopfreihe, niedrigem, nicht ganz schmalen Kragen, kleinen Klappen und ziemlich weiten Ärmeln; Piquéweste; blaue Cravatte; kleine carrirte Beinkleider.

2. Hoher Hut mit schmaler Krempe; dunkelblaue Jaquette mit niedrigem Kragen und weit sich umschlagenden Revers; weiße Weste; hellbraune Cravatte; gemusterte weißgrundige Beinkleider.

3. Runder grauer Hut; kurze Jaquette, Beinkleider und Weste von einem und demselben Stoffe; kleine blaue Cravatte.

5. Hoher Hut mit schmaler Krempe; hellfarbiger langer Ueberzieher; brauner Rock mit einer Knopfreihe und ziemlich breitem und langen Revers; graue Weste; weiße Beinkleider; blaue Cravatte mit ziemlich großer Schleife.

6. Hoher Hut mit schmaler Krempe; Jaquette, Weste und Beinkleider von grauem gemusterten Stoff; violette Cravatte.

Stahlstich N<sup>o</sup> 15.

### Ludwig, Großherzog von Hessen.

(Nach einer Photographie.)

Der Großherzog Ludwig III. von Hessen wurde am 9. Juni 1806 geboren, am 5. März 1848 Mitregent und folgte seinem Vater, dem Großherzog Ludwig II., am 16. Juni 1848 auf dem Throne. Am 26. Decbr. 1833 vermählte er sich mit der Prinzessin Mathilde, Tochter des Königs Ludwig von Baiern, die er im vorigen Jahre durch den Tod verlor.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

In der schönsten Umgegend Leipzigs bietet, vollständig eingerichtet, ein beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, für Damen, die ihre Niederkunft in Stille und Zurückgezogenheit abwarten wollen, Aufnahme. Bei billigen Bedingungen, liebevollster Pflege wird strengste Verschwiegenheit zugesichert. Adresse: E. E. Nr. 0. poste restante frei Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. Rosenmüller's

### Mitgabe für das ganze Leben

beim Ausgange aus der Schule und Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Confirmation der Jugend geheiligt.

20. Auflage.

Durchgesehen von Dr. Chr. Niemeyer, Ritter sc. Mit 6 schönen Stahlst. 8. In vergoldetem engl. Leinwandband mit Goldschnitt.

Preis 1 Thlr. 5 Ngr. broch. 20 Ngr.

Davon eine höchst elegante

\* Miniatur-Ausgabe \*

nach der vierzehnten, von Dr. Chr. Niemeyer, Pfarrer u. Ritter des r. A.-D., besorgten Auflage. Mit einem Stahlstiche.

Dritte Auflage.

16. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

Gebunden in seinem Sarsenetbande mit Goldschnitt. Vorderseite und Rücken in feinsten und reichster Vergoldung. Titel in Gold- und Bronzedruck. Titelstabsstich von C. Preißel, nach Prof. Keyßsch. Neue Schrift auf feinstem Maschinenvelin. Ein Kunstwerk in Bezug auf seine Buchbinderei.

In der C. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig und Heidelberg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

### Chemische Briefe

von

Justus von Liebig.

Fünfte wohlfeile Ausgabe. Erste Lieferung. Preis 12 Ngr.

Das vollständige Werk erscheint in 4 Lieferungen à 9 Bogen Octav-Format, von welchen jede 12 Ngr. kostet. Die Ausgabe der Lieferungen 2—4 wird in möglichst kurzen Zwischenräumen erfolgen.

**LEIPZIG.**

Unter allen existirenden kosmetischen Mitteln gegen das

**Ausfallen der Haare**

und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon wohl gewordenen Scheiteln nimmt

**Johann Andreas Haushild's**

**vegetabilischer Haarbalsam**

unstreitig den ersten Rang ein. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Ansicht ausliegende Dank- u. Anerkennungs-schreiben, meist von Personen aus den höheren Ständen, bestätigen die Wirksamkeit desselben und fast sämtliche Höfe Europas beziehen den Balsam als unentbehrlich gewordenen Toiletteartikel jetzt regelmäßig von mir.

**Die Wirkung des Balsams ist überraschend!**

Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs zeigt sich auf selbst schon länger kahl gewordenen Stellen in unglaublich kurzer Zeit, sehr oft in wenig Tagen! Der blühe Preis des Balsams macht es jedem möglich, sich mit wenig Kosten von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte wohl zu beachten, daß Haushild's Balsam in Originalpackungen à 1 Thlr. 1/2 fl. 20 Sgr., 1/4 fl. 10 Sgr. echt nur von mir zu beziehen ist.

Julius Kratze Nachfolger.  
Leipzig, Dresdner Str. Nr. 2.

**NEBEN DER POST.**

JULIUS KRATZE NACHFOLGER.

DRESDNER STRASSE NO. 2.

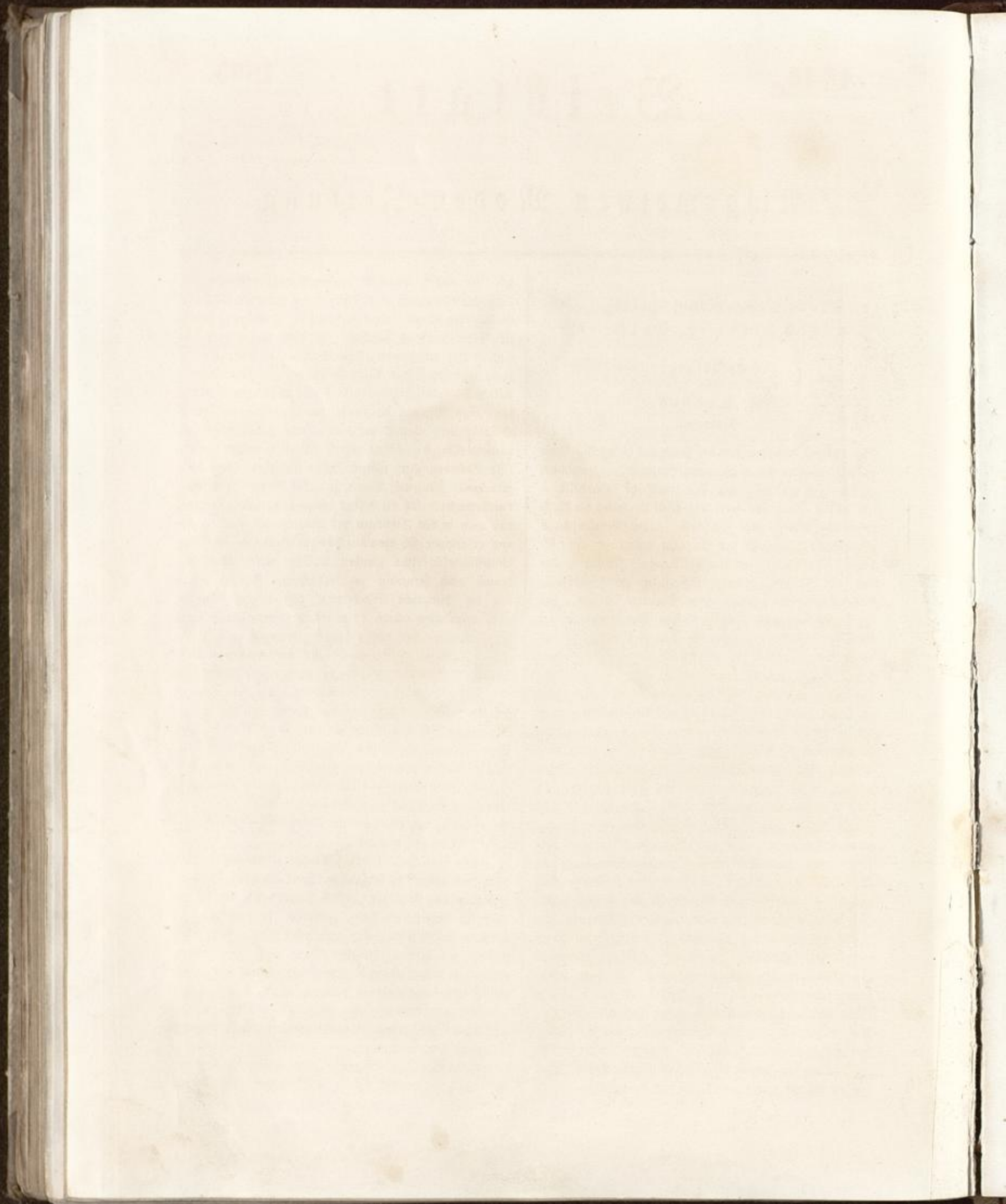


*Nach einer Photographie*

*Stich u. Druck v. Koper Leipzig*

*Ludwig, Großherzog von Hessen*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*





zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

Der letzte König-  
Herzog  
von Schleswig-Holstein.Erzählung  
von  
M. Norden.

(Fortsetzung.)

Schöne Arbeiten von der Hand der Prinzessin Luise — der Tochter der verwitweten Herzogin — vernichtete er mit frecher Hand; alte Familienschätze behandelte er auf gleiche Weise und erklor die alten Portraits der fürstlichen Vorfahren zur Zielscheibe seiner Pistolenschüsse. Aus der Privatcapelle der Herzogin raubte er ein silbernes Christusbild, zerschlug die Armenbüchse und nahm das den Armen bestimmte Scherlein zu schmählicher Vergeudung für sich und seine Soldaten heraus. Im Grabgewölbe erbrach er die Särge und entweihete die Gebeine der Todten. Ein Mann mußte auf der Orgel einen Galop spielen und der Prediger wurde mit schändlichem Hohn zum Mittanzen aufgefordert, während der Lieutenant aus dem Abendmahlskelche Grog trank. Als Beschluß dieser Nichtswürdigkeiten veranstaltete er in den fürstlichen Gemächern einen Ball und lud dazu als Tänzerinnen für seine Soldaten Dienstmädchen und mancherlei sonstige Frauenzimmer ein, wobei Orgien gefeiert wurden, deren Beschreibung wir uns erlassen wollen.

Das auf so vandalische Weise entweihete und zerstörte Schloß wurde nach geschlossenem Frieden wieder restaurirt und, von den schleswigschen Fürstinnen verlassen, für den theilweisen Sommeraufenthalt König Friedrichs eingerichtet. Die reizende Waldeinsamkeit, welche es zu einer anmuthigen Idylle machte, wurde auch von dem sonst nicht sehr poetisch gestimmten Gemüthe des Letzten der dänischen Oldenburger im allgemeinen sehr geschätzt. In mancher Hinsicht konnte er hier alles ihm so lästige Ceremoniell bei Seite setzen. Demzufolge ließ er sich auch heute noch einige Gläser Grog verabreichen, vertauschte seinen Fetz mit einer Husarenmütze, seinen rothen Leibrock mit einem blauen Ueberrock und begab sich nur mit wenigen Begleitern zu einem mehr im Innern des Waldes gelegenen See. Hier ließ er sich an einem der stillsten und behaglichsten Plätze

am Ufer nieder, indem er die Angel ausstreckte und des Augenblicks wartete, in welchem er ein zukendes Fischchen herausziehen könnte. Eine andere Lieblingsneigung König Friedrichs war das Rauchen. Er hielt an dieser so fest, daß er eine dampfende Pfeife im Munde hielt, als er zum ersten Male als König in Kopenhagen dem versammelten Staatsrathe beiwohnte. Dieses Schweigen herrschte für einige Minuten im Kreise der damaligen ergrauten Staatsdiener, welche an die höfliche Förmlichkeit des vorigen Königs gewöhnt waren. Endlich wagte der älteste Staatsminister seinem stillen Entsetzen über diese greuelvolle Neuerung Worte zu geben, indem er bescheiden bemerkte: Es sei bisher immer so verhalten worden, daß man in den Sitzungen des Staatsrathes nicht rauche, und er erlaube sich die unterthänigste Vorfrage, ob Seine Majestät nicht etwa geruhen wollten, diesen alten Gebrauch auch fernerhin zu beobachten. Hierauf wurde ihm die königliche Erwiderung, daß er das Rauchen nicht unterlassen würde, da er die Langeweile der Staatsrathssitzungen ohne dieses nicht zu ertragen vermöge — und die Majestät schmauchte mit unverdrossenem Eifer weiter. Als er als Kronprinz einst seinen Schwiegervater, den Großherzog von Strelitz, in dessen Residenz besuchte, erhob er sich von der Tafel und holte seine Pfeife, um sich den Nachtisch des Gala-Diners durch ihren Genuß zu versüßen. Sein fürstlicher Wirth half sich bei diesem unerwarteten Vorfall schnell aus der Verlegenheit, indem er die sämmtlichen bei Tafel anwesenden Cavaliere gleichfalls zum Rauchen aufforderte, welche Begebenheit in den Annalen der Strelitzer Hofgeschichte so bald nicht vergessen wurde. —

Um den einen seiner beliebten Zeitvertreibe nicht über dem andern zu versäumen, hatte der König befohlen, daß man ungefähr ein halbes Duzend Pfeifen in der Nähe in Bereitschaft halte, während er sich mit der Fischerei beschäftigte. Ein königlicher Diener hatte diese Pfeifen mit dem narrotischen Kraut wohl gestopft und ermangelte nicht, jedesmal dem Könige eine solche angezündet und angeraucht zu bringen, wenn er die bisher gerauchte ausgedampft hatte. Hierdurch wurde es erreicht, daß beide Beschäftigungen ohne irgend eine Unterbrechung fortgesetzt werden konnten.

Ungefähr zwei Stunden schon mochte der König auf diese beschauliche Weise im Schatten einer hohen

Buche hingebraht haben, als er sein bisheriges Schweigen unterbrach und dem ihm begleitenden Adjutanten sagte, daß wohl die Gräfin benachrichtigt werden müsse, daß er eine Stunde später als gewöhnlich zur Tafel kommen werde. Der Adjutant erbot sich dienstbesessen, selbst diese Weisung auszurichten; vermuthlich war ihm der Spaziergang unterhaltender als das ruhige Zusehen der fast lautlosen Beschäftigung des Monarchen. Dieser entließ ihn mit dem Befehle, nach ausgerichteter Bestellung sofort wiederzukehren.

Schon enthielt der neben dem königlichen Fischer stehende Korb eine bedeutende Anzahl eingefangener Wasserbewohner. Je mehr sich diese häufte, je besser wurde die Laune der Majestät. Auch waren die Pfeifen schon verschiedene Male gewechselt, als Diese abermals nach einer neuen verlangte. Zufällig fiel ihr Blick auf den Ueberbringer und Sie bemerkte, daß nicht der bisher in Anspruch genommene königliche Diener, sondern ein anderer Mann dem Könige das neue Rauchwerkzeug darbot.

Dieser maß den Angelangten mit einem etwas unwilligen Staunen vom Kopf bis zu den Füßen. Der anständige, dunkelblaue Anzug, die kräftige, ziemlich untersezte Gestalt, das wettergebräunte Antlitz mit den gutmüthigen, derben Zügen, das weit von der Stirn gestrichene, graue, kurze Haupthaar, die hellen, blauen Augen mit dem treuherzigen Ausdruck machten ihm trotz dessen einen nicht unangenehmen Eindruck. Während der Fremde den abgezogenen Hut sich verbeugend in der einen Hand hielt, nahm der Monarch fast mechanisch die dargebotene Pfeife, that einige tiefe Züge daraus und sagte dann:

„Was zum Henker fällt Fanger ein? Warum bringt er mir diese Pfeife nicht wie die früheren?“

„Eurer Majestät Diener glitt auf eine Baumwurzel aus und verletzte sich leicht den Arm. Er ist mit dem Stillen des Blutes beschäftigt. Die andern Diener hatten sich einige Schritte entfernt; ich bin ein alter Bekannter Fangers und half ihm auch heute wie schon einmal früher beim Stopfen der von Eurer Majestät befohlenen Pfeifen. Um jeden Aufenthalt zu vermeiden, nahm ich mir die Ehre, Eurer Majestät diese letzte zu überbringen — zumal da es nicht die erste ist, welche ich Ihnen darbieten darf.“

Je länger der Fremde sprach, je schärfer betrachtete ihn der König. Diese Züge, diese Stimme kamen ihm bekannt vor. Nach und nach sammelten sich seine Erinnerungen. Er ließ die Angel sinken und warf sie zuletzt mit einer raschen Bewegung aus der Hand.

„Ivar Argens — Steuermann Argens — wahrhaftig, Du und kein Anderer bist es!“

„Ich fuhr als Steuermann auf dem Schiffe, auf welchem Eure Majestät nach Island segelten — und

bin jetzt Kapitän einer Stopp, mit der ich in unsern und andern Gewässern umherfahre.“

„Und ich war damals Prinz und bin jetzt König — willkommen, alter Bursche! Zu lange Zeit ist verstrichen, seit ich Dich sah!“ sagte der König, indem er ihm wirklich erfreut die Hand schüttelte. „Dennoch kommt es mir vor, als wenn ich Dein verwittertes Antlitz irgendwo in jüngerer Zeit geschaut hätte. Nur auf das Wo? und Wie? kann ich mich nicht besinnen.“

„Ich war in der Stadt Garding, als Eure Majestät vor einigen Jahren das südwestliche Schleswig bereisten; als Eure Majestät daselbst die Rathswaage bestiegen, hielt ich diese für einen Augenblick fest, um Ihnen das Hinaufsteigen zu erleichtern.“

„Richtig — aber Du warst mir gleich wieder verschwunden. Wenn man so viele Gesichter auf einmal sieht, so vergißt man die Besten über die Schlechtern. Der wohlweise Magistrat führte mich im Rathhause an dieser Waage vorüber; da stieg ich hinauf und ließ mich wägen, um zu wissen, wie schwer ich sei. Ich sage Dir, ich hatte fast das doppelte Gewicht von damals, als wir Beide nach Island fuhren.“

„Auch ich kann mich nicht rühmen, schlanker seitdem geworden zu sein,“ sprach der Kapitän Argens lächelnd. „Eure Majestät ertheilten mir bei Ihrem gnädigen Abschiede nach Beendigung jener Reise die Vergünstigung, wann und wo es auch sei, stets ungehindert vor Ihr Antlitz treten zu dürfen. Im Vertrauen auf diese mir bewiesene Gnade habe ich mich Eurer Majestät heute genähert.“

„Gut, altes Fahrzeug, ich bin ganz mit Dir einverstanden. Hole Dir eine von meinen Pfeifen, setze Dich zu mir und laß uns wie alte Kameraden mit einander plaudern.“

Wirklich bestand der König auf der Ausführung dieses Wunsches und wenige Minuten später saß Ivar Argens neben ihm auf der Erde, indem er mit anscheinend großem Interesse auf die wieder ausgestreckte Angelturthe des Königs sah. Dieser erging sich längere Zeit über die verschiedenen Arten der Fische, die er hier und auf Seeland fange. Dann berichtete er über den mehr oder minder bedeutenden Ertrag der letzten Tage. Als diese Thematik hinreichend erschöpft waren, fuhr der Monarch fort:

„Mehr als ein Vierteljahrhundert ist seit unserer Fahrt verflossen und mancherlei in ihm passiert. Zwei Frauen sind mir abtrünnig geworden; die dritte werde ich wohl behalten, denke ich. Hast Du Dich auch mit einer Ehegespons versehen?“

„Ich war nie verheiratet.“

„Da bist Du klüger als ich gewesen. Die Frauen wollen ewig meistern; man muß sich freuen, wenn man Ruhe vor ihnen hat. In Kopenhagen wollten die Volks-

freunde bald nach meines Vaters Tod Revolution spielen und mich vom Thron werfen, was auch nicht angenehm war. Dann kamen die blutigen Kriegsjahre; manche Affaire hätte schlimm genug werden können, wenn man sich nicht tapfer herausgehauen hätte."

Der König ließ seine Pfeife los, so daß er sie nur mit den Zähnen festhielt, und griff wieder an seinen angeblich verwundeten Arm. Zwar Argens benutzte die Pause zu der Bemerkung:

"Es ist indessen nicht zu leugnen, daß in Eurer Majestät Familie auch freudige Ereignisse stattgefunden haben. Dahin gehört die Vermählung der Prinzessin von Dänemark mit dem Prinzen von Wales und die Vererbung des Prinzen, ihres Bruders, auf den griechischen Thron."

"Diese Griechen waren prächtige Kerls," entgegnete der König, "nur hatten sie etwas rothe Nasen und bläuliche Wangen, als ich ihnen Audienz gab. Es war noch recht kalt und ich sah ihnen an, daß sie sich nicht mit unserm Klima vertragen konnten. Ich fragte sie, ob sie fröhen, was sie trotz aller von uns erfahrenen Gastfreundschaft nicht ableugnen konnten. Dann fragte ich sie wieder, ob sie Flanell-Jacken trügen, welche in unserer nordischen Gegend nicht zu entbehren sind, und zeigte ihnen die meinige, indem ich meinen Armel aufstrempte. Ich nannte ihnen mehrere Läden in der Osterstraße, wo sie diesen Einkauf bewerkstelligen könnten, sagte ihnen auch, wieviel die Elle kostet, damit sie nicht übertheuert würden."

"Auf jeden Fall zeigten Eure Majestät den Hellenen eine sehr freundliche Theilnahme," sagte der Kapitän, welcher schon früher von dem theilweisen eigenthümlichen Inhalte der Unterredung der griechischen Abgesandten mit dem dänischen Könige gehört hatte, als diese kamen, um dessen Neffen die Krone von Hellas anzubieten. Friedrich fuhr dann ernster fort:

"Den meisten Verdruß machen mir meine Minister. Da wollen sie nun auf einmal Schleswig in Dänemark incorporiren, weshalb ja früher aller Kriegspetaktel entstand, und dazu eine neue Verfassung ins Leben treten lassen. Aber ich unterschreibe sie nicht und bleibe lieber hier, so lange es irgend angehen kann, denn hier können sie mich nicht dazu zwingen."

"Wenn Eure Majestät dies wirklich nicht wollen, so würde dies wohl auch in Kopenhagen nicht geschehen können. Wenn der König diese Minister entläßt und Andere ernennt, so nimmt die Sache eine ganz andere Wendung."

"Das geht nicht, Ivar, denn dann habe ich in der Residenz wieder die Pöbelaufzüge von 1848 und kann sehen, wie ich mit ihnen fertig werde. Im Grunde waren wir damals auf unserm Schiffe manchmal vergnügter, als ich es jetzt sein kann, denn die Staatsan-

gelegenheiten machten uns nicht den Kopf warm. Es war doch gar zu schön, wenn wir so auf dem Deck saßen und schmauchten und Grog tranken, das ungeheure Nordmeer unter uns und den weiten Himmel über uns. Du wußtest mir so manche hübsche Geschichten von Deinen Seefahrten zu erzählen, so daß mir die Zeit nie lang bei Dir wurde. Auch hattest Du schöne Pfeifen; Deinen Meerschäumkopf habe ich noch auf Christiansborg in meinem Arbeitscabinet hängen. Er hat mir alle diese Jahre hindurch jedes Mal, wenn ich ihn ansah, Freude gemacht."

"Eure Majestät geruhen, ihn als ein bescheidenes Geschenk aus meinen Händen anzunehmen und während der Reise selbst zu benutzen."

"Und sagte dabei, daß Du Dir dafür eine Gnade von mir ausbitten mögest. Du meintest aber lachend, Du wolltest lieber damit warten, bis ich dereinst König sei, denn Du wußtest, daß ich damals nicht gar viel zu vergeben hatte."

"Eure Majestät sind jetzt König," sprach Ivar Argens mit Bedeutung.

"Das bin ich; so sprich, wie Dir ums Herz ist. Ich will mein damaliges Wort wahr machen, denn Dein Meerschäumkopf schimmert mir noch immer so hell in die Augen wie damals auf dem Schiffe."

"Ich wünsche die mir verheißene Gnade nicht für mich selbst, sondern für eine junge, schuglose Waise in Anspruch zu nehmen, welche ich unter meine Flagge genommen habe. Der Wind bläht sehr ungünstig für sie und ich möchte Eure Majestät bitten, diesem für die Tochter meines verstorbenen Freundes eine bessere Richtung zu geben."

"Ha, ha, alter Seekrebs," lachte der König, "Du interessirst Dich also noch immer für junge, hübsche Mädchen! Wäre sie alt und häßlich, so würdest Du Dich wohl nicht um sie zerreißen. Du willst also eine Gratification oder wohl gar eine Pension für Deine Waise? Damit wird es nur schmal aussehen. Die Gräfin hat die Gnaden- und Pensionskasse unter Händen und erübrigt gern etwas für sich selbst daraus. Deshalb ist es nicht leicht, ohne ganz besondere Berechtigung etwas, und noch schwerer, etwas Bedeutendes zu erlangen, selbst wenn ich Fürsprecher bin."

"Ich beabsichtige nicht, mich an die Gräfin und an die allgemeine Pensionskasse zu wenden. Die Angelegenheit ist ziemlich verwickelt und ich möchte um ein geneigtes Gehör bitten, indem ich sie Eurer Majestät auseinandersetze."

"Laß Dich vernehmen, wir haben Zeit. Ich kann hier beim Fischen recht gut zuhören."

Hierauf begann der Kapitän Argens, ihm Hartwig Wolbechs traurige Geschichte zu erzählen und zuletzt die Begnadigung des Uebelthäters zu erbitten. Er

verschwieg dabei jedoch weislich, daß dieser eine Zeit lang einen heimlichen Zufluchtsort auf seiner Sloop fand. Sobald er von Gretchen Postrup die so unerwartet mißliche Gestaltung seiner Angelegenheit hörte, hatte er ihn bei nächstlicher Weile an einer entfernteren Stelle ans Land gesetzt, um ihn in dessen Innern in irgend einem andern Versteck unterzubringen. Der König sichte angelegentlich weiter, zog indessen die Stirn ziemlich kraus. Als der Kapitän geendet, versetzte er:

„Höre, Ivar, das ist ein schlimmer Handel, mit welchem Du Dich lieber gar nicht befassen solltest. Man hat mir schon davon erzählt. Der alte, unverständige Schleswig-Holsteinismus wird in dem Soldaten gesteckt und ihn zur gewaltthätigen Auslehnung gegen seinen nächsten Vorgesetzten aufgestachelt haben. Er hat ein zu schlechtes Beispiel gegeben.“

„Eure Majestät können jeden Verbrecher kraft Ihrer königlichen Machtvollkommenheit begnadigen, diesen so gut als einen andern. Sie sind der oberste Kriegsherr, dessen Ausspruch vor jedem andern gilt.“

„Man sollte es denken, aber Du kennst dergleichen nicht. Der Kriegsminister wird nicht damit zufrieden sein und von Forderung der Disciplin in der Armee und allerlei dergleichen sprechen, wenn dies schlechte Beispiel nicht streng bestraft wird. Er macht mir die Hölle dann so heiß, daß ich zuletzt glaube, er hat vollkommen Recht. Ich will Dir etwas Anderes sagen. Schaffe diesen Liebsten Deines Schütlings aus dem Lande, nach England oder Deutschland hin, wie Du willst. Schicke ihm Deine Waife nach und laß sie dort irgendwo trauen, ohne daß wir etwas davon wissen.“

„Das junge Paare würde ohne alle Mittel für seinen ferneren Lebensunterhalt sein,“ bemerkte Argens.

„Wir können auf andere Weise dafür sorgen. Ich will in meine eigene Chatouille greifen und Dir ein für alle Mal zehntausend Reichsbankthaler auswerfen, unter der Bezeichnung: als Belohnung für frühere mir geleistete Dienste. Hiervon kannst Du ihnen zufließen lassen, was Du willst, und so werden sie immer auf die eine oder die andere Weise sich erhalten können, ohne daß ich etwas davon erfahre.“

„Ich nehme die Gnade Eurer Majestät mit Dank an,“ sagte der Kapitän, welcher es für gerathen hielt, das Erreichte festzuhalten, wenn dies auch nicht ganz seinen Wünschen entsprach. „Ich bin aber mit den Angelegenheiten des jungen Mädchens noch nicht zu Ende. Darf ich fortfahren?“

Der Monarch nickte bejahend und Argens erzählte nun ausführlich alle Umstände, welche sich an die Perlen schnur knüpften, wobei er nicht ermangelte, ein helles Licht auf Karbyes heuchlerische Habicht fallen zu lassen, sowie er auch der Drohungen erwähnte, die er gegen Gretchen hinsichtlich seiner und ihres Geliebten ausstieß, wenn sie

ihn nicht in dem unbestrittenen Besitze seines erbeuteten Raubes lassen wolle. Hierbei hütete er sich jedoch abermals, bestimmt von Hartwigs Aufenthalte auf seinem Schiffe zu sprechen.

Friedrich hörte ihm aufmerksamer als zuvor zu, ohne jedoch seine Pfeife ausgehen zu lassen. Als der Kapitän geendet, fragte er ergriffen:

„Ivar Argens, Du warst stets ein treuer Mann, — kannst Du mir bei Gott schwören, daß Du über Karbye die lautere Wahrheit geredet hast?“

„So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort!“ sprach der Kapitän mit tiefem Ernst, indem er die eine Hand auf die Brust legte und die andere gen Himmel hob.

„Der verdammte Spitzbube!“ rief der König jetzt, indem er seine Angel von sich warf, „sah so anständig und feierlich aus und wußte seine Worte so schön zu setzen wie jedes Mal früher, wenn ich ihm Audienz gab, oder ihn zu meiner Tafel befohl. Ueber seine früheren Schwabenstreiche mußte ich Gnade für Recht ergehen lassen. Und zur Belohnung aller seiner Schurkereien habe ich ihn heute zum Etatsrath gemacht. So hat mich noch keiner an der Nase herumgeführt.“

In großer Aufregung erzählte der Monarch nun die Einzelheiten seines heutigen Zusammentreffens mit Karbye. Der Kapitän horchte hoch auf. Etwas ruhiger schloß der König:

„Den Titel mag er behalten; es läuft Mancher mit einem noch höheren umher, der nicht mehr taucht als er. Was die Perlen anbelangt, so habe ich sie glücklicher Weise der Gräfin noch nicht gegeben, ihr auch noch nichts davon gesagt. Ich wollte sie nach der Tafel damit überraschen und mir damit ein freundliches Gesicht von ihr verschaffen. Ich habe die Perlen gleich in meine Rocktasche gesteckt, wo sie wohl Niemand bis jetzt gesucht haben wird. Die Gräfin braucht vorläufig gar nichts davon zu wissen. Ich will sie Deiner Waife als ihr gehörig zurückgeben. Du kannst mich jetzt gleich nach dem Schlosse begleiten, sie in Empfang nehmen und sie dann Deiner kleinen Soldatenbraut zustellen. Auch die Anweisung auf die zehntausend Bankthaler aus meiner Chatouille will ich Dir einhändigen, damit Du sie baldmöglichst bei meinem Cabinetsekretär erheben kannst. Wenn Deine Kleine mit ihren Perlen auf und davon ist, so kann ich diese nicht wieder schaffen, auch wenn es später von mir verlangt werden sollte. Es könnte immer möglich sein, daß er auch bei der Gräfin Audienz nachsuchte, da er sie von früherher kennt. Wenn sie nichts darüber sagt — was gewiß ist, da sie nichts davon weiß — so ist er dreist genug, von diesem herrlichen Geschenk, welches er für sie bei mir niedergelegt hat, von selbst anzufangen. Sie wird mich als-

dann in ein strenges Verhör nehmen, wo ich damit geblieben bin.“

Der König war aufgestanden, rief den nun wieder dienstfähigen Fanger herbei und gab ihm einige Befehle hinsichtlich der gefangenen Fische. Dann ergriff er den Arm des Kapitäns und ging mit diesem durch den Wald fort, indem er das frühere Gesprächsthema wieder aufnahm:

„Was diesen Etatsrath betrifft, so bezahle ich ihn nur mit seiner eigenen Münze. Ich habe ihm jenen Amtmannsposten, nach dem er trachtet, mit den Worten versprochen: So wahr diese Perlen ihr richtiges Eigenthum sind! — Sie sind es nicht und also bin ich meines Wortes ledig und brauche mich nicht weiter dafür zu interessiren, ob er oder ein Anderer zu dieser Bedienung ernannt wird.“

„Und wollen Eure Majestät die offenbare Schurkerei dieses Mannes nicht weiter bestrafen? Nach der Aufdeckung derselben wird er kaum im Stande sein, seinem gegenwärtigen Amte als königlicher Staatsdiener ferner vorzustehen.“

„Das würde mir viele Weitläufigkeiten geben. Meine Minister würden sagen, daß man bei einem so erprobten Patrioten eine solche Kleinigkeit nicht so scharf bestrafen müsse; dann würden sie eine genaue Untersuchung verlangen, bei welcher auch nicht viel herauskommen könnte. Du würdest vor Gericht geladen mit sammt Deiner hübschen Waise, um Aussage zu thun. Dann wird die ganze Geschichte von der Flucht des schleswigschen Soldaten noch einmal aufgewärmt, wovon ich nun schon genug gehört habe — und zuletzt würde die Gräfin schelten, daß ich Dir das kostbare Halsband viel zu leichtsinnig auf Dein ehrliches Gesicht hin ausgeliefert habe. Es ist besser, wir entgehen dem Allen. Ich will mich um diesen Mann nicht weiter bekümmern und ihn nicht befördern, wenn meine Minister ihn mir nicht ganz besonders empfehlen.“

Argens sah ein, daß er sich mit diesem Bescheide begnügen müsse, und ergriff die Gelegenheit, um abermals seinen Dank für die ihm bewilligten Gnadenbezeugungen auszusprechen. Der König nickte vergnügt; der Adjutant kam ihnen jetzt wieder vom Schlosse entgegen und blieb in der Nähe des Monarchen, während diesem einer seiner Diener in einiger Entfernung folgte. Der König berührte jetzt ein anderes Gesprächsthema:

„Ich werde in der nächsten Woche einige Meilen südlicher gehen und das Dannewerk besichtigen. Das ist so vortreflich besetzt, daß kein deutscher Feind darüber kommen wird. Wir können den Krieg hinter ihm mit Ruhe erwarten. Haben wir die Deutschen schon einmal zu Paaren getrieben, so wird dies auch zum zweiten Male geschehen.“

„Besser noch würde es sein, wenn der Krieg ver-

mieden würde. Wenn Eure Majestät den gerechten Forderungen der Schleswiger und Holsteiner nachgeben wollten, so könnte dem Lande das ganze Unglück erspart werden.“

„Ich thäte es gern, aber die Andern wollen nicht, auch sagen alle meine Minister und Generale, daß wir wegen Deutschlands und seines Bundestages thun können, was wir wollen. Der protestirt und schreibt Noten. Mit scharfen Waffen wird er uns nichts wieder thun, das ist ihm das vorige Mal zu schlimm bekommen.“

Der König ermangelte nicht, seine Ansichten über diese Sachlage noch weiter auseinanderzusetzen, welche das Echo derjenigen seiner Umgebung waren. Kapitän Argens ging ziemlich einsilbig neben ihm her, bis sie das Schloß erreichten. Hier durfte er den König in dessen Ankleidezimmer begleiten, ohne daß jedoch der Kammerdiener ihnen folgte. Nichtig steckte das Maroquinkästchen mit der Perlenkette noch in dem abgezogenen Uniformrock. Der König zog es eigenhändig heraus, öffnete es, um sich nochmals genau von dem kostbaren Inhalte zu überzeugen, und übergab es dann dem harrenden Kapitän. Nicht weniger eilig schrieb er alsdann die versprochene Anweisung nieder, um ihm auch diese zuzustellen. Eine Viertelstunde später ging der Kapitän durch die äußern Gemächer, um sich sein Geld auszahlen zu lassen. Während der kurzen Weile des Wartens erfuhr er von einem der Diener, daß die Gräfin etwas unwohl sei und weder heute noch in den nächsten Tagen Audienz geben werde. Die Herren, welche eine solche gewünscht, hätten sich wieder entfernen müssen, ohne sie zu erhalten. Mit in jeder Hinsicht erleichteter Brust, an Geld aber desto schwerer, verließ zwar Argens endlich das Schloß von Glücksburg, immer heitrer in seinem Innern werdend, je weiter er diesen Behnßig königlicher Gutherzigkeit, Schwäche und Beschränktheit hinter sich ließ. —

Er schlug nicht wieder den geraden Rückweg nach Flensburg ein, sondern fuhr einige Meilen südlich weiter in der Landschaft Angeln fort. In einem großen Dorfe machte er Halt und gebot seinem Kutscher, mit dem Fuhrwerk in der Schenke zu bleiben. Er wolle einen eine Viertelstunde von der Landstraße entfernt wohnenden Freund besuchen und würde erst nach einigen Stunden wiederkehren. Während dieser Zeit möge er die Pferde gut durchfüttern, damit sie dann mit frischen Kräften nach Flensburg zurückfahren könnten. Nach der Ertheilung dieser practischen Verhaltensregeln wanderte unser Kapitän wohlgemuth über mehrere Wiesen, überstieg die Hecken und Berhane, welche die Oeffnungen der sie umfriedigenden Knickeschlossen, schritt auch an mehreren Feldern vorüber, deren vor einigen Monaten üppig wogende Getreideähren jetzt in gelbe, magere Stoppeln verkehrt waren, und langte endlich vor einem

netten, wohlhaltenen Bauernhause an. Ohne Umstände hereintretend, fragte er die Großmagd:

„Ist der Sandmann\* zu Hause?“

„Rein, er ist schon vor einer Stunde über Land gegangen und wird erst spät am Abend heimkehren. Die Wirthin\*\* ist mit ihm gewandert.“

„So rufe mir den Großknecht, damit ich dem mittheilen kann, was ich zu sagen habe. Ich will ihn im Hinterzimmer erwarten, da wo der weiche Armstuhl am Fenster steht, das auf den Hof hinaus sieht.“

„Es ist noch warm da; ich habe heute Morgen dort ein wenig geheizt,“ lautete die Antwort der sich entfernenden Magd.

Argens hatte nicht lange zu warten. Der hereintretende Großknecht war kein Anderer als der in Bauerntracht gesteckte Hartwig Wolbech, welcher bei dem wackern Sandmann, einem alten Freunde, einstweilen ein gesicherteres Unterkommen gefunden hatte, als es das bisherige auf der Sloop geworden war. Er erwiderte den Händedruck des Angelandten und Hartwigs bekümmerte Miene heiterte sich auf, als er den leuchtenden Sonnenschein auf dessen dunkeln Antlitz gewahrte.

„Seid mir doppelt willkommen, Kapitän,“ sprach er. „Ich fürchtete schon, daß Euer unerwartetes Eintreffen nichts Gutes für mich bedeute, daß Ihr mich wieder von diesem Schlupfwinkel vertreiben müßtet wie von dem früheren.“

„Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen!“ versetzte Argens. „Schnüre Dein Bündel, denn Du mußt wieder in Die Welt hinaussegeln.“

„Also doch,“ seufzte Hartwig, „also keine Ruhe und keine Hoffnung für mich!“

„Daß alle Grillen fahren, Junge!“ sprach der Kapitän, indem er den auf Augenblicke angenommenen Ernst wieder von sich schenkte, „der Wind ist günstig und da werden wir wohl um die Klippen herumkommen, die noch etwa auf unserm Wege sichtbar werden könnten.“

Wolbech sah ihn fragend an. Er legte seine nervige Hand auf die Schulter des jungen Mannes und fügte hinzu, während eine herzliche Theilnahme aus seinem guten, Vertrauen erweckenden Gesichte sprach:

„Ich habe Dich einst aus der Taufe gehoben, aber Du hast bis dahin noch verdammt wenig von meiner Pathenschaft gehabt. Selbst das Gevattergeschenk bin ich Dir noch schuldig; ich konnte bis jetzt nicht oft in die Tasche greifen, denn ich hatte nicht viel mehr als Du und mußte froh sein, wenn allerlei Geschäftsleute mich ungestört auf meiner Sloop sitzen ließen, die noch lange nicht ein so schön aufgepuztes Fahrzeug ist wie dieser Hof hier. Nun bringe ich Dir aber etwas und

\* Sandmann ist einer der Communebeamten der Landtschaft.  
\*\* Wirthin — Hausfrau.

Du wirst sagen: Was lange währt, wird gut. Setze Dich zu mir und höre genau zu.“

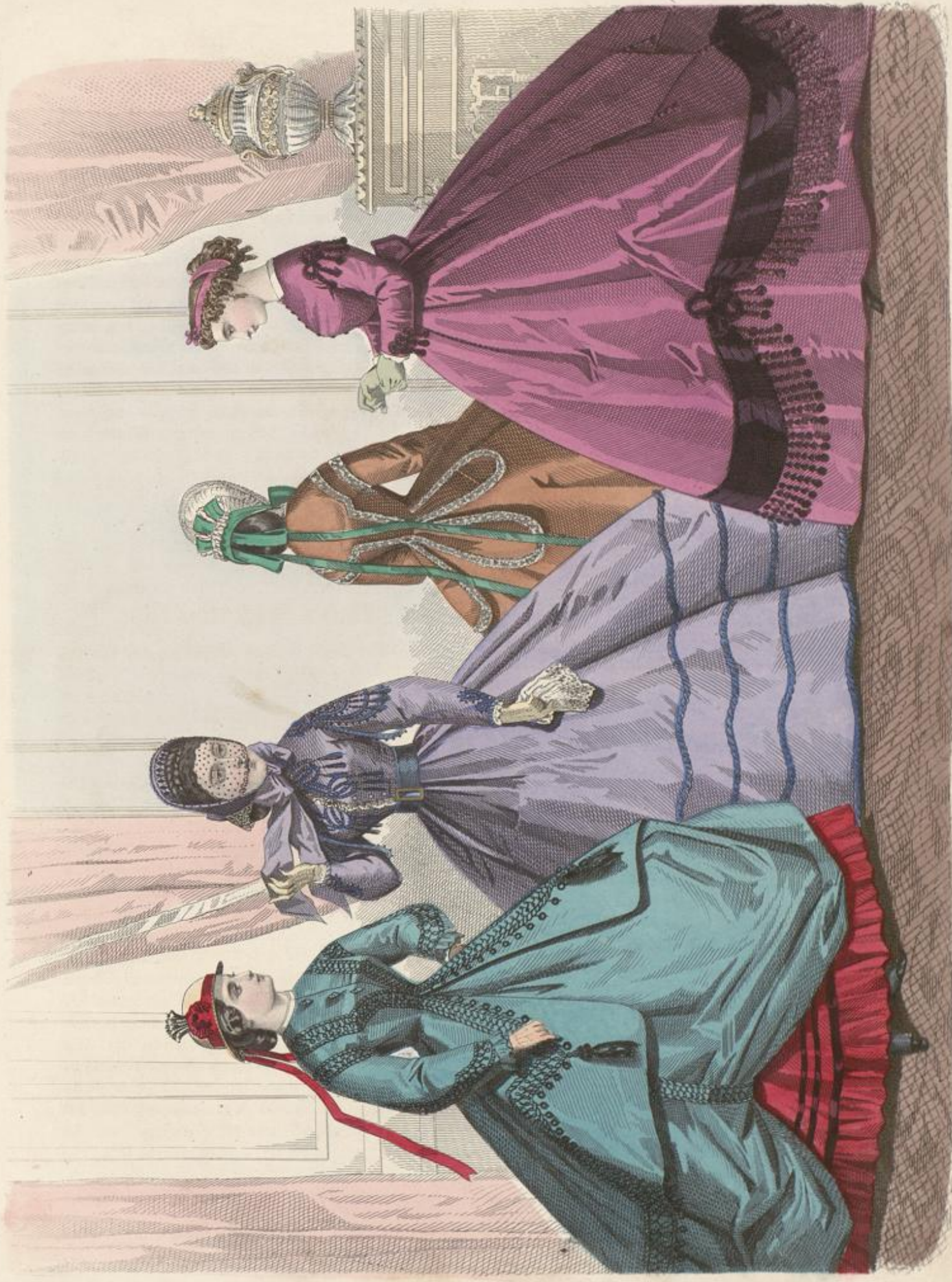
Als Beide sich niedergelassen hatten, begann Argens mit halblauter Stimme ihm die heute Morgen erlebten Begebenheiten mitzutheilen, welche Hartwig anfänglich wie die fabelhaften Sagen einer Märchenwelt vorkamen. Als dieser endlich die geschehene glückliche Gestaltung der Verhältnisse wirklich begriffen hatte, fügte der Kapitän hinzu:

„Und nun sage ich Dir, mein Junge, es ist das Beste, daß wir uns Alle sobald wie möglich aus dem Staube machen. Die Majestät hat es gut mit uns im Sinn, aber dennoch ist es leicht möglich, daß sie sich, sobald die Sache bekannt wird, wieder von einer andern Seite in die Ohren blasen läßt und wir doch zuletzt aufs Trockne kommen können. Darum müssen wir das Laviren aufgeben und alle Segel beifegen. Ich fahre jetzt gleich zu Gretchen Postrup und setze sie von allem Borgefallenen in Kenntniß.“

(Fortsetzung folgt.)

## Bach's Passionsmusik.

J. S. Bach's große Passionsmusik nach dem Evangelisten Matthäus ist soeben (Leipzig bei Bartholf Senff) in einer vorzüglichen Bearbeitung für das Pianoforte zu vier Händen von August Horn erschienen, nach der Partiturausgabe der Bachgesellschaft und mit Beifügung der Textesworte. Es wird vielen Musikfreunden höchst erwünscht sein, daß dieses großartigste und erhabenste Kirchenwerk aller Zeiten nun auch in der angegebenen Gestalt vorhanden ist. Dieser vierhändige Clavierauszug ist ganz geeignet, die Erinnerung an das gehörte Original aufzufrischen und darin nicht nur einen großen Genuß und Erbauung zu bieten, sondern auch ein gründlicheres Verständniß des herrlichen Werkes bei wiederholtem Durchspielen zu erzielen. Denjenigen aber, welche einer Aufführung der Passionsmusik beizuwohnen nicht Gelegenheit haben, giebt der vierhändige Clavierauszug ein möglichst getreues und bequemes ausführbares Bild derselben. Der Umstand, daß der Text über die Notensysteme gesetzt ist, trägt wesentlich zur Bekanntheit und zum Genuße des Dramatoriums bei. Das vierhändige Arrangement an sich ist in jeder Beziehung gelungen und claviermäßig, die äußere Ausstattung des Werkes höchst gediegen.



aus, z.  
ponceau,  
Streifchen  
oder pen  
gestreifter  
grundig  
Schwarz,  
gesticktem

(8)  
aus, z.  
ponceau,  
Streifchen  
oder pen  
gestreifter  
grundig  
Schwarz,  
gesticktem

Die  
Klein- od  
auf farb

Im  
als für  
die Anz  
einem u

Be  
zieher se  
noch me  
den eine  
zugeknüp  
oder mit  
zahlreich  
tastestoffe  
kleinen

findet G  
Kermel,  
man fiel  
die an  
die Kern  
Spigen

Di  
gestickt,  
len Bör  
bändern  
tausend  
gestalten

Di  
aber die  
nicht m  
muß g  
wenn d  
Vorschr  
sein, we  
Kleid u  
Kleid is  
sein un  
von pe  
unten



## Modenbericht.

(F). Die neuen Sommerkleiderstoffe sehen reizend aus, z. B. die einfarbigen glasirten Bengales, grau und ponceau, die schmirten Bengales mit kleinen satinirten Streifen, die einfarbigen, hellblauen, grauen, grünen oder pensée Wollentaffete, die schmirten oder quer-gestreiften Linos und andere Stoffe, die meist weiß-gründig sind mit Pünktchen in Blau, Kirschroth oder Schwarz. Ebenso hat man sehr hübsche Kleider von gesticktem Mohair oder Poil de Chevre.

Die Muster in den neuen Seidenstoffen sind das Klein- oder Großgestreifte, das Gegerterte, Rauten u. s. w. auf farbigem Grunde.

Im Ganzen ist die Mode mehr für kleine Muster als für große, was sich auch dadurch erklärt, daß man die Anzüge vorzieht, die aus Rock und Paletot von einem und demselben Stoffe bestehen.

Wenn die Form der halbanliegenden seidenen Ueberzieher sehr verschieden ist, so ist es die der Leibchen fast noch mehr. Die Phantasie spielt in den jetzigen Moden eine sehr hervortretende Rolle. Die Leibchen sind zugeknöpft, rund, mit hohem Gürtel, mit kurzen Schößen oder mit langen Frackschößen, alles nach Belieben. Die zahlreichsten indess, namentlich an den Anzügen von Phantasiestoffen, haben den Schnitt der Figaro-Bäckchen mit kleinen oder langen Schößen. Nur in einem Stück findet Gleichförmigkeit statt, nämlich in der Enge der Ärmel, wenn das Leibchen überhaupt Ärmel hat, denn man sieht allerdings sehr schöne Leibchen ohne Ärmel, die an der Achsel sehr reich garnirt sind und an denen die Ärmel durch dergleichen von Muslin oder Tüll, mit Spitzen oben und unten vertreten werden.

Die russischen Hemden von Alpaca, mit Wolle gestickt, von farbigem Foulard mit Guipure und schmalen Börtchen, die Phantasiegurte, die Läge mit Traggürteln von schwarzem Sammet mit Stahl, kurz die tausend Kleinigkeiten, welche die Mode so reizend zu gestalten weiß, sind beliebter als je.

Die Fußkleider sind sämmtlich mit langer Schleppe, aber die Mode verlangt jetzt, daß man in das Zimmer nicht mehr mit aufgereisstem Kleide eintritt; der Rock muß ganz niedergelassen werden, so daß er schleppt, wenn die Dame eintritt. Nur in einem Falle gilt diese Vorschrift nicht und das Kleid darf im Zimmer gereißt sein, wenn nämlich nur der untere Rock das eigentliche Kleid und der obere mehr Tunica oder Paletot als Kleid ist; jenes untere Kleid muß dann aber sehr lang sein und trotz dem Reffen schleppen; z. B. erster Rock von pensée Moire antique, einfarbig, mit Schleppe, unten nur mit einer dicken weißen seidenen Schnur; der

zweite Rock gereißt, hinten aber dennoch länger als der andere; auch dieser Rock hat nur eine dicke weiße Schnur. Dazu gehört ein halbanliegender sehr kurzer Paletot, der mit weißem Moire gefüttert ist; ferner ein Hut à l'empire, wie wir ihn schon beschrieben haben, von weißem Krepp mit kleinen Sensitivenzweigen ohne Symmetrie darauf. So sollen, sagt man, die Blumen auf den Hüten dieses Jahr angebracht werden.

Merkwürdig und deshalb erwähnenswerth ist, daß keine Dame mehr einen Shawl tragen mag und wäre er noch so schön, und nicht bloß die jungen Damen haben dem Shawl entsagt, auch die, welche es nicht mehr sind. Der Shawl ist aus der Mode gekommen; ruhe er in Frieden, bis er wieder einmal erscheinen darf. Der kurze Paletot und der reich garnirte Doppelspitzenshawl haben ihn verdrängt; sie beide herrschen unbeschränkt.

Die neuen Hüte sind zum großen Theil schwarz, von Tüll, theils mit Goldperlen, theils mit Stahlperlen gestickt.

Sie behalten die bekannte Fanchonform.

Die schwarzen Tüllhütchen, die wie mit Goldperlen bestreut aussehen, gefallen mit Recht ganz außerordentlich. Hinten über der Spitze oder dem kleinen Schleier, wie man sie nennen könnte, befindet sich meist ein großer Stern oder Halbmond von vergoldeten Metall. Vorn am Rande des kleinen Schirmes ist eine Reihe Goldperlen angebracht. Hinten hängen wohl auch zwei Barben von goldgesticktem Tüll hinab.

Sehr hübsch sehen auch die Hütchen von weißem Tüll mit Wassertröpfchen von Glas. Hinten haben diese einen Schleier von weißem Tüll, auf den ein Zweig wilder Rosen fällt.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 16.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Runder Strohhut mit einem rothen Bande, von dem hinten zwei lange Enden hinabhängen, und mit einer rothen Cocarde an der Seite; Casaque (oder langer Paletot) von Faille mit hohem Leibchen, das vorn viereckige Knöpfe schließen und das mit seinem Posament besetzt ist, das auch weiter herunterläuft und ebenfalls die Ärmel verziert; Kleid von gleichem Stoffe, durch Zeugpatten ausgenommen; Unterrock von rothem Cashmir mit Bolant unten und drei schwarzen Sammetstreifen darüber; kleiner Stehtragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Hut, Hutband und Kleid von einer Farbe; der erstere von Sammet mit schwarzen Spitzen statt des

Bartes und mit dünnem schwarzen Maskenschleier, der bis an den Mund herabreicht; Kleid von Taffet mit hohem runden Leibchen, das vorn mit Sammetchnuren und Perlen besetzt ist; ein gleicher Besatz findet sich oben an den Ärmeln, wie ähnlich unten an denselben; Sammetgürtel mit goldener Schnalle; auf dem Rocke unten drei dicke seidene Schnuren; kleiner Kragen; kleine Spizenunterärmel; Glacéhandschuhe; gesticktes Taschentuch; Stiefelchen.

3. Hut von Tüll mit Auspuß von grünem Band, namentlich statt des Bartes, von wo aus auch zwei sehr lange Enden herabhängen; grüne Bindebänder; Kleid von braunem Taffet mit hohem Schnepfenleibchen, das hinten drei lange rundliche Schöße hat, welche mit Posamentenspitzen besetzt sind, die Ärmel wie oben und unten; kleiner Kragen; kleine Spizenunterärmel; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

4. Kopfsuß à l'empire, vorn herum Löckchen und über denselben ein Band, das an den Hinterkopf geht

und da den Lockenhaarbüschel halten hilft; Kleid von Seide mit hohem runden Leibchen, um das ein breiter Gürtel mit Schleife hinten liegt; enge lange Ärmel mit Auspuß von schwarzem Sammet oben und unten; auf dem sehr weiten und langen Rocke guirlandenartig ein schwarzes breites Sammetband mit Fransentroddelein; ganz kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

### Stahlsich N<sup>o</sup> 16.

### Die neue Synagoge in Berlin.

(Nach einer Photographie.)

Die neue Synagoge in Berlin ist ein großartiger echt orientalischer Bau und ein Schmuck der Stadt, welcher der israelitischen Gemeinde und dem Erbauer zur Ehre gereicht.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

### Aus alter und neuer Zeit.

Novellen und Skizzen

von  
Luise Ernesti.

(Malvine v. Humbracht.)

2 Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Das letzte Werk der berühmten Verfasserin: „Aristokratin und Fabrikant“ wurde von der Kritik als eine der gediegensten und bedeutungsvollsten Leistungen auf dem Gebiet des neuen Romans, als ein Werk von unbestreitbar bedeutendem und bleibendem Werthe bezeichnet. Auch diese neuen kleineren Arbeiten werden daher ohne Zweifel mit Freuden begrüßt werden.

Im Verlage von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig erschien:

Defoe, Dr. Daniel, Abenteuer des Robinson Crusoe. Illustriert mit 206 Holzschnitten nach Grandville. Neu übersezt von L. v. Alvensleben. 2. Aufl. gr. 8. 1850. In Leinwandgeb. 2 Thlr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

## Zwei Republiken.

Erste Abtheilung:  
General Franco.  
Lebensbild aus Ecuador.

Von  
Friedrich Gerstäcker.

3 starke Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Zweite Abtheilung:  
Señor Aguila.  
Lebensbild aus Peru.

Von  
Friedrich Gerstäcker.

3 starke Bände. 8. broch. 4 1/2 Thlr.

Der Herr Verfasser selbst berichtet über vorstehende beiden Werke folgendes:  
„In beiden Büchern schildere ich zwei ferne fremde Länder, wie ich sie in den Jahren 1860 und 1861 kennen lernte.“  
„Ich selber war zu jener Zeit zuerst in Ecuador während der Revolution und hatte Gelegenheit, das Volk und die Stimmung desselben genau zu beobachten, indem ich das ganze Land durchwanderte und viele Monate darin zubrachte.“  
„Nach dieser Revolution kam ich nach Peru, wo der Zufall es wollte, daß ich mit dem gefürchteten Dictator Franco in Lima in einem Hotel Zimmer an Zimmer wohnte.“  
„Auch den dortigen Präsidenten Castilla lernte ich persönlich kennen, wie ich jeden Fuß breit des geschilderten Terrains bereiste.“  
„Ich habe hier den Versuch gemacht, Sitten und Gewohnheiten, Charakter und Scenerie der beiden Länder nach eigener Anschauung genau zu schildern und hoffe, daß der Leser den beiden Erzählungen mit freudlichem Interesse folgen wird.“  
Friedrich Gerstäcker.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Hierzu eine literarische Beilage von Carl B. Lork in Leipzig.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

Der letzte König-  
Herzog  
von Schleswig-Holstein.Erzählung  
von  
M. Norden.  
(Schluß.)

Du folgst mir in einigen Tagen und findest Dich abends bei ihr ein. Mittlerweile helfe ich ihr, ihre Angelegenheiten gänzlich abzumachen, und beauftrage einen sichern Mann — den ich ihr angeben werde — ihr kleines Eigenthum zu verkaufen und mir den Erlös zuzustellen, wenn ich mich um etwa vierzehn Tage wieder dort am Strand blicken lasse. Ich gebe meine Fahrt nach Bremen auf und warte nicht länger auf die Fracht dahin. Wenn dieser gute Wind anhält, so kommt Ihr Beide unverzüglich an meinen Bord und ich bringe Euch nach Stettin. Dort lasse ich Euch durch den nächsten Prediger zusammengeben und Ihr dampft darauf nach Berlin hin, um dort das gefährliche Halsband zu versilbern. Dann seht Ihr Euch um und wartet in Ruhe ab, bis Ihr auf deutscher Erde irgend ein Landgütchen findet, welches Ihr für Euch ankaufen könnt. Ich gebe alsdann meine zehntausend Reichsbankthaler dazu und denke, daß ich sie also am besten untergebracht habe, wenn Ihr in Frieden und Fröhlichkeit Eure Tage dort hinbringt. Meinst Du auch so?"

„Ich bins zufrieden!“ rief Hartwig, der nach und nach aus der trübsten Bekümmerniß in die Fülle des Glücks gerathen war, indem er fröhlich wie ein Kind die Hände zusammenschlug.

„Ich glaube, Gretchen wirds auch sein,“ schmunzelte der Kapitän. „Vielleicht wird sie sich nicht einmal lange sträuben.“

„Sollte es sein, so müßt Ihr ihr so lange zusprechen, bis sie nachgiebt,“ sagte Hartwig lachend. „Ihr müßt davon ausgehen, daß Ihr von jeher nur ihr wahres Bestes vor Augen und im Herzen gehabt habt.“

„Mein Schiff wird ihr die Stelle ihres Vaterhauses ersetzen,“ erwiderte Argens. „Bis der Prediger sie in Deine Arme legt, steht sie unter meinem Schutz.“

„Gewiß,“ sprach Hartwig ernsthafter. „Sie wird

bei Euch und mir so sicher sein wie jemals bei ihrem Vater. Am besten ist es, wenn sie von ihrem Oheim gar keinen Abschied nimmt.“

„Aber bald muß Alles in Ordnung sein,“ setzte der Kapitän hinzu, „denn ich sage Dir, es weht eine schwüle Luft hier im Lande trotz des begonnenen Novembers. Sind wir fort, so brauchen wir Keinem weiter Rede zu stehen.“

Hartwig gab seine vollständige Billigung dieser lebensklugen Ansicht zu erkennen, indem er dabei seine wärmste Anerkennung der großmüthigen Uneigennützigkeit des Kapitäns aussprach. Dieser wehrte seinen Dank ab und entgegnete:

„Glaube nicht, daß ich nicht auch mein Schäschen scheren will. Ich hoffe auf ein stilles Plätzchen hinter Eurem Ofen, wenn ich noch ein Jahrzehnt auf der See umhergefahren und nach und nach lech und wurmstichig geworden bin. So ein altes Wrack wird sich dann bei Euch auf den Strand legen.“

„Kommt, sobald Ihr wollt! Der beste Platz in unserm Hause soll stets für Euch aufgehoben werden. Mein Wort darauf!“

Er hielt seine Hand hin und Argens schlug wacker ein. Da der Letztere sich nicht unnöthig aufhalten wollte, so besprachen Beide eilig die ferneren Einzelheiten ihres Planes. Argens war von jeher der Mann des raschen furchtlosen Entschlusses und der schlau und zweckmäßig ausgeführten That gewesen. Bald darauf sah man den Kapitän wieder rüstig durch die Fluren nach dem Dorfe und seinem Fuhrwerk zurückschreiten. —

Erst Karbye brachte die nächsten Tage nach seiner Rückkehr von Glücksburg in jener fröhlichen Stimmung hin, in welche uns die glückliche Förderung eines lange gehegten Wunsches zu versetzen pflegt. Endlich gedachte er wieder Gretchen Bostrups. Im Grunde genommen, war ihm die Tochter seiner Schwester lieber als andere Frauenzimmer und es that ihm fast leid, daß er sie so barsch behandelt hatte. Als er weiter über die Sache nachdachte, glaubte er annehmen zu dürfen, daß Gretchen sich besonnen habe und mit der Handlungsweise ihres Onkels zufrieden sei. Es konnte aber auch nicht sein. Auf jeden Fall war es besser, wenn er sie veranlaßte, baldmöglichst zu ihm zu ziehen und seine Wirthschaft zu führen. Er konnte sie dann ganz unter Augen be-

halten und so auf die bequemste Weise Alles verhindern, was sie etwa ohne seine Billigung unternehmen könnte. Erfüllt von diesen Betrachtungen beschloß er, ihr abermals einen freundschaftlichen Besuch zu machen und dabei des zwischen ihnen streitigen Punktes nicht zu erwähnen, indem er sich das Ansehen geben wollte, als wenn er diesen als abgemacht betrachte. Dann auch wollte er einfließen lassen, daß er noch nicht zur Audienz bei dem Kriegsminister gelangt sei und also noch nichts zu Wolbechs Gunsten habe ausrichten können.

Zu diesem Ende machte er sich am Nachmittage auf den Weg. Ehe er jedoch die „Große Straße“ hinter gegangen war, wurde er von einem befreundeten Landsmann in Beschlag genommen. Dieser theilte ihm mit, daß er soeben den Entwurf der neuen, vom Ministerium beabsichtigten Verfassung aus der Residenz erhalten habe und ihm diesen zeigen wolle. Karbye konnte dieser verlockenden Einladung nicht widerstehen und verbrachte eine längere Zeit in der Beleuchtung dieses interessanten Gegenstandes bei seinem Freunde. Der Abend war vorgeschritten, als er ihn wieder verließ. Er setzte trotz dessen seinen Weg fort, denn er dachte, wenn er Gretchen so ganz unerwartet überrasche, so sähe er gleich, auf welche Weise sie jetzt ihre Abende hinbrächte. Sein Pfad wurde immer einsamer und dunkler, die Beleuchtung immer spärlicher, je weiter er kam. Doch fand er glücklich das Häuschen und bemerkte sogar einen schwachen Lichtschimmer, welcher durch die fest verwahrten Fenster drang. Mit einem raschen Druck öffnete er die Hausthür, blieb aber wie angewurzelt auf der Schwelle stehen, als er die Gesuchte im Reisehut und Kleide unmittelbar vor sich sah. Zwei gleichfalls mit Oberwürden und Hüten bekleidete Männer befanden sich neben ihr. Karbye betrachtete mit wachsendem Staunen die zusammengestellten und auf einander gepackten Mobilien, Betten und Küchengeräthe, welches Alles andeutete, daß die Besizerin dieser Gegenstände diese auf längere Zeit verlassen wollte.

„Was geht hier vor?“ fragte er endlich. „Willst Du verreisen, ohne mir ein einziges Wort davon gesagt zu haben? Und wer sind diese Männer, die Dich bei Deinem Vorhaben zu unterstützen scheinen?“

Gretchen war einige Schritte zurückgewichen; er folgte ihr in das Innere des Hauses, als wolle er weiter vordringen, sobald man ihm einen Fuß breit Terrain einräume. Ohne daß er es bemerkte, ging einer der Gesellschaftler des jungen Mädchens hinter seinem Rücken herum, schloß die Thür ab und steckte den Schlüssel zu sich. Dann trat er vor den Hardevogt und sagte ruhig, indem er den Hut abnahm:

„Sieh mich nur genau an, Erik Karbye. Du wirst mich gut genug kennen, wenn Du nur willst!“

„Ivar Argens!“ — sagte dieser nach einer gedan-

kenvollen Pause, während er finster auf ihn blickte. „Es wäre mir lieber, wenn ich Dich bei einer andern Gelegenheit wiedergefunden hätte. Was hast Du mit meiner Nichte vor?“

„Ich bin im Begriff, sie und ihren Bräutigam an meinen Bord zu führen. Mein Boot wartet unten am Strande; das Gepäck ist schon darin, der Wind gut, und ehe der Morgen tagt, werden wir aus dem Fiord heraussegeln.“

„Und das Alles geschieht hinter meinem Rücken? — Ich bin der natürliche Vormund meiner Nichte und verbiete als solcher die fluchtähnliche Entfernung!“ sagte Karbye barsch.

„Ich habe mich selbst dazu erklärt und zugleich alle Deine Pflichten übernommen. Damit Du aber siehst, daß wir Dich in keiner Hinsicht übervorthellen werden, will ich Dir schon hier Dein Eigenthum übergeben, obgleich wir beabsichtigten, Dir es erst morgen zustellen zu lassen.“

Der Kapitän nahm hiermit das uns wohlbekannte Maroquinkästchen vom Tisch. Es war ein weißes Papier darum geschlagen, welches die Aufschrift trug: „An den Herrn Hardevogt Karbye.“ — Dieser nahm es schweigend an, riß das Papier ab, öffnete das elegante Schächtelchen — und fand jene Glasperlen darin, welche er kürzlich seiner Nichte gegeben. In maßlosem, schweigenden Staunen sah er abermals den Kapitän an.

„Das echte Halsband ist bereits in Sicherheit. Es befindet sich schon wohlverwahrt auf meiner Sloop; ich habe diesen Schatz wie meinen Augapfel gehütet, seit er in meinen Besitz kam.“

Karbye fühlte sich versucht zu glauben, daß der Kapitän ihn zum besten habe, doch überzeugte ihn der Anblick des eleganten Kästchens, welches er in seiner Hand hielt, daß irgend etwas Wahres an den gehörten Aeußerungen sei. In zweifelnder Ungebuld fragte er abermals mit tiefgerunzelter Stirn:

„Wo erzieltest Du diese Schachtel?“

„In Glücksburg aus den Händen des Königs — drei Stunden, nachdem Du sie ihm übergeben hattest!“

Karbye verstummte noch länger als zuvor. Plötzlich rief er mit durchdringendem Tone:

„Wenn etwas Wirkliches unter Deinem Lügengewebe ist, so hast Du jenes kostbare Halsband dem Könige oder der Gräfin gestohlen — oder dies durch Andere thun lassen!“

„Gernach, gemach, Erik Karbye, mäßige Deine Reden! — Zuerst will ich Dir sagen, daß Du Dich in Deiner eigenen Schlinge gefangen hast, da Du eingestehst, daß Du eine kostbare Perlenreihe besessen und verschenkt, sie also nicht Gretchen Bostrup, der rechtmäßigen Eigenthümerin, zurückgegeben hast. Nun höre, was ich Dir zu sagen habe.“

Karbye biß sich in die Lippen und Argens theilte ihm nun in gedrängten Worten seine früheren Beziehungen zu Friedrich dem Siebenten, sowie den Erfolg seines letzten Zusammentreffens mit diesem mit. Der Hardevogt fand während dessen Zeit, seine verlorene Kaltblütigkeit wiederzuerlangen und sprach, als der Kapitän geendet hatte:

„So will ich wenigstens diesen entsprungnen Missethäter anhalten und in die Karre nach Rendsburg befördern lassen. Irgend ein Gensdarm wird hoffentlich abzurufen sein.“

Er streifte Hartwig Molbeck mit einem verächtlichen Blick und wandte sich zur Thür, an welcher er vergebens rüttelte. Argens erfaßte ihn am Arm, zog ihn nicht ganz sanft zurück und sagte drohend:

„Besinne Dich, Erik! — Wir sind hier vier handfeste Arme und Niemand ist in der Nähe, der Dich hören könnte, wenn Du Dich widersetzen wolltest; wenn Du Dich weiter rührst, so machen wir kurzen Prozeß mit Dir, verstopfen Dir das Maul, binden Dich an den Ofen fest und lassen Dich hier unter Schloß und Riegel, bis Du Dich selbst zu befreien vermagst, worüber mehr Zeit vergehen könnte, als wir brauchen, um an Bord zu kommen. Du thust am klügsten, Dich darein zu ergeben, daß jener geraubte Schatz wieder Deinen Händen entrisen ist; würde die Sache weiter zur Sprache kommen, so könnte ihre Veröffentlichung Dir auf jeden Fall sehr unangenehm werden.“

Karbye hatte auf die fest verrammelten Fensterladen geblickt und eingesehen, daß er nicht leicht auf eine baldige Befreiung hoffen dürfe, wenn sein Gegner seine Drohung wahr mache. Ebenso mußte er sich eingestehen, daß der letzte Theil seiner Rede viel Wahres enthalte. Er begnügte sich daher zu erwidern:

„Du bist schlauer gewesen als ich, Ivar Argens. Ich hätte das früher nie in Dir gesucht.“

„Wir haben uns in England zuletzt vor mehr als zwanzig Jahren gesehen und waren da sehr gute Freunde,“ entgegnete dieser. „Du hast hier zu Lande so wenig nach mir wie nach Hans Bostrup gefragt.“

„Ich hatte bessere Dinge zu thun,“ versetzte Karbye schüchtern. „Uebrigens hatte Bostrup mir damals gesagt, daß er mir diesen Schmutz übergeben wolle, damit ich damit nach London ginge und ihn zu Gelde mache. Ich sollte ein Drittel des Werthes von dem Geschäft haben und hatte auf diese Einnahme schon gerechnet, so daß ich sie schwer entbehrte, als sie mir dennoch nicht zu Theil wurde.“

„Bostrup kam damals auf einem englischen Schiffe von Smyrna nach Hull,“ schaltete der Kapitän ein. „Er hatte an ersterem Orte sehr gute Geschäfte gemacht und mehrere werthvolle Gegenstände von einem alten griechischen Zwischenhändler billig erhandelt; der

schönste von allen war jene Perlenreihe. Ich war von hieraus nach Hull gesegelt und Bostrup fuhr mit mir hierher zurück. Ihr tragt Euch mehrere Male in meiner Kajüte, wo Du ihn immer zusetzt, Dir das werthvolle Kleinod auszuliefern, damit Du nach Deinem Gefallen damit verfahren könntest. Er besann sich aber anders und hielt es zuletzt nicht für gerathen, Deinen unsichern Händen so viel Geldeswerth anzuvertrauen, und nahm ihn mit in die Heimat. Bald darauf schenkte er ihn seiner Frau zum Hochzeitsangebinde. Ich erzähle Dir alle diese Dinge, weil Du sie selbst so ziemlich vergessen zu haben scheinst.“

„Keineswegs,“ versetzte Karbye mürrisch. „Als ich nach einigen Jahren fast nackt und bloß bei meiner Schwester ankam und auch ihr zusetzte, mir doch endlich das Kleinod zum Berwerthen zu übergeben, damit es uns Allen Nutzen trage, anstatt müßig im Hause zu liegen, war sie so thöricht, es mir unbedingt zu verweigern. Ich hatte vergebens auf ihre sonst so große Liebe zu mir gerechnet; damit sie sich auf jeden Fall mit dem Putze schmücken könnte, hatte ich ihr Perlen mitgebracht, welche den Ihrigen so täuschend ähnlich waren, daß nur ein wirklicher Kenner deren Werthlosigkeit entdecken konnte. Sie verwarf aber auch dies Auskunfts Mittel und wies mich fort, indem sie behauptete, daß ihr Mann ihr bestimmt geboten habe, sie weder zu veräußern noch überhaupt irgend Jemanden auszuliefern.“

„Jenes falsche Kleinod ist also von damals her in Deinem Besitz geblieben und Du dachtest es jetzt endlich an den Mann zu bringen!“ rief Argens nicht ohne Spott.

„Dunkel!“ rief Gretchen jetzt fast im Tone des Schredens, „Du drohst meiner Mutter und vergriffst Dich zuletzt gewalthätig an ihr! — Dennoch schonte sie Dich und sagte dem Vater nie etwas von Deinen wilden Drohungen, um ihn nicht noch mehr gegen Dich zu erzürnen!“

„Ich wußte, daß sie so handeln würde, denn sie liebte mich trotz Allem so sehr, daß sie mir nie vorsätzlich irgend ein Leid verursacht haben würde und lieber verschwiez, was mir schaden konnte. Bei Alledem war ich nun wieder ohne alle Mittel in die Welt hinausgestoßen und konnte sehen, wie ich mich mit Sorge und Kummer durchschlug. Nach langen Jahren erblickte ich dies vielbesprochene Kleinod auf einmal wieder und erhielt ohne alle Schwierigkeit, warum ich mich früher so sehr gemüht hatte. Daß ich endlich den Nutzen davon ziehen wollte, der mir so lange vorenthalten wurde, war mir nicht zu verdenken. Ueberdem wollte ich Dich zu mir nehmen und Du würdest dadurch nach und nach wieder eingebracht haben, was Du etwa eingebüßt haben könntest.“

Der Hardevogt hatte diese Worte ziemlich trotzig

theils an Argens, theils an Gretchen gerichtet. Ehe diese noch etwas erwidern konnte, begann der Erstere wieder:

„Jetzt haben wir der Worte genug gemacht. Erik Karbye, gib uns das Geleit ans Boot, denn ich werde Dich nicht aus den Augen lassen, bis wir auf meinem liebsten Element sind!“

Hierbei zog er eine Pistole aus der Brusttasche und spannte kaltblütig den Hahn. Auf einen Wink von ihm erfaßte Gretchen Wolbechs Arm und ging mit diesem durch die wieder aufgeschlossene Thür. Dann machte er eine gebieterische, fortgehn heißende Bewegung und fügte hinzu: Wenn Du dich rührst, so schieße ich Dich nieder!“

In Karbye regte sich der alte Soldat; wie schon vorhin, so wollte er sich auch jetzt im ersten Augenblicke zur Wehr setzen. Indessen dachte er abermals an seine Waffenlosigkeit; dabei kam ihm der Ton des Kapitäns so unheimlich vor, daß er es vorziehen mußte, hinter dem jungen Paar herzugehen. Argens folgte ihm mit erhobener Waffe, nachdem er vorher wieder die Hausthür hinter sich zugeschlossen hatte.

Einsam und schweigend ging dieser seltsame Zug in der Dunkelheit weiter, bis das Boot erreicht war. Immer wortlos sah Karbye noch von diesem Kahn aus stets die Pistole des Kapitäns auf sich gerichtet, dann die darin befindlichen beiden Matrosen vom Ufer abstoßen, und erst als das Boot sich der Sloop näherte, erwachte er aus seinem Hinausstarren auf das Wasser, um noch immer tief in sich gelehrt den Heimweg anzutreten und über die Erfahrung der letzten Stunde nachzudenken.

Das Resultat seines Nachsinnens war der Entschluß, vorerst sich ruhig zu verhalten und zu erwarten, ob ihm auf einem andern Wege irgend etwas in dieser Angelegenheit mitgetheilt würde. Wenn er den König oder die Gräfin wieder begrüßen dürfe, so wollte er sehen, ob die Gelegenheit günstig sei, um wieder auf das Halsband zurückzukommen\* und in der nunmehrigen Abwesenheit des Kapitäns Argens alle dessen Angaben für schöne Lügen zu erklären und alsdann dennoch die gehofften Vortheile zu erreichen. Diese Berechnungen wurden indessen auf eine ganz ungeahnte Weise getäuscht.

Friedrich der Siebente trat zur festgesetzten Zeit seinen Ausflug nach Schleswig an und fand die Verschanzungen des Dannewerks ganz so unüberwindlich, wie seine Umgebungen es ihm vorgesprochen hatten. Das Wetter war mittlerweile rauh und kalt geworden, ohne jedoch der guten Laune des Monarchen Abbruch zu thun. Seinen Rückweg nahm er längs den waldigen Ufern der Schlei. Der Monarch fand es angenehm, seinen Wagen für eine kurze Weile nicht zu benutzen und an dem dunkelblauen, stillen Gewässer hin zu wandern. Dann ergriff ihn die Lust, einige der am Ufer liegenden glatten

Kieselsteine aufzuheben und diese unter der Fläche des Wassers fort zu „kätchern.“ Der wachsende Eifer bei dieser nicht gerade königlichen Belustigung verleitete ihn, mehrere Schritte ins Wasser hinein zu waten und einige Zeit in ihm stehen zu bleiben. Ohne die hierdurch erlangte Kälte seiner Füße weiter zu beachten, setzte er seine Heimreise nach Glücksburg fort. Eine starke Erkältung war die Folge, welche sich bald als Gesichtsröthe äußerte und in wenigen Tagen seinem Leben ein Ende machte.

So starb der letzte Königherzog von Schleswig-Holstein, um Nachfolgern Platz zu machen, welche nicht mehr die Krone Dänemarks, sondern nur der deutsche Fürstenthut schmücken sollte. Die ewig denkwürdigen Ereignisse, welche eine bessere Ära für die gepeinigten Herzogthümer herbeiführten, leben in unser Aller Gedächtnisse. Der Hardsvovgt Karbye war, in fast allen seinen Hoffnungen getäuscht, einer der ersten von den dänischen Beamten, welche Schleswig verlassend nach Kopenhagen eilten, um dort für die gehoffte bessere Wendung der Dinge abzuwarten und sich einstweilen mit einem kargen Wartegeld zu begnügen. Von diesem lebt er noch jetzt, mit sich und dem Schicksal grollend, welches seinen Verdiensten um den dänischen Staat eine nur so geringe Anerkennung hat zu Theil werden lassen. Sein langjähriger, deutscher Sekretär steht nun endlich der erledigten Hardsvovgtei auch dem Namen nach vor.

Hartwig und Gretchen säumten nicht, sobald wie möglich in das befreite Vaterland zurückzukehren. Kaum wehte das deutsche Banner am Flensburger Meerbusen, als sie in der Stadt Schleswig eintrafen und dort die weitere Gestaltung der Dinge erwarteten. Als dann der holde Friede seine Segnungen wieder über das Land breitete, kauften „Herr und Frau Wolbech“ eine Besitzung im Sundewitt, welcher sie durch Fleiß und Arbeit nach der schrecklichen Verwüstung des Krieges ein neues Emporblühen verleihen wollten. Ihr liebster Gast ist stets Ivar Argens, welcher sich das Plätzchen schon in ihrem Wohnzimmer ausgesucht hat, in welchem er dereinst — „wenn seine unruhigen Tage vorüber sind — festen Grund für seine Anker finden will.“ —

## Das Kirchweihfest.

Novelle

von

Adolf Glaser.

„Es ist aber auch zu langweilig hier auf dem Gute, und wenn das nicht bald anders wird, laufe ich davon!“

Mit einem tiefen Seufzer sagte dies eine hübsche und sehr frisch aussehende junge Dame, indem sie ein Buch, in dem sie gelesen, auf den Steintisch vor ihr etwas unsanft niederlegte. Erstaunt blickte ihre Gesellschafterin zu ihr auf und ließ die Handarbeit in den Schoß sinken.

„Ist das Buch nicht hübsch?“ frug sie.

„Ach was Buch,“ versetzte die Andere, „was hübsch! Ich halte es nicht länger aus. Ist denn der Frühling so schön, die Luft so herrlich und die Natur so bezaubernd, damit wir hier sitzen und lesen oder arbeiten? Das hatte ich mir ganz anders gedacht! Hätte ich ahnen können, daß es auf dem Lande so langweilig sei, wie würde ich den Papa dazu überredet haben, ein Gut zu kaufen, um daselbst den Sommer zu verleben? O Gott, wie schön ist dieser blaue Himmel, wie duftet und blüht alles umher! Dort murmelt ein Bach, jenseits rauscht ein Wasserfall, im Walde ist's kühl und schattig; alles ist herrlich, entzückend, schöner als ich mir gedacht, und doch bin ich nicht zufrieden. Wozu ist das alles, wenn ich hier sitzen soll! Lesen! du mein Gott, das kann ich überall; hier aber, meine ich, müßte ich etwas ganz Besonderes erleben, etwas, was mit der Umgebung harmonirt. — Doch was rede ich, Du verstehst mich doch nicht.“

Sie hatte recht. Das einfache Mädchen vom Lande, welches dem gnädigen Fräulein Gesellschaft leistete, verstand nicht, wie man sich langweilen und unzufrieden sein könnte, wenn man als die Tochter eines vornehmen und reichen Mannes an einem herrlichen Frühlingsmorgen vor dem stattlichen Wohnhause inmitten eines großen blühenden Parkes saß und in einem Buche las, welches man noch vor einer Stunde inte ressanter gefunden hatte.

Es blieb ihr jedoch nicht Zeit, viel darüber nachzudenken, denn eben trat aus dem Wohnhause ein alter Herr mit einem offenen Briefe in der Hand und näherte sich den Mädchen.

„Elisabeth,“ rief er freudig erregt, „soeben erhalte ich eine angenehme Nachricht. Wir bekommen Besuch. Better Willibald kommt in nächster Woche.“

Die Nachricht schien wenig Eindruck zu machen. Das Fräulein erwiderte nichts darauf.

„Freust Du Dich nicht darüber?“ frug der alte Herr.

„Weshalb sollte ich mich auf Better Willibalbs Ankunft freuen?“ entgegnete Elisabeth. „Nun ja, es giebt eine kleine Abwechslung, wenn er hier ist, und ich werde einen Ableiter für meine üble Laune haben. Weiter nichts. Gestehe es nur, Papa, Du hast Dir den Better verschrieben, als Mittel zur Unterhaltung. Ihr werdet zusammen jagen, reiten, fischen, spielen, wie es

die Jahreszeit mit sich bringt. Für mich wird wenig dabei herauskommen.“

„Und wenn es so wäre,“ versetzte der alte Herr, „ist es nicht Deine Schuld? Dir zu Liebe bin ich hierher gezogen. Du wolltest nun einmal durchaus auf das Land. Muß ich nun nicht darauf denken, mir es auch behaglich zu machen? Wahrhaftig! wenn Willibald hier mit uns lebte, wollte ich gar nichts mehr gegen Deine Vorliebe für das Landleben sagen.“

Elisabeth seufzte und schwieg. Der alte Herr entfernte sich. Als er fort war, meinte Elisabeths Gesellschafterin: „Nun wird ja Ihr Wunsch erfüllt und Sie werden eine Abwechslung in ihrem Aufenthalte hier haben. Wer ist denn der Herr Willibald?“

„Eine schöne Abwechslung,“ entgegnete Elisabeth; „ein neuer Zuwachs zur Langeweile wirds werden.“ — Die letzte Frage des Mädchens schien sie nicht gehört zu haben.

„Wissen Sie was“ — versetzte die Andere — „ich glaube, Sie haben es zu gut und wissen nicht mehr, was Sie wünschen sollen. Mit meinem schlichten Verstande begreife ich das sehr wohl. Ein bißchen Unglück, wirkliches Unglück würde sie curiren, das ist meine Meinung.“

„Um Gottes willen!“ rief Elisabeth mit komischem Schreck; „beschwöre die finstern Mächte nicht! Aber recht magst Du haben.“

Und als hätte diese Wendung der Unterhaltung sie erheitert, stand sie auf und ging nach einem Blumenbeete, um sich einen Strauß zu pflücken. Die Andere blickte ihr eine Weile kopfschüttelnd nach und fuhr dann fort, eifrig an ihrer Handarbeit zu wirken. Sie war die Tochter des Gärtners auf dem Gute, das erst vor kurzer Zeit in den Besitz des pensionirten Majors von Brunner gelangt war. Herr von Brunner hatte den Gärtner Huber, der sehr gut alles verwaltet hatte, behalten, und Dortchen, die Tochter des alten Huber, leistete dem gnädigen Fräulein zuweilen des Vormittags Gesellschaft.

Dortchen hatte kaum eine Weile gearbeitet, als Elisabeth rasch wieder herbei kam und eilig sagte: „Von jener Stelle dort hört man Musik aus dem Dorfe. Was geht vor?“

„Richtig,“ erwiderte Dortchen, „heute fängt die Kirchweih an; ich dachte gar nicht daran.“

„Darum dachtest Du nicht?“ frug Elisabeth ganz erstaunt.

Dortchen meinte, da ihr Vater alt sei und sie nicht allein zu derartigen Festlichkeiten gehe, so achte sie auch nicht weiter darauf. Daß sie sich, als die Tochter des herrschaftlichen Gärtners, etwas zu hoch halte, um mit den Dorfbewohnern viel zu verkehren, sagte sie nicht.

Elisabeth klatschte vor Freuden in die Hände. „Kirchweih!“ rief sie, „das ist es, was ich wünsche, da müssen wir dabei sein, das muß ich sehen.“

Dortchen machte ein verlegenes Gesicht. „Sie wollen dabei sein?“ fragte sie fast entsetzt; „Sie, gnädiges Fräulein?“

„Ja, ich,“ lachte Elisabeth. „Wie will ich mich mit den Leuten freuen, mit ihnen reden und sie in ihrer einfachen Natürlichkeit kennen lernen. Noch bin ich gar nicht im Dorfe gewesen, Niemand kennt mich noch dort, ich will die Leuten recht für mich einnehmen, als ob ich ihres Gleichen wäre.“

„Ach Gott,“ gnädiges Fräulein,“ entgegnete Dortchen schüchtern; „Sie kennen die Bauern nicht, das ist ein gefährliches Volk! Lassen Sie sich den Gedanken vergehen, mit diesen Menschen freundlich zu verkehren. Glauben Sie etwa, daß die Bauern Respect vor gebildeten Leuten haben?“

Elisabeth wollte den Gedanken nicht so rasch aufgeben. „Du übertreibst, liebes Kind,“ sagte sie, „weil Du keine Lust hast, mich zu begleiten. Wenn Du nicht mitgehen willst, führe ich meinen Plan allein aus. Auf das Kirchweihfest will ich nun einmal und zwar heute noch. Du sollst sehen, ob ich mit den Bauern umzugehen weiß.“

„Sie werden das Vergnügen der Leute nur stören,“ erwiderte Dortchen. „Eine feingekleidete Dame, wie sie, wird entweder verhöhnt oder gemieden; wenn Sie sich also nicht dem gemeinen Spott aussetzen, oder das Vergnügen der Leute stören wollen, so geben Sie den Plan auf.“

„Fehlgeschossen!“ versetzte Elisabeth. Dann fuhr sie geheimnißvoll fort: „Ich weiß ein Mittel, um beide Befürchtungen zu entkräften.“

„Und das wäre?“ frug Dortchen neugierig.

„Du leihst mir einen Deiner Anzüge,“ entgegnete Elisabeth, „und ich gehe unerkannt mit Dir ins Dorf zum Feste.“

Dortchen fuhr entsetzt empor. „Wo denken sie hin?“ rief sie. „Wenn der Herr Major das erfähre.“

„Er soll und wird es nicht erfahren,“ entgegnete eifrig Elisabeth; „ich übernehme alle Verantwortung.“ Als Dortchen dennoch zögerte und ein sehr unwilliges Gesicht machte, ergriff die verwöhnte und hochmüthige Elisabeth ein zwar sehr unwürdiges, aber auch unfehlbares Mittel, sie zu zwingen. „Du weißt,“ sagte sie, „was ich über meinen Vater vermag und daß er zuletzt alles thut, was ich will. Dein Vater ist bei uns im Dienst, vergiß das nicht. Ich bin das langweilige Leben hier überdrüssig und will mich einmal amüßren. Niemand braucht etwas von dem kleinen Abenteuer zu wissen. Du gibst mich für ein Kammermädchen oder

so etwas aus und der Spaß wird köstlich. Komm, komm, ich brenne vor Ungebuld.“

Dortchen sah ein, daß ein längeres Sträuben das gute Einvernehmen zwischen ihr und dem gnädigen Fräulein für immer stören werde. Sie wagte daher nur noch darauf aufmerksam zu machen, daß es doch wohl nicht möglich sei, sogleich in das Dorf zu gehen, da das Fest ohnehin erst am Nachmittag beginne.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Die gewöhnlichen Hüte sind noch immer sehr klein, ohne Bart und mit mancherlei Auspuß, der auf den Chignon und noch weiter herabfällt. Stahl, Perlen, Schmelz und selbst Gold verwendet man in Menge zu dem Auspuße.

Das Gold gefällt namentlich an den runden Hüten; eine große vergoldete Metallagrafe in der Mitte des Auspußes von Federn oder farbigem Sammet oder auch ein Beilchenkranz sieht sehr gut aus. Es giebt sehr viele Façons der runden Hüte, doch scheint die neueste am meisten zu gefallen, welche man arcadische Schäferhütchen nennt. Sie haben fast gar keinen Kopf, sehr breiten Rand und sehen ungemein hübsch aus.

Die neueste Form der Sonnenschirme ist auf weißem oder schwarzem Grunde mit Blumen oder auch mit weißer Seide auf farbigem Grunde gestickt, während eine dicke Schnur rund herum läuft. Indessen bleiben die Schirme mit kleinen Volants sowie die mit Spitzen belegten noch immer modisch. Sehr klein trägt man sie im Wagen, größer bei dem Gehen. Der gute Geschmack verlangt, daß der Schirm der Farbe des Kleides und namentlich des Auspußes des Hutes entspricht.

Die Kleider zerfallen in zwei ganz verschiedene Genres. Man sieht runde Leibchen mit plattem Gürtel neben den mit langen Frackschößen; Kleider mit drei Röcken übereinander neben den von Mooire antique ohne allen Auspuß. Das Einzige, das alle gemein haben, ist der Schnitt der Röcke, die sehr lang und unten sehr bauschig sein müssen.

Wir erwähnen ein Kleid von blau und weißgestreifter Seide mit einem kleinen ausgezackten Volant; die Aenden sind mit blauem Taffet eingefast, das Leibchen ist hoch und rund mit breitem Gürtel, der eine große Schleife an der Seite hat.

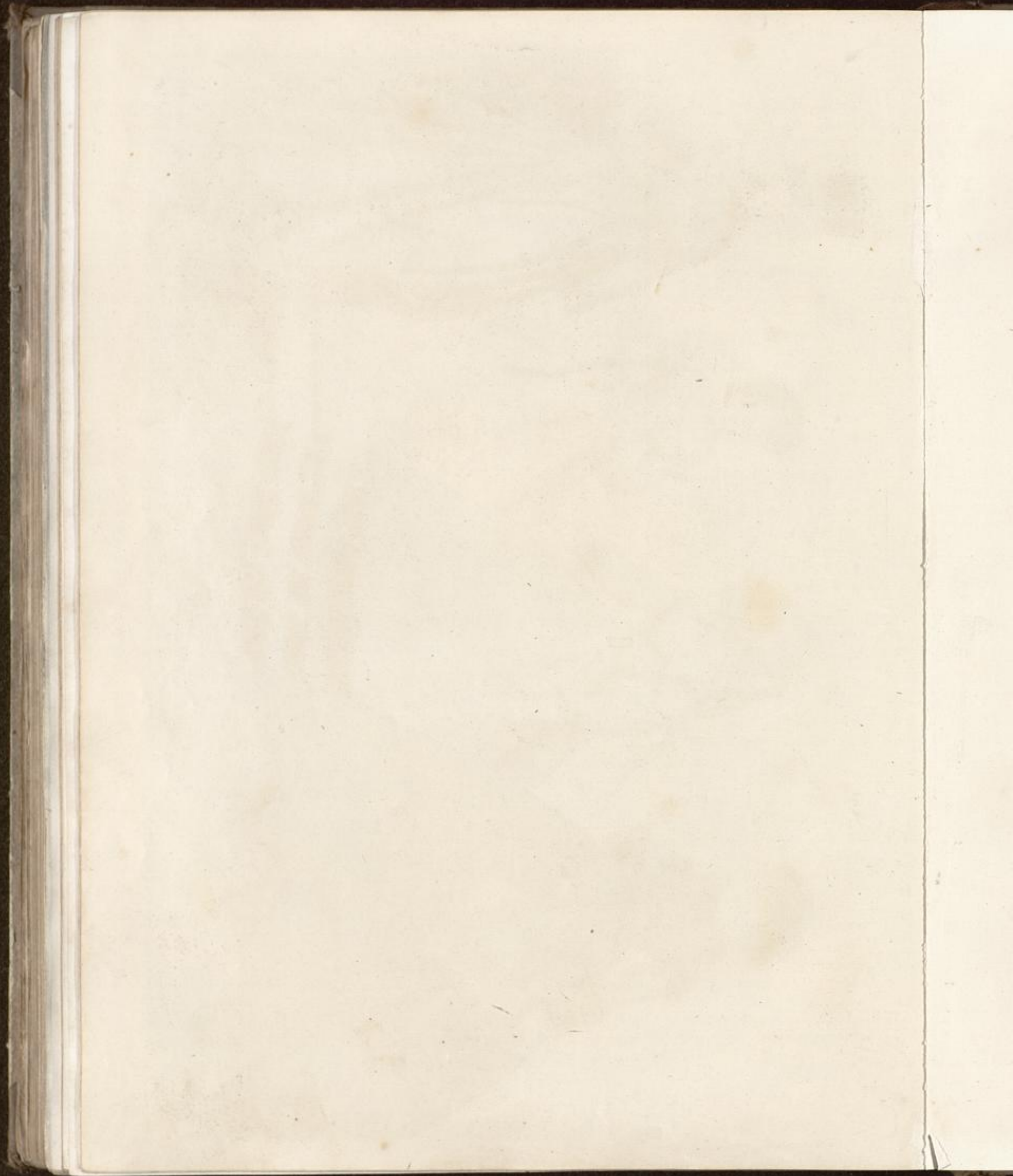
Dazu gehören seidene Strümpfe in entsprechender Farbe, die mit weißer Seide gestickt sind, sowie Stöckchenschuhe mit Rosetten.





ALLGEMEINE MODENZEITUNG

11 1863







*Nach einer Photographie*

*Stich u. Druck v. Wigen, Leipzig*

*Wolff Lepmann*

*Verlag v. Baumgärtner Buchh.*

Die Mode wechselt jetzt so schnell, daß man ihr kaum folgen kann. Noch gestern trug man farbige Unterröcke und heute sind sie nur noch zur Morgentoilette gestattet. Der weiße Unterrock ist plötzlich wieder modisch geworden, aber mit sehr großem Luxus. Der einfache weiße Unterrock wird allgemein verschmäht; er muß jetzt gestickt und mit Guipure garnirt sein. Dagegen wird man sicherlich den ganzen Sommer hindurch auch den Unterrock von feiner weißer Wolle mit Bordüre oder farbig garnirten Volant tragen, wohl auch den ganz rothen mit kleinem Volant, der mit schwarzem Sammet garnirt ist.

Mit den weißen Unterröcken werden auch die weißen durchbrochenen Strümpfe wieder in Gunst kommen.

Die weißen Kleider werden in dem kommenden Sommer mehr denn je modisch sein. Man wird sie reich gestickt tragen.

#### Modenblatt N<sup>o</sup> 17.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Haarputz à la Vallière mit drei Sammetbändern; Kleid von grünem Taffet mit Jäckchenleibchen, das rund herum in Grecques ausgeschnitten und mit schmalen Posamentspitzen garnirt ist; enge lange Ärmel, oben und unten mit Spitzen ausgeputzt; Weste von ganz dunkelgrünem Taffet, mit Perlen besetzt; auf dem Rocke unten Besatz von dunkelgrünem Taffet mit Perlen und Spitzen; kleiner Leinwandkragen mit Spitzenbesatz; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Neuer Hut von Krepp mit Schirm von Taffet der in große Falten gelegt ist; zwei lange schwarze Bänder, die sich kreuzen, von denen das eine oben gebunden ist und mit langem Ende hinten herabhängt, während das andere unter dem Schirm hinweg geht und die Nase hält, die in der Mitte der Stirn angebracht ist; weiße lange Bindebänder; Kleid von Taffet mit hohem Leibchen, das eine Art Berthe von schmalen schwarzen Sammet mit Perlenfransen hat und durch einen ziemlich breiten schwarzen Sammetgürtel mit großer goldener Schnalle zusammengehalten wird; lange enge Ärmel mit Aufschlägen von schwarzem Sammet; auf dem Rocke unten drei schwarze Sammetstreifen, von denen der obere von Perlenfransen begleitet ist; kleiner Kragen mit gestickten Eden; gestickte kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Neuer Haarputz; Kleid von Seide mit hohem knappen Leibchen, das vorn eine doppelte Schneppe und

hinten lange Frackhöfen, sowie lange und enge Ärmel hat, an denen sich oben und unten ein Besatz von kleinen weißen Federn befindet; unten auf dem Rocke ebenfalls ein Besatz von solchen Federn; ganz kleiner gestickter Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Damenreitanzug: Herrenhut mit Schleier in der Farbe des Kleides; Kleid von grauem Alpaca mit hohem Leibchen, das bis zur Schneppe zugeknöpft ist; enge lange Ärmel; kleiner Stehkragen und schmale rothe Cravatte; kleine Leinwandmanschetten; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

#### Stahlstich N<sup>o</sup> 17.

Moritz Lehmann,

Decorationsmaler in Leipzig, früher Hofdecorateur in Wien.

(Nach einer Photographie.)

Moritz Lehmann wurde am 9. Nov. 1819 in Dresden geboren, studirte, namentlich unter Prof. Richter, an der Academie seiner Vaterstadt in den Jahren 1838 bis 1840, kam dann als Schüler zu dem Hofmaler Anigani und blieb bei demselben bis zur Vollendung des Dresdener Theaters. Hier legte er den Grund zu seinem späteren so ausgezeichneten Wirken als Decorationsmaler, von welchem er bis zur neuesten Zeit herab bei sehr vielen Theatern die hervorragendsten Beweise geliefert hat. Von Dresden ging er als Hilfsmaler an das neue Breslauer Theater und von da nach Liegnitz. Später machte er eine Studienreise über Prag, München, Salzburg, Tirol, Linz und Wien. In der letztern Stadt erhielt er ein Engagement an dem Carltheater, von dem er als Decorationschef an das Kärnthertheater ging. In Wien lebte er in der mannichfaltigsten Thätigkeit bis Mitte 1863 und zeichnete sich durch sein ungewöhnliches Decorationstalent aus bei Volks- und Hoffesten. Wir erwähnen nur seine Ausschmückung der Festhalle und der Gartenlocalitäten bei dem deutschen Juristentage in Wien etc. Im Juni 1863 reiste er nach Riga, um sämtliche Decorationen für das dortige neue Theater zu liefern, worauf er nach Leipzig kam, um für Director von Witte zu malen. Dann ging er wieder nach Berlin, um in dem neuen Theater Wallners seine vielfach erprobte Kunst zu üben. Jetzt ist er Leipziger Bürger geworden und beginnt an den Decorationen des neuen Theaters zu malen, das die Stadt baut.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir, gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

### Nova-Sendung Nr. 2.

Im Verlag von Friedr. Kistner in Leipzig erschien soeben mit Eigenthumsrecht;

- Baumfelder, Fr.**, op. 112. Vöglein in den Zweigen. Clavierstück 10 Ngr.  
 — op. 113. La petite Coquette. Polka élégante pour Piano 10 Ngr.  
**Burgmüller, Norb.**, op. 1. Concert (Fis-moll) für Pianoforte mit Begleitung des Orchesters. Die Begleitung des Orchesters für ein zweites Pianoforte bearbeitet von Aug. Horn. 2 Thlr. 5 Ngr.  
**Gade, Niels W.**, op. 44. Sextett für 2 Violinen, 2 Bratschen und 2 Violoncelle 3 Thlr. 10 Ngr.  
**Mayseder, Jos.**, op. 67. Quintett Nr. 5 für 2 Violinen, 2 Violen und Violoncell. Arrangement für Pianoforte zu 4 Händen v. Aug. Horn. 1 Thlr. 25 Ngr.  
**Nerruda, Franz.**, op. 4. Zwei Fantasiestücke für Violoncell mit Begleitung des Pianoforte 20 Ngr.  
**Pauer, Ernst.**, op. 55. Galop de Concert pour Piano 20 Ngr.  
 — op. 57. No. 2. Franz Schubert's erster Walzer für das Pianoforte variirt 15 Ngr.  
 — op. 57. Nr. 3. Vivat Bacchus! Rondo über ein Thema von Mozart für das Pianoforte 20 Ngr.  
 — „La Sera.“ Venetianisches Gondellied für Pianoforte. 12 1/2 Ngr.  
**Satter, Gustav.**, op. 64. Zwölf Studien für das Pianoforte. Hef 1 und II à 1 Thlr. 10 Ngr.  
 — op. 65. Die Spinnerin. Charakterstück für das Pianoforte 15 Ngr.  
**Schumann, Rob.**, op. 52. Ouverture, Scherzo und Finale für Orchester, für 2 Pianoforte zu 4 Händen eingerichtet von Dr. Philipp Lampe 3 Thlr. 20 Ngr.  
**Terschak, A.** Vive l'Empereur! Grande Marche de Parade pour Piano 15 Ngr.  
**Wieniawski, H.**, op. 17. Transcription pour Piano seul de la Légende pour le Violon avec Accompagnement d'Orchestre ou de Piano 12 1/2 Ngr.

In Baumgärtner's Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### The first Letter writer

a Collection of one Hundred Letters on the most familiar Topics.

by

James M'Lean, Esq.

Mit Noten und Wörterbuch.

Zweite verbesserte Auflage. Preis 9 Ngr.

### Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.

J. G. Gruner's

vollständige

### Anweisung zum Gartenbau.

Ein theoretisch-praktisches Leit- und Hilfsbuch für Gärtner, Gartenfreunde und Alle, welche die Obst-, Wein-, Gemüse- und Zierpflanzenzucht, sowie die sämmtlichen Treibculturen mit Erfolg ausführen wollen.

Zweite völlig umgearbeitete und mit den neuesten und bewährtesten Erfahrungen vermehrte Auflage

von

E. F. Förster,

Kunstgärtner und Botaniker,

correspondirendem Mitgliede des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in Berlin, sowie der pomologischen Gesellschaft zu Altenburg, Ehrenmitglied der praktischen Gartenbaugesellschaft für Bayern und der Pfläzler Feld- und Gartenbaugesellschaft in.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses seiner Zeit vortreffliche Gartenbuch des verstorbenen Gruner erscheint hier in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung aus der Feder des rühmlichst bekannten Herrn Förster, dessen horticulturnische Schriften sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen. Sein Name bürgt dafür, daß auch dieses sein neuestes Werk zahlreiche Freunde und Käufer finden wird.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Feinheiten des Schachspiels

auf dem Gebiete der Composition.

Erster Theil.

Als zweite Ausgabe der „Kriegslisten des Schachspiels.“

Herausgegeben

von

M. Lange.

gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Nebst einer Extrabeilage betr. die engl. und franzöf. Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Das Kirchweihfest.

Novelle  
von  
Adolf Glaser.  
(Fortsetzung.)

Elisabeth sah das ein und fügte sich in die Berathung, daß Dortchen am Nachmittag mit den Kleidern kommen solle. Beide Mädchen waren von einerlei Größe. Elisabeth hatte schwarze Haare und dunkle Augen, Dortchen war blond, und jede von ihnen konnte in ihrer Art für sehr schön gelten. Dortchen sagte also zu und Elisabeth war wie umgewandelt. Die Hoffnung auf ein ganz außergewöhnliches Vergnügen ließ das früh ohne mütterliche Aufsicht gebliebene tollkühne Mädchen alle Besorgnisse außer Acht lassen. Mit Ungeduld erwartete sie den Nachmittag.

Im Dorfe war schon alles in Jubel und Lust. Auf dem Platze vor der Kirche war der Kirmesbaum aufgezogen, um den getanzt werden sollte. Bursche und Mädchen, mit Blumen und Bändern geschmückt, trieben sich schäkternd und jauchzend umher. Die Männer und Weiber saßen in den Wirthshäusern und die Fröhlichkeit begann schon recht ausgelassen zu werden. Vor den Buden wurde gewürfelt, ein Caroussel war im Gange und kein Einwohner des wohlhabenden Dorfes entzog sich dem gemeinsamen Feste.

In einem der Wirthshäuser saßen einige junge Männer um einen Tisch und sprachen dem Biere weidlich zu. Die meisten lärmten und schrieten, nur einer, ein kraushaariger hübscher Bursche, hielt sich stiller als die andern. Nachdem eine Weile vergangen und die Köpfe schon etwas erhitzt waren, rief einer der Lustigsten dem Kraushaarigen zu: Na, Philipp, heute mußt Du einmal Deinen Unmuth fahren lassen! Kerl! wie hast Du Dich verändert. Was warst Du sonst für ein toller Kumpan an diesem Tage. Schläge Dir die alberne Gärtnerstochter aus dem Kopf, die sich was Besseres dünkt, als wir Bauern, weil ihr Vater im Herrschaftsdienst ist. Sei froh, daß es so gekommen ist.

Philipp sah den Sprecher unwillig an, nahm sein Glas und that einen tiefen Zug.

„Ich wollts ihr zeigen,“ sagte ein Anderer; „wenn sie mir so gemacht hätte. Die sollte daran denken, ich wüßte, was ich thäte!“

Philipp sah mit erhitzter Miene und brennendem Blicke auf. „Was thätest Du denn?“ stieß er hervor.

„Was ich thäte?“ entgegnete jener. „Ich würde mich rächen. Mein müßte sie werden, wenn auch mit Gewalt, und dann ließe ich sie laufen.“

„Pfui!“ sagte Philipp und versank aufs neue in sein Schweigen. Nach einer Weile standen die jungen Leute auf und begaben sich nach dem Kirchplatze, wo der Tanz bereits begonnen hatte.

Als sie sich dem abgedeckten Raume näherten, ward Philipp plötzlich von Erstaunen erfaßt. Die Musik tönte, die Menge drängte sich und jauchzte, und dort, täuhte er sich nicht, stand Dortchen. Aber nein, sie war es nicht. Und doch, er kannte ja das Kleid, das Bruststuch. Ob das Bier seine Sinne unnebelte? Dortchen hatte doch blondes Haar, und die dort stand, war schwarz. Er näherte sich rasch und sah ihr ins Gesicht. Himmel! welch ein Auge. Wie brennend, wie dunkel! Sie schlug den Blick nieder und lächelte schelmisch, ihm war, als fühlte er die Glut des Blickes durch die Wimpern dringen. Wer mochte das Mädchen sein? Ein Gefühl, als erhebe sich seine so arg mishandelte Liebe in erneuter Gestalt und Macht, durchdrang ihn. Er blickte nach den Tanzenden und sah nun plötzlich wirklich auch Dortchen vorüberschweben. Sie bemerkte ihn. Kalt und theilnahmslos streifte ihn ihr Blick. Die andere, die er vorhin für Dortchen gehalten und die ihm so freundlich zugelächelt hatte, wurde nun auch von den übrigen Burschen, die ihn begleitet hatten, bemerkt. Ein Ausruf der Ueberraschung und Bewunderung entfuhr ihnen. Einer näherte sich, um das fremde schöne Mädchen zum Tanze aufzufordern, aber noch bevor dieser seinen Vorsatz ausgeführt hatte, ergriff Philipp die Hand der Fremden und bat sie, mit ihm zu tanzen. Sehr erfreut willigte sie ein.

War Philipp vorher schon erstaunt über die auffallende Schönheit des unbekanntes Mädchens, so steigerte sich seine Bewunderung, da er sie zum Tanze führte. Ein ihm unerklärliches Etwas umgab die schlankte Gestalt, die

sich viel anmuthiger an ihn lehnte, als er es gewohnt war. Ihr Auge strahlte in übersprudelnder Heiterkeit, das schwarze Haar lag glänzend um den kleinen Kopf. Sie tanzte nicht, sie schwebte, und je länger er sie im Arme hielt, um so mehr schwand sein Trübsinn.

Als der Tanz geendet war, sah er, wie Dortchen von ihrem Tänzer auf einen Platz geführt wurde. Wie es auf dem Lande Sitte ist, währte es nicht lange, bis wieder ein neuer Tanz begann. Philipp war mit seiner Tänzerin stehen geblieben und behielt sie auch für den folgenden Tanz. Während desselben sah er, daß Dortchen keine Aufforderung erhalten hatte. Er kannte die Personen und Umstände zu gut, um nicht zu wissen, daß sie schwerlich noch einen Tänzer finden werde, und da er zugleich bemerkte, wie aufmerksam und, wie ihm schien, verdrießlich sie nach ihm hinblickte, so nahm er sich vor, den ganzen Abend mit der schönen Fremden zu tanzen und derselben recht auffallend den Hof zu machen. Er glaubte, es geschehe nur aus Rachegefühl, aber er täuschte sich; die schöne Unbekannte verdrängte bereits den Gram um die Untreue Dortchens aus seinem Herzen und er machte Vergleiche, die sehr zu Gunsten der Ersteren ausfielen.

Gesprochen hatte Philipp noch sehr wenig mit seiner Tänzerin. Sein Gefühl für sie glich nicht der keuschen, innigen Liebe, die er früher für Dortchen empfunden hatte, eine Art von leidenschaftlicher Aufregung hatte ihn ergriffen und er fand nicht die rechte Art, sich mit dem Mädchen zu unterhalten.

Nach dem zweiten Tanze verließ er sie einen Augenblick, doch hatte er sich vorher auch den dritten Tanz versprechen lassen, und da Elisabeth gehört hatte, daß auf dem Lande oft ganze Nächte durch dieselben Paare zusammen tanzten, so nahm sie keinen Anstand, ihrem neuen Verehrer zuzusagen. Ganz entzückt eilte sie zu Dortchen und erzählte ihr, wie zärtlich der junge Bauer sich gegen sie benommen habe. Sie war viel zu klug, um nicht bemerkt zu haben, welchen Eindruck sie hervor gebracht hatte. Mit Mühe hielt sie sich ernsthaft, aber sie nahm sich vor, ihr ganzes Leben lang über diesen köstlichen Scherz zu lachen.

„Haß Du gesehen, wie schmachend mich mein Tänzer ansah?“ sagte sie zu Dortchen; „ich mache eine Eroberung und das ist das Köstlichste bei der ganzen Sache.“

Sie wollte noch weiter reden, als einige andere junge Männer kamen, um sie zum Tanze zu bitten. Sie dankte, da sie bereits versagt sei; jene drängten und verlangten in ziemlich unehrerbietiger Weise eine Zusage für spätere Tänze. Elisabeth fand kein Gefallen an den Tänzern und wollte sich nicht binden. Jene wurden immer weniger höflich, zuletzt grob, und machten Anspielungen, die Elisabeths Zorn erregten. „Wir

hättens denken können,“ sagte einer der Burschen, wenn die Mamsell mit der Hubers Dorte gut Freund ist, da sind wir Bauern zu schlecht. Na, wartet nur, Euch wird der Hochmuth noch einmal ausgetrieben, daß es eine Art hat.“

Elisabeth nahm sich zusammen, aber sie begann doch einzusehen, daß sie einen übereilten Streich gemacht habe. Schon wollte sie mit Dortchen verabreden, wie sie sich unbemerkt entfernen könnten, als die Musik begann und Philipp kam, um sie zum Tanze zu führen.

Während der Pause war Philipp von seinen Freunden geneckt und beneidet worden und hatte rasch noch einige Gläser ausgetrunken. Er fühlte sich ganz verändert und wagte nun auch, mit seiner Tänzerin ein Gespräch anzuknüpfen.

Elisabeth würde sich noch vor kurzem höchlich amüsirt haben über des jungen Bauern ungelente Reden, da sie jedoch durch den vorhergegangenen Austritt etwas eingeschüchtern war, so sagte sie die Sache anders auf. Sie glaubte aus der Stimme und dem Wesen Philipps entnehmen zu können, daß derselbe weniger roh und gutherziger als die anderen Bauerburschen sei, und sie beschloß daher, ihn zu bitten, daß er sie und Dortchen nach dem Gute begleiten möge, denn die drohenden Reden der jungen Männer und die hereindrehende Dämmerung ängstigten sie. Philipp bedauerte zwar, daß sie das Fest schon verlassen wolle, aber die Bitte um seine Begleitung schmeichelte ihm und erweckte ihm süße Hoffnungen. Er sagte zu, aber unter der Bedingung, daß Dortchen vorausgehe, denn, setzte er hinzu, mit der hochmüthigen Mamsell wolle er weder im Guten noch im Schlimmen etwas zu schaffen haben.

Elisabeth war beruhigt und der Schelm in ihrem Wesen regte sich wieder. Sie drohte dem jungen Manne, daß sie ihm zürnen werde, wenn er von Dortchen, die sie ihre Base nannte, eine so böse Meinung hege; als sie jedoch den finsternen Ernst in Philipps Zügen bemerkte und der vorher vernommenen Anspielungen gedachte, meinte sie bei sich, es müsse zwischen den Bauern und den Dienern des Gutes wohl eine tiefe Abneigung bestehen. Sie suchte der Sache nicht weiter auf den Grund zu kommen und als der Tanz zu Ende war, verständigte sie sich rasch mit Dortchen, um so schnell als möglich das Dorf zu verlassen.

Das war jedoch nicht ganz leicht, und wäre Philipp nicht der beliebteste Bursch im Dorfe und dabei von allen andern stillschweigend als der verständigste und stärkste anerkannt gewesen, so hätte der Scherz, den sich Elisabeth so harmlos gedacht, doch noch sehr unangenehm endigen können. Die Mädchen des Dorfes, denen der Reid schon längst alle möglichen Stichelreden gegen Dortchen und Elisabeth eingegeben, sicherten und lachten, als jene sich entfernten, und schrien laut auf vor Aerger



und Spott, als Philipp sich den beiden Mädchen zum schützenden Begleiter anschloß.

Dortchen war mehrere Schritte vorausgeeilt. Zorn und Angst trieben sie schneller fort, als sie sonst zu gehen gewohnt war. Elisabeth hielt sich ganz dicht bei Philipp. Noch ehe sie das Ende des Dorfes erreicht hatten, vernahmen sie schon wieder den Schall der Musik, den Lärm und den Jubel der Tanzenden. Elisabeth forderte ihren Begleiter auf, umzukehren, damit er das Vergnügen des Tanzes nicht versäume.

„Ich hätte gar nicht getanzt, wenn Sie nicht da gewesen wären,“ sagte Philipp; „lassen Sie mich nur noch bis zur Pforte des Parkes mitgehen.“

Elisabeth erröthete. Da sie keine Ahnung von dem Gemüthszustande des jungen Bauern in Bezug auf Dortchen hatte, so fand sie in seinen Worten nur eine um so größere Schmeichelei für sich, und die Schmeichelei findet nie ein weibliches Ohr unwillig. Sie ging schweigend neben ihm.

Nicht weit vom Eingang in den Park kamen sie an einen Graben. Dortchen hatte ihn schon übersprungen. Philipp, der die Meinung hegte, Elisabeth sei ein einfaches Mädchen, umschlang ohne lange Umschweife ihre Taille und trug sie über den Graben, indem er denselben mit einem Satze übersprang. Elisabeth war erschrocken, sie hatte in der Angst sich an seinen Arm festgehalten und dann einen Schrei ausgestoßen. Dortchen blieb stehen und wendete sich um. Philipp lachte und sagte etwas verwirrt: „Sind Sie böse?“ — Elisabeth verneinte es stolz. — „Nun denn, Adieu,“ sagte Philipp und reichte ihr die Hand. — Sie konnte ihm die ihrige nicht weigern. — „Auf Wiedersehen!“ sagte Philipp, wendete sich um und übersprang den Graben wieder. Während der junge Bauer halb wie im Traume zurückging, eilte Elisabeth rasch durch die Pforte, welche Dortchen geöffnet hatte, in den Park, und ohne Aufenthalt, durch eine Hinterthüre, ins Haus. Herr von Brunner war, wie gewöhnlich, den ganzen Nachmittag aus gewesen und noch nicht zurück. Fast ohne ein Wort zu reden, wechselte Elisabeth die Kleider und entließ Dortchen. Sie war beschämt, verwirrt und wußte noch nicht, ob sie in Zukunft über das Abenteuer lachen oder sich darüber ärgern werde.

Das Kirchweihfest dauerte acht Tage. Philipp hoffte täglich, die schöne Fremde dort wieder erscheinen zu sehen, aber vergeblich. Oft ging er den Weg nach dem Gute, sprang über den Graben und kehrte wieder um. Eines Vormittags sah er einen Wagen aus dem Parke fortfahren, ein Herr und eine Dame saßen darin; als er am Abend wieder in der Nähe umherschweifte,

kam der Wagen zurück und zwar mit zwei Herren und einer Dame. Philipp blickte nicht aufmerksam hin; als der Wagen aber verschwunden war, begriff er, daß die Herrschaft irgend Jemanden von der Eisenbahnstation abgeholt habe und den ganzen Tag abwesend gewesen sei. Wie ärgerlich, daß er das nicht gewußt! Er hätte es gewagt, sich in den Park und in die Nähe des Hauses zu schleichen, und wäre vielleicht so glücklich gewesen, die schöne schwarzhaarige Unbekannte wiederzusehen. Allerdings hätte er dabei riskirt, mit Dortchen zusammenzutreffen, was ihm doch immer noch schmerzlich gewesen wäre. Das Kirchweihfest bot ihm wenig Freude mehr und er mußte sich Mühe geben, seine Stimmung vor den andern jungen Leuten zu verbergen. Hatten sie ihn doch an jenem Abende noch genug geneckt und gewarnt. Nach wie vor blieb er still und zerstreut.

An einem der letzten Abende sah Philipp zwei Herren in eifrigem Gespräche an der Pforte des Parkes stehen und dann in demselben verschwinden. Es war Herr von Brunner, der seinem Neffen Willibald von Brudner die Gegend gezeigt hatte und nun mit ihm nach dem Hause ging.

„Es wäre alles gut,“ sagte Herr von Brunner, „wenn der Aufenthalt nur nicht gar zu einsam wäre. Der Pfarrer des Dorfs ist ein alter Pedant, mit dem nichts anzufangen ist, und sonst giebt's keinen einzigen honetten Menschen hier. Die Stadt, das weißt Du, lieber Willibald, ist mir nicht ans Herz gewachsen, aber man hat doch dort seine Partie und die alten Connaissancen. Weiß der Himmel, was dem Mäd'el einfiel, mich hierherzuloden.“

„Es war eine Laune,“ versetzte Willibald, „wie alles, was sie will. Elisabeth ist übersättigt; Sie haben ihr von jeher in allen Dingen den Willen gethan und leiden nun selbst darunter. Was aber das Schlimmste ist, werden Sie bald erfahren. Die Launen halten nicht Stich und bald wird sie das Landleben so satt haben, daß sie Ihnen keine Ruhe läßt, bis Sie wieder von hier fortziehen.“

„Darin soll sie sich aber verrechnen,“ entgegnete Brunner. „Freilich, fuhr er fort, bemerkte ich schon seit einigen Tagen, daß sie verstimmt ist und sich wenig sehen läßt. Wenn sie jedoch wirklich andern Sinns geworden wäre, sollte sie doch einmal die Grenze ihrer Macht kennen lernen. Ich bleibe jetzt hier, gewöhne mich ein und ziehe nicht wieder nach der Stadt.“

„Wenn sie dächten wie ich,“ versetzte Willibald, „so würde Ihnen das gar nicht schwer werden. Ich sehne mich darnach, den Dienst zu quittiren und Landwirth zu werden; es war von jeher mein Lieblingsgedanke, als freier Mann auf eigenem Grund und Boden zu schalten.“

Brunner blieb stehen und sah seinen Neffen mit

bedrückter Miene an. „Ach Willibald,“ sagte er, „wenn Elisabeth doch einsehen möchte, was ihr zum Heile diene. Wie glücklich könnten wir leben! Aber Du hast ganz recht; sie ist verwöhnt und weiß gar nicht, wie sich alles zu ihrem Glücke fügt und einigt. Du selbst bist mit daran schuld und hast das Deinige dazu beigetragen, sie zu verwöhnen.“

„Ich?“ sagte Willibald mit Erstaunen; aber der Alte fuhr eifrig fort:

„Ja, Du! Elisabeth mochte Dich immer gerne leiden und wenn Du ihr weniger eifrig zu Gefallen gelebt hättest, würde sie in Dir gewiß gern ihren Herrn und Meister anerkannt haben. So aber hattest Du nur Augen für sie, was Wunder, daß sie Dich mit Gleichgiltigkeit für Deine übertriebene Aufmerksamkeit belohnte.“

„Lieber Onkel,“ entgegnete Willibald; „Sie sehen eben auch den Splitter in meinem Auge anstatt des Balkens in dem Ihrigen. Was hätte ich denn wohl thun sollen? Sie haben Elisabeth verwöhnt; an Ihnen war es, sie lenksamer zu machen.“

„An mir?“ ereiferte sich Brunner. „An mir, dem Vater des einzigen Kindes, dessen Mutter früh gestorben ist? Nein, Willibald, das kann kein Mensch verlangen. Was hätte ich thun sollen? Mein einziges Kind lieblos behandeln? Das ist unmöglich. In Deiner Lage aber war das etwas anderes. Hättest Du sie weniger beachtet, vielleicht hier und da um einer Andern willen sie veräußert; ich wette, sie wäre längst sterblich in Dich verliebt.“

Willibald schwieg betroffen still, denn es schien ihm, als läge etwas Wahres in den Worten des Alten. —

Von Jugend an war Willibald von Bruckner im Hause des Onkels wie ein Bruder Elisabeths betrachtet worden, und als er, nach seinen militärischen Studien, zurück kam, schien es fast selbstverständlich, daß der frühere Gespieler nun der Freund und später der Gatte der heranblühenden Cousine werden würde. Als elternlose Waise war er schon früh in eine Pension in der Stadt gegeben worden, und durfte regelmäßig des Sonntags bei Onkel Brunner den ganzen Tag zubringen. Wertwürdigerweise aber schien Elisabeth das Interesse für ihn verloren zu haben, sobald er als Lieutenant wieder nach der Stadt zurückkam, wo sie mit ihrem Vater lebte. Er hatte eine herzliche Neigung zu dem hübschen Mädchen gefaßt, und hätte sie sich nicht gar zu kühl und ablehnend gegen ihn verhalten, so würde längst eine heftige Liebe in ihm sich entwickelt haben. Die letzten Worte des Onkels blieben nicht ohne Wirkung, und als der Major in das Haus gegangen war und Willibald sich auf eine Bank vor demselben niedergesetzt hatte, dachte er weiter darüber nach.

„Es ist wahr,“ sagte er zu sich, „und ich war ein

Narr, es nicht früher einzusehen. Ein Mädchen wie Elisabeth bedarf der Unruhe, der Beschäftigung. Was ihr entgegengebracht wird, ist ihr gleichgiltig, aber was ihr Sorge machen würde, was sie erwerben oder festhalten müßte, wäre ihr werthvoll. Zu spät! zu spät! Wenn sie nicht wieder in die Stadt zurückkehrt, werde ich nie Gelegenheit haben, die Idee auszuführen, die der Onkel in mir angeregt hat. Hier auf dem Lande giebt es keine Rivalinnen für sie.“

Während er so nachdachte, vernahm er einen leichten Tritt, der sich dem Hause näherte. Er erhob den Kopf und erblickte ein hübsches Mädchen, ein Körbchen in der Hand tragend. Sie erröthete bei seinem Blicke, grüßte verlegen und ging dann in das Haus.

Willibald hatte das Mädchen nie gesehen. Daß sie kein gewöhnliches Dienstmädchen vom Lande sei, bemerkte er an der Art der Haltung und des Ganges.

Er wartete einen Augenblick, und wie er gehofft hatte, so geschah es. Das junge Mädchen kam bald wieder aus dem Hause zurück.

Willibald war bereits aufgestanden und richtete es nun so ein, daß er das hübsche Kind ganz unbesungen anreden konnte.

„Kommen Sie aus dem Dorfe, mein schönes Kind?“ fragte er.

„Nein,“ erwiderte sie.

Diese Antwort überraschte ihn und er fuhr fort mit der Frage: „Wo kommen Sie denn her, wenn man fragen darf?“

Dortchen entgegnete rasch: „Ich bin die Tochter des Gärtners Huber und habe etwas in die Küche zu tragen gehabt.“ Hierauf wollte sie eilig weitergehen.

„Eilen Sie doch nicht so,“ sagte Willibald; „man sieht ja ohnehin so selten einen Menschen, geschweige ein hübsches junges Mädchen im Parke. Sind Sie schon lange hier?“

„Seit meiner Kindheit,“ entgegnete Dortchen; denn mein Vater war auch bei der früheren Herrschaft im Dienst und ich bin schon als Kind mit den früheren gnädigen Fräuleins immer hier im Garten umhergelaufen.“

„Da bedauern Sie wohl den Wechsel?“ meinte Willibald, und Dortchen erwiderte eben: „o nein!“ als von einer andern Seite her Elisabeth sich dem Orte näherte, wo die Beiden standen.

Sie kam von einem kleinen Spaziergange und sah reizend aus in dem hellen weiten Sommerleide. Sie nickte Dortchen zu und fragte den Vetter: „Ich glaubte, Du seist mit Papa ausgegangen?“

Willibald erwiderte: „Wir sind vor einer Viertelstunde zurückgekommen.“

„Und Du bist mir nicht entgegengekommen?“ sagte Elisabeth. „Sonst ist das doch Deine Gewohnheit.“

Und mit einem unbefangenen Lächeln fuhr sie fort: „Hat Dich vielleicht Dortchens Bekanntschaft so sehr in Anspruch genommen, daß Du darauf vergaßest?“ —

Willibald gedachte in diesem Augenblicke der Unterredung, die er vorher mit seinem Onkel gehabt hatte, und obgleich ihm Dortchens tiefes Erröthen bei Elisabeths Scherz nicht entgangen war, sagte er: „In der That, Cousine, Deine Ankunft störte ein recht angenehmes Gespräch.“

Elisabeth biß sich auf die Unterlippe. „Ich habe Dich gestört?“ sagte sie sehr spitz; „das thut mir leid und ich will schnell meinen Fehler gut machen.“

Damit ging sie nach dem Hause, Dortchen, in höchster Verlegenheit, wollte eilig nach ihres Vaters Häuschen eilen, aber Willibald ging neben ihr her und richtete schnell eine Frage an sie, die sie ihm beantworten mußte. Während sie dies that, bückte er sich und pflückte eine Blume ab. Dabei sah er sich wie zufällig nach dem Hause um und bemerkte, daß Elisabeth sich in der Thüre ebenfalls umgewendet hatte. Er ging neben Dortchen her bis zur Wohnung ihres Vaters, machte dort Bekanntschaft mit dem alten Huber und wußte den treuherzigen Mann in wenig Augenblicken sehr für sich zu gewinnen.

Am folgenden Abend schweifte Philipp wieder in der Nähe des Parkes umher. Mehrmals schon hatte er eine Frauengestalt des Abends einen bestimmten Theil des Gartens langsam durchschreiten sehen, aber niemals war es ihm eingefallen, die feine Erscheinung mit dem einfachen Mädchen, die seine Einbildungskraft beschäftigte, in Verbindung zu bringen. Auch heute wieder sah er die Dame an den offenliegenden Stellen der Wege, die sie durchschritt, langsam vorwärtsgehen. Da seine Ungeduld sich vermehrt hatte, war er etwas näher gekommen und jetzt, als die Dame an einem höher gelegenen freien Orte stehen blieb und in die Gegend hinausschaute, ergriff es ihn plötzlich wie eine dumpfe Ahnung. Das Gesicht, welches er nur unklar erkennen konnte, erinnerte ihn zu lebhaft an den Gegenstand seiner Sehnsucht, als daß er nicht einen Verdacht hätte schöpfen sollen, der der Wahrheit ziemlich nahe kam. Philipp war eine gesunde Natur, ohne Sentimentalität, aber voll kräftigen Gefühls. Das Leid um die stolze Zurückweisung, die er von Dortchen erfahren hatte, war seit dem Begegnen mit Elisabeth auf der Kirchweibe in den Hintergrund getreten und hatte einem leidenschaftlichen Sehnen nach einer neuen Liebe zu dem ihm viel begehrtlicher scheinenden Wesen, dessen geheimnißvoller Zauber stark auf ihn wirkte, Platz gemacht. Noch wußte er nicht, ob es nur eine Art Sinnentaumel war, der ihm

Tag und Nacht das Bild der dunkeläugigen Schönheit vorzauberte; er glaubte, es sei der Beginn einer neuen Liebe, und er sehnte sich nach einer solchen, wie nach der Rettung aus seinem ersten Liebeskummer.

Eine Art von heftigem Born ergriff ihn daher, als die Ahnung in ihm aufstauete, daß er zum zweiten Male getäuscht sei. Er vergaß im ersten Augenblick, wer er war, eilte auf die Parkpforte zu und fand sie offen. Rasch trat er ein. Sein Herz klopfte hörbar, seine Gedanken waren unklar und er eilte der Stelle zu, wo er die weibliche Gestalt gesehen hatte.

Um dahin zu gelangen, mußte er an der Wohnung des alten Huber vorüber. Er zögerte einen Augenblick, aber die Leidenschaft siegte und er wollte soeben eine Biegung des Weges umschreiten, als er Stimmen vernahm, bei deren Klang er zusammenfuhr. Er blieb vom Gebüsch verborgen stehen.

Kein Zweifel mehr, es war das schöne Mädchen vom Kirchweihzuge, die soeben einem Herrn, der von der Wohnung des Gärtners herkam, halb scherzend, halb vorwurfsvoll zurief: „Ei, ei, Cousin, wie kommst Du denn hierher?“

„Ich habe mir die Blumen des alten Huber angesehen,“ entgegnete der Herr.

„Die Blumen?“ versetzte die junge Dame. „Mein Gott, wir haben ja den ganzen Garten voll Blumen und ich habe nie bemerkt, daß Du Vorliebe für dieselben hast. Ist diese Vorliebe vielleicht seit gestern plötzlich bei Dir wach geworden?“

Der Herr lachte, worauf die junge Dame, viel ernsthafter und sogar mit dem Tone schlecht verhehlten Unwillens, fortfuhr: „Höre, Willibald, ich habe zwar weder die Pflicht noch das Recht, mich um Deine Lieblingsneigung zu bekümmern, aber ich möchte Dich doch jetzt, da die Vorliebe, welche Dich hierhergeführt hat, noch sehr im Entstehen begriffen ist, darauf aufmerksam machen, daß es sich mit der Zeit nicht nur um eine kleine Unterhaltung für Dich, sondern auch um das Wohl der Blumen handeln dürfte, denen Du mit soviel Eifer nachgehst. Vergiß das wenigstens nicht!“

Der Herr erwiderte hierauf: „Sehr verbunden, liebe Cousine, aber ich gebe Dir die Versicherung, daß ich die bewußten Blumen viel zu schön finde, als daß ich im Stande wäre, ihren Anblick zu meiden oder mich in ihrer Nähe solchen kühlen Reflexionen zu überlassen.“

Voller Ungeduld entgegnete die Dame: „So werde ich dieselben in meine Obhut nehmen, denn ich bin nicht so gewissenlos, ruhig zuzusehen, wie man sein Spiel treibt mit Dingen, die jedem fühlenden Menschen heilig sind.“

Sie hatte dies kaum gesagt, als ein Geräusch in der Nähe ihr Ohr berührte. Erschreckt blickte sie sich

um und gewahrte durch das Gebüsch die funkelnden Augen eines Menschen der sie wild anstarrte.

Erdlich erschrocken schrie sie auf: „Mein Gott, wer ist da? Wir sind hier nicht allein! Sieh nach, wer hier steckt.“

Willibald wollte nach dem Gebüsch eilen, aber bevor er dort ankam, war Philipp schon hervorgetreten und stellte sich ihm trotzig in den Weg.

„Wer seid Ihr und was sucht Ihr hier?“ fuhr ihn Willibald herrisch an.

„Lassen Sie sich von dem Fräulein sagen, die kennt mich,“ versetzte der junge Bauer.

Willibald blickte Elisabeth fragend an. Diese ward bleich und dann wieder roth, es kämpfte in ihr, was sie sagen sollte. Zu anderer Zeit würde sie den ganzen Sachverhalt schmerzhaft erzählt haben, nun aber, da sie soeben erst Willibaldis Aufmerksamkeit gegen Dortchen getadelt hatte, wußte sie nicht, was sie thun sollte. Auch hatten die Augen des jungen Bauern einen so unheimlichen Glanz. Verwirrt sagte sie: „Möglich, daß ich den Mann schon irgendwo gesehen habe, ich weiß es nicht. Wer behält so etwas im Gedächtniß?“

„Nun also, guter Freund, was wollt Ihr?“ frug Willibald den Bauer.

Dieser antwortete nicht, sondern starrte nur immerfort auf die tieferröthete Elisabeth, die sich vor Berlegenheit nicht zu bergen wußte.

„Wenn Euch kein Geschäft mit dem Gutsherrn hierherführt, oder Ihr den Gärtner Huber nicht aufsuchen wollt, so begreife ich nicht, wie Ihr an diese Stelle kommt und weshalb Ihr Euch versteckt hiellet. Euer Aussehen hält mich ab, schlimmen Verdacht zu schöpfen, aber jedenfalls seid Ihr hier sehr überflüssig, das werdet Ihr doch wohl selbst einsehen. Also macht, daß Ihr fortkommt.“

Philipp schien die Worte des jungen Herrn kaum gehört zu haben. Jetzt richtete er die Frage an denselben: „Ist dies Frauenzimmer vielleicht die Tochter des Herrn von Brunner?“

„Wenn es Euch so sehr interessiert, ja, die Dame ist Fräulein von Brunner,“ entgegnete Willibald.

„Dann ist sie wohl Ihre Braut?“ frug Philipp weiter.

„Guter Freund,“ entgegnete Willibald, „Ihr seid sehr neugierig. Fräulein von Brunner ist meine Cousine. Nun macht aber, daß Ihr fortkommt, unsre Geduld ist zu Ende.“

„Ich gehe schon,“ versetzte knirschend der junge Bauer, ich dachte nur, wenn das Fräulein Ihre Braut wäre, hätte ich Ihnen etwas erzählen können, was Sie vielleicht noch nicht wissen.“

Damit wendete er sich um und ging festen Schrittes aus dem Park. In seiner Brust lochten Wuth und

Leidenschaft und es klangen ihm immerfort einige Worte in den Ohren, auf die er, als er sie vor wenig Tagen vernommen, nur mit Unlust gehört und die er seitdem schon wieder vergessen hatte. Er gedachte dessen, was einer seiner Freunde gesagt hatte, als die Rede auf Dortchens Untreue gekommen war: „Wenn sie mir das gethan hätte, ich wüßte, was ich thäte. Mein müßte sie sein, wenn auch mit Gewalt, und dann ließe ich sie laufen.“ — Der Gedanke ließ sich nicht mehr bannen, der wie ein finsterner Geist sich in die bis dahin redliche Brust des jugendkräftigen Burschen einschlich. Sein Mannesgefühl war getränkt durch ein reizendes Weib. Wenn sie das Uebergewicht, das ihr Geburt und Erziehung gab, benutzt hatte, um ihn, den arglosen Mann, ins Netz zu ziehen, so glaubte er sich nun zur Rache berechtigt. Er eilte über das Feld, kam ins Dorf, ging dort in ein Wirthshaus und suchte seinen Zorn durch Trinken zu betäuben, aber seine Aufregung steigerte sich dadurch nur noch mehr.

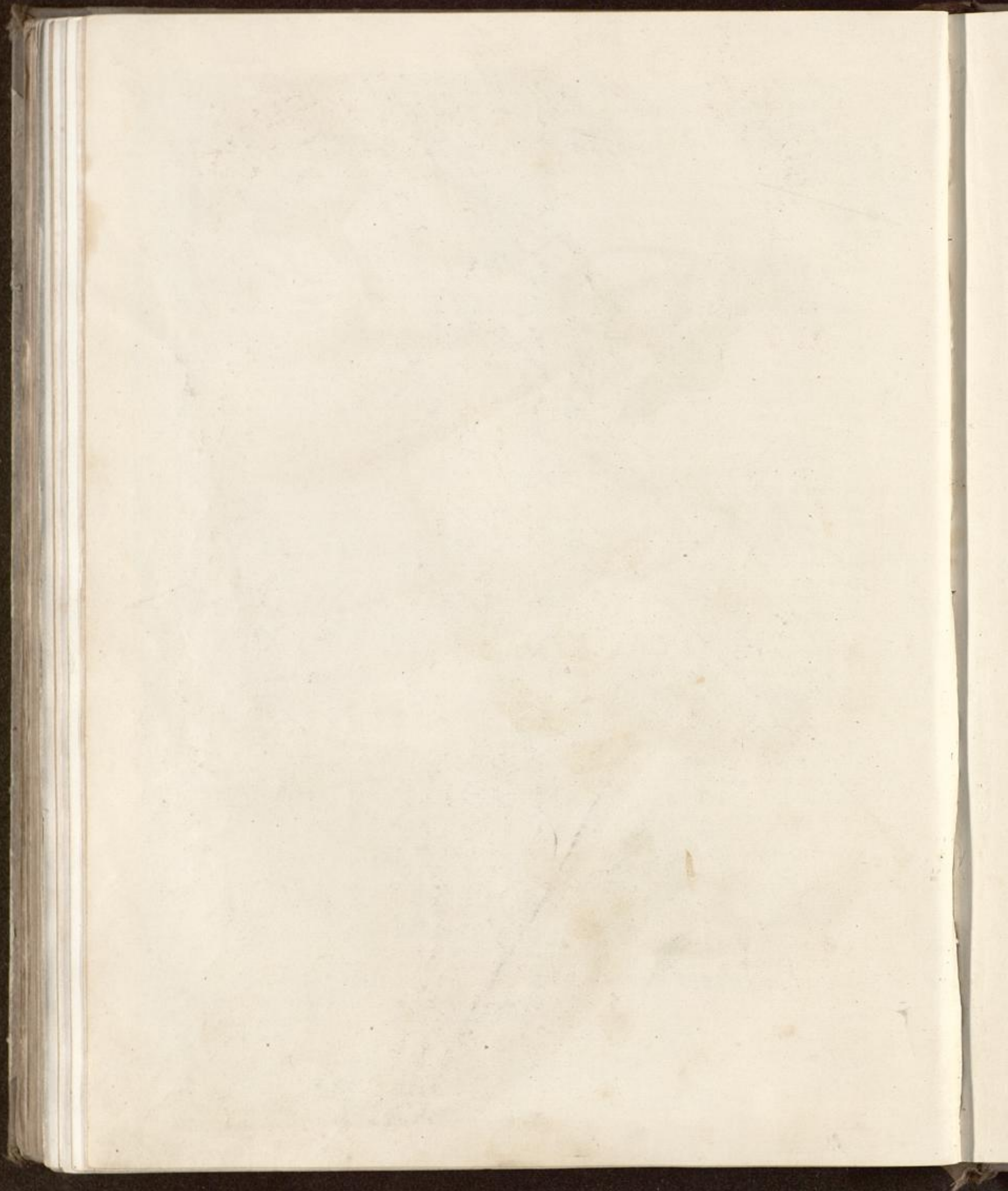
Willibald und Elisabeth waren inzwischen in einer höchst peinlichen Situation zurückgeblieben. Beide standen eine ganze Weile rathlos und stumm bei einander. Die übermüthige Elisabeth legte zwar nicht viel Gewicht auf die Frechheit des jungen Bauern, aber sie sah sich beschämt und gedemüthigt vor dem Manne, den sie seit her zu übersehen glaubte, und zugleich war zum ersten Male das Wort ausgesprochen worden: seine Braut. Zwischen dem alten Major und Willibald war es von jeher ein stillschweigendes Einverständnis, daß Elisabeth Frau von Brudner werden sollte, aber bis jetzt hatte noch keiner von beiden gewagt, den Plan gegen das Mädchen laut werden zu lassen, um nicht vor der Zeit der launenhaften Elisabeth Gelegenheit zu einer ungünstigen Antwort zu geben. Auch Elisabeth durchschaute den Plan, aber sie ließ sich nichts merken und wartete ruhig die Entwicklung ab. Plötzlich nun war ihre Unbefangenheit dahin. Hätte Willibald sie in diesem Augenblicke gefragt, so würde sie ihm jedenfalls ihre Einwilligung gegeben haben, er aber hatte gerade jetzt für nichts anderes Sinn, als für das Nachdenken über die Worte des jungen Bauern. Elisabeths Berlegenheit war ihm nicht entgangen. Was lag derselben zu Grunde? Ohne besondere Veranlassung war der Bauer nicht an jenem Orte erschienen, das war ihm klar.

Beide wendeten sich und schritten so schnell als möglich dem Hause zu. Es war eine Schwüle in der beiderseitigen Stimmung eingetreten, die jedem unbefangenen Worte wehrte. Elisabeth hatte sicher erwartet, daß Willibald sie anreden und wegen des Vorfalles fragen werde, dann hätte sie ihm alles mitgetheilt. Da er es unterließ, zweifelte sie, ob er sich überhaupt für sie interessire. Das erregte die Eifersucht in ihr und sie



18. 1865

ALLGEMEINE MODENZEITUNG





ALLGEMEINE MODENZEITUNG

nahm sich vor, Dortchen ernstlich zu befragen, was etwa zwischen beiden verhandelt sei. Willibald dagegen dachte darüber nach, auf welche Weise er erfahren könne, was der junge Bauer mit seinen Anspielungen gemeint habe, und er beschloß, denselben auszuforschen.

Es vergingen einige Tage, bevor Elisabeth den Plan, mit Dortchen sich zu besprechen, zur Ausführung brachte. Sie erwartete eigentlich täglich, daß Willibald sich ihr nähern und Erklärungen mit ihr wechseln werde; da dies nicht geschah und der Better ohnehin einsilbiger und verstimmt war, als sie ihn jemals gesehen, so beschloß sie endlich, der Sache auf den Grund zu kommen. Wäre sie ganz frei von Eifersucht gewesen, so würde sie Willibaldis Verstimmung weit leichter begriffen und schon längst eingesehen haben, daß derselbe die räthselhafte Begegnung mit dem jungen Bauer nicht so rasch vergessen konnte. Sie war jedoch so sehr durch ihren Argwohn verblendet, daß sie alles, was ihr in Willibaldis Wesen fremd erschien, auf sein, wie ihr schien, unwürdiges Spiel mit der Tochter des Gärtners schob. Sie beschloß daher, nicht länger zu zögern und ergriff die Gelegenheit, als sie wieder einmal mit Dortchen im Garten saß, um die Angelegenheit zu erledigen.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Der Frühling ist endlich gekommen, aber in den neuen Moden ist noch nichts fest bestimmt, außer daß die Damen bei dem Ausgehen Kleid und Paletot von gleichem Stoffe und gleicher Farbe tragen, sowie lange Schößen an den hohen Leibchen. Wenn man sie nicht will, entscheidet man sich für das runde Leibchen mit Gürtel, der überdies oftmals lange Enden hat, die an der Seite herabfallen.

Doch kommen auch hellfarbige leichte Kleider vielfach zum Vorschein und, wie schon erwähnt, stellt sich der weiße Unterrock wieder ein, freilich mit unerhörtem Luxus, mit Stickereien, mit Spitzen oder Guipure u. s. w.

Der farbige Unterrock ist indeß nicht verboten, sondern dem Negligé zugewiefen.

Da die Ärmel der Kleider ganz und gar eng sind so müssen die Unterärmel weichen. Um etwas der Art zu retten, fängt man an, den Ärmeln reich gestickte oder mit Spitzen versehene Aufschläge zu geben, wie sie z. B. die St. Joseph-Schwester tragen. Es sieht sehr gut aus.

Das Modenfest von Longchamps wurde von dem schönsten Wetter begünstigt; es war auch sehr zahlreich besucht; man sah eine große Menge schöner Equipagen, aber wenige neue Toiletten. Die Damen haben jetzt so großes Interesse für ihre Pferde und Wagen wie für ihre Toilette. Woher sie die Zeit nehmen, sich auch für ihre Kinder zu interessiren, weiß ich nicht. Der Kampf zwischen Fanchon- und Kaiserhüten ist noch nicht entschieden; die eleganten Damen tragen beide, doch scheint sich die Mehrzahl der Fanchonform zuzuwenden.

## Modenblatt N<sup>o</sup> 18.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von gebauschtem Tüll, mit rothem Taffet eingefast; statt des Bartes weiße Spigen; ein Geflecht von rothem Band geht vorn unter dem Schirm hin über den Kopf und hängt in vier langen Enden hinten hinab; weiße lange Bindebänder, die mit schmaler rother Kuche eingefast sind; Kleid von grüner Faye ohne allen Ausputz; anliegender Paletot mit reichem Kuchebesatz; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Hut in der Fanchonform von schwarzem Tüll mit Stahlperlen; unter dem Schirme schwarzer Tüll mit Stahlperlen und einer gelben Blume; statt des Bartes ein Schleier von Tüll mit Stahlperlen; Kleid von gelbem Taffet, mit Posamentblumen besetzt, die mit Guipure eingefast sind; Frack-Paletot von schwarzer Faye mit schwarzen Spigen garnirt; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen; Sonnenschirm.

3. Zughut von Krepp; statt des Bartes ein Federschleier und über demselben ein Kranz von Blumen; Frack-Paletot und Kleid von Taffet ohne Ausputz; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Hut von schwarzem Tüll mit Blumen am Kopf unter dem Schirm; grüne Bindebänder; Kleid von braunem Noire antique, mit Sammet in dunklerem Braun in neuer Art besetzt; Gürtel von Sammet mit goldener Schnalle; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

## Crabblatt.

Zwei neue Häubchen; in der Mitte ein Fichu mit Besatz von blauem Band, dessen mit Spigen besetzte Enden lang herabfallen. Unter dem Fichu ein anderer à la Marie Antoinette, mit grünem Bande.



Am Ende unten ein Anzug eines kleinen Knaben.  
An den Seiten verschiedene Chemisetten und Unterärmel.

### Stahlstich № 18.

#### Schandau.

Einer der lieblichsten Bäderörter, eine der schönsten Sommerfrischen in Mitteldeutschland ist das Städtchen Schandau an der Elbe, einige Stunden oberhalb Dresden gelegen, mit demselben durch Eisenbahn und Dampf-

schiffahrt verbunden, im Mittelpunkt der mit Recht so viel gepriesenen sächsischen Schweiz, unfern von der Bastei, von dem Kuhstall, dem Papstein, dem großen Winterberge und dem Prebischthor, am Eingange des grünen Kivnischthales. Seine Quelle ist eine nicht sehr starke eisenhaltige, für Frauen namentlich sehr heilsame. Die stattlichen Gasthäuser an der Elbe, die unser Bild zeigt (auf dem aber eine neue Anlage auf dem Berge gleich hinter der Stadt mit reizendster Aussicht vergessen ist), sowie die vielen im Thale gelegenen hübschen Wohnhäuser für die Fremden tragen, neben den zahlreichen prächtigen Spaziergängen in der Nähe, gar viel zur Annehmlichkeit des Aufenthaltes bei, wie überhaupt die sächsische Schweiz mit der wirklichen Schweiz den Vorzug theilt, überall, auf jedem besuchten Punkte, ein comfortabel eingerichtetes und wohlversehenes Gasthaus zu besitzen.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir, gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Feinheiten des Schachspiels

auf dem Gebiete der Composition.

Erster Theil.

Als zweite Ausgabe der „Kriegslisten des Schachspiels.“

Herausgegeben

von

M. Lange.

gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.

### Neuer Roman von George Sand! N

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

### Bekenntnisse eines jungen Mädchens.

Roman von  
George Sand.

3 Bände. Elegant gebunden. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

George Sand, die geistreichste Schriftstellerin der Gegenwart, liefert in diesem neuesten Product ihrer glänzenden Phantasie ein reizendes Bild echt weiblichen Seelenlebens in farbenreicher Fülle, welches in allen Leserkreisen warme Theilnahme erregen wird.  
Wien. Carlleben's Verlags-Expedition.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kirchhof, F. (Defon.-Commiff.), Der deutsche Landwirth. Ein vollständiges Hand- und Lehrbuch der gesammten Landwirtschaft. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt. Dritte, vielfach umgearbeitete Auflage. 2 Bde. Größtes Lex 8. Preis 5 Thlr.

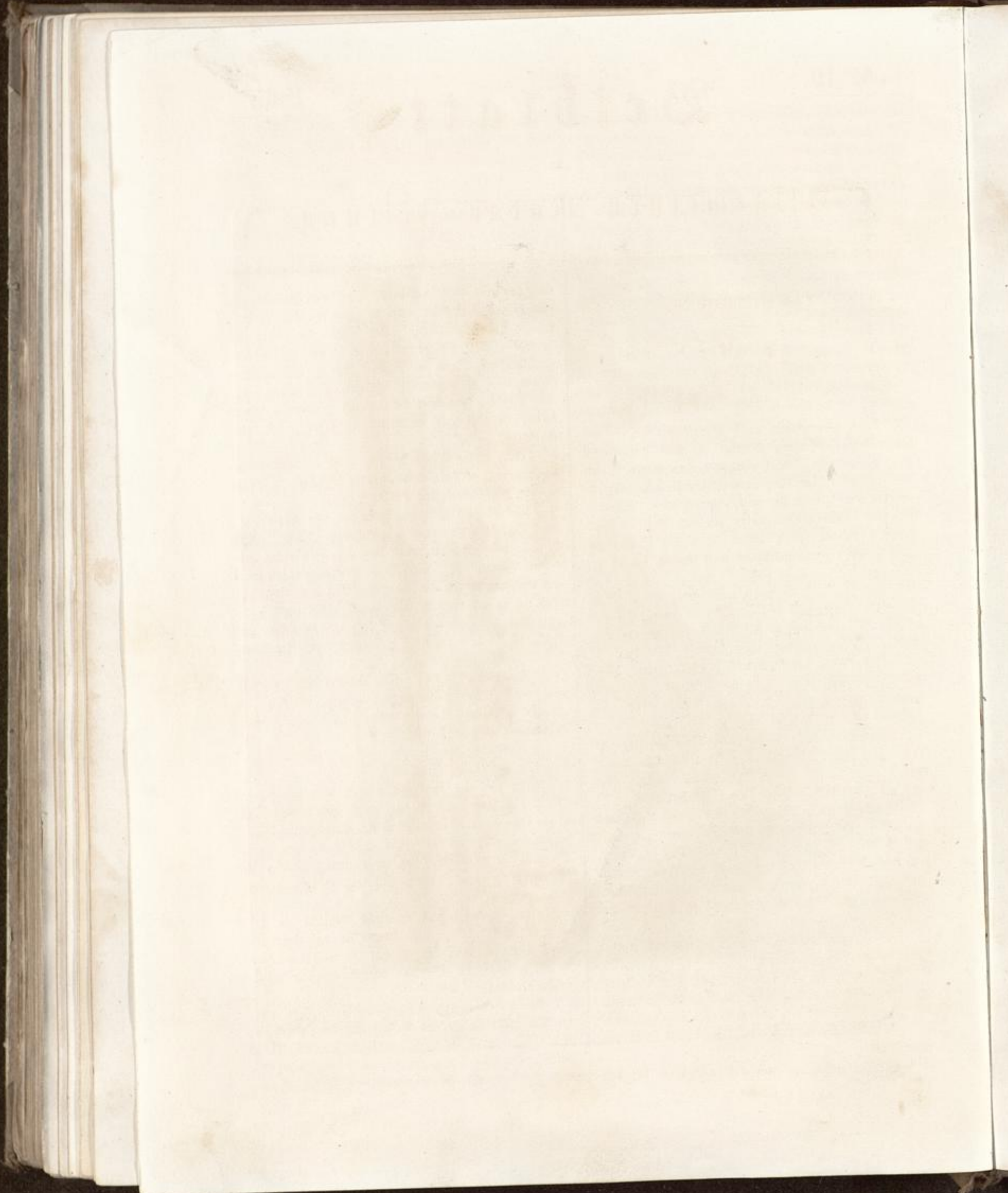
Löbe, Dr. Will. (Redact. d. Illust. Landw. Zeitung), Anleitung zum rationellen Anbau der Hülsenfrüchte als Körner- und Futterpflanzen. Mit besonderer Berücksichtigung der Erbsen- und Lupinenmüdigkeit des Bodens und des Verschaltens der Hülsenfrüchte. 8. Preis 15 Ngr.  
Hlag, A. W. (Pfarrer emer.), Der Landpfarrer, oder Erfahrungen und Beobachtungen, Ansichten und Wünsche in Betreff seines amtlichen und außeramtlichen Lebens und Wirkens, zusammengestellt und seinen Amtsbrüdern zur Prüfung, Candidaten und Theologie Studirenden zur thunlichen Beachtung vorgelegt. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig erschien:

Defoe, Dr. Daniel, Abenteuer des Robinson Crusoe. Illustirt mit 206 Holzschnitten nach Grandville. Neu übersetzt von L. v. Alvensleben. 2. Aufl. gr. 8. 1850. In Leinwand geb. 2 Thlr.



Schandau



zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Das Kirchweihfest.

Novelle

von

Adolf Glaser.

(Schluß.)

Um recht vorsichtig zu sein, versuchte sie, in der Unterredung auf einem Umwege zu dem gewünschten Ziele zu gelangen. Nach einigen andern Reden begann sie: „Es ist seltsam, wie man manchmal durch ähnliche Umstände an gewisse Ereignisse erinnert wird. Wie wir jetzt hier zusammensitzen, saßen wir auch an jenem Morgen, als ich den tollen Einfall hatte, das Kirchweihfest zu besuchen. Heute würde ich nicht wieder darauf bestehen.“

Dortchen war ein wenig verwundert über die Wendung des Gesprächs. Zu unbefangen jedoch, um eine Absicht zu ahnen, meinte sie: „Es schien damals doch, als ob Sie sich ganz gut amüsirten.“

„Das wohl,“ entgegnete Elisabeth, „aber später sah ich ein, daß es unrecht von mir war. Du erinnerst Dich doch noch des jungen Bauerburschen, der so eifrig mit mir tanzte.“

Dortchen erröthete und antwortete nicht. Elisabeth fuhr fort: „Ihm gegenüber hatte ich ein Unrecht begangen. Wenn er sich nun in mich verliebt hätte! Man soll nie mit solchen Dingen seinen Scherz treiben.“

Dortchen meinte: „O, darüber machen Sie sich keine Sorgen. Daß der Philipp das nicht thut, weiß ich sicher.“

Der bestimmte Ton, womit sie das sagte, verletzte Elisabeth. Sie sagte: „Du nimmst solche Angelegenheiten sehr leicht, wahrscheinlich hat Dich Cousin Willibald so denken gelehrt.“

„O,“ sagte Dortchen, indem sie blutroth wurde; „das ist ganz etwas anderes.“

„Wie so?“ frug Elisabeth. Meinst Du vielleicht, ich hätte nicht bemerkt, daß Herr von Bruckner sich freundlich gegen Dich zeigt und Du ihm ebenso entgegnest?“

„Nimm Dich in Acht, Kind, und spiele nicht mit dem Feuer.“

Dortchen entgegnete ganz ruhig: „Wovor soll ich

mich denn in Acht nehmen? Herr von Bruckner begehrt doch kein Unrecht, wenn er gern mit mir spricht? Hat er denn eine Braut? Sie mögen ihn nicht; mir dagegen gefällt er recht gut. Soll ich ihn ohne Grund zurüdweisen? Wenn der Philipp sich in Sie verlieben könnte, wäre es wohl allerdings gefährlich für den armen Menschen gewesen, als Sie ihn so liebevoll behandelten, so aber hat es nichts zu sagen. Ich kenne ihn.“

„Und weshalb sollte er sich nicht in mich verlieben können,“ versetzte etwas erzürnt Elisabeth, „solange er mich für Seinesgleichen hielt?“

Dortchen schüttelte ungläubig mit dem Kopfe.

Dies Benehmen verdroß Elisabeth. „Nun,“ sagte sie, „da möchte ich mir denn doch eine Erklärung ausbitten. Der junge Mensch tanzt dreimal hintereinander mit mir und macht mir in seiner Art den Hof, und doch soll er sich nicht in mich verlieben können.“

„Ich weiß aber recht gut, daß er das alles nicht that, um Ihnen den Hof zu machen;“ versetzte Dortchen.

„Nun denn, so weißt Du vielleicht auch, weshalb der thörichte Mensch sich so weit vergaß, mich hier im Garten aufzusuchen, wie ich selbst gesehen habe;“ fuhr Elisabeth ganz entrüstet fort.

„Sie haben ihn gesehen?“ frug Dortchen angstvoll.

„Ja, ich habe ihn gesehen und zwar ganz nahe bei Deines Vaters Wohnung, wo er mich erwartet zu haben schien. Aber ich nicht allein, auch Better Willibald hat ihn gesehen und kann es Dir bezeugen, wenn Du noch daran zweifelst, daß der unsinnige Mensch sich in mich verliebt hat;“ redete Elisabeth heftig und ohne Ueberlegung weiter.

Dortchen verlor nun ihrerseits ebenfalls die Fassung und rief: „Daher also kommt es, daß Herr von Bruckner so verändert ist. Er hat ihn nahe bei unserer Wohnung gesehen! O, nun begreife ich den ganzen Zusammenhang.“

Elisabeth aber begriff Dortchens Ausruf gar nicht. Fragend blickte sie ihr ins Gesicht und Dortchen sagte: „Sie sollen alles erfahren, gnädiges Fräulein, es ist besser, wenn ich offen gegen Sie bin; denn wenn Sie auch selbst noch keine Erfahrung in solchen Sachen

haben, werden Sie mich doch verstehen und mein Vertrauen nicht stolz zurückweisen. Philipp konnte sich nicht in Sie verlieben, denn er ist bereits in mich verliebt; als er mit Ihnen tanzte und sich aufmerksam gegen sie erwies, geschah dies nur, um mir seinen Aerger zu verbergen, weil ich seine Bewerbungen zurückgewiesen hatte. Mich hat er hier aufgesucht, denn er ist ein leidenschaftlicher Mensch, dessen Liebe ihm keine Ruhe läßt."

Elisabeth saß starr wie eine Bildsäule da, Dortchen fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Herr von Brudner hatte mir nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß ich ihm gefalle, und mich um die Erlaubniß gebeten, täglich zu einer bestimmten Stunde zu uns kommen zu dürfen. Seit einigen Tagen läßt er sich nicht mehr sehen, begreifen Sie, warum?"

Elisabeth begriff sehr wohl, was Dortchen meinte, aber sie antwortete nichts. Dortchen fuhr fort: „Er ist mißtrauisch geworden und hält den Philipp für einen begünstigten Liebhaber. Ach, gnädiges Fräulein, wenn Sie ihm doch sagten, wie alles sich verhält."

Diese naive Zumuthung war so komisch, daß Elisabeth sich nicht ganz der humoristischen Wirkung entziehen konnte und aus ihrem starren Erstaunen erwachte. Um etwas zu sagen, frug sie: „Weshalb hast Du denn den armen Philipp zurückgewiesen? Er ist doch ein sehr hübscher Mensch. Hat er vielleicht kein gutes Herz oder besitzt er sonst schlimme Eigenschaften?"

Dortchen verneinte.

„So ist er arm?" forschte Elisabeth weiter.

„Keineswegs," entgegnete Dortchen, „ich hatte gar nichts gegen ihn einzuwenden."

„Weshalb hast Du ihn denn nicht genommen?" frug Elisabeth.

„Ich mag keinen Bauer," entgegnete Dortchen kurz und schnippisch.

„Nun," meinte Elisabeth, „wenn Du einen andern Mann bekommst, will ich Dich nicht tadeln; übrigens scheint mir der redliche Bursche eine sehr gute Partie für Dich."

„Meinen Sie?" sagte Dortchen sichtlich erfreut und setzte hinzu: „Das frühere gnädige Fräulein, die mich von Kind auf kannte, meinte es nicht, aber freilich, sie konnte den Philipp schon als Knaben nicht leiden, weil er sich nichts aus ihr machte und sie gar oft zum Besten hatte."

„Der arme Mensch dauert mich," bemerkte Elisabeth.

„Ich kann ihm nicht mehr helfen," sagte Dortchen fast betrübt, und setzte hinzu, indem sie aufstand, um nach ihres Vaters Wohnung zu gehen: „Nicht wahr, gnädiges Fräulein, Sie vergessen nicht, Herrn von Brudner aufzuklären?" Damit ging sie fort.

Elisabeth blieb noch eine Weile sitzen, schlug das

Buch auf, das vor ihr lag, und starrte, die Stirn mit der Hand stützend, hinein. Sie las nicht, denn ihr Kopf war voll Gedanken. Das stolze verwöhnte Mädchen fühlte sich so tief gedemüthigt, so bitter getäuscht, daß sie zum ersten Male das Gefühl der Behmuth kennen lernte und ihr fast das Bedürfniß kam, ein klein wenig zu weinen. Sie bezwang sich jedoch. Sie fühlte recht gut, daß sie kein Recht habe zu grollen, denn Niemand hatte ihr ein Unrecht gethan, aber Sie empfand zugleich, daß es Dinge in der Welt gäbe, die kein allzeit bereitwilliger Papa so wenden könne, wie das verzogene Kind sie sich wünschte. Sie grübelte noch nach, als sie Tritte vernahm. Aufblickend erkannte sie den Cousin Willibald, aber in dem Augenblicke, da sie ihn sah, konnte sie ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Sie stand auf, hielt ihr Tuch vor die Augen und eilte in das Haus. Willibald sah ihr nach und sein Blick verrieth deutlich, daß auch er unter den Verwicklungen, in denen sie sich befanden, litt.

„Ich sage Dir, Willibald, das muß anders werden hier bei uns," sagte der alte Major am andern Morgen zu seinem Nefen; ich habe mich durch meine launenhafte Tochter verleiten lassen, auf das Land zu ziehen, wo ich anfänglich der unglücklichste Mensch war und vor Langeweile nicht wußte, wo ein und wo aus, während Fräulein Elisabeth vor Uebermuth und Heiterkeit alles drunter und drüber kehren wollte. Dann änderte sich die Sache. Ich gewinne dem Landleben Geschmack ab und sie wird es überdrüssig. Darauf bitte ich Dich, zu uns zu kommen, und knüpfe an Dein Hiersein Hoffnungen, die schon Deine gute selige Mutter, meine unvergeßliche Schwester, mit mir gemeinschaftlich gehegt. Was aber geschieht? Kaum bist Du ein paar Tage hier, so beginnt mein kerngesundest kräftiges Mädel trübselige Gesichter zu machen, Du, der immer heiter und zu den gewagtesten Touren aufgelegt war, läßt ebenfalls den Kopf hängen, und gestern Abend kam es mir sogar vor, als hätte Elisabeth geweint. Was habt Ihr vor? Gestehe mir, was geschehen ist, oder ich gehe fort und lasse Euch so lange hier allein, bis Ihr Euch ausgezöhnt und Eure heimlichen Angelegenheiten geordnet habt."

„Ja, lieber Onkel," entgegnete Willibald; „wenn ich selbst wüßte, was alles hier vorgefallen ist, wollte ich es Ihnen gern gestehen, aber ich bin ebenso im Dunkel wie Sie. Sie machten mir neulich Vorwürfe, daß ich zu aufmerksam gegen Elisabeth sei, und meinten, ich hätte anderen jungen Damen den Hof machen sollen, um ihr interessanter zu erscheinen; da habe ich denn aus Mangel besserer Gelegenheit der hübschen Gärtnerstoch-

ter, Dortchen Huber, ein wenig Aufmerksamkeit erwiesen. Mehr weiß ich nicht.“ — „Also das ist die Ursache von Elisabeths Verstimmung?“ unterbrach ihn der Major; „o dann ist alles in schönster Ordnung! Victoria, der Feind ist in der Enge! Aber nun eile, benutze die Situation, erkläre Dich und lasse Dir ihr Wort geben. Oder soll ich jetzt mit ihr reden?“

„Sie haben Recht, Onkel,“ versetzte Willibald, „und ich will Ihrem Rathe folgen. Elisabeth muß sich erklären, ich mag nicht länger in dieser peinigenden Ungewißheit bleiben. Ich will sie heute noch um ihre Erklärung bitten.“

„Brav, brav, mein Junge,“ erwiderte der Alte, „so gefällt Du mir.“

Willibald war in der That fest entschlossen, mit Elisabeth zu reden und sie über ihr räthselhaftes Verhalten und zugleich über ihren Entschluß in Bezug auf seine Absichten zu fragen. Die Geschichte mit dem jungen Bauer hatte er schon fast wieder vergessen, denn er konnte gar keinen Zusammenhang hinein bringen und glaubte zuletzt, der Bursche müsse verwirrt im Kopfe gewesen sei.

Vor dem Bohnhause lag ein freier Platz mit einigen Blumenbeeten, bei denen Tische und Bänke standen. Dann kam eine hoch und dicht bewachsene Gruppe von Gebüsch, welches sich ziemlich weit erstreckte und zuletzt in eine kleine Waldpartie überging. Elisabeth hatte die Gewohnheit angenommen, jeden Abend durch diese Partie einen Spaziergang zu machen, und oft hatte sie sich an irgend einer hübschen Stelle niedergesetzt und dort ihr Buch aus der Tasche genommen, um zu lesen. Mit Dortchen saß sie nur zuweilen des Vormittags in der Nähe des Hauses, bis das Mädchen zur Verrichtung ihrer kleinen häuslichen Geschäfte nach ihres Vaters Wohnung gehen mußte. Den Vetter sah Elisabeth bei Tisch und des Abends. In den ersten Tagen seines Hierseins war er ihr zuweilen des Abends entgegengegangen und hatte sie von ihrem Spaziergange zurückbegleitet. Dies wollte er heute wieder thun und sich ihr bei dieser Gelegenheit erklären.

Elisabeth saß an diesem Abend ziemlich lange an einer sehr entlegenen Stelle, von welcher man einen freien Blick über die Umgegend hatte, und las. Es war schon ziemlich spät. Hier und da hörte man den Gesang der Vögel, die der sinkenden Sonne ein Abschiedsständchen brachten. Das Mädchen war vertieft in ihr Buch; es schien, als lese sie mit mehr Aufmerksamkeit als sonst.

Sie hörte es nicht, daß sich ihr Jemand leise näherte. Vorsichtig schritt ein Mann den Weg heran, der von der Pforte an der Wohnung des alten Huber vorüber bis zu der Stelle führte, wo Elisabeth saß. Es war Philipp. Sein Anzug erschien weniger sorgfältig ge-

ordnet wie sonst und auch sein Haar zeigte Spuren der Verwilderung. Mit den Augen verschlang er die Gestalt des Mädchens, welches, ihm den Rücken zugehend, von der Abendsonne beleuchtet, dort saß.

Noch wenige Schritte, und er war in ihrer unmittelbarer Nähe. Da knirschte der Sand und wie von einer Ahnung getroffen, sprang Elisabeth empor und wendete sich um. Sie stieß einen leisen Schrei des Entsetzens aus und starrte, zu Tod erschrocken, in das Gesicht des vor ihr Stehenden. Beide blickten sich eine lange Weile unverwandt an.

Was in Elisabeths Seele vorging, war ihr später nie wieder klar geworden. Sie hielt den jungen Bauer für wahnsinnig und glaubte sich selbst in Lebensgefahr. Sekunde um Sekunde verging; sie fühlte das Pochen ihres Herzens so stark, daß sie fürchtete, die Brust möchte ihr zerspringen, aber unverrückt sah sie in die glühenden Augen des jungen Mannes, der selbst wie festgebannt zu sein schien. Nach und nach verging ihr jedoch die Kraft. Noch zuckte sie mit keiner Wimper, aber sie fühlte, wie ihr Gesicht kalt wurde, und ihr Blick begann sich zu verdunkeln. Es überkam sie, als sei sie selbst dem Wahnsinn nahe, als stiehe ihr etwas Entsetzliches bevor. Sie versuchte zu schreien. Ein angstvoller gepreßter Laut entrang sich ihrer Brust, dann schwanden ihre Sinne und sie sank ohnmächtig zu Boden.

Aber in diesem Augenblick war auch Hilfe nahe. Willibald hatte sie aufgesucht und war nun, von dem ersticken Angstschrei getroffen, herbeigeeilt. Als er von der einen Seite zu der Ohnmächtigen herantrat, eilte Philipp nach der andern Seite fort, Willibald sah ihn entfliehen und erkannte ihn sofort. Jetzt war jedoch weder Zeit, den Flüchtigen zu verfolgen, noch auch, sich in Vermuthungen zu ergehen. Er hob die Ohnmächtige auf und lehnte sie, indem er sich selbst neben ihr auf die Bank setzte, an seine Brust, während er sie mit Schmeicheleien überhäufte. Elisabeth erholte sich rasch. Sie hatte nur in Folge der übermäßigen Nervenanstrengung für einen Augenblick die Bestimmung verloren. Sie blickte sich erstaunt um, sah Willibald zuerst mit zärtlicher Dankbarkeit an und drückte ihm stillschweigend die Hand. Dann sagte sie ihm, daß sie sich wieder wohl fühle, und setzte sich an seine Seite.

Was mit ihr vorgegangen, erschien ihr wie ein schwerer Traum. Sie schalt sich selbst, daß sie sich so wenig zu beherrschen gewußt habe. Wie konnte sie so entsetzt sein vor dem Anblick des unglücklichen jungen Menschen, der ja, wie sie meinte, nicht ihretwegen, sondern seiner ungetreuen Geliebten, Dortchen wegen in den Garten gekommen war. Sie begriff selbst nicht mehr, was ihr in des jungen Mannes Blicken so fürchterlich erschienen war.

Willibald blickte angstvoll in das Gesicht des bleichen Mädchens. „Was ist vorgefallen?“ fragte er dringend.

„Ich weiß es nicht genau,“ entgegnete Elisabeth „aber ich habe ein paar furchtbare Minuten verlebt.“

Sie schauderte unwillkürlich.

„Was wollte der freche Mensch hier? Was ist es überhaupt mit ihm?“ forschte Willibald weiter.

„Ich begreife selbst nicht, wie er mich so hat erschrecken können. Eine unglückliche Leidenschaft treibt ihn hier umher, vielleicht ist er wahnsinnig,“ entgegnete Elisabeth.

„Eine unglückliche Leidenschaft?“ fragte Willibald.

„Zu wem?“ setzte er hinzu.

„Er liebt die Tochter des Gärtners, Dortchen,“ versetzte Elisabeth. „Sie hat ihn abgewiesen und er irrt nun voll Verzweiflung und Eifersucht hier umher. „O Gott!“ sagte sie hierauf, indem sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte, „wenn ich an seine Blicke denke — nie werde ich diesen entsetzlichen Ausdruck vergessen!“

Willibald athmete auf.

„Liebe Elisabeth,“ sagte er, „diesen Schreck hättest Du Dir ersparen können, wenn Du nicht immer allein spazieren gingest. Du weißt doch, wie gern ich Dich begleite, weißt es längst, daß ich Dich liebe und immer bei Dir sein möchte; aber Du willst es ja nicht und weist jede Annäherung zurück.“

Elisabeth lehnte ihren Kopf an seine Schulter und flüsterte: „Verzeih mir, lieber Willibald.“

Da umschlang er sie und preßte einen Kuß auf ihre Lippen. Dann rief er jubelnd: „Wie wird Dein Vater sich freuen; erst heute noch drängte er mich, daß ich mich Dir erklären sollte, und damit Du es nur weißt, er ist der Mephistopheles gewesen, der mich dazu verleitet hat, der hübschen Gärtnerstochter den Hof zu machen.“

„Laß gut sein,“ versetzte Elisabeth, „freuen wir uns, daß Alles so gekommen ist, aber vergessen wir auch nicht, daß wir vielleicht Andere ebenso glücklich zusammenführen können, wie wir uns gefunden haben. Und das mußt Du mir versprechen, Willibald, hier in dieser Stunde. Du sprichst mit dem alten Huber und suchst den jungen Bauer auf. Dortchen und er müssen ein Paar werden.“

Willibald versprach das Seinige zu thun. Darauf gingen sie zurück. Elisabeth war noch etwas blaß von dem gehaltenen Schreck, aber ihre dunklen Augen strahlten in dem Feuer eines neuen Lebens, und als der Major, der sich voll Ungeduld vor das Haus gesetzt hatte, das schöne Paar so recht innig Arm an Arm heranschreiten und ihm entgegenlächeln sah, da rief er laut „Victoria!“ eilte ihnen entgegen und umarmte sie voller Freuden.

Am folgenden Morgen nahm Willibald sich sogleich der Liebesangelegenheit Dortchens und Philipps an. Als die etwas sehr eitle Gärtnerstochter den jungen Herrn zu ganz ungewöhnlicher Stunde bei ihrem Vater eintreten und diesen um eine Unterredung bitten hörte, schlug ihr das Herz gewaltig in banger Erwartung, und sie wäre nicht gar zu sehr erschrocken gewesen, wenn sie erfahren hätte, daß er um sie angehalten habe. Willibald erkundigte sich bei dem Alten genau nach den Umständen. Er erfuhr, daß Philipp ein wohlhabender braver Bursche sei, der seine alte Mutter bei sich habe. Der Gärtner schalt auf seine Tochter, daß sie dem guten Freier einen Korb gegeben habe. Das frühere gnädige Fräulein habe ihr die überspannten Gedanken in den Kopf gesetzt, sagte er; weil diese selbst eine angehende alte Jungfer gewesen, hätte sie nichts lieber gethan, als die Partie zwischen Philipp und Dortchen zu hintertreiben. Willibald versprach dem alten Huber, er wolle versuchen, die beiden Leutchen zu versöhnen. Dann ging er fort.

Dortchen machte sich etwas im Garten zu schaffen, als Willibald mit ihrem Vater herauskam. Im Fortgehen sagte der junge Herr laut zu dem Gärtner: „Vergessen Sie nicht, heute einen hübschen Strauß für meine Braut, Fräulein Elisabeth, zu besorgen. Wir feiern heute Verlobung.“

Der Alte hörte erstaunt zu, dann beeilte er sich, herzlich Glück zu wünschen, und meinte, er habe immer gedacht, daß es so kommen müsse. Hierauf rief er seiner Tochter zu: „Mädchen, komm her und gratulire dem Herrn von Brudner als Bräutigam, und dann eile, daß Du zu dem gnädigen Fräulein kommst und auch ihr zur Verlobung Glück wünschest.“

Dortchen hätte in die Erde sinken mögen vor Scham und Verdruß. Bevor sie sich noch von ihrem Erstaunen erholt hatte, war Willibald schon fort. Ihre Eitelkeit war stark verletzt worden und das eingebildete, sich überhebende Mädchen hatte eine heilsame Lection erhalten.

Willibald suchte die Wohnung Philipps im Dorfe auf. Dort aber hatte er eine traurige Ueberraschung. Die alte Bäuerin, Philipps Mutter, kam ihm mit Jammer und Klagen entgegen und berichtete, daß man ihr den Sohn des Morgens blutend und elend zerschlagen ins Haus gebracht habe. Sie erzählte, er sei seit der Geschichte mit Gärtners Dorte immer still und verschlossen gewesen, seit der Kirchweihe aber, wo die eitle Dirne mit einer andern hochnasigen Mamsell vom Gute zum Tanze gekommen sei und ihm aufs neue den Kopf verrückt habe, sei er wie verwandelt. Er habe sich dem Trunke ergeben, habe oft ganze Nächte durch im Wirthshaus gelegen und häufig Streit gehabt. Diesen Morgen nun hätten sie ihn aus dem Wirthshaus zu ihr gebracht und wie der Wirth ihr gesagt, habe er gegen

drei andere Burschen sich in einer wüsten Schlägerei vertheidigt.

Willibald bat die Bäuerin, ihn einige Augenblicke allein mit ihrem Sohne reden zu lassen, er hoffe, ihn von seiner Trauer und seinem ganzen thörichtem Wesen zu heilen. Mit einem Gott gebts! ließ sie ihn zu dem Kranken ein.

Philipp lag zu Bett, mit dem Gesicht gegen die Wand, den Kopf verbunden und, wie es schien, schlafend. Willibald nahm einen Stuhl und setzte sich zu ihm. Als er bemerkte, daß der junge Bauer nicht schlafe, begann er mit ruhiger, aber ernster Stimme ihm sein thörichtes Wesen vorzuhalten und schloß mit der Aufforderung, er möge seine Absicht auf Dortchen Huber nicht aufgeben, sie werde sich inzwischen wohl eines Besseren besonnen haben und bei einer nochmaligen Werbung ihre Einwilligung nicht versagen.

Als er dies sagte, wendete sich Philipp heftig und mit glühenden Blicken des Zornes um. Er wußte nicht, wer sich herausnahm, ihm solche Rathschläge zu geben, und wollte eben ein hartes Wort ausstoßen, als er den jungen Herrn von gestern erkannte. Berlegen und beschämt schwieg er. —

Willibald, der den eigentlichen Grund dieser Stimmung zwar nicht begreifen konnte, fühlte gleichwohl heraus, daß er im Moment ein gewisses Uebergewicht habe. Er fuhr also fort, dem Kranken zuzureden, erwähnte die beiden Auftritte im Garten mit keiner Silbe und hatte zuletzt die Freude, zu bemerken, daß Philipp auf seine Ideen einging und sichtlich dadurch erheitert wurde.

Als er ging, hatte er von Philipp den Auftrag, sein Freiwerber zu sein.

Inzwischen hatte Elisabeth mit Dortchen geredet und derselben ganz ohne Umschweife recht eindringlich den Kopf zurecht gesetzt. Willibald kam gerade zur rechten Zeit, um Dortchens Einwilligung, die übrigens nach Ueberwindung ihrer albernen Vorurtheile mit größter Freude gegeben wurde, zu vernehmen. Er ließ sich den alten Huber rufen und schickte diesen ins Dorf, um dem jungen Bauer zu sagen, daß er ihn gerne zum Schwiegersohn annehme. Herr von Brunner übernahm die Ausstattung der jungen Braut und an demselben Tage, an welchem nach einiger Zeit in der Stadt die glänzende Hochzeit des Fräuleins Elisabeth von Brunner gefeiert wurde, gab es auf dem Gute eine in ihrer Art nicht minder brillante Hochzeit, und als im nächsten Frühjahr das junge Bruckner'sche Ehepaar auf dem Gute ankam, um einige Wochen dort zu verleben, war die junge Bäuerin Dortchen bereits im Dorfe als die leutseligste und tüchtigste Frau bekannt.

Es dauerte jedoch noch einige Jahre, bis Willibald als Hauptmann den Abschied nahm. Der alte Major hatte inzwischen mit dem jungen Paare abwechselnd in

der Stadt oder auf dem Lande gelebt. Nun aber zogen sie ganz nach dem Gute, wo Herr von Brunner sich ganz der Unterhaltung mit seinen beiden Töchtern, zwei kräftigen Knaben, widmete.

## „Zu früh!“

Novelle

von

Agnese Grans.

Trüb und düster nahte ein feuchtkalter October-Abend seinem Ende. Der Regen, welcher den ganzen Tag über in dunklen Wolken am Himmel gehangen, rieselte leise zur Erde herab und der große Bahnhof einer norddeutschen Residenzstadt war ungewöhnlich verödet. Frostig, mit verbrießlichen Mienen, ging das Bahnpersonal umher, den schon signalisirten Zug erwartend, und in den Ecken lehnten die Gepäcträger, sehnfüchtig auf das Ende ihres Arbeitstages harrend, der ihnen erlaubte, den unbehaglichen Aufenthalt mit dem gemüthlichen Bierlokale vertauschen zu können. —

Nur eine, den besseren Ständen angehörende Dame ging mit leisen Schritten auf dem Perron hin und her, dann und wann lief ein flüchtiges Roth, das von schnellerem Herzschlag zeugte, über die feinen, bleichen Züge und das helle Licht der Gaslampen beleuchtete grell ein Antlitz, auf welchem die gewöhnliche Frauenbestimmung: Leiden und Lieben, mit deutlicher Schrift verzeichnet stand. — Die Dame war die verwitwete Consistorialrätthin Hubert, welche heute ihren, von Heidelberg kommenden Sohn erwartete, den Sohn, in welchem sich die Quintessenz ihres ganzen Erdenglückes vereinigte. —

Es giebt Frauen, denen das Schicksal unbarmherzig jede, auf Gegenseitigkeit basirte Liebe verweigert, sie dafür aber mit unerschöpflicher Mutterzärtlichkeit ausstattet. So war es der Consistorialrätthin ergangen; Von niederer Herkunft, eine Gärtnerstochter, hatte ihr Gatte als Student eine heftige Leidenschaft für sie gefaßt, eine Leidenschaft, welche zwar schnell genug verglühete, ihn aber desto unverbrüchlicher seinem gegebenen Worte treu bleiben ließ. Allein er war ihr ein kalter, harter Gatte geworden, Egoist in des Wortes vollster Bedeutung, der für die sanfte Neigung seiner Gattin nicht das mindeste Verständniß zeigte und sie despotisch zu einem völlig einsamen, liebeleeren Dasein verdammt. Die Geburt, das Wachsen und Gedeihen ihres einzigen Sohnes brachte Licht und Wärme in ihr einsames Leben und war der goldene Faden, welcher die Gatten auch, wenigstens äußerlich, zusammen hielt. Sein Lachen,



seine munteren Spiele brachten Leben in die große, öde Amtswohnung, in der sonst ein klösterliches Schweigen herrschte, und je größer der Knabe wurde, desto mehr hing er an seiner sanften Mutter, der er später ein Beschützer wurde, indem er jeder Härte und Rücksichtslosigkeit des Vaters zu begegnen wußte und ihr alle die kleinen Aufmerksamkeiten bewies, welche die arme Frau stets entbehrt, die von den Frauen so schmerzlich vermisst werden und für welche sie viel dankbarer sind, als für größere, wichtigere Liebesbeweise. — Franz war seinem Vater in den Charakter-Eigenthümlichkeiten sehr ähnlich. Schroff, fast hart, hatte er wenig Freunde und nur die Liebe zur Mutter wirkte mildernd und übte einen besänftigenden Einfluß auf ihn aus. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war ebenfalls stets ein gutes gewesen, da beide einander achteten. — Der Consistorialrath starb, als Franz nach Heidelberg gegangen, um dort Medizin zu studiren, und ward von seinem Sohn tief und schmerzlich betrauert. Die Rätthin aber zog mit einem Seufzer innerer Herzenserleichterung — denn jedes Jahr war der auf ihr lastende Druck der Tyrannei ärger geworden — aus dem düstern Hause, in welchem alle ihre Jugendillusionen verblühen, in das kleine, von ihrem Vater ererbte Besitzthum, das Häuschen, welches fast ganz von einem großen, bei ihrer Geburt gepflanzten Apfelbaume verdeckt wurde, und den prächtigen Garten, in dem tausende, von ihrem Vater gepflanzte Blumen dufteten. Hier wohnte sie vier Jahre in völliger Einsamkeit. Weiblichen Umgang hatte der Gatte ihr nie gestattet und so drang das Wogen und Treiben der großen Stadt, mit der sie völlig zusammenhanglos, nur selten an ihr Ohr.

Vier Jahre war Franz fort gewesen, seine Vacanzen dem Studium widmend, jedes Wiedersehen, bevor er am Ziele, als störend verwerfend, und liebend beugte sich die Mutter dem Sohn, wie sie sich einst dem Vater gebeugt. Jetzt aber war das Ziel erreicht, die akademische Laufbahn geendigt und der frische Vorbeer glücklich bestandener Examina schmückte das Haupt des jungen Doctors medicinae, der heut von der Mutter mit freudig bewegter Seele zurückerwartet wurde.

Endlich ertönte der schrille Laut der Pfeife; Leben und Bewegung kam in die trägen Gruppen, die Feuer- augen der Locomotive erglänzten im Abendnebel, noch wenige Sekunden, und der Zug stand. — Ehe noch die Consistorialrätthin Zeit hatte, sich suchend umzusehen, fühlte sie sich von kräftiger Hand an ein hochschlagendes Herz gedrückt, ein härteres Gesicht beugte sich über sie herab und mit einem warmen Kuß brannten auf ihrem Antlitz zwei Thränen, Mannesthränen: „Edles Harz aus Ostens Flur, tief dem Mark des Baums entsprossen, quillt freiwillig selten nur.“ — Mit von freudigem Stolz überwallendem Herzen sah sie der großen

imponirenden Gestalt des Sohnes nach, der, eilig das Asyl des mütterlichen Hauses zu erreichen, sein Gepäck besorgen ging. Die wenigen Personen, welche mit dem Zuge gekommen, hatten den Perron schon verlassen, um so mehr fiel die Gestalt eines jungen, fast noch im Kindesalter stehenden Mädchens in eleganter Reisetoylette auf, welches in sichtlich Verfürzung, von Niemand erwartet zu werden, ängstlich umhersah. Mit Theilnahme betrachtete die Consistorialrätthin einen Augenblick die Rathlosigkeit des armen Kindes, dann trat sie näher und bot freundlich ihren Beistand an. Auch Franz kam zurück und nahm ihr einstweilen den Gepäckzettel ab, da die Beamten für kurze Rast den Bahnhof zu verlassen drängten.

Während dieser Zeit erzählte die Kleine mit mühsam verhaltenen Thränen, daß sie aus einer Heidelberger Pension komme und von ihrem Papa erwartet werde, welcher Graf Rosenheim heiße und sie nebst ihrer alten Bonne auf dem Bahnhofe habe empfangen wollen. Die Gouvernante, unter deren Schutz sie bis hierher gereist, sei mit dem Zuge weiter gefahren, einer andern Bestimmung entgegen. Schon vor vierzehn Tagen hätte die Pensions-Vorsteherin dem Papa ihre Ankunft mitgetheilt, und jetzt war Niemand da. —

(Fortsetzung folgt.)

### Die Blumen.

Die Blumen, ach, die Kleinen,  
Sind Kinder doch ganz und gar,  
Ich hab sie in Fluren und Hainen  
Belauscht so manches Jahr.

Die Sonne versinkt und sie wähen,  
Daß sie nimmer wieder erwacht:  
Da fließen denn ihre Thränen  
Die liebe lange Nacht.

Und sehn sie sie wieder erscheinen  
Im strahlenden Morgenroth,  
Dann hören sie auf zu weinen,  
Vergessend ihre Noth.

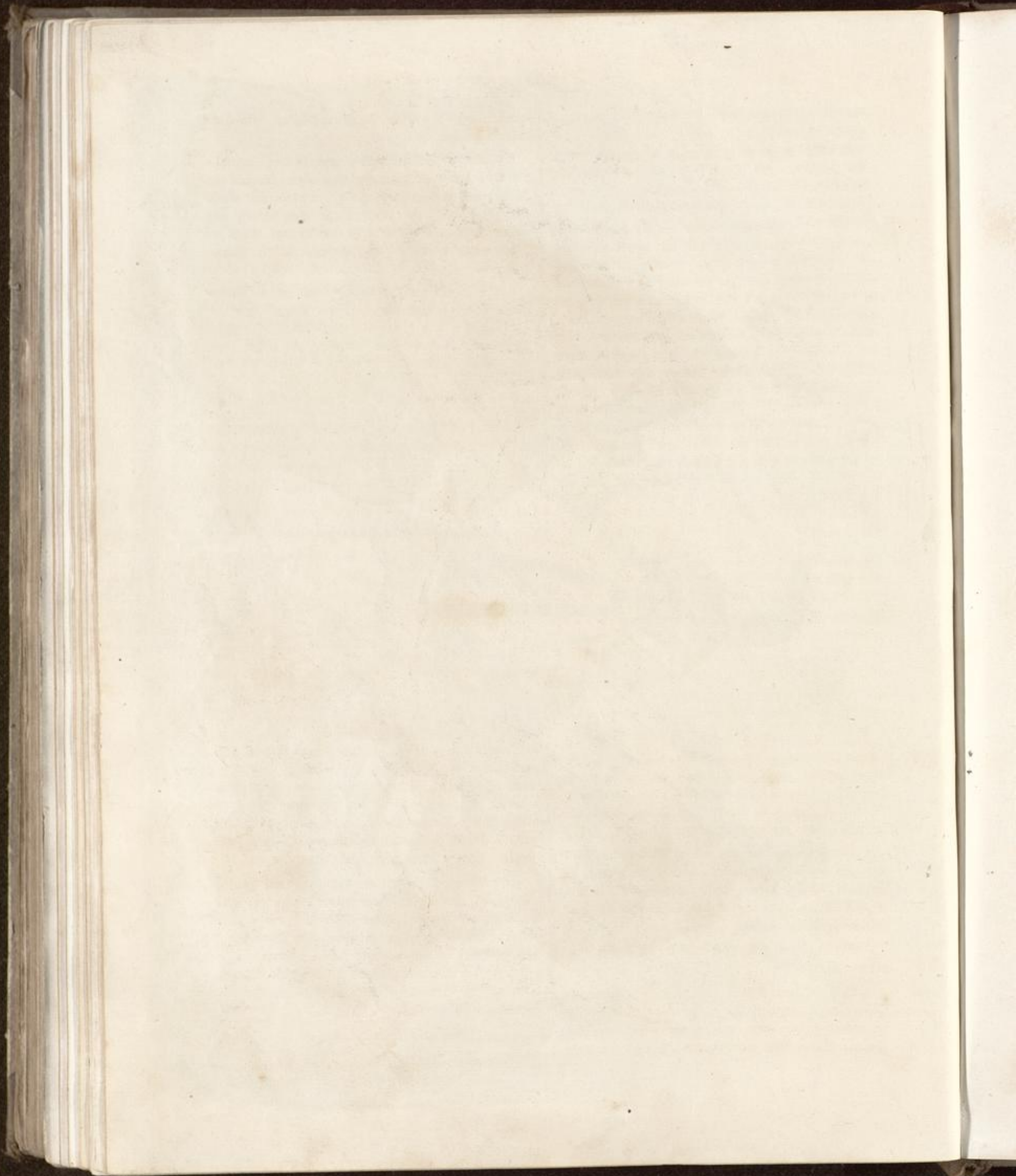
Es nehmen's die Iosen Kleinen  
Im Lügen nicht allzu genau —  
Sie sagen, was Thränen wir meinen,  
Das wäre nur perlender Thau.

Karl Koch.



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

19. 1865



## Modenbericht.

(F.) Der Kaiserhut scheint den Fanchonhut nicht verdrängen zu können; auch hat der letztere allerdings eine so gefällige Form, daß die jugendlichen, frischen und hübschen Gesichter denselben sich lange nicht nehmen lassen werden. Uebrigens giebt es manchen neuen Hutauspuz, namentlich sehen als solcher die langen glänzenden Gräser sehr gut aus, die mit farbigen Flittern bestückt sind, namentlich mit grünen, die einen eigenthümlichen Glanz haben. Ein anderer Auspuz sind Käfer aller Art, große und kleine Fliegen, Maikäfer und Schmetterlinge, fremdartige Vögel, aber auch Sperlinge und selbst Eidechsen fehlen nicht. Wir sahen z. B. einen Hut von weißem Tüll und einen andern von Reistroh; auf beiden hielten Käfer und glänzende Gräser eine Schärpe von Tüll, die dann auf die Haarslechten fiel. Ein anderer Reistrohhut hatte grüne und weiße Bänder, weiße Federn und einen blauen Vogel mit grünen Flügeln auf dem Schirm.

Die Vorliebe für den Stahl nimmt ab und wir gratuliren dazu, wenn man ihn auch noch diesen Sommer über am Paletot und an den Mützen sehen wird.

Die Mütze scheint den runden Hüten vorgezogen zu werden.

Uebrigens ist noch nichts Bestimmtes über die Sommermoden zu berichten, nur das steht wohl fest, daß man Kleid und Unterrock von gleichem leichten Stoffe tragen wird, wenn das Kleid drapirt ist.

Der Unterrock spielt überhaupt eine sehr große Rolle bei der Toilette; der bisher modische mit Streifen u. s. w. unten gilt für gemein. Ist er bunt, so muß er wenigstens einen kleinen Bolant oder ein Gefältel unten haben. Zu Kleidern von Foulard und Gaze ist nur ein weißer oder ein solcher von gleichem Stoffe gestattet.

Im Ganzen scheint sich in den Moden eine Rückkehr zu dem Einfachen geltend machen zu wollen, die wahrhaft eleganten Damen verschmähen bereits die Flitter, das Gold an den Hüten, den Stahl und die grell zusammengestellten Farben.

Wir erwähnen gleich hier neue Anzüge einiger vornehmen Damen:

Kleid mit zwei Röcken, der obere von schwarzem Taffet, zierlich aufgeresst, der untere von schwarzgestreifter weißer Seide; dazu ein anliegender Paletot von schwarzer Seide, alles mit schmalen schwarzen Bändern

garnirt, auf denen kleine Goldsterne blühten. Ähnliche Bänder an dem Hute.

Kleid von hellkilla Atlas, unten schwarz eingefast, der Rock unten aufgenommen über einem andern von schwarz und weißgestreifter Seide, der unten eine Ruche von schwarzem Zeuge hatte. Dazu eine schwarz und weißgestreifte Langshawlmantille von Sammet, die in der Mitte durch ein Band von schwarzem Moire zusammengehalten wurde.

Die Damen der Demimonde haben jetzt die Leidenschaft, blond zu erscheinen; sie färben deshalb ihr Haar oder tragen auch wohl blonde Perrücken. Sie lassen sich ihr eigenes Haar glatt abrastrren und tragen dann das schönste falsche. Es ist dies der neueste Ausdruck der raffinierten Koketterie, der an das achtzehnte Jahrhundert und an die Moden der Damen des alten Roms erinnert.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 19.

#### (Nach Originalzeichnungen.)

1—4. Gruppe von Kindern in den neuesten Frühjahrsanzügen.

5. Hut in der Fanchonform ohne Bart, reich mit Blumen ausgepuzt; lange Bindebänder, die über den Kopf gehen; anliegender Paletot von schwarzem Taffet mit reichem Besatz von schwarzen Spitzen, Knöpfen und Posament; Kleid ohne Auspuz; ganz kleiner Spitzenträger; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

6. Griechischer Haarpuz mit zwei dicken Lockschalen vorn auf der Stirn; Kleid von gelbbraunem Taffet, mit dunkelrothem Taffet und Stahlperlen ausgepuzt und zwar am Leibchen, an den langen Ärmeln und vorn herunter auf dem Rode, auf dem auch unten herum ein solcher rother Streifen läuft; breiter gelber Gürtel mit rothem Besatz; kleiner Leinwandträger; Leinwandmantelchen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

7. Neuer Fanchonhut mit Blumen- und Flitterauspuz und zwei langen Kreppbändern, die an der Seite herabhängen; Kleid von grünem Taffet mit hohem glatten Leibchen und engen, langen Ärmeln, ohne Auspuz auf dem Rode; Paletot von schwarzem Taffet, ohne Ärmel, sehr reich mit schwarzen Spitzen, Posament und Schmelz garnirt; kleine Spitzenunterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Sonnenschirm; Stiefelchen.

## Stahlstich № 19.

## E. Kunze.

(Nach einer Photographie.)

Unter den Componisten für Männergesang nimmt neben Franz Abt, dessen Bild und Biographie diese Blätter vor mehreren Jahren veröffentlichten, E. Kunze die bedeutendste Stelle ein, ja er hat sich durch humoristisches Genre einer großen Zahl von Liedern noch bestimmter charakterisirt als Abt und er ist, wie dieser, allen Liedertafeln der ganzen Welt wohl bekannt; davon zeigen die Sängersfestprogramme Amerikas, Australiens und anderer weit entfernten Länder. Kunze wurde am 17. Mai 1817 zu Trier an der Mosel geboren. Seine musikalischen Anlagen wurden schon früh durch seinen Vater, der königlicher Militärmusikdirector war, gefördert, später durch E. Mühling in Magdeburg, Marx, Bach, Grell und Bugenhagen in Berlin weiter ausgebildet. Im Jahre 1852 wurde er in Pritzwalk, woselbst er

Zahre lang das Amt eines Cantors und Organisten bekleidete, seiner musikalischen Verdienste wegen zum königlich preussischen Musikdirector ernannt. Seit 1860 ist er Musikdirector und Organist an der St. Stephanskirche zu Aschersleben. Kunze ist als Componist außerordentlich productiv und originell. Er hat sich jedoch nicht bloß der heitern, humoristischen Richtung hingeeben, sondern auch viele ernste, erhebende Gesänge geschaffen, die sehr beliebt wurden. Dahin gehören vorzugsweise sein „Ave Maria,“ „Muttersprache und Mutterlaut,“ „Paulinzelle,“ Dichtung von Müller von der Berra, und „Abendgebet der Erde.“ Auch eine Reihe von Gesängen für eine Singstimme und komische Duette existiren von ihm. Kunzes Leben und Auftreten ist ebenso schlicht als bescheiden; von Charakter aufrichtig und gerade, menschenfreundlich durch und durch, seines biederen Wesens halber in Freundeskreisen sehr beliebt, als Gatte und Familienvater ein musterhaftes Vorbild. Möchte ihm vergönnt sein, bald einen größeren, seinem geistigen Schaffen angemesseneren Wirkungskreis zu erlangen.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Entlohnung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

## Bad Langenberg bei Gera.

Wasserheilanstalt, Sichtennadelbäder, homöopath. Kuren.  
Logis, Kost, Bäder und ärztliche Behandlung wöchentlich 5 bis 6 1/2 Thlr.  
Prospecte verschießt gratis Dr. Blau, homöopath. Arzt und Director der Wasserheilanstalt daselbst.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Feinheiten des Schachspiels

auf dem Gebiete der Composition.

## Erster Theil.

Als zweite Ausgabe der „Kriegslisten des Schachspiels.“

Herausgegeben

von

M. Lange.

gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.

Das Broschürchen über das beste Heilverfahren bei **Sicht, Rheumatismus, Magenkrampf u. Unterleibsschwäche** (Zahn- und Kreuzschmerz in einer Nacht zu heilen) verschießt gratis **Dr. Blau**, homöopath. Arzt und Director der Wasserheilanst. in Langenberg b. Gera.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. Caspari's  
Homöopathischer

## Haus- und Reisearzt.

Ein unentbehrliches Hilfsbuch  
für Jedermann,

insbesondere für alle Hausväter, welche auf dem Lande, entfernt von ärztlicher Hilfe, wohnen, um sich dadurch ohne dieselbe in schnell entstandenen Krankheitsfällen für den ersten Augenblick selbst helfen zu können.

Herausgegeben

von Dr. F. Hartmann.

Zehnte Auflage, durchgesehen und verbessert von Dr. Alex. Hartmann. gr. 8. broch. Preis 24 Ngr.

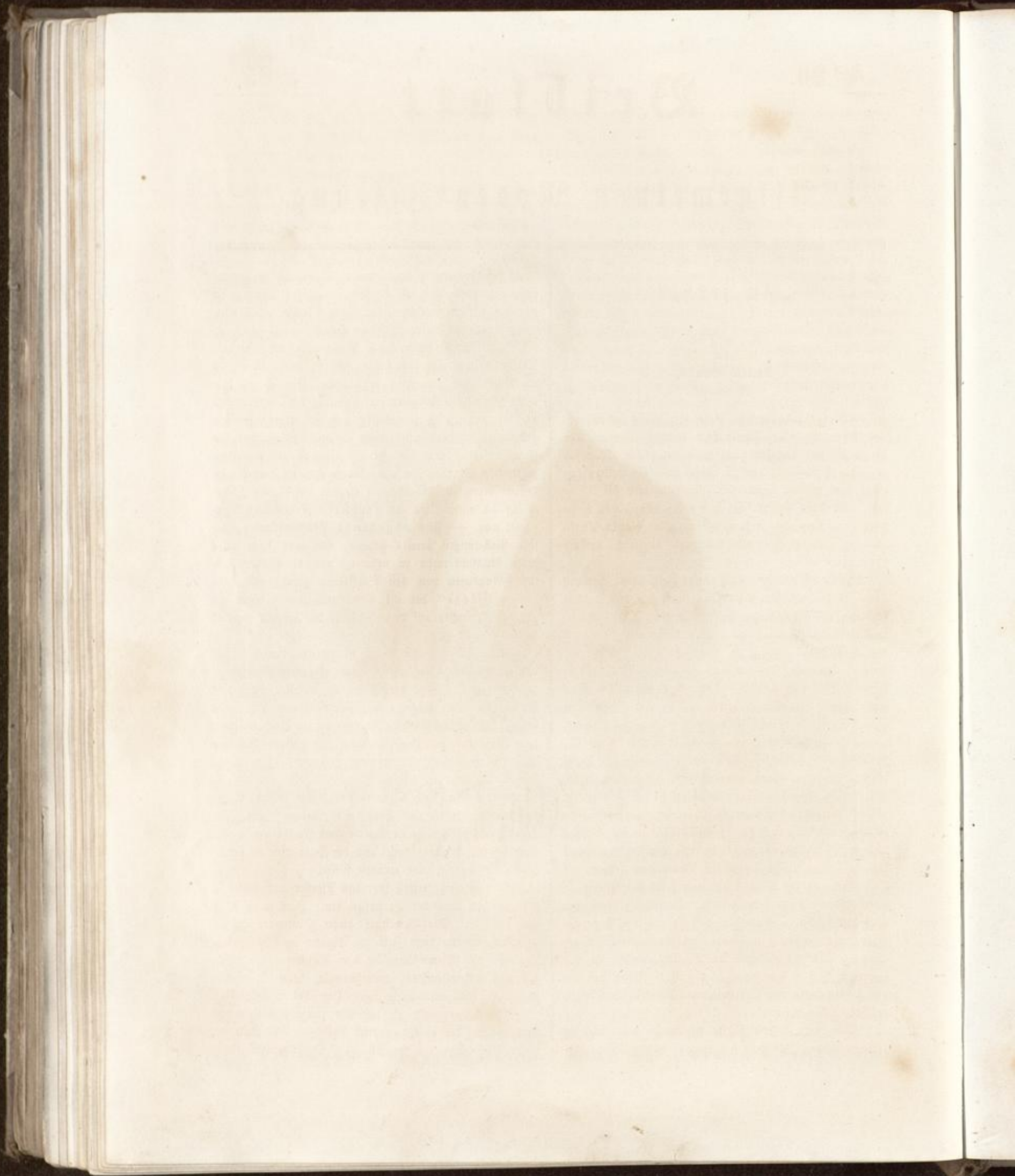


Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Weger in Leipzig

Ch. Müntz

Verlag v. Neumann, Neudamm



zur

## Allgemeinen Moden=Zeitung.

„Zu früh!“

Novelle  
von  
Agnese Grans.  
(Fortsetzung.)

Unaufhaltsam brach bei dieser Erzählung das Weinen aus und trotz aller Theilnahme konnten Mutter und Sohn sich des Lächelns nicht enthalten. Die Kleine sah in ihrer Hilflosigkeit gar zu hübsch aus, die vollen, frischen Kinderlippen zuckten so schmerzlich und die Thränen rollten wie Perlen über das volle, rosige, von blondem Haar umwogte Gesicht, während die blauen Augen mit den langen goldenen Wimpern ängstlich umher spähten.

Alle drei warteten noch einige Zeit, aber Niemand kam. Die Droschken fuhren eine nach der andern rollend ab, die Gepäckträger entfernten sich, eine peinliche Pause entstand. Franz ward ungeduldig und schien mit der Rücksichtslosigkeit seiner Jahre das junge Mädchen, welches immer herzlich weinte, ihrem Schicksale überlassen zu wollen, aber die Rätthin legte sich milden Sinnes ins Mittel. Sie bat den Sohn, die kleine Reisende mit ihrem Gepäck in der letzten noch zurückgebliebenen Droschke nach Hause zu bringen und dann eilig zurückzulehren, indeß sie selbst zu Fuß nach ihrer nicht allzuweit von der Bahn gelegenen Wohnung gehen wolle. Mit etwas widerstrebender Galanterie fügte sich Franz diesem Beschlusse, mit dem er sich mehr und mehr ausöhnte, als er sah, wie schnell sich nun die schönen Augen des Mädchens trockneten und wie vertrauensvoll sich eine kleine weiße Hand auf seinen Arm lehnte.

Während der Fahrt plauderte seine Begleiterin so allerliebste von Heidelberg, von der Pension, gestand ihm auch mit reizender Naivität, daß sie ihn alle Tage gesehen, wenn er nach und von dem Anatomie-Saal gegangen, und wie sie und ihre Mitschülerinnen es bedauerten, daß er sich einen so häßlichen Beruf, der ihn mit so traurigen und fürchterlichen Dingen in Berührung brächte, gewählt habe.

Der junge Mann fühlte sich mehr und mehr zu seiner reizenden Gefährtin hingezogen; die weichen Ge-

fühle seines Herzens fingen an die Oberhand zu gewinnen, besonders aber als sie mit so großer Dankbarkeit von der theilnehmenden Güte seiner Mutter sprach und wie sie ihn um diesen kostbaren Schatz beneide. —

Das arme Kind hatte Mutterliebe nie gekannt. Als ihre Augen sich dem Leben geöffnet, hatten der Mutter Augen sich für ewig geschlossen. Der Vater war dann gereist viele lange Jahre hindurch, die Gouvernante der Bonne gefolgt und endlich war sie in eine Pension gekommen, während acht langer Jahre. Der Zauber des Familienlebens war ihr fremd geblieben und wie sehr mütterliche Sorgfalt ihr fehle, konnte man an ihrer Reisetouillette bemerken, die überaus elegant und kostbar, aber wenig zu einer Reise in herbstlicher Jahreszeit geeignet war. — Für abgehende Pensionärinnen, die ihre Rechnungen bereits gezahlt, hat man keine allzu große Rücksicht mehr zu nehmen und die in den Zeitungs-Annoncen von den Vorstehern gepriesene „liebende Pflege“ hat ihr Ende erreicht — wenn sie überhaupt, außer auf dem Prospect der Anstalt, existirt hat. —

Der Wagen rollte weiter und weiter, den geräuschvollen Stadttheil verlassend dem eleganten Viertel zu, welches fast am Ende der Stadt in nächster Nähe des Parks lag. Der Regen rauschte in Strömen herab und schlug klirrend an die schlechtverschlossenen Fensterscheiben des Wagens. Leontine — nach Art junger Mädchen hatte sie bereits ihren Vornamen genannt — fing an zu frieren. Franz zog seinen Ueberzieher aus und bedeckte sie damit; allein bald klagte sie auch über heftiges Kopfschmerz, wahrscheinlich eine Folge des Weinens. Die kleine Hand, welche der junge Doctor mit Amtsmiene in die seine nahm, brannte heiß und der Puls ging in fieberhaften Schlägen; beide wurden stiller.

Der Wagen verließ jetzt das Pflaster und lenkte in den weichen Kies der Parkwege ein. Hier war Alles still und öde. Die Bewohner dieser glänzenden Häuser befanden sich um diese Zeit im Theater oder in Gesellschaften, die Dienerschaft in den Souterrains, welche fast alle hell erleuchtet, wahrscheinlich beim Abendessen mit dem Wohl und Wehe ihrer Herrschaften beschäftigt.

Immer ungeduldiger sah das junge Mädchen aus dem Wagen, der endlich, endlich hielt. — Der Kutscher, verdrießlich über den weiten Weg in solchem Wetter,



klatschte heftig mit der Peitsche, allein Alles blieb still. Franz verließ den Wagen, mit Mühe seine Begleiterin zum Eigenbleiben bewegend. —

Das Haus war finster und öde, auf dem Vorplatz plätscherte eine kleine Fontaine, sonst Alles lautlos. Franz klopfte stark an die Thüre — Niemand antwortete; schon erhob er den Stock, um sein Klopfen mit größerem Nachdruck fortzusetzen, als der Schein der Gaslaterne ihm einen Streifen weißen Papiers, mit dem großen Gerichtsiegel versehen, zeigte. Eiligen Schrittes verließ er das Haus, um sich in das Souterrain des benachbarten Hotels zu begeben. Er war sehr bleich, als er zurückkam; die Nachricht, die ihm dort geworden, hatte ihn tief erschüttert. Seine Pflegebefohlene war eine Waise, der Graf, ihr Vater, am Nervenfieber gestorben, die Gesellschafterin, von der nämlichen Krankheit ergriffen, in der Charité. — —

Unschlüssig, was nun zu beginnen, nahte sich Franz dem Wagen. — Was sollte, was konnte er ihr sagen? Würde sie nicht an seiner erregten Stimme die Wahrheit errathen? — Seine Besorgniß war unnöthig, die Unglückliche sah und hörte nichts mehr. —

Der Kutscher, welchen sie angstvoll befragt, ob er auch wirklich am Hause des Grafen Bosenheim halte, hatte ihr die barsche Antwort gegeben: „Am Hause des Grafen Bosenheim? Ne, dieses weniger, der ist schon vor vierzehn Tagen begraben; da hätten wir den langen Weg sparen können!“ —

Franz stand jetzt ängstlich am Wagen und betrachtete verlegen das bleiche Gesicht, welches auf jene rohe Mittheilung hin mit einem tiefen Seufzer ohnmächtig in die Kissen zurückgesunken war. An der Physiognomie des Kutschers hatte er mit einem Blick die Sachlage erkannt. Ohne Worte zu verlieren, befahl er, indem er seine Adresse angab, den Wagen zu wenden, nahm die Kranke in seine Arme und fuhr in größter Eile dem Hause seiner Mutter zu.

Mit nicht geringem Schreck empfing die Consistorialrätthin die Ankömmlinge, doch trug ihr mütterliches Herz augenblicklich den Sieg über jedes egoistische Bedenken davon. Mit jener bei Frauen so angenehmen geräuschlosen Geschäftigkeit hatte sie dem jungen Mädchen bald im eigenen rebenumlaubten Stübchen ein Lager bereitet, und erst als die Kranke in einen unruhigen, traumhaften Schlaf gefallen, konnte sie sich des Wiedersehens erfreuen. — Wie edel, wie prächtig in stolzer Jugendschöne saß der Sohn da vor ihr, wie leuchteten seine Augen von Intelligenz und Thatkraft! Der harte Zug um seinen Mund war freilich schärfer ausgeprägt als je, indes das Leben unter lauter Männern, sowie

sein ernstest Beruf mochten wohl Schuld daran sein. Sein Herz war ja im innersten Kern gut und weich. Wie sorglich benahm er sich nicht für seine Patientin. — Die gute Mutter wußte freilich nicht, welch ungeheures Interesse für einen angehenden Arzt eine erste Patientin hat.

Franz erzählte jetzt den Tod des Grafen und wie Leontines Krankheit schon im Keim gelegen und nur durch Kälte und Schreck der Ausbruch derselben beschleunigt sei. Die Rätthin machte Kaffee und während beide die Nacht über am Lager der Waise wachten, berichtete Franz all die tausend kleinen Erlebnisse seiner Studentenzeit. Wie wichtig erscheint uns Alles, wenn wir noch nichts erfahren, und wie wichtig ist es einer Mutter, des Sohnes äußere Erlebnisse zu hören, welche trotz aller Unbedeutendheit doch ein Bild der inneren Entwicklungsgeschichte abgeben. —

Das Frühroth des Morgens zeigte dem jungen Arzt, daß seine kleine Kranke von den Masern befallen, und seufzend, daß es nichts Wichtigeres, vielleicht ein hitziges Nervenfieber, oder lieber eine noch ungekante Species von Krankheit war, begab er sich für einige Stunden zu Bett. Allein die Theilnahme für seine Kranke ließ ihn wenig ruhen. Er ging nach der Stadt zurück, um den Behörden Anzeige zu machen, und besuchte dann die Charité, um von der Gesellschafterin die verwandtschaftlichen Beziehungen seiner Pflegebefohlenen zu erfahren. Doch auch diese war seit wenigen Tagen gestorben. — Es war, als hätten die Meereswogen die arme Leontine an ein fernes, fremdes Land gespült, und wohl ihr, daß der Strand, welcher sie empfangen, ein so gastlicher war!

Woche um Woche verrann, der Winter hatte längst sein Reich begonnen, Haus und Garten lag tief gebettet im weißen, weichen Schnee und noch blieb von Seiten der Verwandten, oder der Behörden — die letzteren hatten sich damit begnügt, einen öffentlichen Aufruf zu erlassen — Alles still; Leontine war längst genesen; sie saß jetzt in ihrem Trauer-Anzug am Fenster und sah sinnend dem Spiel der Schneeflocken zu, die draußen so lustig umherwirbelten. — So lustig und frei hatte sie vergangenen Winter auch umherzutanzten gehofft — welche märchenhaften Illusionen vom Leben macht sich nicht eine Pensionärin! — und jetzt war sie eine Waise, der Gastfreundschaft fremder Leute preisgegeben. Fremder! sie erröthete tief bei diesem undankbaren Gedanken. Wie edel hatten diese — Fremden an ihr gehandelt, sich ihrer Hilfslosigkeit erbarmt, sie gepflegt, und welch unbegrenzte Gastfreundschaft übten sie an ihr aus. Es war ein so trauliches, behagliches Nestchen, welches den verstoßenen kleinen Vogel aufnahm, wie man es nur wünschen konnte. — Die Consistorialrätthin liebte in ihr die Tochter, welche das Schicksal ihr versagt, und

Franz — ja, das war es eben, der war so garstig, so tyrannisch, der zwang sie, all die verhassten Bücher, die sie so tief als möglich in ihrem Koffer verborgen hatte, wieder hervorzuholen. Ja, selbst das war ihm noch nicht genug; er gab ihr noch viel ernsteres, trodeneres Zeug zu lesen, sprach ihr, die sie der Stolz der berühmten Heidelberger Pension gewesen, alles Wissen ab, das er nur „gefälligen Firniß“ nannte, und überwachte ihre Lectionen, als ob sie ein kleines Kind sei. Und sie war doch wahrhaftig kein Kind mehr! — Wie war sie während ihrer Krankheit gewachsen! — Wohlgefällig beschaute sie im Spiegel ihre schlankte Gestalt, schüttelte die langen blonden Locken und warf trotzig das hübsche Köpfchen zurück mit dem festen Entschluß, sich gegen den Despoten zu empören. — War es wohl Empörung, was sie so heiß erröthen machte, als sie plötzlich draußen eine sonore Stimme vernahm? —

Franz trat ein und brachte Nachricht von den Thringen. Eine Tante war ermittelt worden, eine Schwester ihres Vaters, die, Witwe, bald hier, bald da, diesen Winter in Paris lebte. —

Leontine mußte ihr schreiben und nach ziemlich kurzer Frist kam auch die Antwort zurück. Die Baronin von Prévaille schrieb ihr, daß sie sich freue, da sie nur einen Sohn habe, eine hübsche Nichte — sie setze natürlich voraus, daß sie hübsch sei — patronisiren zu können. Natürlich wäre diesen Winter, wo sie noch um ihren Papa in Trauer sei, nichts zu machen, sobald aber ihr Sommeraufenthalt festgesetzt, würde sie selbst Leontine abholen. Einweilen möge sie nur ruhig und verborgen an dem Orte bleiben, wo es ihr ja gut zu gehen scheine. Je verborgener sie jetzt lebe, je mehr Effect würde dann ihr plötzliches Erscheinen, umgeben vom Nimbus romantischer Schicksale, hervorbringen. Der Brief schloß mit der Ermahnung, sich in Betreff ihrer Toilette keine Sorgen zu machen, da sie eine Tante besitze, die Gottlob! in Paris lebe.

Ganz verwundert reichte Leontine der Consistorialrätthin dieses wunderliche Schreiben, doch dieser fehlte zum Verständniß solcher Frauen-Charaktere der Schlüssel gänzlich. Auf Alle aber machte „diese Epistel aus dem gelobten Lande der Haute-volée“, wie sie Franz nannte, einen unangenehmen Eindruck. Indes dieser verlor sich bald. Weihnachten kam, das erste, das die Waise im Familienkreise verlebte, und je mehr der Schnee des Winters schmolz, je mehr schmolz auch die Strenge des jugendlichen Mentors. Man vergaß die Tante, die Studien, die Zukunft im seligen Genügen des Augenblicks. —

O Liebe, köstlichstes Geschenk Gottes! Die Erinnerung an dich schmilzt den Schnee des Alters und das Eis der Lebenserfahrung, macht die Matrone erröthen

und sänftigt die Herbe des Greises. Welch einen Zauber verleiht du um dich zu verbreiten, heilige Liebe! —

Im Garten der Consistorialrätthin blühten und dufteten Tausende von Rosen, sangen die Nachtigallen und rauschte der kleine Bach; der Frühling sang seine Hymnen und fand in den Herzen der Liebenden sein Echo. Unter dem schützenden Dache des Apfelbaumes tauschten sie ihre Gelübde und in jenem unschuldigen, süßen, nichts und doch viel bedeutenden Liebesgeplauder sahen sie den Mond langsam durch das Schweigen der Nacht schiffen.

Halb erfreut, halb ängstlich sah die Mutter dem Treiben zu. Ihr schwächterer, klagender Warnungsruf: „Es ist noch zu früh,“ verhallte ungehört im ersten brausenden Glückesjubel; sie hatte auch nicht das Herz und zu wenig Lebenserfahrung, um ernster aufzutreten. Sie empfahl das Schicksal ihres Sohnes dem, zu welchem täglich Millionen besorgter Mütter beten.

In den letzten Tagen des Juli kam ein kleines zierliches parfümirtes Schreiben aus Paris von Frau von Prévaille, worin sie ihre Ankunft und die Absicht ankündigte, Leontine mit nach Baden-Baden zu nehmen.

Die Consistorialrätthin beschäftigte sich nun auf das angelegentlichste, für den Empfang ihres eleganten Gastes alles herzurichten; auch die Liebenden hatten vollauf zu thun, mit der Erneuerung ihrer Gelübde, den letzten Besuchen aller Lieblingsplätze und dem Zurückleben des für sie so bedeutungsreichen Winters.

Endlich war der Abend gekommen, welcher die Baronin bringen sollte. Leontine war mit der Magd der Consistorialrätthin auf den Bahnhof gegangen, sie zu empfangen, und Mutter und Sohn saßen nachdenklich auf der Bank vor dem Hause, befangen, schweigend. Welche Bedeutung für ihre allseitigen Schicksale würde wohl die Ankunft der Tante haben?

Traurig betrachtete die Consistorialrätthin den Sohn, welcher mit einem Stöckchen Figuren in den Sand zeichnete. Leontine, die sie übrigens herzlich liebte, war geistig noch gänzlich unentwickelt, also abhängig und leicht zu beeinflussen; sie gehörte einem Stande an, der sie berechtigte, andere Ansprüche zu machen. Die Frau eines jungen Arztes zu sein, der noch ohne Namen in wissenschaftlicher Bedeutung, war jedenfalls ein sehr bescheidenes Loß. Würde die Tante darein willigen? und war die Liebe des jungen Mädchens stark genug, um allen Vortheilen ihrer Stellung, deren Annehmlichkeiten sie noch gar nicht kannte, zu entsagen? — Es schien der Consistorialrätthin, als habe Leontine die Nachricht einer baldigen Trennung nicht mit dem Schmerz aufgenommen, den sie selbst bei dieser Gelegenheit gefühlt haben würde. — Vorsichtig wagte sie dem Sohne ihre beunruhigenden Gedanken mitzutheilen.

Franz brauste auf. — Er war bei Leontinens vom Gericht bestellten Vormund gewesen, einem alten Justizrath, hatte diesem ehrlich und offen seine Absichten dargegethan und keine Hindernisse gefunden. Leontine war arm. Der verstorbene Graf hatte durch kostspielige Liebhabereien und Reisen sein Vermögen derangirt, war dann in die Hände von Börsenspekulanten gefallen und hatte sich in dem Bestreben, das Verlorene zu ersetzen, gänzlich ruinirt; der Tod hatte ihm mitleidig das beschämende Bekenntniß seines Unglücks erspart. Die Hinterlassenschaft an Mobilien u. s. w. hatte gerade hingereicht, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Nahm Frau von Prévalle ihre Richte nicht zu sich, so blieb nur übrig, die Gnade des Königs zur Aufnahme in ein Fräuleinstift anzurufen. —

Der Justizrath sah als ein praktischer Mann in der Partie keine Mesalliance. Franz Hubert war ein schöner, junger Mann, aus guter Familie, nicht ohne Vermögen; die Gattin desselben zu werden war unstreitig angenehmer, als in einem Fräuleinstift zu verklammern. —

Die Rätthin schwieg, als Franz ihr diese Mittheilungen machte, ohne indeß beruhigt zu sein. Es waren eben Männer, welche kaltblütig diese gegenseitigen Chancen abwogen; sie hatten Alles berechnet, nur nicht die Wandelbarkeit der Gefühle eines so jungen Mädchens. —

Der Abend neigte sich dem Ende zu, das volle Sonnengold lag auf dem duftenden Garten, der in der ersten Sommerfrische prangte. „So, mein Mütterchen, liegt das Leben vor mir!“ rief Franz und schrieb mit fester Hand Leontinens Namen in den Sand. Da rollte ein Wagen heran und mit einer unwillkürlichen Bewegung war der Name durchstrichen. —

Ein böses Omen, dachte die Consistorialrätthin und ging dem Gaste entgegen, während Franz nach dem Gute griff und sich zu einem Spaziergang entfernte.

In zwei Wagen kam Frau von Prévalle herangerollt, im ersten saß sie selbst mit Leontinen, im zweiten ihr Kammermädchen mit einer solchen Unmasse der verschiedenartigsten Koffer, Cartons u. s. w., als beabsichtige man eine Colonisation in Amerika. Frau von Prévalle war eine sehr lebhaft, höchst elegante Dame, die mit ihrer Richte fortwährend französisch sprach und zwar im reinsten Pariser Accent. Sehr herablassend lorgnetierte sie die Consistorialrätthin, welche sie flüchtig begrüßte, fragte dann nach ihrem Zimmer und setzte die Theestunde für acht Uhr an, Alles mit einer Ungenirttheit, als befände sie sich in einem Hotel.

Leontine dankte in ihrem Herzen Gott, daß Franz nicht anwesend — ein Gefühl, welches die Rätthin vollkommen theilte — und folgte der Tante in äußerster Verlegenheit auf ihr Zimmer.

Um acht Uhr fanden sich Alle im Garten ein, wo der Thee servirt ward. Franz, der zurückgekommen, betrachtete mit äußerster Verwunderung Frau von Prévalle, welche eine Abendtoilette gemacht, als ob ein Fürsten-Congreß versammelt. Sie wollte ihn ebenso von oben herab behandeln, wie sie es zu seiner höchst unangenehmen Ueberraschung bereits mit seiner Mutter gethan, welche die gütvollste Gastfreundschaft gegen sie ausübte, aber er setzte sofort dem Stolz des Namens den Stolz der Intelligenz entgegen und schon dadurch gereizt, war er den ganzen Abend schroff, sarkastisch und unliebenswürdig. Die arme Rätthin war unerschöpflich in Artigkeiten gegen ihren sonderbaren Gast, während Leontine mit niedergeschlagenen Augen, und Wangen, so dunkelgefärbt wie die rothen Rosen, welche hinter ihrem Stuhl glühten, stumm darsaß.

Eine Pause in der Unterhaltung ließ Frau von Prévalle nicht entstehen, denn sie sprach fortwährend in dem eleganten Jargon gewisser Gesellschaftskreise, welche den Uneingeweihten so geheimnißvoll erscheinen wie das Rothwälsch in Verbrecher-Romanen. —

Wie verschieden war dieser Abend von all den andern, welche man sonst hier verlebt! — War aber der Abend peinlich gewesen, so war es der Morgen noch mehr. Leontine erschien sowohl der Consistorialrätthin wie auch Franz als eine so ganz Andere in der eleganten Pariser Morgentoilette, welche die Tante ihr mitgebracht und darauf bestanden hatte, daß sie dieselbe gleich anlege. Sie sah allerdings wunderhübsch darin aus, allein das war nicht mehr die kleine hilflose Waise, welche man lieben und hätscheln und beschützen konnte. Mit der Kleidung und vielleicht auch von der Tante — unbewußt — beeinflusst, hatte sie auch bereits die kleinen Airst ihres Standes angenommen und erschien fast als eine Fremde in dem Kreise, dem sie so lange und so innig angehört.

Frau von Prévalle war womöglich noch hochfahrender als früher. Ohne ein Wort des Dankes auszusprechen, machte sie nur die Mittheilung, daß sie morgen abzureisen gedenke, schickte nach einem Wagen, um zu dem Vormund zu fahren — „des Rechnungsabschlusses wegen“ — verwarf den Vorschlag Leontinens, das Grab des Vaters noch einmal zu besuchen, als „unnütze Nervenauflage“ — und fuhr endlich zu großer Erleichterung Aller davon.

Die Rätthin ging, das Diner des anspruchsvollen Gastes zu besorgen; indeß Franz sich ironisch vor Leontinen verbeugte und sich gleichfalls entfernte. Schmerzlich überrascht sah ihm diese nach. Wenngleich ihr junges Köpfschen eingenommen war durch den Anblick all dieses ungeahnten Luxus, und die Schilderung all der glänzenden Herrlichkeiten einer Saison in Baden-Baden ihre Phantasie lebhaft erregt hatte, so war doch ihr

Herz mit allen Banden an Franz gefesselt, und wenn sie gleich den mädchenhaften Wunsch hegte, sich einmal recht putzen und tanzen zu können, so vermochte sie sich ebenso der Zeit zu freuen, wo sie mit Franz und seiner Mutter hier wieder sitzen und von all den Herrlichkeiten plaudern würde. Sie hoffte, er werde bald zurückkommen und ein ruhiges Aussprechen Alles wieder ins alte Gleis bringen.

Während dieser Zeit rannte Franz im heftigsten Borne auf das ganze weibliche Geschlecht weit draußen am Strome umher, ohne an Rückkehr zu denken. Auch die Rätin, welche wirklich durch das undantbare Benehmen der Baronin erzürnt war, wich Leontinen aus, und so schlich diese, sich recht fremd und einsam fühlend, betrübt in dem Häuschen umher, das ihr eine so liebevolle Heimat gewährt hatte, und half der Pariser Kammerjungfer endlich beim Einpacken, um sich durch deren Geschwätz zu zerstreuen und die peinlichen Gedanken zu verjagen.

Der Mittag ging besser vorüber, denn die Tante kam merklich verändert zurück. Der alte, derbe Justizrath hatte sie gründlich über die Vermögensumstände ihres verstorbenen Bruders aufgeklärt, wie auch über die Verpflichtungen, welche sie gegen ihre Wirthin habe. Gewandt, wie sie war, änderte sie ihren Ton, that, als ob sie sich erst nach und nach anzuschließen verstände, war liebenswürdig gegen die Consistorialrätin, artig gegen Franz und erzählte ganz angenehm von ihren Reisen. Franz verhielt sich heute schweigend, weil er innerlich litt, und so verging der Tag ganz leidlich. Der Abend vereinigte noch einmal die Liebenden und der Schmerz des Abschieds verwischte jede Bitterkeit der jugendlichen Herzen. Leontine wollte mit der Tante sprechen, Franz solle ihr schreiben und der Herbst sie wieder hier zusammenführen. Frau von Prévaille war selbst noch zu gefallsüchtig, um sich von einer schönen Nichte verdunkeln zu lassen, und so hoffte Leontine, daß, wenn der Reiz der Neuheit vorüber, ihrer Rückkehr keine Schwierigkeiten entgegenstehen würden.

Der Zauber der Jugend besteht wohl hauptsächlich in der unvertilgbaren Frische ihrer Hoffnungen! —

Nach einer wahren Springslut leerer Complimente von Seiten der Frau von Prévaille, und warmen herzlichen Abschiedes von Seiten Leontinens, die ihre Liebe zu Franz in diesen letzten Augenblicken unverhüllt zeigte, schieden Beide. —

Mutter und Sohn waren allein und es schien ihnen, als sei der Garten plötzlich verödet, als wehten Winterstürme durch das grüne Laub und als ständen sie an einem eben geschlossenen Grabe, welches ihre theuersten Glückgüter berge.

Woche für Woche verrann in dem Kreislauf gewohnter Thätigkeit für die Consistorialrätin und den jungen Arzt. Nach einem ersten flüchtigen Brief von Leontinen, welche ihre glückliche Ankunft gemeldet, war lange keine Nachricht eingetroffen. Das Schreiben, welches Franz durch den Vormund an Frau von Prévaille gesendet, blieb unbeantwortet, und die später ankommenden Briefchen der Comtesse waren voll anmuthigen Mädchengeplauders über Bälle und Landpartien, Beschreibungen von Dejeuners, Picnicks und ähnlichen Vergnügungen einer glänzenden Badesaison. Sie pries die Güte der Tante, welche mit fürstlicher Freigebigkeit für die frischesten Toiletten sorgte; aber so kindlich-fröhlich, so naiv und harmlos auch diese Briefe waren, sie paßten doch wenig für den ersten Empfänger. Eine Pensionsfreundin würden sie aufs äußerste interessirt und beglückt haben, Franz las sie schweigend und finster und gab sie dann der Mutter, zwar ohne jede Bemerkung, aber auch ohne sie jemals zurückzuverlangen.

Der Rätin erstarb jedes entschuldigende Wort gegenüber dem düstern Wesen des Sohnes, der sich jetzt ausschließlich seinen Studien hingab, und sie brach das Schweigen erst, als Franz ihr eines Tages ankündigte, er habe die Absicht, mit einem jungen Prinzen, welcher einen ärztlichen Reisebegleiter suche, nach dem Orient zu gehen.

„Es ist zu früh zu einem solchen Bruch“, bat sie mild; er möge der Jugend Leontinens Rechnung tragen, den Einfluß der Tante berücksichtigen und jedenfalls keinen Entschluß fassen, ehe er sich an Ort und Stelle von den Gesinnungen der Braut, wie der Frau von Prévaille überzeugt.

Franz ließ sich überreden und war innerlich erfreut darüber, zu etwas gebeten zu werden, was er selbst wünschte und nur zu stolz war, einzugesuchen. Auch fühlte er wohl die Tragweite eines solchen Entschlusses, wie eine Reise nach dem Orient, deren Dauer nicht zu berechnen und die möglicherweise eine Trennung fürs Leben war. — Von ganzem Herzen wünschte die Consistorialrätin eine freundliche Wendung der Angelegenheit. Die Reise, welche sie zu abermaliger Einsamkeit verdammt, lag schwer auf ihrem Mutterherzen, und abgesehen von ihren eigenen Gefühlen und Befürchtungen, welche Wandlung mußte im Herzen des Sohnes vorgehen, wenn er in seinen persönlichen Empfindungen, seinen theuersten Hoffnungen so grausam getäuscht wurde! Ihre bangen Ahnungen sollten sich verwirklichen.

Nach wenig Tagen schon kam Franz von Baden-Baden zurück und erklärte sich bestimmt für seine Reise nach dem Orient. Ueber das Erlebte sprach er sich nicht aus. Die Vorbereitungen und Studien, die geschäftlichen Besorgungen, welche eine so lange Entfernung mit sich bringen, nahmen ihn völlig in Anspruch und erst

beim Abschied schloß sich seine Seele der Mutter auf. — In Baden angelangt, war es ihm nicht gelungen, Leontine zu sprechen, und erst am dritten Tag nach seiner Ankunft war ein Wiedersehen auf einer großen Reunion erfolgt — ein Sehen, mehr war es nicht gewesen. Er fand die Braut als gefeierte Ballkönigin wieder, umringt von einem ganzen Heere von Anbetern und namentlich behütet und bewacht von einem bleichen Koué, dem einzigen Sohn der Frau von Prévaille. Sie sah sehr lieblich aus in ihrem weißen, wolligen Kleide, einen Bergkriemlein-Kranz in den langen Locken, und begrüßte ihn mit freudigem Erröthen; als aber der Cousin, das Lognon im zugewiffenen Auge, mit süßsanfter Miene zu ihr trat und den Namen des Doctors von ihr zu wissen begehrte, stammelte sie verlegen einige Worte und ließ sich so bereitwillig von letzterem zum Soupe führen, als wäre sie froh, eine peinliche Scene beendet zu wissen. —

Mit tiefem Schmerz hatte Franz ihr nachgesehen, als sie verschwand wie ein Wölkchen am Sommerhimmel; mit ihr verschwand der Märchentraum der Jugend — das nüchterne, ernste, wirkliche Leben trat in seine Rechte. Er erkannte nicht nur, daß Leontine keine Frau für ihn sei, sondern er fühlte auch seine Liebe allmählich entschwinden. Seiner Charaktereigenthümlichkeit nach konnte er nur ein sanftes, weiches, abhängiges Wesen lieben. Er war geboren zu herrschen, der Stolz, das Glück eines Weibes zu sein, das zu ihm empor, nicht auf ihn herabsah. Ohne Leontine wiederzusehen, hatte er noch denselben Abend Frau von Prévaille aufgesucht und ihr seinen völligen Verzicht ausgesprochen. An der Freude, mit welcher derselbe aufgenommen, empfand er, wie sehr man ihn gewünscht. —

Die Consistorialrätthin sah wohl ein, wie für den tiefverletzten Sohn eine lange und anregende Reise jetzt nur eine Wohlthat sein müsse, und so entließ sie ihn gern, begleitet von ihren heißesten Segenswünschen. —

Wenige Tage nach seiner Abreise kam ein langer, schmerzzerfüllter Brief Leontinens. Sie hatte die Botschaft der Tante nicht glauben wollen, nicht glauben, daß der Geliebte fort sei für immer, sie preisgebend den Werbungen des jungen Prévaille, welchen sie verabscheute. Sie hatte nur jedes Gespräch zwischen den Beiden vermeiden wollen, um nicht vielleicht eine heftige Scene herbeizuführen, und bat die Consistorialrätthin kindlich und herzlich, eine Versöhnung mit ihrem voreiligen Geliebten zu vermitteln. — Ach, das war vergebens! Der schwamm schon auf den Wogen des Ozeans und hatte alle Frauenliebe in den tiefsten Grund des Meeres versenkt. —

Es war ein milder Frühlingsabend. Vor dem Café d'Orleans im Palais Royal zu Paris flammten die Gaslaternen, lag das Mondlicht auf den Rasenplätzen, plätscherten die Fontainen, bewegte sich eine Menge gehender und kommender Menschen und dazwischen klapperten die Dominosteine, während die Garçons geschäftig hin- und herliefen.

An einem kleinen Tischchen saß einsam ein Mann mit dunklem Bart und gebräunten Zügen und sah träumerisch in das Gewühl hinaus. Es war der Doctor Hubert, welcher sich nach fast fünfjährigen Reisen zum ersten Male wieder den Genüssen der Civilisation hingab. Diese in angestregten Studien, ernstlichen Forschungen, beschwerlichen und gefährvollen Wanderungen zugebrachten Jahre hatten seinen Charakter gefestigt; er war noch abgeschlossener, noch kälter geworden als früher und lebte nur in und für seinen Beruf. Mit bedeutenden Kenntnisse ausgerüstet, hatte er durch mehrere gebiegene Schriften, sowie einige glückliche Kuren seinem Namen bereits einen weitläufigen Klang verschafft. Der jetzige Aufenthalt in Paris diente ihm nur dazu, noch umfassendere Studien in seinem Fache zu machen, ehe er einem Rufe als Badearzt in einem berühmten rheinischen Badeorte Folge leistete. Nur selten tauchte in der Erinnerung das Bild seiner Jugendliebe auf. Wenn er dahin ritt in feierlicher Stille der Wüste, schwebte ihm wohl, gleich der Fata morgana, Leontinens Gestalt, wie er sie zuletzt gesehen, vor; er sah das weiße Kleid flattern und die goldenen Locken, geschmückt mit dem blauen Kranz — doch bald verschwand das Luftgebilde seinem mit ernstlichen Gedanken angefüllten Geiste wieder. — Heut, in der weichen, träumerischen Stille des Abends, ging ihm das Herz auf. Er dachte seiner einsamen Mutter daheim, in deren Garten jetzt die Rosen dufteten und die Nachtigallen schlügen, und ein Sehnen wallte in ihm auf, ein Sehnen nach Liebe, welche kein Mensch ganz zu unterdrücken vermag. —

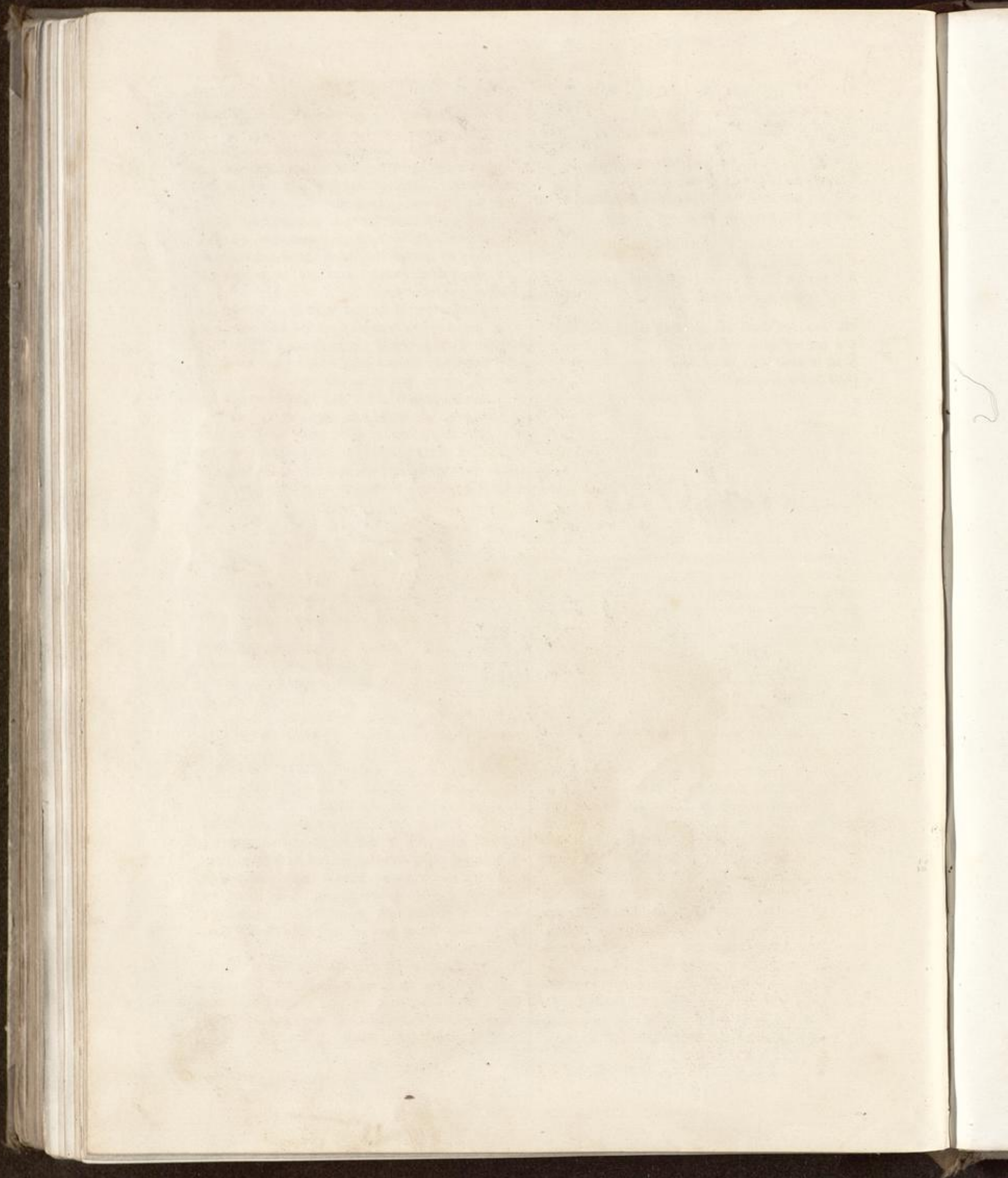
Da drang plötzlich vernehmlich durch das Schwirren der Menge der Ruf nach einem Arzt. Franz erhob sich augenblicklich, demselben Folge zu leisten. Es war in dem Entresol des gegenüberliegenden Hotels, wo man seiner bedurfte. Einen fremden Herrn, welcher seit einiger Zeit dort wohnte, hatte bei einer Spielpartie, wie der ihn hinaufleitende Portier berichtete, der Schlag getroffen. Madame sei nicht zu Hause, erzählte der geschwätige Alte weiter, Madame sei sehr gut, sie entferne sich auch immer von solchen Gesellschaften.

(Schluß folgt.)



207. 1865

ALLGEMEINE MODENZEITUNG



## Alles Andre für Dich.

Gib mir den Bald, den sommerlich lächelnden,  
 Gib mir den duftenden Hain;  
 Gib mir den West, den schmeichlerisch sächelnden,  
 Gib mir den perlenden Wein.

Reich mir die Laute, die liebreich tönende,  
 Schenke zum Singen mir Lust;  
 Gib mir die Maid, die nach Liebe sich sehrende,  
 Treue verleihe meiner Brust.

Gib mir den Stab, daß die Welt ich durchwandere  
 Bis zum entlegensten Strich —  
 Dies sei mein Theil, behalt alles Andere,  
 Alles Andre für Dich!

Karl Koch.

## M o d e n b e r i c h t.

(M.) Die Jaquetten herrschen unbedingt vor; sie sind das allgemeinste und beliebteste Herrenkleidungsstück; einige sind von schwarzem Tuch und können den Rock vertreten; sie haben dann große Revers, die ziemlich shawlartig fallen, und einen schmalen niedrigen Kragen; die Taille ist ziemlich lang und halbbreit, der Schoß weit, die Ärmel sind am Ellbogen ebenfalls weit, werden aber nach der Hand zu enge.

Man sieht indeß auch viele sogenannte englische Jaquetten, die so ziemlich die Sackform haben. Die Fracks werden selten getragen und die, welche man sieht, haben große platt anliegende Revers.

Die eigentlichen Röcke haben eine halbblange Taille und ebenfalls breite Revers.

Die Pantalons sind im allgemeinen halbweit und die Westen sieht man in den verschiedensten Formen. Einige haben einen sehr weit offenen Shawlkragen, andere einen ganz kleinen, da sie bis ziemlich hoch hinauf zugeknüpft werden.

(F.) Ueber die Frühjahrsmoden ist Neues und Gutes zu berichten; die auffallenden Moden sind oder werden verbannt und man meidet allen grellen Ausputz. Die Kleider sind also ohne oder doch ohne viel Garnirung mit einem Paletot von gleichem Stoffe.

Wie zu allen neuen Moden hat auch zu dieser einfachen Mode die Kaiserin von Frankreich den Anstoß gegeben. Ihre Kleider von Taffet oder Moire sind meist ganz einfach mit gleichen Paletot. Im Besatz hält sich der Stahl

noch einigermaßen, aber er schwindet ebenfalls mehr und mehr; noch beliebter sind die Glasperschen.

Auch die Mode, welche den Unterrock von gleichem Stoffe wie den eigentlichen Rock verlangt, hält sich und wird immer allgemeiner; er sieht auch sehr gut aus, wenn der Rock ausgenommen ist.

Auf den Kleidern sieht man viele prächtige Gürtel mit langen Enden, die vollkommen hinreichen, ein Kleid zu pugen; die Leibchen sind einfach, haben aber ein Kästchen von Spitzen darüber, das man zu verschiedenen Kleidern verwenden kann.

Der Foulard ist der Lieblingsstoff zu Sommerkleidern, die man mit ausgezacktem Gekräusel oder mit Streifen ausputzt, die in andern Farben besetzt sind.

Die kleinen Bolants haben die Gunst auf den Rücken verloren, dagegen sind sie an Unterröcken äußerst beliebt.

Die Sonnenschirme sind mit Pfauensfederäugen ausgeputzt, unten mit Gold- und Stahlperlen gestickt.

Die kleinen runden Hüte zeigen sich in den verschiedensten Formen; viele sind von dunkeler Farbe und haben einen kleinen grünen Schleier, der ja bekanntlich namentlich zu einer Reisetouillette so hübsch aussieht.

Modenblatt N<sup>o</sup> 20.

## (Nach Originalzeichnungen.)

1. Runder Strohhut mit sogenanntem Diademschirm, an der Seite ein Büschel blauer und weißer Federn; Kleid von Taffet mit hohem glatten Leibchen und langen engen Ärmeln, die mit Posamentenspitzen besetzt sind wie unten herum der Rock; neuer Paletot mit offenen hängenden Ärmeln und mit halbblangen Schößen, die durch Borte verbunden sind, wie das Ganze mit schwarzen Spitzen reich garnirt ist; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Sonnenschirm mit schwarzen Spitzen; Stiefelchen.

2. Krepphut mit Blumen ausgeputzt; grüne Bindebänder; Kleid von grünem Taffet mit hohem runden Leibchen und engen Ärmeln, auf dem Rode unten herum und vorn an den Seiten herunter mit schmalen Sammetstreifen garnirt; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; sehr kurzer Paletot mit eigenthümlichem Bandoausputz an den Ärmeln und vorn auf der Brust; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Haarputz mit einer Art von blauem Chenillenetz; Kleid von blau und weißgestreifter Seide, Rock und Leibchen ungetrennt und mit blauen Taffetrüben garnirt; kleiner Leinwandkragen; eben solche Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Schuhe.



4. Griechischer Haarpuz mit rothem Band; Kleid von weißem Muslin mit Figaro-Fädelchen, das mit Spitzen und eingezogenem rosa Band garnirt ist; an den Seiten des Rockes von oben nach unten laufende Ruchen mit eingezogenem rosa Band; darunter ein zweiter und zwar rother Rock; Stiefelchen.

Stahlsich N<sup>o</sup> 20.

General Sherman.

(Nach einer Photographie.)

William R. Sherman, Einer der gefeiertsten Generale in der Unions-Armee Amerikas, der sehr viel zur

Niederwerfung der Rebellion des Südens beigetragen hat, wurde im Jahre 1818 in dem Staate Ohio geboren und besuchte in der Jugend die amerikanische Militärakademie zu West-Point. Lieutenant wurde er 1841 und wegen seines Verhaltens während des mexikanischen Krieges zum Hauptmann befördert. Bald nach Ausbruch des amerikanischen Bürgerkriegs wohnte er als Oberst der Schlacht von Bull Run bei. Er stieg allmählich zu dem Range eines Brigadegenerals und in der Schlacht von Shiloh schrieb ihm General Halleck hauptsächlich den Sieg zu. Später erhielt er das Commando über die fünfte Division der Armee Grants, mit welcher er die Belagerung von Vicksburg leitete. In dem letzten Jahre leitete er die wichtigen Operationen in Tennessee und Georgia und endlich erzwang er die Capitulation des feindlichen Generals Lee, welche der Anfang des Endes der Süd-Revolution wurde.

## Intelligenzblatt zur Wochenzeitung.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

**Bad Langenberg** bei Gera.  
Wasserheilstalt, Fichtennadelbäder, homöopath. Kuren.  
Logis, Kost, Bäder und ärztliche Behandlung wöchentlich 5 bis 6 1/2 Thlr. Prospeete verschickt gratis **Dr. Blau**, homöopath. Arzt und Director der Wasserheilstalt daselbst.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Feinheiten des Schachspiels

auf dem Gebiete der Composition.

Erster Theil.

Als zweite Ausgabe der „Kriegslisten des Schachspiels.“

Herausgegeben

von

**M. Lange.**

gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.

**LEIPZIG.**

Unter allen existirenden kosmetischen Mitteln gegen das

**Ausfallen der Haare**

und vorzüglich zur Wiederherstellung des Haarwuchses auf schon fast gewordenen Scheiteln nimmt

**Johann Andreas Hauschild's**

vegetabilischer Haarbalsam

unstreitig den ersten Rang ein. Mehr als Tausend bei mir zu Jedermanns Einsicht ausliegende Dank- u. Anerkennungsschreiben, meist von Personen aus den höheren Ständen, bestätigen die Wirksamkeit desselben und fast sämtliche Höfe Europas beziehen den Balsam als unentbehrlich

gewordenen Toiletteartikel sehr regelmäßig von mir.

**Die Wirkung des Balsams ist überraschend!**

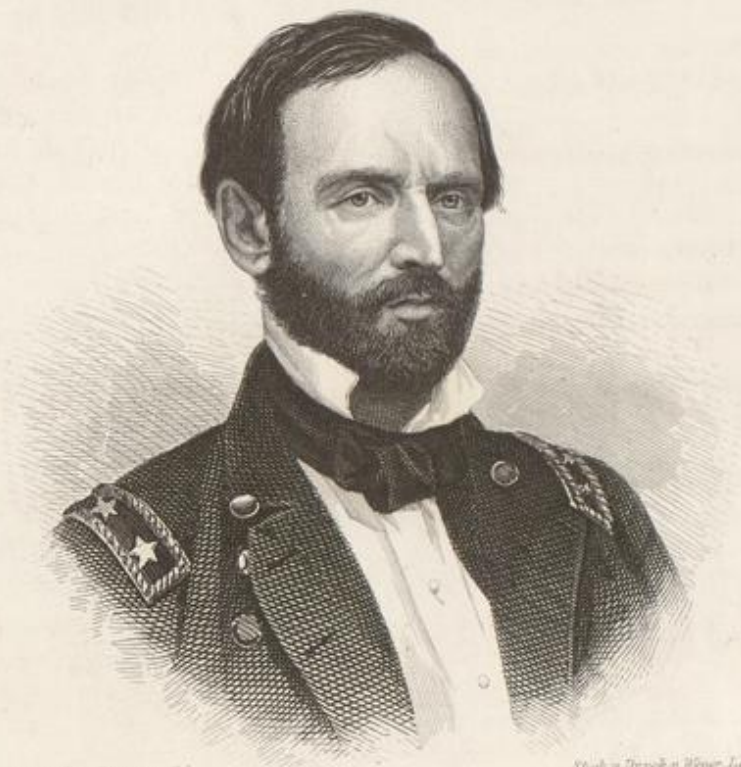
Das Ausfallen der Haare wird dadurch fast augenblicklich gehoben und junger Haarwuchs zeigt sich auf selbst schon länger fast gesehnen Stellen in ungläublich kurzer Zeit, sehr oft in wenig Tagen! Der billige Preis des Balsams macht es Jedem möglich, sich mit wenig Kosten von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen. Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte wohl zu beachten, daß Hauschild's Balsam in Originalflaschen à 1 Thlr., 1/2 fl. 20 Sgr., 1/4 fl. 10 Sgr. echt nur von mir zu beziehen ist.

**Julius Kratze Nachfolger.**  
Leipzig, Dresden Str. Nr. 2.

**NEBEN DER POST.**

JULIUS KRATZE NACHFOLGER.

DRESDNER STRASSE N<sup>o</sup> 2.



Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Weyer, Leipzig

William J. Sherman

Verlag v. Neumann, Neudamm



zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

„Zu früh!“

Novelle  
von  
Agnese Grans.  
(Schluß.)

Mit einem unfaszbaren Gefühl des Widerwillens betrat Franz die Räume, welche eben von einigen Herren mit ziemlich verstörten Mienen verlassen wurden. Die Tische waren bedeckt mit Flaschen, Gläsern und Speise-Überresten, Karten lagen überall umher, auch einige Goldstücke auf dem Boden. Bleich und leblos, augenscheinlich vom Schlag getroffen, lehnte auf dem Sopha der Kranke. Es war die ausgeprägteste Spieler-Physiognomie, welche seinem Blick begegnete, und während er ihm zur Ader ließ, besann sich Franz, wo er dieses widerwärtige Gesicht bereits gesehen. — Plötzlich kam die Erinnerung an Baden-Baden über ihn — es war Herr von Prévaille, der ihn damals durch seine antipathische Erscheinung zu dem raschen Entschluß getrieben, Leontine zu verlassen. —

Wo möchte sie weilen? — Ein Gefühl der Reue kam über ihn. Hatte er nicht übereilt gehandelt, zu hart geurtheilt? — Nachdenklich sah er in das bläuliche Antlitz seines Patienten. Wenn nun das liebliche Kind einem solchen Manne zur Beute gefallen wäre, hätte dann nicht er die volle Verantwortung dieses Unglücks zu tragen? Das leise Rauschen eines seidnen Kleides weckte ihn aus seiner Betrachtung; er sah empor und erblickte mit äußerster Bestürzung in prachtvoller Gesellschaft-Toilette Leontine, welche bald ihn, bald den Kranken mit angstvollen Zügen betrachtete. —

Welch ein Wiedersehen! Leontine wirklich das Weib dieses Mannes, das zarte, reine Wesen verurtheilt, in dieser Atmosphäre des Lasters zu leben! Welche Wandlungen, welche Schicksale hatten sie hierher verschlagen? — Beide standen sich unbeweglich gegenüber. — Plötzlich öffneten sich die glanzlosen Augen des Kranken und stierten mit leerem Blick umher. Ein so starkes Gefühl des Schreckens und Grauens kam über Franz, daß er etwas von „Hilfe herbeiholen“ stammelte und sich mit einer flüchtigen Verbeugung entfernte, hinaus in die Nacht.

Es war ihm unmöglich, ein vertrauliches Wort an sie zu richten, welche er lieber todt als in solcher Gemeinschaft gesehen.

In seinem flüchtigen Lauf erst am Pontneuf innehaltend, starrte er in die trüben Bogen der Seine hinab und Thränen, heiße, brennende Thränen fielen in die dunkle Flut. An seinem Schmerz erkannte er plötzlich, daß seine Liebe nicht gestorben — nur von seinem Stolz in den innersten Herzenswinkel verbannt gewesen. —

Der nächste Abend fand Franz auf der Eisenbahn; es war ihm nicht allein unmöglich gewesen, Leontine wiederzusehen, sondern Paris überhaupt war ihm plötzlich verhaßt geworden. Ohne Kasten fuhr er Tag und Nacht und fand nicht eher Ruhe als an dem treuen Mutterherzen, dem er Alles anvertraute. In der Heimat fand er auch jenen Brief Leontines vor, der seiner Reue Stachel schärfte. Er erkannte mit tiefer Beschämung und herbem Schmerz, daß er es war, der durch allzurasches Handeln, durch seine Schroffheit und Härte beider Glück zertrümmert. —

Eine völlige Wandlung ging nun in ihm vor; war er früher ein zwar immer streng-gewissenhafter, unermüdlicher Arzt gewesen, so hatte ihm doch jene milde, menschliche Theilnahme gefehlt, welche man so hoch an denen schätzt, die uns in den ernstesten Lebensmomenten zur Seite stehen. Von jetzt ab schwand jede Schroffheit aus seiner Seele, die sich nur noch den edelsten Gefühlen erschloß. Seine Mutter betete ihn an und folgte ihm gern und willig in die neue Heimat. —

Jahre verrannen. Franz Hubert war der gefeiertste und gesuchteste Arzt, besaß Titel, Orden und Vermögen, und Bornehm und Gering liebte und vertraute ihm. Er war von einer sich stets gleichbleibenden Freundlichkeit und Milde, doch jedes Bestreben, ihn in Gesellschaften zu ziehen, blieb erfolglos; er lebte in tiefster Einsamkeit mit seiner Mutter nur seinem Berufe, welcher ihn vollständig auszufüllen schien. —

So war es wieder einmal Sommer geworden; das Bad füllte sich und Franz war unaufhörlich beschäftigt. Namentlich war es eine englische Familie, welche seine

Zeit sehr in Anspruch nahm, deren Haupt, der Baronet William Bartleigh, von einem langwierigen und gefährlichen Uebel befallen war und der in Mitte einer zahlreichen Familie ganz einsam lebte, da Frau und Töchter mehr gekommen schienen, um die Vergnügungen der Saison mitzumachen, als den Kranken zu pflegen. Franz sah die Lady nur selten zu Haus und wenn es geschah, wechselte sie stets nur einige leere Höflichkeitsphrasen mit ihm. Eines Nachmittags, als er seinem Patienten, der, ein ernster, wissenschaftlich gebildeter Mann, sich immer durch die Unterhaltung seines geistvollen Arztes erquickte, eine freie Stunde widmete, kam, zu beider Verwunderung, die Lady plötzlich in voller Promenaden-Teilnahme in das Krankenzimmer gerauscht und bat den Doctor, sich doch in das Kinderzimmer zu bemühen; die Pariser Bonne schiene ihr leidend und er möge doch untersuchen, ob sie auch nicht mit einer Krankheit behaftet sei, welche den Kleinen Schaden bringen könne. Das Wohl und Wehe des armen Geschöpfes selbst lag natürlich ganz außerhalb ihres Interesses. —

Franz folgte ihr bereitwillig; allein die Kinder waren mit ihrer Erzieherin noch im Park, und so versprach er denn für morgen die gewünschte Consultation.

Unwillkürlich richteten sich indeß seine Schritte dahin; nachdenklich ging er durch die jetzt stillen Alleen, deren Bäume leise im Winde rauschten, während die Sonne durch das Laub glitzerte! Der volle Duft des Sommers lag auf der schönen Landschaft, der tiefe Frieden des Abends umfing den einsamen Spaziergänger. Träumend setzte er sich auf eine Bank. Er dachte an die Verschiedenheit der weiblichen Charaktere: die sanfte Selbstlosigkeit seiner Mutter, wie grell contrastirte sie mit dem heftigen Egoismus der Lady, die Welt und Leben nur im subjectiven Lichte sah, und sein eigenes Leben zog Jahr für Jahr an seinem inneren Auge vorüber. — — —

Die Stimme seines Unterarztes entriß ihn seinem stillen Sinnen. Der kleine, lebhafteste Mann war ganz aufgebracht. Drüben an der Fontaine spielten einige englische Kinder und quälten und ängstigten ihre Gouvernante zum Erbarmen. Der Knabe lief fortwährend um den Rand des Bassins und weder Bitten noch Befehle waren im Stande, ihn davon abzuhalten, und während die Arme ihren Plagegeist verfolgte, bog sich das Mädchen mit dem halben Leibe über das Wasser und beide schienen im Einverständnis, die Todesangst ihrer Erzieherin für einen köstlichen Spaß anzusehen.

Rasch eilte Franz mit seinem Kollegen zur Befreiung der Gequälten fort. Er hatte oft genug Gelegenheit, über das traurige Los dieser weißen Sklaven seine Beobachtungen zu machen. —

Als sie näher kamen, hatten die Kleinen Unholde sich bereits einer anderen Beschäftigung zugewandt; ein

unglücklicher Frosch war in ihre Hände gefallen, an dem sie jetzt ihre Experimente vornahmen. Während der mitleidige kleine Unterarzt versuchte, das gequälte Thier zu befreien, wandte sich Franz der Dame zu, welche müde und erschöpft auf die Bank gesunken war und ihr Gesicht mit dem Taschentuche verhüllte.

Theilnehmend betrachtete er die Arme, in welcher er die Bonne der Lady vermutete. Wie hilflos und verlassen ist doch solch ein Geschöpf! dachte er, und ihr näher tretend, sprach er sie an.

Mit einem leisen Schrei fuhr sie empor und zum dritten Mal im Leben begegneten sich Franz und Leontine. —

Doch ach, wie verschieden war ihr Aeußeres von all ihren früheren Begegnungen! Das war nicht mehr das runde, rosige Kinder Gesicht von jenem verhängnisvollen Abend ihrer Ankunft, nicht die blühende, strahlende, junge Ballkönigin zu Baden-Baden, noch die schöne Frau, welche er zu Paris am Krankenlager des Gatten getroffen! — Wie bleich und vergrämt war das Antlitz, welches jetzt so tief traurig ihn ansah! Wie schlicht legte sich das Haar um die eingesunkenen, von blauen Adern durchzogenen Schläfe, wie zusammengefallen war die zarte Gestalt und wie fest geschlossen die blassen Lippen, welche nur zum Lächeln geschaffen waren! —

Ein unsägliches Mitleid wallte heiß in seinem Herzen auf, er konnte nicht sprechen, sondern breitete nur die Arme aus und Leontine lag an der Brust des Geliebten. Das kleine Schifflein hatte nach langer, sturmdurchtobter Fahrt seinen Port gefunden. —

Mit dem Tact des Herzens erkannte der kleine Doctor den Stand der Angelegenheit, nahm blitschnell die beiden Kinder, welche eben die Gruppe mit offenem Munde anstierten, auf den Arm und verschwand mit ihnen im Gebüsch, ehe sie noch Zeit hatten, sich zur Wehre zu setzen. —

Hand in Hand saßen die Wiedervereinigten auf der Bank und mit sanfter Stimme erzählte Leontine ihre kleine Leidensgeschichte.

Als Franz ihr so voreilig eine Freiheit geschenkt, welche sie nie begehrt, war sie völlig der Willkür der Frau von Prévalle anheim gefallen, welche ihre Schutzlosigkeit dazu benutzte, sie mit dem Sohn zu verbinden, der eine heftige Leidenschaft für sie empfand.

Die Mutter wußte freilich nicht, daß ihr Sohn, den sie nur für ein wenig leicht hielt und durch die Ehe solider zu machen hoffte, sein väterliches Vermögen verschwendet hatte und ein Spieler, ein Wüßling war. Sie räumte dem jungen Paar ihr kleines hübsches Hotel ein, von dem sie nur die obere Etage für sich behielt, setzte ihnen einen reichlichen Jahresgehalt aus und so hätten sie wenigstens äußerlich glücklich leben können,

wenn es eben nicht mit einer Umwandlung des Herrn von Prévaille viel zu spät gewesen wäre. Nach wenig Monaten vernachlässigte er seine Frau, zwang die Mutter, seine Schulden, welche sich immer höher und höher beliefen, zu bezahlen, und warf sich wieder dem Spiel in die Arme, anfangs aus Leidenschaft, später dasselbe zum Broterwerb benutzend.

Frau von Prévaille starb, als die Noth, welche die vermöhnte Frau niemals ertragen hätte, über sie hereinbrach, und Leontine, nun ganz vereinsamt, war jetzt den Wechselfällen ausgesetzt, welche das Leben eines Spielers mit sich bringt, bald in Luxus und Ueberfluß lebend, bald am Nothwendigsten Mangel leidend.

Als Franz sie traf, hatten sie keine Wohnung mehr und logirten in einem Hotel. Ach, hätte er sie nicht allzu früh und allzu rasch verlassen, wie viel wäre beiden erspart worden! —

Jener Blick, welchen der Kranke auf seinen Helfer wandte, war der letzte gewesen, ehe die Schatten des Todes ihn verhüllten. Noch in derselben Nacht starb er und ließ seine Witwe völlig mittellos zurück. Die Gläubiger kamen und nahmen Alles, selbst ihre Garderobe, in Beschlag und der Hauswirth ersuchte sie, so schnell als möglich ein Quartier zu räumen, für welches er nur einen kleinen Theil des Miethzinses erhalten konnte. — Der gastlichen Freundlichkeit des alten Portiers verdankte sie ein Asyl und mußte froh sein, als eine englische Familie, welche nach ihr jene Räume bezog, sie als französische Bonne engagirte und später auch mit nach London nahm. Allein das kalte, feuchte Klima, die Insolenz der Lady, die außerordentliche Unachtsamkeit der Kinder, das Alles war zu viel für sie gewesen; die zarte, liebliche Blume, an Licht und Wärme gewöhnt, verkümmerte, als der rauhe Wind herber Lebenserfahrungen über sie hinbrauste. —

Mit sanfter Hand zog Franz Leontine an sein Herz. Welche Gefühle hatten dieses bei ihrer klaglosen Erzählung durchstürmt, welche stille Gelübde hatte er geleistet, um seine Neue thatkräftig zu beweisen!

Leontine schmiegte sich an ihn an mit einem Gefühle traumhafter Seligkeit, die müden Augen schließend, wie ein verirrtes Kind, das, aus dem dunklen Walde heimgeleitet, sich wieder im Kreis der Seinen erblickt, beschützt, geliebt. —

Die Nacht war allgemach heraufgezogen; freundlich schimmerte der Mond, als bei seinem sanften Licht der Doctor die Braut der Mutter zuführte. —

Durch das Vorgeben einer drohenden Krankheit gelang es Franz, die Lady zu so fortiger Entlassung der Gouvernante zu bewegen und um so mehr, als sich gleich ein anderes Opfer vorfand, welches stärker organisiert und besser geeignet war, die Launen der Kleinen und der Lady zu ertragen. —

Als der Herbst kam und das Bad verödete, führte Franz Leontine, welche langsam wieder zu erblühen begann, zum Altar. — Nichts störte fortan das tiefe Glück der Beiden, welche jetzt so vollkommen Eines zum Andern paßten, daß die Consistorialrätthin dachte, es wäre doch vielleicht die rasche Handlungsweise des Sohnes nicht zu früh gewesen, und daß die Harmonie, welche jetzt zwischen ihnen waltete, nicht so frei von jedem Miston geblieben wäre, bevor die Hand des Schicksals die Saiten so rein, so passend gestimmt. —

## Eine Heirat aus Rache.

Erzählung

von

Arnold Schloenbach.

Es giebt Heiraten aus Nützlichkeit und Nothwendigkeit; aus Langeweile und Gewohnheit; aus Dummheit und Dankbarkeit; aus Edelmuth und aus Liebe. — Aber eine Heirat aus Rache? Das möchte für Viele doch etwas ganz Neues und für Manche wohl gar eine Unmöglichkeit sein. Dennoch können wir von einer solchen erzählen und unsere Erzählung wird viel einfacher und natürlicher erscheinen, als ihr Titel lauten mag.

### I.

Clara Dönnoff — das einzige Kind einer angesehenen und feingebildeten Bürgerfamilie — galt mit ihrem 19. Jahre für eine anerkannte Schönheit, für ein sehr interessantes, ja geistreiches Mädchen und für eine Malerin von großen Anlagen. Ihre Schönheit aber war weniger überraschend und blendend, als vielmehr geheimnißvoll anziehend, und entweder zu einem bezaubernden Betrachten oder zu einem lebhaften Studium ihres merkwürdig wechselnden Spieles anregend; dabei wie überhaucht von einem Duft naivster Jungfräulichkeit, bei der nur das schärfste Auge ahnen mochte, daß sie dem Mädchen bereits zum Bewußtsein gekommen war. Ihre schwarzbraunen Augen hatten einen seltenen Glanz; sie leuchteten mehr, als sie strahlten und blitzten; sie waren bewegt und doch ruhig; sie konnten ebenso rührend als prüfend und klug die Menschen anschauen; aber Niemandem mochte es vergönnt sein, durch sie hin bis in die Seele dieser Augen zu blicken. — Das schmale, fein zugespierte

Mädchen sah so treuherzig neugierig in die Welt hinein, als kenne es dieselbe gar nicht oder als käme es sich ganz verwaist darin vor; aber seine dünnen Flügel sah man doch oft leise zittern und sich weiten, während die blassen Züge des Gesichtes ganz ruhig waren. Das rothe Mädchen mit den perlgleichen Zähnen konnte sich gar schelmisch zuspitzen und schelmisch öffnen; aber es spielten dabei auch oft ganz kleine Schlingelchen von Ironie und Klugheit umher, und dann schien das Grübchen in dem runden Sinn schelmisch zu sichern. — Dunkelblonde Locken fielen zu Seiten des länglich schmalen Kopfes gar fromm und demüthig herab; aber sie konnten auch auffliegen von einer blitzartig raschen Bewegung des Kopfes, die den schlanken, weißen Marmorhals noch schöner hervortreten ließ. — Ihre Gestalt war ziemlich hoch, elastisch; es war etwas Gazellenartiges, ja Elfenartiges darin, und doch wußte sie dieselbe sehr bescheiden zu tragen. — Das war Clara als Schönheit. — Was sie so liebenswürdig und interessant machte, war ein köstliches Gemisch von kindlicher Naivität und feiner Bildung; von liebebedürftiger, vertrauender Hingabe und schöner Zurückhaltung, von bewegter, liebevoller Theilnahme an dem Wesen und Geschehe Anderer, und der reizenden Art, dabei selbst die höchste Theilnahme zu erregen. Was sie als geistreich erscheinen ließ, war weniger der wirkliche Geist, als vielmehr ein brillanter Esprit; eine anregsame Belesenheit und ein rasches Eingehen auf Neues, bei großer Empfänglichkeit und leichter Orientirung. Dazu auch ein herrlich klingendes Organ, das ebenso die schalkhaftesten und schelmischsten, als die treuherzigsten und rührendsten Töne anschlagen konnte und nur im gehaltenen Ernst wie im tragischen Pathos seinen Klang verlor. — Das war Claras Wesen an sich und in der Gesellschaft. — Ihr Talent war jedenfalls bedeutend; und es waren nicht Blumen, Stilleben, Mondscheinnächte oder Rehe am Weiher, die sie malte, sondern meist lecke, kühne, humoristische Genrebilder, auch wohl Versuche zu großen historischen Bildern. Man mußte auch meist erkennen: das ist schön empfunden, geschicklich gedacht und gefällig gemalt; aber es fehlte doch überall die Grundlage des richtigen Zeichnens; es fehlte ein wirkliches Studium und der volle Ernst. Es waren bedeutsame Anläufe, die sprungweise verlassen wurden; es zeigte sich mehr die freudige Neigung, ja selbst der Enthusiasmus für diese Kunst, als die innere Nothwendigkeit. Indessen frappirte doch Manches, interessirte Vieles, und da Clara eben jung, schön, liebenswürdig, unabhängig, von tadellosester Aufführung und — „ein Frauenzimmer“ war, so ließ man von ihr Vieles hingehen, was bei Andern scharf gerügt worden wäre. Außerdem versprach man sich ja auch erst von ihrer Zukunft die Hauptsache und glaubte an ihren Enthusiasmus, wie sie selbst daran

glaubte. Daß damit aber auch ihr Wunsch: frei und allein zu stehen und dem allzu sorglich überwachenden Blick der zärtlichen Eltern entgehen zu können, eng verbunden war — das wußte nur sie allein. — Nur nach langem Kampfe und auch dann noch mit besorgtem Widerstreben, zuletzt aber doch auch hoffend auf eine glänzende Laufbahn der geliebten Tochter, hatten die Eltern ihre Einwilligung dazu gegeben, daß Clara auf einer berühmten Akademie und unter specieller Obhut und Leitung eines altherwürdigen Meisters ihren so feurig erwählten Lebensberuf beginnen dürfe. Clara benützte nun die ihr zur Verfügung gestellten Mittel mit einer Unerfahrenheit und Freigebigkeit, welche ganz dazu geeignet waren, die, wenn auch wohlhabenden doch nicht reichen Eltern oft recht bedenklich, ja besorgt zu machen und sie manchmal anfragen zu lassen, ob Clara nicht bald schon Geld verdiene. — Dann aber kamen so süße und zärtliche, so gekränkte und schmerzliche, so begeisterungsvolle und hoffnungsgetränkte Briefe des geliebten Kindes, daß jene Fragen wieder unterblieben und dafür desto größere Summen für Gegenwart und — Zukunft des theuern Wesens einliefen. — Das erste wirklich verkaufte Bild war dann das Siegel für alle Hoffnungen, und es verstand sich ganz von selbst, daß das dafür gelöste Geld in eitel Jubel theils für alle mögliche schöne Dinge ausgegeben, theils verschenkt wurde. So war und lebte Clara als Künstlerin. Ihr Charakter wäre schon schwerer zu schildern. Vielleicht liegt er für tiefer Blickende schon leise angedeutet in dem bereits Angegebenen, wenigstens mit einigen Zügen. Eine geistvolle Frau, die ihr sehr nahe stand, beurtheilte sie folgendermaßen:

„Clara ist eine durchaus wahrhafte Natur. Eine solche hat eine große Anziehungskraft; wo aber diese köstliche Gabe vollständig ohne Boden, ohne Ausdauern, Nachhaltigkeit und demnach ohne Treue ist, da hat sie etwas Dämonisches, fast Diabolisches. Ich hatte dies bald erkannt, daher ich mich bloß der Blüte erfreute, von der ich wußte, sie setze keine Frucht an. Was mich aber sehr erkältete, ja ich kann sagen empörte, das war der Egoismus, mit dem sie sich dessen bewußt war, ja es dreist aussprach, wie es mir noch nie vorgekommen war. Ich habe oft daran gedacht, wie tief unglücklich ein edler, ernster Mann werden könnte, der sich das Herzblut von solchem Vampyr ausfangen ließe. — Hätte Clara das Zeug dazu, recht unglücklich zu werden, wie sie es hat, recht unglücklich zu machen: so wäre ihr vielleicht zu helfen.“

Damit ist Claras Charakter treffend gezeichnet. Und daß er schon so früh sich also entwicelt hatte, mochte mit in den Umständen liegen, daß Clara als das einzige Kind ihrer feingebildeten Eltern sehr verhätschelt und damit verzogen wurde; daß auch die Gesellschaft im

Hause der Eltern an dieser gefährlichen Erziehung mit Theil genommen; daß sie das von Kindheit an auffallend schöne und begabte Mädchen gleichsam zu einem Wunderkind gemacht; es immer mehr angeregt, gesteigert und — gefeiert hatte. Fassen wir nun noch einmal alles Gegebene zusammen, so werden wir ein Wesen vor uns haben, das ganz dazu geeignet war zu entzücken, zu bezaubern, leidenschaftlich hinzureißen und unaussprechlich unglücklich zu machen, ohne daß Jenes und Dieses ihre eigentlich directe Absicht war; aber auch ohne daß Jenes und Dieses einen bewegenden oder gar bleibenden Eindruck auf ihr Gemüth machen konnte. Wir werden es dann auch natürlich finden, daß nicht bloß unersahrene, schwärmerische und romantische Jünglinge, sondern fertige und geschlossene, ernste und tiefe Männer — wenn sie nicht ganz ohne Idealismus und künstlerisches Empfinden, ohne Sinn für Schönheit und Jugend, ohne Fröhlichkeit und Frische waren — in den magischen Zauberkreis von Claras Erscheinen gezogen und gebannt werden konnten. —

Zu solchen Männern gehörte Arthur Hohnstmann, der etwa dreißigjährige Sohn eines bekannten Industrie-Fürsten, dessen Berg- und Hüttenwerke, Spinnereien und Maschinen-Fabriken über mehrere Länder unseres harpieartigen Vaterlandes ausgebreitet waren. Arthur hatte sich zwar nach sehr angestrenzter Lehr- und Wanderzeit recht gründliche und umfassende Kenntnisse über den praktischen und theoretischen Betrieb seiner späteren Besitzungen angeeignet; hatte dieselben auch schon einige Jahre zur vollen Zufriedenheit seines Vaters mit verwalten helfen, sich alsdann aber davon zurückgezogen, um nun auch einmal — im besten Vernehmen mit seinem verständigen und gebildeten Vater — so recht nach Herzenslust und innigstem Behagen sich der Welt, der schönen Wissenschaft, der Kunst und Poesie hinzugeben. Denn bei all seiner streng geschulten Praxis und Verständigkeit besaß er doch einen sehr lebhaften Sinn für das Schöne; ein sehr feines künstlerisches Empfinden und Verstehen. Eine arbeitsam angewandte Jugend hatte ihn frisch, kräftig und heiter erhalten, und nun wollte er „losgebunden frei, erfahren was das Leben sei.“ Nach gut angewandten und ihm höchst anregend und fruchtbar gewordenen Reisen zu den Hauptpunkten deutscher, griechischer, italienischer, spanischer und französischer Kunstschätze und Naturschönheiten ließ sich Arthur zuerst in D. nieder, dem Sitz einer bekannten Maler-Akademie. Hier wohnte ihm ein Landsmann und älterer Jugendgenosse, der ihm bald ein innig geliebter und liebender Freund wurde; ein vortrefflicher Landschaftsmaler und Professor an der Akademie — Emil Bernthal. Durch ihn wurde Arthur zunächst an D. gefesselt; dann lernte er Clara und mit ihr die Liebe kennen. Zum ersten Male und darum auch um so rascher, heißer und

leidenschaftlicher, um so entzückender und beglückender. — Entzückt und beglückt, weil wiedergeliebt! Zärtlich, bezaubernd wiedergeliebt von dem schönsten, wunderbarsten und — geschmeidigsten Mädchen, was Arthur jemals kennen gelernt — in seinen schönsten Phantasien nur geahnet hatte. —

Und Arthurs ganzes Erscheinen und Wesen war denn auch recht sehr dazu geeignet, einen bedeutenden Eindruck auf Clara machen zu können. Seine blühende, schöne Männlichkeit gefiel ihr; seine frische, freudige Heiterkeit war ihr angenehm; sein feines Schönheitsgefühl, seine Empfänglichkeit und sein Verständniß für Kunst und Kunstwerke waren ihr wohlthuend und anregend; seine Bildung und Kenntniß, die er von den herrlichsten Kunstschöpfungen mitgebracht, waren ihr belehrend und riefen ihr Entzücken, ihren Enthusiasmus und ihre Sehnsucht nach eigener Betrachtung jener Schöpfungen wach; seine sichere, feste, weltmännische und doch so einfache, natürliche Haltung imponirten ihr auf gefällige Weise; die vornehm leichte und noble Art, womit er seinen großen Reichthum ohne alle Ostentation und Verschwendung genoß, von Andern mit genießen ließ und oft in wahrhaft großmüthiger Weise Kunst und Künstler unterstützte: sie mußten ihr — der alle bürgerlich gedrückten Verhältnisse fast ein physisches Unwohlsein bereiteten — Arthurs Umgang ungemein behaglich machen und seinen noblen Charakter ihr im schönsten Lichte erscheinen lassen. Auch war ihr wohlbekannt, daß er der ebenbürtige Träger und Erbe eines über die Grenzen des Vaterlandes hinaus gehenden ehrenvollen Namens sei; daß ihm sogar die Palais der in D. lebenden Prinzen offen standen und daß nebst den Töchtern der ersten Banquiers und Handelsherren auch Baronesen und Gräfinnen vom reinsten Adel seiner Wahl sich glücklich zuneigen würden. Das schmeichelte ihrer Eitelkeit, ihrem kleinen liebenswürdigen Hochmuth und Uebermuth. Und nun das Alles, Alles so vereint und in seiner Liebe, in seiner ersten, heißen, leidenschaftlichen Liebe ihr dargebracht: gewiß, das mußte auch ihre Liebe erwerben; wenigstens ein Gefühl, was sie mit Hilfe ihres leicht erregbaren Enthusiasmus für Liebe hielt, ihm als solche zärtlich bekennen und damit ihn entzücken und beglücken konnte. —

Als nun das auf- und abwallende Fieber und der Rausch und Schwall des Hoffens und Erringens, des Fürchtens und Werdens vorüber waren, und Arthur in seinem Glücke sich so recht selig, sicher und herzensbehaglich fühlte: da traten denn auch das bürgerlich Gesehete, das praktisch Ord nende, der klare, stete Gleichmuth seines Wesens und die volle, gesunde Wahrhaftigkeit seiner Natur wieder mit ein in sein Glück, in sein ganzes Leben und Streben, in sein Wünschen und Wirken für Clara. —



Clara wollte das Alles bewundern, aber es gelang ihr doch nicht so, wie sie es mochte. Ja, es kamen ihr diese Bestrebungen bisweilen absurd und komisch vor. Sie sprach das natürlich nicht aus, aber jene kleinen Schlingelchen um den Mund spielten doch oft gar seltsam; Arthur sah sie dann wohl stillfragend an und citirte einmal Heines Worte:

„Doch das Zucken Deiner Lippen kommt wohl nicht vom Beten her?“ Dann aber konnte sie das feine, rothe Mündchen mit den perlgleichen Zähnen so gar lieblich spitzen, so entzückend schelmisch öffnen — daß nichts, nichts weiter zu machen, zu denken und zu empfinden war, als diesem Zauber sich ganz hinzugeben und glücklich zu sein. — Manchmal aber verletzten Arthurs Bestrebungen auch wohl die kleine Eitelkeit, den lebenswürdigen Hochmuth und den ledigen Uebermuth Claras; sie fühlte sich gehofmeistert, bevormundet von ihm, oder er war ihr nicht zärtlich, nicht hingebend, nicht bewundernd genug. Auch dann freilich sprach sie nicht; aber es zitterten doch die feinen Flügel ihres schmalen, neugierig zugespitzten Näschens ganz eigenthümlich, und wenn Arthur dann wieder verwundert fragend zu ihr hinblidete, sah sie ihn so klug und rührend, so ruhig leuchtend und prüfend an, daß er wohl ausrief:

„Wer nur hindurchschauen könnte durch den träumerischen Glanz deiner Augen — hin, bis in deine Seele!“ Dann hockte sie wohl rasch wieder zu seinen Füßen auf einem Schemel; faltete ihre marmorglatten, weißen und weichen Hände über seine Kniee und sagte mit hinreißender Schelmerei:

„Nun sitz ich grad recht; nun kannst du in den Brunnen hinunterschauen. — Schau nur zu!“ Und dann hob er sie an sein Herz und war wieder ein unendlich beseligter Mann. — Arthur wollte bald nach dem festen Verlöbniß mit Clara dasselbe ihren Eltern und seinem Vater anzeigen; aber Clara antwortete:

„Ach, laß noch sein! Die Heimlichkeit ist gar zu schön dabei!“ und dazu lächelte sie ganz unbeschreibbar listig und zärtlich. — Er küßte sie und sagte:

„Aber desto eher kommen wir zur Hochzeit.“ Sie erröthete leicht, schlug den Blick zu Boden, schaute ein paar Augenblicke grad aus und meinte dann leicht hin:

„Es ist ja auch so ganz schön. Vielleicht noch viel schöner!“ — Und dann sprang sie auf — hin zum Fenster, riß eine Blume ab, zerzupfte sie und warf die Blätter dem nachkommenden Arthur lachend ins Gesicht. Da mußte er ja mitlachen. Dann meinte er:

„Aber deinem alten, würdigen Mentor und väterlichen Vertrauten hier müssen wirs doch sagen.“

„Der braucht auch nicht Alles zu wissen.“

„Er wird aber böse werden — und mit Recht.“

„Böse? Ah pah! Da brauch ichs nur so zu machen, und er ist wieder gut.“ Und dabei faltete sie

unendlich lieb und kindlich ihre Hände und hatte ganz den Blick, den sie so oft für ihren Geliebten hatte, wenn er sie plötzlich fragend oder erstaunt ansah; jenen bezaubernden Blick, dem Arthur auch immer wieder unterlag. Jetzt sah er fast erschrocken sie an; ein fast unheimliches Gefühl flog wie ein Schatten über seine Seele; er war einen Moment lang stumm; dann murmelte er halb lächelnd, halb ernst:

„Dämon! Kleiner Dämon du!“ Sie legte das unlochte Köpfschen etwas bei Seite, sah den ernst Dreinschauenden mit leise aufgeschlagenen Augen halb trozig, halb schelmisch an und sagte:

„Wirst du gleich lachen!“

„Oho!“ rief Arthur etwas herausgefordert und doch auch schon lächelnd aus.

„Ja, du sollst lachen! Ich wills! Und ich kann Alles, was ich will, und Jeder muß mich lieb haben, der mich lieb haben soll, und du sollst mich jetzt noch lieber haben als sonst. Wirst du gleich?“ Es lag dabei ein Uebermuth und eine Kindlichkeit, eine List und eine Zärtlichkeit, eine Sicherheit und eine Hingebung in Blick, Ton, Ausdruck, Haltung — in dem ganzen Wesen des Mädchens — unbeschreibbar, unwiderstehlich und Arthur widerstand auch nicht und es war ihm beinahe, als wenn er das Mädchen wirklich noch lieber habe als bisher. — Arthur wollte allen Ernstes: Clara solle noch eine gründliche Schule des Zeichnens durchmachen; solle nichts liegen lassen, was sie beinahe vollendet, und nicht was Neues beginnen, bevor sie ein Angefangenes wenigstens bis zu einem gewissen Punkt gefördert habe. Zu dem Allen war sie denn auch manchmal eifrig bereit, versprach es bestimmt und feurig und hielt es fünf bis acht Tage lang. Manchmal aber warf sie auch entschieden das Köpfschen zurück und meinte wie ein gekränktes Kind:

„Ich kann nicht!“ Und dann sah sie so hilflos flehend, so hilfebedürftig aus — es war gar so rührend! Und Arthur wurde gerührt. — Arthur gab seiner Verlobten mit vollen Händen, und sie nahm das so harmlos und sich wie von selbst verstehend an, als ob er der Hausfrau das Wochengeld für den Hausstand hingebe. Er wollte aber auch in ihren Ausgaben und Einnahmen eine gewisse Ordnung eingeführt wissen. Vor Allem wollte er durchaus nicht dulden, daß sie irgendwie eine Schuld habe. Doch vergeblich — und wenn er einmal ernst darüber wurde, entdeckte er ein andermal auch wohl kleine Unwahrheiten, die sie ihm darüber vormachte. Er fühlte sich dann sehr betroffen; aber was sollte er machen, wenn sie dann wie eine Elfe um ihn her quackelte und gar so lustig-treuerherzig ausrief:

„Ach, so ein bißchen Flunkern ist doch auch was Schönes!“ — Was sollte er machen? — Er konnte

nur wieder glücklich, bezaubert sein! — Und er war es, bis auf einmal jäh und grausam sein Glück vernichtet wurde, ohne daß er von der fernsten Möglichkeit solcher Vernichtung auch nur die leiseste Ahnung gehabt; ohne daß er im Wesen Claras auch nur das Geringste von dem gemerkt hätte, wodurch sie sich von Arthurs Bestrebungen immer mehr beengt und gedrückt, geärgert und gereizt fühlte; was sie immer nüchterner und philisterhafter fand und was dann zuletzt sie zu dem Entschluß und Ausruf bestimmte:

„Ach was — ich laß ihn laufen!“ — Und das that sie denn nun auch mit einem Male; kurz und bündig. Arthur fand eines Tages zu gewöhnlicher Besuchsstunde ihr Atelier wie ihr Wohnzimmer verschlossen und das Dienstmädchen übergab ihm folgenden Brief:

„Ich hab Sie zwar noch recht gern, lieber Arthur, und ich muß Sie jedenfalls auch hochschätzen; aber ich kann Sie doch nicht recht mehr leiden; am wenigsten noch lieben. Dafür kann ich nun nicht, wenn mirs auch leid thut. Sie sind mir zu stolz und herrisch und schwerfällig und ich will frei sein wie der Vogel in der Luft. Sie werden recht traurig sein; aber Sie sind auch stark und männlich genug, um keine Dummheiten zu machen, und werden gewiß bald ein anderes Mädchen finden, was Ihrer Liebe und Ihrer ganzen Art würdiger ist als ich. Ich reise sogleich auf das Schloß der Gräfin Könnenthal; die gute Alte hat mich eingeladen, bei ihr ein großes Bild zu malen. Wenn ich wiederkomme und Sie noch hier sind, sehen wir uns wohl ohne Verdruß. Nichts für ungut! Ihre getreue Freundin Clara.“ —

Arthur las diesen Brief noch im Corridor des Hauses. Sein Körper war dabei regungslos; sein Gesicht kalt und todesbleich. Als er geendet, hob sich seine Brust unter einem schweren, krampfartigen Seufzer hoch auf, presste er das brennende Auge fest zu, nagte er hastig an den kalten Lippen und murmelte stöhnend:

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Die Haarputze für den Tag und die für den Abend sind jetzt ganz von einander verschieden. Abends trägt man Locken, Läckchen und sehr hoch auf den Kopf hinaufgezogene Flechten, am Tage aber kranzförmig um den Kopf gelegte Flechten und leicht gewellte Scheitel;

hinten fallen neben den Flechten Locken hinab. Die jungen Mädchen tragen indeß noch immer das Netz ohne Locken oder höchstens zwei Locken neben dem Netze. Die Einfachheit des Haarputzes namentlich am Vormittage ist jetzt von der Mode vorgeschrieben; ein schmales Sammetband sieht sehr hübsch dazu aus.

Neu sind die Ärmel mit Aufschlägen; sie sehen gut aus und sind bequem mit den ganz engen Ärmeln.

Weißer Strümpfe werden wieder häufig getragen, nur noch nicht auf dem Lande von sehr eleganten Damen, welche da noch immer die farbigen vorziehen.

Stahl trägt man noch immer in Menge und er rivalisirt siegreich mit dem Goldschmuck, wenn auch der Glaseschmuck noch beliebter ist. Man bringt viel davon auf Krepphüten an; die Blumen sind ganz davon bedeckt; sie sollen Thautropfen vorstellen und unter ihnen verschwinden die Blumen ganz. Die Mode liebt nun einmal, wenn sich auch eine Opposition dagegen regt, das Glänzende und Auffallende. Neben dieser Seltsamkeit der Hüte sieht man auffällig das Einfache in den Kleidern und Ueberziehern von demselben Stoffe.

Was die runden Hüte betrifft, so trägt man die gewöhnlichen wie die Mützen; namentlich aber giebt es eine Form, die nur mützenähnlich ist, aber weniger auffallend aussieht. Der Schirm verlängert sich vorn etwas wie bei einer Mütze, aber hinten und an der Seite fehlt er nicht wie an dieser. Neu ist ein anderer runder Hut, der fast ganz dem chinesischen gleich sieht, in der Mitte etwas in die Höhe geht und sehr breite Krempe hat.

Zu den Anzügen für das Land gehören elegante Unterröcke, die nicht immer den Kleiderröcken gleich sind; am liebsten hat man sie leicht und von Alpaca. Der schwarz und weißgestreifte Rand unten genügt für Ausflüge im Wollenkleid; trägt die Dame aber einen leichten Anzug, so ersetzt sie jenen gestreiften Rand durch einen andern von Perkal, der einen geglätteten Volant hat.

In der Stadt sind die Muslinkleider ganz aufgegeben und man trägt nur solche von Alpaca, Linos, Mohair u. s. w. Die Kleider, die sich leicht zerdrücken und zerknüllen, taugen nun einmal nicht für das Fahren im Wagen oder auf der Eisenbahn. Darum trägt man die Muslinkleider nur im Hause. Bei den weißen Kleidern kommt alles auf den Ausputz an, der ihnen das rechte und gerade passende Aussehen giebt, denn weiße Kleider können Kinder und Damen von mittlerem Alter tragen.

Modenblatt N<sup>o</sup> 21.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Strohhut in der jetzt modischen Form, ohne Bart, am Kopfe hinten mit schwarzen Spitzen, einem Rosenbouquet und blauem Bande, das auch die Bänder giebt, und vorn unter dem Schirm mit Krepp und einer Rose ausgeputzt; Kleid von gestreifter gelber Seide mit hohem Leibchen und engen Ärmeln, auch der weite und lange Rock ohne Ausputz; anliegender Paletot von schwarzem Taffet, mit Vorte und Posamentspitzen reich in Frackform ausgeputzt; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Modischer Haarputz mit kleinen rothen Blumen; Kleid von einfarbigem Taffet (oder von Popeline) mit rundem hohem Leibchen, das mit rothen Knöpfen geschlossen ist und enge lange Ärmel hat, welche oben an der Achsel und unten Ausputz von rother Schnur haben; rother Gürtel mit Stahlschnalle an der Seite; auf dem Rocke unten nur eine ziemlich dicke rothe Schnur; ganz kleiner Kragen; Stolpenmanschetten; gelbe Glacéhandschuhe; Schuhe.

3. Griechischer Haarputz mit Böckchen um den ganzen Kopf herum, der Chignon von grünen Bändern in griechischer Art umschlungen und gehalten; Kleid von weißem Muslin mit hohem Leibchen und langen, nicht ganz engen Ärmeln; neuer Gürtel von weißen Spitzen über grünseidener Unterlage, der eine Art Leibchen mit Achselfläcken und Schößchen bildet; Schuhe; weiße Glacéhandschuhe.


4. Hut von weißem Krepp, vorn mit großen schwarzen Perlen und mit einem Gefältel von blauem Band, hinten mit einer Blonde und Ruche mit einer blauen Bandrossette ausgeputzt, von welcher die Bindebänder ausgehen und zwei lange Enden hinten hinabhängen; Kleid von blauem Taffet mit hohem runden Leibchen und halbweiten langen Ärmeln, die mit feinem Posament ausgeputzt sind; ein weiter und langer Rock; kurzer Sackpaletot von schwarzem Taffet ohne Ärmel, mit Vorte reich besetzt; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; Stiefelchen.

Stahlstich N<sup>o</sup> 21.

## Kurhaus in Muggendorf.

Wie wir in Nr. 19 die Ansicht von Schandau, dem Mittelpunkt der sächsischen Schweiz, gegeben haben, so legen wir heut ein Bild von Muggendorf, dem Mittelpunkt der fränkischen Schweiz, vor und empfehlen den lieblichen Ort mit seiner Kaltwasser- und Mollenkuranstalt ebenfalls als vielfach interessante und anregende Sommerfrische. Die Gegend zeichnet sich durch prächtige Wiesengründe, durch waldgekrönte Berge, durch wunderliche und interessante Felsenpartien und überdies durch eine große Anzahl ganz in der Nähe befindlicher Höhlen mit den seltsamsten Tropfsteinbildungen aus; die ganze sogenannte fränkische Schweiz ist eine Perle des so vielfach gesegneten Frankenlandes.

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

 Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir, gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

## Privat-Entbindungs-Anstalt.

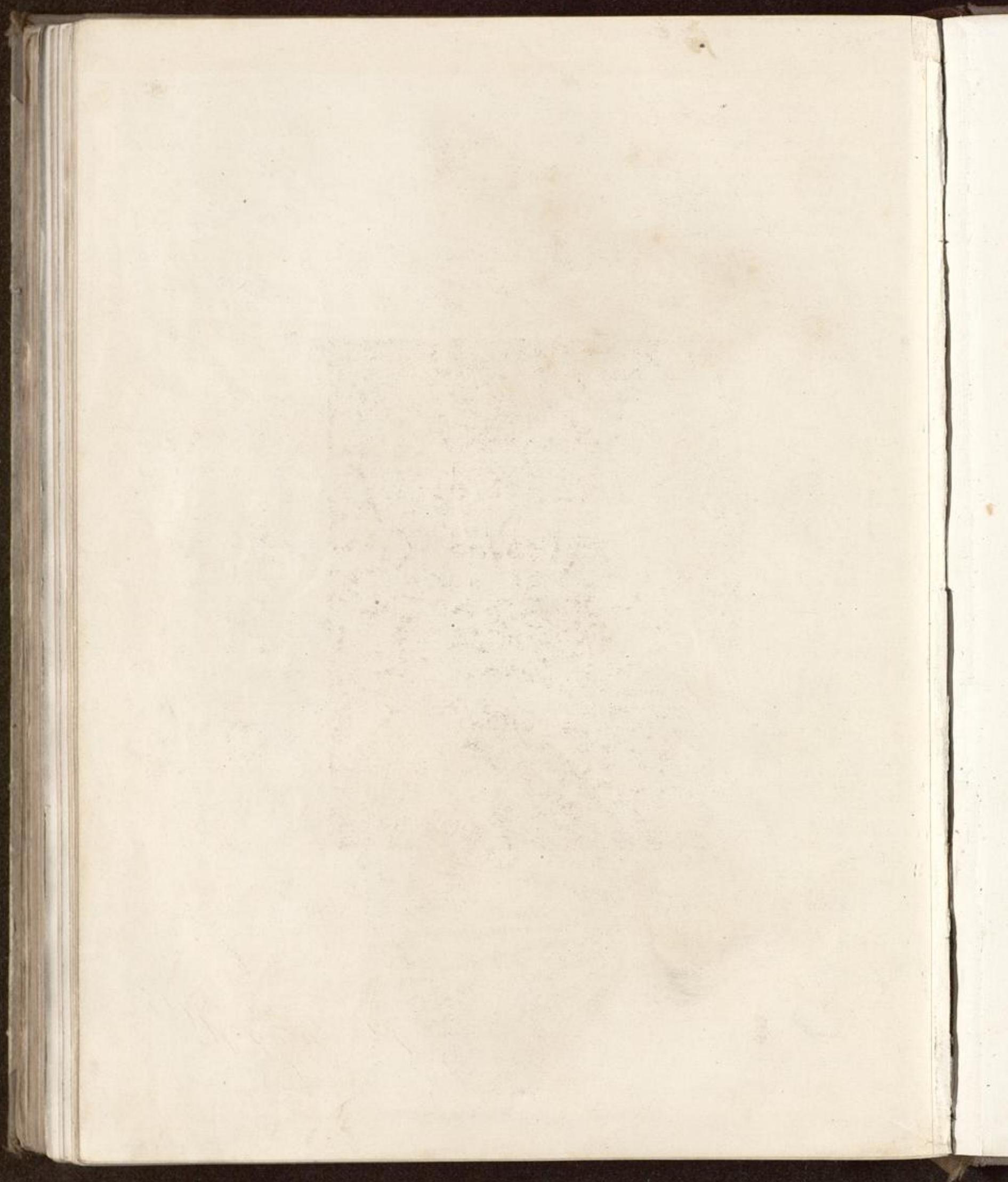
Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Orte Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.

Das Broschürchen über das beste Heilverfahren bei **Gicht, Rheumatismus, Magenkrampf u. Unterleibsschwäche** (Zahn- und Kreuzschmerz in einer Nacht zu heilen) verschiebt gratis **Dr. Blau**, homöopath. Arzt und Director der Wasserheilanst. in Langenberg b. Oera.



21. 1865

ALLGEMEINE MODENZEITUNG



zur

## Allgemeinen Moden = Zeitung.

## Eine Heirat aus Rache.

Erzählung

von

Arnold Schloenbach.

(Fortsetzung.)

„Das ist schändlich! — teuflisch!“ — Er sah in diesem ersten Augenblicke weniger sein eigenes großes Unglück vor sich, als den ungeheuren Trug, den das Mädchen an ihm begangen; die schauerliche Lüge, womit sie so lange ihn umspielt, und die Grausamkeit, womit sie dann ihr Spiel beendet hatte. Es lag für ihn etwas Höllisches, Dämonisches darin. Und dieses erste Gefühl mochte wohl tüchtig dazu mitwirken, daß er an dem doch nun bald auch furchtbar empfundenen Verlust seiner Liebe, seines Glückes, seiner schönsten Vergangenheit und seligsten Zukunft nicht verloren ging; daß er an Born, Hohn und Stolz noch Stützen fand, um nicht ganz zu versinken in seinem unendlichen Weh; daß eine starre, eisige Kälte sich um sein Herz legte, auf daß es nicht verbrennen konnte in den Gluthen des Schmerzes, die alle seine Lebensfreuden verzehrten. — Aber er wurde kalt, herb und streng und er wußte es für sein ganzes Leben:

„Ich werde nie mehr lieben! Nie mehr lieben können und wollen!“ Doch was nun thun? — Wo nun hin? — Zurüdtreten in sein großes, wichtiges Geschäftsleben? — „Nein! dazu — so sagte er sich — gehört ein ganzer, voller, freudig starker Mann und das bin ich jetzt nicht. Ich halte die Aufgabe, die ich da — würdig meiner, meines Vaters und der Sache selbst — zu lösen hätte, für viel zu hoch, um mit meiner Stimmung daran zu gehen oder sie als Mittel zum Zweck zu benutzen; zu dem Zweck, mich zu zerstreuen, zu sammeln und zu festen. Erst wenn dies geschehen ist, darf ich ihr wieder angehören. Und nöthig bin ich ja auch nicht.“ — So sollte denn nun eine neue, große Kunst- und Natur-Reise durch ganz Europa angetreten werden. Dieselbe Reise, die er mit der jungen Frau hatte machen wollen. — Mit der jungen Frau! O, welch entsefliche Ironie lag für den unglücklichen Mann in diesen so herrlich ausgemalten Worten. Aber Arthur

wollte auch nicht allein reisen. Emil Borntall, der geliebte Freund, der ihn zuerst an D. gefesselt hatte, sollte mit ihm reisen. Emils höchstes Sehnen war schon seit Jahren dahin gegangen, eine solche Reise machen zu können, und nun sollte ihm, dem wenig Bemittelten, diese Sehnsucht gestillt werden. So machte Arthur einen edlen Menschen glücklich, sah er in solcher Gemeinschaft das Einzige, was ihn selbst noch so glücklich machen könne, als bei seinem zerstörten Dasein es eben möglich war.

Aber Emil hatte gerade jetzt die Ferien der Akademie benützt, um einen unbestimmten Ausflug in die nächsten Gebirge zu machen; vielleicht auch noch eine Einladung anzunehmen, die ihm gemacht worden war. Arthur war ohne seine Adresse; erwartete täglich einen Brief des Freundes; wollte dann zu schleunigster Rückkehr ihn auffordern und so lange in D. bleiben und alle Vorkkehrungen zu der beabsichtigten Reise veranstalten. Während dem aber war Emil ebenfalls auf dem Schloß der Gräfin Rönenthal, der „guten Alten“, von der Clara jene Einladung erhalten hatte. — Und Emil war in das Gebirge gegangen und dann der auch an ihn ergangenen Einladung der kunstliebenden Matrone gefolgt, um von Clara — fern zu sein. Jetzt traf er die Gemiedene dort wieder.

## II.

Emil war eine stillträumerische, melancholische und zärtliche Natur; ganz wie der Charakter seiner Landschaften, die ihn mehr geliebt und geachtet, als berühmt und begehrt gemacht; ihm mehr eine angesehene Stellung in der Malerwelt selbst und in dem kleinen Kreise wahrhaftiger Kenner, als einen bekannten Namen im großen Publikum der Kunstausstellungen verschafft hatten. Seine Bilder besaßen etwas durchaus Sinnvolles, Wohlthuendes, Lauschiges; wir möchten sagen etwas Heimathliches, und zeichneten sich neben einem wahrhaft rührenden, ja bewundernswerthen Fleiß der Ausführung vor Allem durch dasjenige aus, was man „Stimmung“ nennt. Aber es fehlte ihnen das bestimmte Charakte-

ristische, noch mehr das Frappante, Dominirende. — Kurz, sie waren ganz wie ihr Maler selbst. —

Solche Naturen haben meist, neben einer tiefen Innerlichkeit, ein unendliches Bedürfniß der Liebe, der Anschmiegelichkeit und Hingabe. Sie fühlen sich glücklich, von einem ebenso liebevollen als starken und kühnen Wesen beherrscht zu werden; sind lange Zeit scheu und verschlossen mit ihrem Liebesempfinden; können lange Zeit dafür leiden, ohne es zu zeigen; sind dann aber auch der höchsten Leidenschaft des Gefühls fähig, wenn dasselbe einmal aus seiner scheuen, melancholischen Ruhe und Weichheit emporgerissen wird; sind dann auch am leichtesten der Gefahr ausgesetzt, an solcher Leidenschaftlichkeit zu Grunde zu gehen. Dieses Geschick war dem armen Emil beschieden. Beschieden von dem Augenblick an, wo er Clara bei ihrem ehrwürdigen Mentor kennen lernte. Wir werden es leicht begreiflich finden, daß gerade eine Erscheinung wie Clara für Emil außerordentlich viel Bändendes haben mußte, und daß Clara gerade für Emils Wesen wenig Sinn und Verständniß haben konnte; daß er ihr durchaus nicht brillant und hervortretend genug war, um ihm besondere Aufmerksamkeit zu widmen, wenn sie auch — wie gegen alle Menschen — freundlich und zuvorkommend gegen ihn war. Emil fühlte und erkannte das auch recht wohl und hielt deshalb seine Liebe tief in sich verschlossen. Dies noch um so mehr, als er Arthurs Liebe zu Clara erkannte, und dann auch bald von dem Freunde vernahm, wie glücklich derselbe in der erwiderten Liebe Claras sei. Aber er fühlte denn doch mehr und mehr, daß er von dem Umgang mit Clara nicht lassen könne, so lange er in ihrer Nähe sei, und daß er sein Gefühl nicht mehr beherrschen könne, wenn er diesen Umgang nicht meide. Darum fort — fort! — Wenn er zurückkomme, würden Arthur und Clara ja wohl verheiratet und abgereist sein — und dann — nun, dann würde ja wohl Alles wieder gut werden; denn an einer unerwiderten Liebe zu kranken oder gar zu sterben: dafür sei denn doch die Welt zu schön, seien die Menschen zu gut, sei die Kunst zu herrlich! Mit diesen Gedanken und Hoffnungen floh er davon. — Floh er ins Gebirge — dann auf das Schloß der Gräfin, wo er Clara wieder fand. — Er erschrak tief bis ins Herz hinein; er wollte sogleich zurück; aber er konnte das nicht, ohne auffällig zu erscheinen; er konnte es nicht, weil Clara gar so still, so weich — so ganz anders als sonst — vielleicht gar leidend war und in der Einsamkeit des Schloßes und bei der Schwerhörigkeit und Kränklichkeit der guten alten Gräfin bei ihm oft Unterhaltung, Anregung — wohl gar Trost suchte. Denn immer mehr erkannte Emil, daß etwas Trauriges sie bedrückte. Ein wehes, banges Ahnen ging durch seine Seele; er fragte nach Arthur, und Clara gestand ihm

mit einem Seufzer und mit feuchtschimmernden Augen, daß sie mit Arthur gebrochen habe. Emil erschrak tödtlich. Dann fragte er heftig, fast zornig nach dem Grunde solchen Bruches. — Ach, da waren mancherlei Gründe! Innerliche und äußerliche. — Clara setzte ihm dieselben auseinander; klagte sich selbst zwar am meisten an, doch blieb auch für Arthur noch diese und jene Anklage übrig und die gegen Clara gerichteten erschienen dem tief betrübten Freunde doch auch so bemitleidenswerth, so gern verzeihbar, so rührend, ja fast so schön — er konnte gar nicht zu einer harten, strengen Anklage gegen die bezaubernde Sünderin kommen! — Er wollte nun versuchen zu vermitteln, zu versöhnen — er hoffte ganz gewiß, die gestörte Liebe wieder rein zu stimmen zu voller Harmonie. — Aber Clara sagte so bestimmt „Nein! Nein!“ daß er einsehen mußte: hier sei nicht mehr zu helfen. Er wollte dann gleich hin zu dem armen Freunde; wollte ihn nicht allein lassen in seinem Leid. Aber Clara bat so innig, so flehentlich, daß er bleiben möge, und sie meinte auch:

„Arthur hat gewiß keinen Trost und keine Stärke von außen nöthig; der starke, stolze Mann besitzt Alles was er braucht in sich, und einsam ist er auch nicht. Aber ich armes, betrübtes, reuiges Mädchen muß Trost und Freundschaft haben. Besonders hier — hier in dieser Einsamkeit, wo Niemand ist, als die alte, taube, kranke Frau, die immer gepflegt sein will, was ich gar nicht kann. Und ich darf nicht eher fort, als bis mein großes Bild fertig ist. Da sind nun Sie von meinen guten Geistern mir zugesendet und dürfen, sollen nicht fort.“ — Da war es dem zärtlichen Künstler unmöglich, fortzugehen; es wäre grausam, meinte er, wenn er es thäte, und er blieb; — Trost und Freundschaft widmend dem betrübten, reuigen, einsamen Mädchen. —

Und Clara war wirklich von alledem etwas, wenn auch durchaus nicht so viel, als sie es sich selbst und dann auch ihrem neuen Freunde glauben machte. — Sie hatte wirklich einige Gewissensbisse gefühlt, als sie nach jenem Anklagebriefe davon gefahren, namentlich aber, seit sie in die Einsamkeit des Schloßes gekommen war. Und dann hatte sie wirklich eine weiche Sehnsucht nach Trost und Freundschaft empfunden, und eine Erscheinung, die gerade das Gegentheil von dem starken, ordnenden, dominirenden Wesen Arthurs war; eine Erscheinung wie Emil war ihr gerade jetzt so recht beruhigend; war ihrem von Arthur so manchmal gekränkten Hochmuth, verletzten Freiheitsgefühl und durchschauten Hang zur Unwahrheit unendlich wohlthuend. Seine schon bald erkannte Liebe entzückte sie, und mit dem ihr stets zu Gebote stehenden Enthusiasmus versetzte sie sich in das Gefühl einer Gegenliebe, die sie dann mit noch größerem Enthusiasmus ihn ahnen, errathen — erkennen ließ, bis er aus seiner scheuen, melancholischen Ruhe

zur heftigsten Leidenschaft emporgewirbelt wurde. Vielleicht wäre sein sehr nervöser und schwächlicher Körper dem Uebermaß dieses ihn überstürzenden, berausenden, gewaltig mit sich fortreisenden Glückes unterlegen, wenn dasselbe nicht einen Dämpfer erhalten hätte durch Emils Gedanken an seinen unglücklichen Freund: er fragte sich, ob er nicht gar einen Raub an demselben begehe? und ein banges Gefühl der Reue zog sich hin durch seine überschwengliche Seligkeit. Jedenfalls mußte er nun sofort ihm schreiben. Er hatte das schon oft thun wollen, war aber immer wieder davon abgehalten worden; theils durch die viele Zeit, die er der einsamen Freundin und der kranken Gönnerin, dann auch seinem Schaffen für dieselbe widmen mußte; theils aber auch durch ein lässig machendes Gefühl des Hangens und Bangens, des Hoffens und Fürchtens, des leisen Vorwurfs und des unbestimmten Fragens: was er denn eigentlich schreiben solle? schreiben dürfe? Auch hatte Clara manchmal gemeint:

„Sie wissen ja gar nicht, wo Arthur jetzt ist. Der ist wohl weit in die Welt hineingegangen und Briefe sind auch gewöhnlich langweilig.“ — So hatte Emil gewartet und gewartet. Nun aber wäre es ein Verrath an dem Freund gewesen, wenn er noch länger geizt. Und nun vertraute er ihm Alles, Alles an, was an Glück und Trauer ihn so unendlich bewegte; wie das so gekommen war vom ersten Erblicken Claras an bis zu seiner Flucht vor ihr; von dem Wiederfinden des geliebten Mädchens an bis zu dieser Stunde. Es war ein langes, leidenschaftliches, seltsam schönes Bekenntniß einer edlen Natur, eines trunkseligen Geliebten, eines begeisterten und betrübten Freundes. Erst als der Brief abgesendet war, fühlte sich Emil ganz frei, ganz ruhig und ungetrübt glücklich; ebte seine heftige Leidenschaft auch zurück in die stillen, schönen Grenzen seiner starrträumerischen, stillmelancholischen Seele; aber umwozt von vollem, goldenem Glanz und Duft einer unaussprechlichen Glückseligkeit.

Als Arthur den Brief seines Freundes las, fühlte er sich bestürzt, erschüttert, von bangster Sorge für ihn erfüllt. Er sah ihn vor sich als das Opfer eines neuen frevelhaften Spieles, und er kannte seinen Freund zu gut, erkannte ihn aus diesem Briefe allzu deutlich, um nicht zu wissen: daß Emil einem Unglück, wie ihn selbst es betroffen habe, nicht widerstehen könne. Er wollte sofort ihm schreiben; noch besser: auf der Stelle hinreisen, den Unglückseligen warnen und wohl noch rechtzeitig einer Gefahr entreißen, die ihn zu vernichten drohe. Doch dann bedachte Arthur wieder:

„Aber darf ich das auch? — Bin ich nicht vielleicht durch die eigens gemachte Erfahrung zu sehr erbittert? verblendet? Wäre es nicht möglich, daß Clara doch wohl recht damit gehabt hätte, daß gerade wir

Zwei nicht für einander paßten? Wäre es nicht möglich, daß sie in Emil wirklich dasjenige gefunden, was ihrem innersten Wesen nothwendig sei? daß eine wirkliche Liebe sie beseele? daß sie wahrhaft glücklich sei und glücklich machen könne? — Gewiß, das wäre möglich! Und da wäre es doch wohl strafbar, diese Möglichkeit zu kreuzen und wohl gar zwei glückliche Menschen unglücklich zu machen. Nein, nein! Das darf ich nicht thun, nicht wagen!“ — Und so beschloß er denn, das Weitere noch abzuwarten. Er wurde ruhiger. Ja, er dachte mit einer gewissen Versöhnung an Clara. — Er dachte:

„Und wenn sie ihn wirklich glücklich macht — nun dann will ich ihr verzeihen, was sie an mir gethan hat. Dann will ich glauben, daß sie wirklich ein gewisses Recht dazu hatte; — daß unsere Sterne sich kreuzen mußten; daß unsere Naturen nicht zu einander paßten. Ja, mit meinem Segen will ich sie verlassen und getrosteter, stärker hinausziehen in die weite Welt, wenn ich den Freund zurücklassen darf im sichern Hafen unwandelbaren Glückes.“ — So dachte Artour. Aber so wenig er den Freund warnen wollte, konnte er ihm beruhigt oder gar erfreut schreiben, und einen Mittelweg zwischen Jenem und Diesem gab es nicht. Deshalb wollte er vorläufig schweigen, bis ihm gestattet oder geboten sei, das Eine oder das Andere zu thun. Jedenfalls wollte er auch bis dahin seine große Reise aufschieben. —

Der glückselige Emil vermifste indessen die Antwort des Freundes nicht besonders schmerzlich, wenn es ihn auch wohl noch beunruhigte und betrübte, über den Zustand Arthurs und über dessen Verzeihung noch im Zweifel sein zu müssen. Während dem hatte Clara ihr großes Bild für die Gräfin vollendet und wahrhaft fürstlich bezahlt erhalten. Zugleich erlaubte die wüthige Gönnerin, daß das Bild in der eben eröffneten und sehr lebendigen Kunstausstellung der nächsten Residenz ausgestellt wurde, und Clara bekam von dem Vorstand des betreffenden Kunstvereins eine sehr schmeichelhafte Einladung, ihrem Bilde nachzufolgen; man setzte ihr viele Ehren und Erfolge in Aussicht. Da war es denn bei Clara auf einmal aus mit aller Einsamkeit und Langeweile; aus mit aller Trauer und wehmüthigen Stimmung; aus mit aller melancholischen Sehnsucht nach einem gleichgestimmten, tröstenden Freund; — aus mit ihrer Liebe! Emil wurde ihr langweilig; erschien ihr doch allzuweid und träumerisch für ihr lebhaftes, entschiedenes Wesen und sie klagte — erst stürmisch und verzeihungsvoll, dann gereizt und bitter — das Geschick, sich selbst und dann auch Emil an, daß sie aufs neue in solch unglückseligen Liebesirrtum verstrickt worden; daß sie aufs neue gezwungen sei, solch qualvollem Zustand, solch unnatürlichem Verhältniß zu entfliehen. — Emil stand vor die-



sen auf ihn einströmenden Anklagen zuerst betäubt, dann entsezt da. Er schaute das Mädchen an wie ein Gespenst, das plötzlich aus dem Boden vor ihm aufgestiegen sei und eine eiskalte Hand nach seinem erstarrten Herzen ausstreckte. Aber als Clara, heftig weinend und scheltend rasch sich abwandte und hinauseilte, brach er zusammen, und das vom krampfhaft geschlossenen Herzen jäh zurückströmende Blut entstürzte seinem Munde. — So fand ihn die Dienerschaft. Sie trug ihn in sein Zimmer, pflegte ihn sorglich und als er zu mattem Leben erwachte, war Clara bereits fort. — Emil wußte es nun ganz deutlich, daß sein Leben gebrochen sei; daß er sterben werde. Aber er wollte daheim sterben, in seinem stillen Studienzimmer; zwischen seinen Bildern; womöglich im Angesicht, im Arme seines Freundes. Ein paar Zeilen sollten ihn und sein Geschick demselben ankündigen, wenn derselbe noch in D. sei; dann brachte der bequemste Wagen der überaus bestürzten edelmüthigen Gräfin den todeskranken Künstler nach seiner Heimat zurück. —

Als Arthur die wenigen aber schrecklichen Zeilen seines Freundes las, erfaßte ihn ein unendliches Weh; er schlug die Hände wie gefaltet um das Papier; er zitterte; Thränen stürzten aus seinen Augen und er schluchzte:

„Also doch! — doch!“ — Dann machte er sich heftige Vorwürfe, daß er nach jenem ersten Briefe Emils nicht der Eingebung des Moments gefolgt, nicht sogleich zu dem unglückseligen Freunde warnend hingeeilt sei. — Bald aber farbte dunkle Bornesröthe sein Gesicht; seine Augen blitzten heiß und wild; seine Nüstern flogen; er rieb und krallte das unglückselige Papier in seinen Händen zu Fetzen und knirschte:

„Wenn du verloren bist, armer Freund! so werde ich dich rächen, schwer rächen. Dich — und dann auch mich!“ Ruhiger wurde er nun wieder in dem Gedanken, daß doch wohl noch Hoffnung sei, wenn auch nicht für das Liebesglück, so doch für das Leben seines Freundes. Als er die Ankunft Emils erwarten konnte, ging er nicht mehr von der Hausthür desselben fort und sein Blick flog immer aufs neue die Straße hinunter, woher der Wagen kommen mußte. Und nun kam derselbe — langsam — Schritt vor Schritt. Es mußte schlimm um den Kranken stehen. Arthurs Auge wurde feucht und die Stimme versagte ihm, als er den Schlag aufmachte und den bleichen Freund mit einem wunderbar resignirenden Todeslächeln auf den kalten Lippen erblickte. Er trug ihn stark und behutsam in das Haus, auf sein Zimmer, auf sein Bett; er war ihm wie Vater und Mutter in Eins; klar, besonnen und fest; sorgsam, zärtlich und unermüdblich in jeder Pflege. — Emil erholte sich soweit, daß er dem treuen Freunde Alles erzählen konnte. Er wollte, mußte es ihm erzählen, um sich frei zu machen — frei für die letzte Stunde, die er

kommen sah. — Arthur hörte ihn scheinbar ruhig an, aber in seinem Innern gährte und kochte es in unsäglichem Zorn und nach irgend einem düstern Entschluß. Emils Sterbestunde machte ihn wieder weicher; er konnte noch einmal weinen, laut und voll weinen um den hingemordeten Freund; aber an seinem Grabe stand er wie ein düsterer, dämonischer Geist und als alle Leidtragenden sich entfernt hatten, murmelte er mit dumpfbrütendem Tone:

„Ich schwöre dir zu: du sollst gerächt werden, wenn auch Jahre es dauern mag!“

### III.

Neun Jahre sind vergangen. Clara ist ein fast verblühtes Mädchen von 30 Jahren, ist bitter und wehmüthig, eine Waise und eine dürstige Künstlerin geworden. Sie besucht am liebsten die bekanntesten Seebäder, um während der Saison Portraits zu malen. — All ihre bezaubernden Reize und köstlichen Eigenschaften haben es nicht mehr vermocht, ihr noch einmal Dasjenige zu gewinnen, was sie zweimal so frevelhaft dahinopfert: einen treuen Geliebten; nicht vermocht, ihr Dasjenige zu gewinnen, was sie immer sehnlichster sich wünschte: einen liebenden und geliebten Mann. — Nach dem Tode Emils und nach Arthurs Abreise war es, als wenn ein Bannfluch ihre Reize, ihre Liebe, ihr Herz und ihre Sehnsucht warnend umziehe, und da, wo ihr Zauber noch vermögend war, diesen Bann zu durchbrechen, oder, wo er von einem hingerissenen Männerherzen nicht beachtet wurde: da stellte sich plötzlich zwischen ihr und diesem Herzen irgend ein warnender, trennender Mahnruf ein; irgend ein geheimnißvolles Wort gleich dem gebietenden Zeichen einer still und mächtig wirkenden Fehme. Und so überall, wohin sich Clara auch wenden mochte. Es ging ihr im Bereiche der Liebe, wie dem ausgestoßenen Freimaurer in der Logen-Welt: wohin er sich auch wenden mag: überall findet er, wie von unsichtbar elektrischen Drähten im voraus angekündet — kalte Worte, mißtrauische Blicke und verschlossene Thüren. Und dieser Bann, diese Fehme, diese unsichtbar elektrischen Ankündigungen gingen aus von einer mächtigen Phalanx, von einer ausgezeichneten Organisation, die Arthur auf einer Reise zu allen deutschen Akademien, zu allen hervorragenden Vereinen der Intelligenz, der Kunst, der schönen Wissenschaften u. s. w. gegen Clara geschaffen hatte. Geschaffen mit wahrhaft staunenswerther Klugheit, Umsicht, Consequenz und Ausdauer; natürlich sehr unterstützt von dem mächtigen Einfluß seines großen Reichthums, seines bekannten Namens, seiner schönen Bildung und der Liebe und Verehrung,

die ihm namentlich von D. aus der fast gefeierte Eintritt in alle Ateliers und Kunstvereine von irgend einer Bedeutung verschaffte. Mit derselben geschlossenen Kraft, womit Arthur früher seinem Geschäft, dann seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung, zuletzt seiner Liebe sich gewidmet hatte, widmete er sich nun der Aufgabe seiner Rache an Clara, und in der Gestaltung jener bewundernswerthen Organisation — die lange hinaus fortwirkte, während er in anderen Welttheilen umherzog — war der erste Theil seiner Aufgabe erfüllt worden, als damit auch Claras künstlerisches Wirken und Streben immermehr in das Bereich ihres verfehmten Herzens und Liebessehns gezogen werden mußte. Ihr Talent war wohl nicht groß genug, um ganz allein auf sich selbst stehen zu können; ihr Eifer und ihre Ausdauer wenigstens waren nicht stark und nachhaltig genug, um ihrem Talente nachzuhelfen, und als der persönliche Zauber ihres Wesens, womit sie die Mängel ihrer Bilder so leicht gedeckt hatte, gebrochen war: da mußten dieselben in ihrer ganzen Nacktheit hervortreten und immer weniger persönlich entzückte Käufer finden. Als nun auch Claras Eltern rasch nach einander starben und der so kostspielig gewesenen Tochter nur ein geringes Erbe übrig ließen: sah sich dieselbe in ihren Mitteln noch um Vieles beschränkter als vorher. Und so erblickten wir sie jetzt wieder als eine fast verblühte Schönheit, voll Wehmuth und Bitterkeit, und als eine dürftige Künstlerin, hauptsächlich von Portraitmalen lebend und zwar am liebsten in großen Seebädern. Dies hatte bei ihr innere und äußere — Stimmungs- und Berechnungsgründe. Immer mehr, immer bitterer und gereizter entfloß sie dem deutschen Städte-, Gesellschafts- und Kunstleben, weil sie immer mehr sich gekränkt und verletzt, gemieden und ausgeschlossen fühlte; ausgeschlossen auch mit allem Denjenigen, was doch auch gut, schön, bedeutsam und talentvoll in ihr war. Immer mehr fühlte sie den Fluch, der überall hin sie verfolgte; das Zeichen der Fehme, was unsichtbar ihr aufgedrückt war: aufgedrückt, seit sie jene frevelhaften Spiele mit Arthur und Emil begangen. Immer mehr fühlte sie sich vereinsamt und darum auch immer sehnsüchtiger nach Einsamkeit. Aber es mußte doch noch eine bewegte, oft wie sie selbst zornig und wild aufbrausende Einsamkeit — es mußte gerade die oft so rasch wechselnde Einsamkeit des Meeres, mit seiner wehmuthsvollen Ruhe, seiner sehnsüchtigen Weite und seiner brausenden, schäumenden Brandung sein. Und es mußte ein berühmtes Seebad mit der Ebbe und Flut zahlreicher Fremden aus allen Ländern der Welt sein: mit Fremden, die für sie immer neu interessant waren, ohne daß sie um dieselben sich mehr zu bekümmern brauchte, als ihr gerade genehm war. Mit Fremden, von denen Einige in der Langenweile eines solchen Aufenthalts, vielleicht auch aus Gegenden kommend, wo die

Kunst auf sehr niedriger Stufe stand oder kaum kultivirt wurde — wohl geneigt wären, sich malen zu lassen, und denen es auf den Preis nicht ankäme. Mit Fremden endlich, von denen wohl Einige befähigt wären, sich für Claras doch immer noch anziehende und unter allen Umständen höchst interessante, in gewisser Beziehung bedeutende Erscheinung zu interessiren; von denen Dieser oder Jener wohl befähigt wäre, sie zu lieben und zu heiraten. Denn geliebt, geheiratet und aus der Sorge um das Tagesbrot erlöst zu werden, wurde ihr mehr und mehr zum sehnlichsten Wunsch. — Natürlich geliebt wollte sie sein; nicht aus irgend einer anderen Regung oder Stimmung zu einer Frau erhoben werden. Das schwur sie fest sich zu; wäre sie lieber an ihrer Sehnsucht gestorben, als ungeliebt sich heimgeführt zu sehen. Und sie selbst auch wollte lieben; wollte unter keiner Bedingung einem ungeliebten Manne folgen. — „Aber das — so sagte sie mit unendlich schmerzlicher Bitterkeit — wird denn auch das Leichteste sein; ich werde Jedem aufrichtig, inbrünstig lieben, der mich noch wahrhaft lieben kann und aus Liebe mich heiraten will. — Ich werde ihn lieben, mehr als ich jemals einen Mann geliebt!“ — „Aber er muß auch einiges Vermögen haben“, setzte sie dann trocken hinzu. — Das waren die inneren und äußeren, die Stimmungs- und Berechnungsgründe, die vorzugsweise zu den großen Seebädern sie hinführten. — Und diese Gründe hatten sich denn auch in Allem bewährt; nur noch nicht in dem Einem: in Claras Hoffen auf einen Mann, der sie noch lieben und heiraten und den sie dafür inbrünstig wieder lieben werde; namentlich, wenn er auch einiges Vermögen hätte. Doch sieh — jetzt schien es, als wenn auch dieses Hoffen in Erfüllung gehen sollte. Es war eines schönen Juni-Nachmittags, als ein mächtiger überseeischer Dampfer angebraust kam und bald an der Landungsbrücke still hielt. Clara stand, wie bei solchen Gelegenheiten fast immer, auf einem Dammvorsprung, der sich schräg über der Brücke erhob, und konnte von hier aus die Landenden sehr gut übersehen und von ihnen gesehen werden. Jetzt begegnete ihr scharf gespanntes Auge dem kühnen blickenden Blick eines Mannes, dessen ganze Erscheinung sofort hervorragte über alle seine Reisegefährten. Clara betrachtete ihn mit immer höherem Interesse und zwar um so mehr, als der Fremde kein Auge von ihr wandte. Sie mußte also auch ihm von ganz besonderem Interesse sein. — Nur mit gewaltsamer Anstrengung ihres Taktgefühls wandte sie endlich ihre Blicke von dem Fremden und sich selbst von dem ihr so nahe kommenden Gedränge ab und ging langsam, träumend nach Hause. Als sie an der Thüre ihres Hauses sich umwandte, sah sie mit einem Gemisch von Staunen, Schreck und Freude, daß der Fremde ihr gefolgt war und nun von mäßiger Ent-

fernung aus sie betrachtete — scheinbar unabsichtlich, harmlos, doch — das fühlte sie ganz deutlich — nur sie betrachtete, nur um ihretwillen den gleichen Weg gekommen war. — Rasch und fast verwirrt — ohne noch einmal sich umzuschauen — schlüpfte sie in ihr Haus; als sie an das Fenster trat und, hinter den Gardinen versteckt, auf die Straße schaute, war der Fremde verschwunden. Am andern Morgen war er einer der Ersten, der ihr auf den Promenaden begegnete; er ging rascher zu, als er sie kommen sah, und als er an ihr vorüberschritt, sah er sie mit einem langen, tiefen, feurigen Blick an. Sie fühlte denn auch, daß er ihr nachschaue; aber sie wagte doch nicht, sich davon durch ein Umdrehen zu überzeugen. Er begegnete ihr die nächsten Tage auch noch oft. Sie sah ihn auch manchmal stille stehen an einem großen Bilderladen, wo Portraits und Genrebilder von ihr aushingen. Sie sah ihn da sehr genau beobachten und endlich sah sie den Mann, der schon ihr lebhaftestes Interesse in Anspruch genommen hatte, in ihr Atelier eintreten. Er bat mit hochachtungsvoller Bescheidenheit und doch auch mit einem gewissen weltmännischen Stolze um ein paar Bilder von ihrer Hand. Clara mußte sich sehr zusammennehmen, um nicht zu verrathen, wie glücklich sie sei. — Das Geschäftliche wurde rasch und leicht abgemacht und es entspann sich, ganz wie von ungefähr, eine Conversation oder vielmehr eine kleine Erzählung von Seiten des Fremden und zwar in englischer Sprache. Der Fremde nannte sich Mr. Morton; war der Sohn einer deutschen Mutter und eines englischen Vaters; in Deutschland geboren, in Frankreich erzogen; zunächst in England, dann in allen fünf Welttheilen zum Mann geworden. Nach langjährigem Weltreisen und nach einem vielfachen Aufenthalte unter mannigfaltigen farbigen Völkern kehrte er jetzt in die mütterliche Heimat zurück, um hier auszuruhen von vieler Gefahr und Mühsal, und dabei der Kunst und Wissenschaft, dann vielleicht auch noch großen industriellen Unternehmungen sich widmen zu wollen. —

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Der Stahl-, Glas- und Flittergoldschmuck will nicht weichen; man sieht ihn noch sehr häufig an den Hüften; er verdrängt sogar einigermassen die Blumen, was wir sehr bedauern.

Die runden Hüte sind entschieden modisch; die meisten, die man trägt, haben einen niedrigen Kopf und etwas aufgekrempte Ränder; auch die Mütze mit Federn sieht man, ja man versucht sogar das sonstige dreieckige Herrenhütchen für die Damen modisch zu machen. Es ist dies wohl das Excentrischeste, das man den Damen bisher geboten hat, aber wir fürchten, daß auch solche Dreispitze von den Damen werden getragen werden, welche gern Aufsehen machen und deshalb sich auffällig kleiden.

Die russischen Hemden werden viel getragen und mit Recht, denn an heißen Tagen giebt es kaum eine leichtere Kleidung. Die hübschesten sind von Foulard, man hat aber auch einfache von ganz dünnen Wollstoffen.

Noch immer sind ferner sehr modisch die kurzen sogenannten Maskenschleier. An gewöhnlichen Stadthüten ist der Schleier von weißem Tüll, an runden Hüten liebt man den schwarzen mehr.

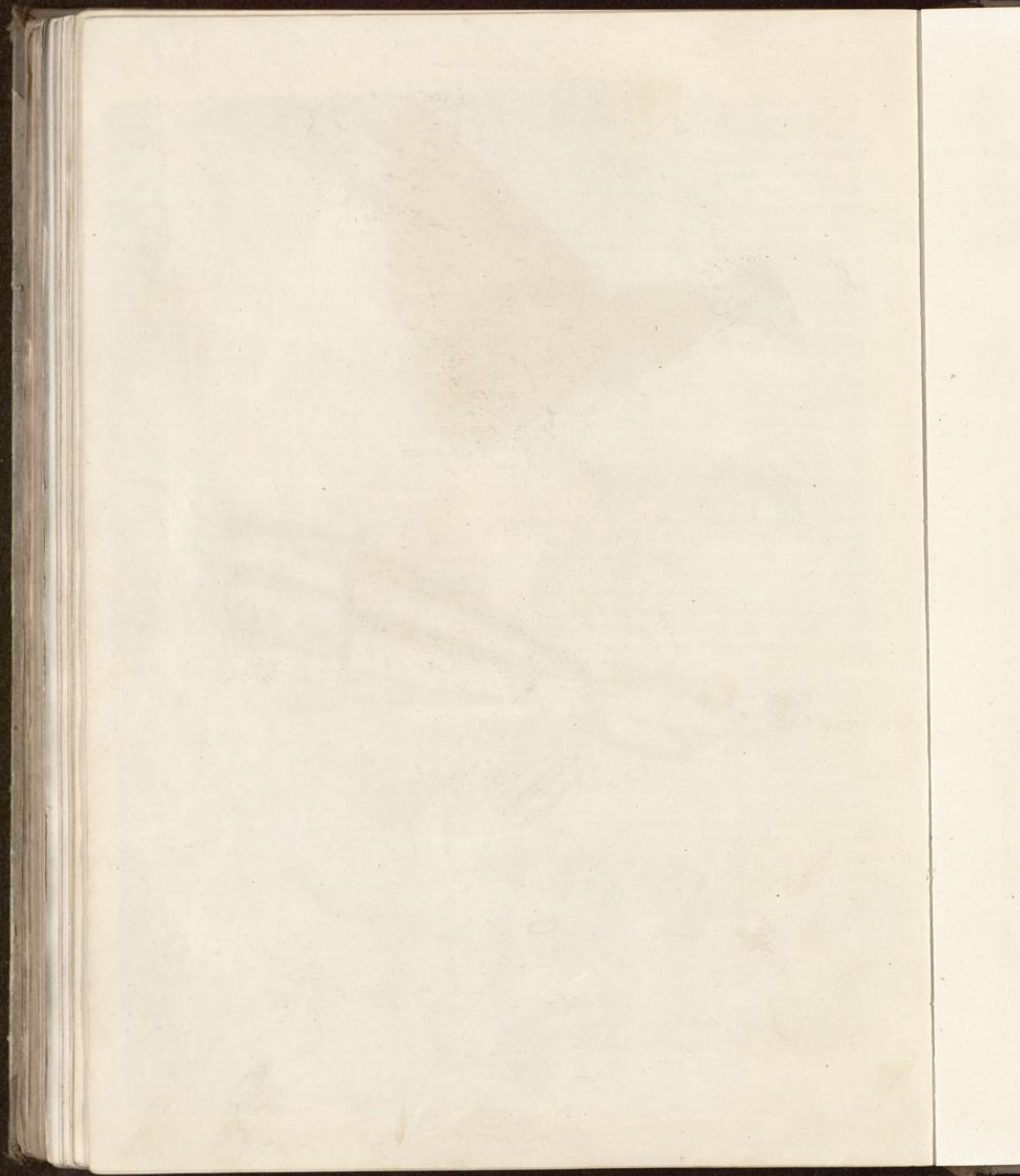
Furore machen die Photographie-Taschentücher. Man denke sich, es werden Taschentücher verkauft, auf denen sich Photographie-Portraits der schönsten Damen und berühmtesten Männer unserer Zeit befinden. Die Aerzte wählen natürlich solche Tücher mit Portrait eines berühmten Arztes, die Advokaten solche mit Portrait von Berruyer oder Jules Favre, die Elegants haben ein Taschentuch Laura Fonta oder Muvaviere. Die Portraits von Verwandten läßt man in einer Ecke des Tuches anbringen. Wie seltsam und wunderbar ist unsere Zeit. Man schnaubt sich in seinen Mann oder seine Kinder!

Die Anzüge für das Bad und den Landaufenthalt werden auch dieses Jahr aus den grellsten Farben zusammengesetzt sein. Eine Dame kann sich zur Andalusierin machen mit aufgerisstem Rocke über einem zierlichen und koketten Unterrocke, einem Sennorita-Bäckchen und einem Sombrerohut mit einer Rose am Ohr; oder zur Amazone aus der Zeit Ludwig XV. mit Kleid und Paletot à la Mousquetaire, die mit Querbefaz in grell abstechenden Farben besetzt sind, mit kleinen Schuhen mit hohen Absätzen, seidnen Strümpfen mit buntgestickten Zwickeln und Jägerhut, der led auf einem Ohre getragen wird und eine lange weiße Feder hat. Man begegnet wohl auch einer neapolitanischen Fischerin in gestreiftem Rocke, kurzem Paletot und rother Mütze, ferner Watteau-Schäferinnen im kokett mit Bändern aufgenommenen Rock und Reisstrohhut à la Arrianon. Kurz die Anzüge der Damen im Bade und auf dem Lande sind geradezu Maskenanzüge.

Die Bänder Schuhe kommen wieder in die Mode und man muß allerdings gestehen, daß nichts reizender



*Faint vertical text, likely a publisher's mark or name.*



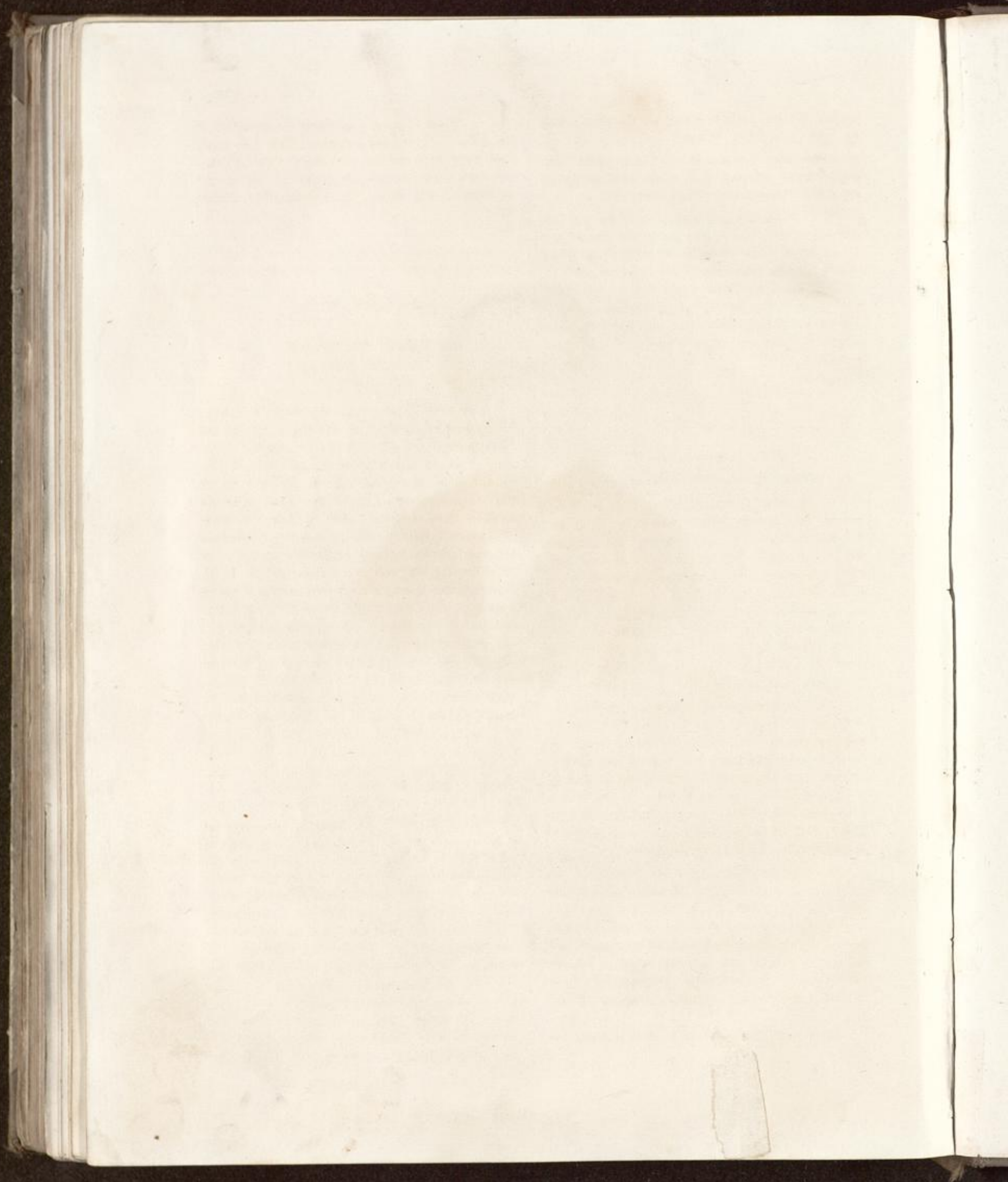


*Nach einer Photographie*

*Stein u. Druck v. Wagner in Leipzig*

*A. Meyer*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*



ausieht als ein zierlicher Schuh mit kreuzförmig über die Fußbiege laufenden Bändern.

Eine andere Neuigkeit ist sicherlich zu tabeln, nämlich der knapp anliegende Paletot, den ein breiter Gürtel mit großer Schnalle noch zusammenhält.

Die Tüllhütchen mit Goldflittern, die man gar nicht selten sieht, passen ganz gut in das Theater und in den Wagen. Der Stahlschmuck darauf ist zu diesem Zwecke schon zu schwer und bereits etwas veraltet.

Die modischeste Farbe ist das Grüne. Die Kleider von grüner Seide und die grünen Bänder gehören zu den allerbeliebtesten. Leider kann nicht jede Dame Grün tragen, weil dies eine ungemein frische und weiße Haut verlangt.

### Modenblatt № 22.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Haarpuß mit blauem Band; Kleid von Popeline mit rundem hohem Leibchen, das in der Mitte eine Art Revers hat, der in rundliche Zacken geschnitten und mit blauem Bande eingefast ist; daneben zwei ganz ähnliche Tragbänder; enge lange Ärmel, vorn mit blauem Bande ausgepußt; breiter Gürtel von dem Kleidstoffe, mit blauem Bande garnirt und mit einer großen Schnalle geschlossen; auf jedem Blatte des Rockes ein Revers, der in rundliche Zacken geschnitten und mit blauem Band garnirt ist; ganz kleiner Kragen; kleines Cravattenband; kleine Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

2. Eigenthümliches neues Krepphütchen, mit Rosen ausgepußt, hinten mit einer Art langen Schleier und mit zwei weißen sehr langen Bindebändern, die von dem Hutkopfe ausgehen; Kleid von Foulard, am Leibchen, an den engen langen Ärmeln, vorn auf dem Rocke mit breiten grünen seidenen Bändern besetzt, die der Länge nach laufen; Gürtel von grünem Taffet mit einer großen Schleife an der Seite; ganz kleiner Leinwandkragen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

3. Hut von rosa Krepp in der Fanchonform, mit langen hinten hinabhängenden Bändern, vorn mit Blumen ausgepußt; Kleid von rosa Taffet mit hohem Leibchen, das lange getrennte Schößchen hat, welche die Hüften frei lassen und mit dicker rosa Schnur eingefast sind, wie ähnliche Schnur sich oben und unten an den Ärmeln befindet; auf dem Rocke ganz unten ein kleiner Bolant; kleiner Kragen; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

(Kleid und Hut sind nicht zartrosa genug colorirt.)

4. Fanchon-Hut mit schwarzem Sammet, schwarzen Spitzen und Blumen ausgepußt; Kleid von einsarbiger Seide ohne Auspuß, mit hohem runden Leibchen und engen langen Ärmeln; neuer Paletot von schwarzer Seide; kleiner Kragen; kleine Unterärmel; Stiefelchen.

### Stahlisch № 22.

#### Albert Methfessel,

der deutsche Sängervater.

(Nach einer Photographie.)

Das herannahende deutsche Sängerfest zu Dresden erinnert uns mehr denn je an den Nestor der deutschen Männergesangskunst, A. Methfessel, der als hochbetagter Greis sich eine auffallende Geistesfrische und körperliche Rüstigkeit, mit Ausnahme der Sehkraft und des Gehörs, erhalten hat. Er hat im vorigen Jahre sein achtzigstes Jahr angetreten, denn er ist am 6. October 1785 geboren. Fast alle früher erschienenen Biographien in Conversationslexikas und Zeitschriften geben bald seinen Geburtstag, bald sein Geburtsjahr irrig an. Methfessel entstammt einer armen, reich an Kindern gesegneten Cantorfamilie in Stadtilm. Musik war der größte Reichthum, der in diesem thüringischen Cantorhause waltete. Methfessel genoß den ersten musikalischen Unterricht von seinem Vater und auch sein älterer Bruder Friedrich war nicht ohne Einfluß auf ihn. Sein Vater wünschte, daß er Theologie studiren möge, weshalb Methfessel, nachdem er das Gymnasium zu Rudolstadt absolvirt hatte, im Jahre 1807 die Universität Leipzig bezog, jedoch bald darauf die Theologie mit dem Studium der Musik vertauschte. Bereits war sein erstes Heft Lieder erschienen. Er pflegte neben dem Clavier- und Orgelspiel, namentlich auch den Gesang und das Gitarrespiel. Die ersten musikalischen Verühmtheiten ertheilten ihm theoretischen und praktischen Unterricht. Bald wurde er wegen seiner klangvollen Tenorstimme beliebt in den Gewandhausconcerten. Er siedelte alsdann nach Dresden über, wo Cecarelli's Einfluß bedeutend auf ihn wirkte. Von 1810 bis 1822 war er fürstlicher Kammermusiker in Rudolstadt. In diese Zeit fallen die vielen Liedercompositionen, die die Freiheitskriege und später die Gründung der Burschenschaft in ihm entzündeten. Aber nicht bloß die Compositionen, sondern auch viele Texte sind von ihm zu diesen Gesängen geschaffen, z. B. „Hinaus in die Ferne.“ Er gab der akademischen Jugend das erste deutsche Commercibuch, welches er soeben in seiner sechsten Auflage vorbereitet. In jene Zeit fällt



auch seine Bekanntschaft mit Spohr, Romberg, Karl Maria von Weber und anderen musikalischen Kunstgrößen. Von Weber war er auch als dessen Nachfolger in Prag bestimmt, lehnte aber auf Zureden seines Hofes und seiner Bekannten in Rudolfsstadt diesen ehrenvollen Ruf ab. Später nahm er die Stelle eines Musikdirectors in Hamburg an und gründete daselbst im Jahre 1825 die erste Liedertafel für Volksmännergesang in Norddeutschland. Im Jahre 1832 erhielt er einen Ruf als Hofcapellmeister nach Braunschweig und vermählte sich einige Jahre hierauf mit der jungen, talentvollen Sängerin Fräulein Lehmann, die selbst Lieder componirte. Aus dieser Ehe erwuchsen ihm zwei Töchter. Im Jahre 1847 dirigirte er bei den großen Liederfesten zu Lübeck und Eisenach, trotzdem ihn schon ein Gehörleiden ergriffen hatte. Bald darauf starb seine Gattin. Methfessel wurde augenleidend, der graue Staar bildete sich bei ihm aus. Schon vordem hatte er sich in Ruhestand versetzen lassen. Allein er blieb bis auf den heutigen Tag geistig überaus rührig. Er componirte bis in die jüngste Zeit noch viele Lieder, so zu dem Nürnberger Sängerefest und für das Leipziger Schlachtenjubiläum. Auch in der „Neuen Sängerkirche“ (Leipzig, bei Rob. Frieze), deren Mitherausgeber er ist, sind wiederholt in den letzten Jahren Compositionen erschienen.

Methfessel war der einzige vollsthümliche Componist, der zur Zeit der Befreiungskriege vaterländische Lieder schuf, und ist sich und der deutschen Freiheit zu allen Zeiten treu geblieben. Wie hochgeschätzt er von dem deutschen Volke und dessen geistigen Repräsentanten ist, davon hat sein achtzigster Geburtstag ein rührendes Zeugniß gegeben. Ein jüngerer Freund von ihm, der Liederdichter Müller von der Berra, veranlaßte einen Ausruf wegen zu begehender Feier dieses Tages und

Darbringung von Gaben für den edlen Sängergreis. Der Erfolg war so bedeutend, daß sich darüber eine große Broschüre schreiben lassen würde, wollte man Alles aufzählen. Wir wollen nur einige Momente anführen. Seine heimatische Universität Jena ernannte ihn zum Ehrendoctor, das freie deutsche Hochstift zu Frankfurt a. M. übermittelte ihm das Diplom der Meister- und Ehrenmitgliedschaft, aus allen Theilen Deutschlands und des Auslandes, z. B. aus Rußland und selbst aus Melbourne in Australien, kamen ihm Ehrendiplome, Kränze und Alpensträuße zu, fast überall feierten die Gesangsvereine eine Methfessel-Feier, ja eine der großartigsten war die zu Melbourne. Müller von der Berra hatte weit über tausend Thaler Ehrensolde gesammelt, darunter Gaben aus Rußland, russisch Polen, Frankreich und der Türkei, und überreichte ihm zu seinem Ehrenfeste diese Geschenke selbst, worauf Methfessel in der Neuen Sängerkirche in rührender, erhebender Weise seinen Dank aussprach. Seine Vaterstadt ehrte sich und ihren berühmten Meister dadurch, daß sie Methfessels Geburtshaus mit einer Botivtafel schmückte.

Methfessel hat in seinem Leben so viel für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung gethan, daß man ihm mit Recht das Zeugniß geben kann: Er hat sich um das deutsche Vaterland verdient gemacht und trägt mit Ehren den Lorbeerkranz, der ihm zum achtzigsten Geburtstag verliehen ward. Er ist das erste der gekrönten Häupter der jetzt lebenden deutschen Künstlerschaft. Voll ernstem Streben und heiteren Sinnes gedenkt er den übrigen Abend seines Lebens zu vollbringen und zwar getreu seinem Wahlspruche, der also lautet:

Jung oder alt,  
Doch erst im Grabe kalt!

## Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, mercantile und andere Anzeigen werden gegen 1 1/2 Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4 1/2 Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Tblr. Gebühren bei 1/8, 1/4 und 1/2 Bogen und 5 Tblr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### The first Letter writer

a Collection of one Hundred Letters on the most familiar Topics.

by

James M'Lean, Esq.

Mit Noten und Wörterbuch.

Zweite verbesserte Auflage. Preis 9 Ngr.

Im Verlage von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

### Anleitung

zum

### rationellen Anbau der Hülsenfrüchte

als Körner- und Futterpflanzen.

Mit besonderer Berücksichtigung der Erbsen- und Lupinen-Müdigkeit des Bodens und des Befallens der Hülsenfrüchte.

Von Dr. William Löbe,

Redacteur der Illustrierten Landwirthschaftl. Zeitung.

8. broch. 15 Ngr.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Girschfeld in Leipzig.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Eine Heirat aus Rache.

Erzählung

von

Arnold Schloenbach.

(Fortsetzung und Schluß.)

Das waren so die ersten Aufschlüsse, die der Fremde leicht und sicher über sich gab und die wohl geeignet waren, Claras Interesse für ihn immer mehr zu steigern. Aber auch der Fremde schien sich immer mehr für die talentvolle, begabte und eigenthümliche Künstlerin zu interessieren. Er wußte sie auf seine Weise zu veranlassen, ihm auch von ihren Verhältnissen, aus ihrer Vergangenheit und aus ihrem jetzigen Leben und Streben zu erzählen, und er hörte ihr mit außerordentlicher Aufmerksamkeit und Theilnahme zu. Besonders da, wo sie ebenso bewegt als rasch „ein Herzensunglück“ andeutete, wodurch ihr Leben bis zu dieser Stunde hin eigentlich beschattet worden sei. — Da blühten seine Augen flammend auf; dann wurde er sehr ernst und dann wandte er sich wieder um so lebhafter ihr zu. Es zeigte sich immer mehr, daß er nur ihret- und nicht der Bilder wegen gekommen war. Die Besuche wiederholten sich. Die Conversation wurde lebhafter. Meister Morton zeigte immer mehr einen ebenso vortrefflichen Geschmac als die feinste Bildung in allen künstlerischen Dingen. Er kannte das Beste, was an Kunstwerken vorhanden war. Er wußte auch bald alle Vorzüge an Claras Bildern in das beste Licht zu stellen und mit anmuthiger Schonung auf deren Fehler aufmerksam zu machen. Er wurde immer beredter und feuriger, wenn auch ein gewisser vornehmer Ernst sein Feuer mäßigte; aber doch nur so, daß dadurch Beides — das Feuer wie der Ernst — nur um so schöner, fesselnder, bedeutungsvoller erschienen und Claras Hoffnung für das längst ersehnte Glück immer sicherer werden ließ. Immer sicherer, bis zur beseligendsten, berauschendsten Wirklichkeit, bis Morton ebenso feurig als ernst und feierlich um ihre Hand anhielt; bis er — alle formellen Schwierigkeiten mit der unbeschränkten Macht des Geldes rasch überwindend — sie zum Traualtar und vom Altar weg in die reizend und prächtig ausgeschmückte Villa führte, die er eigends für die „Flitterwochen“ ausgesucht und eingerichtet hatte.

Mont, ein Mohr, und Katty, eine Mulattin — Monts Frau — die er — Morton — von einem Plantagenbesitzer gekauft und mit nach Europa gebracht hatte — wurden als vorläufiges Dienstpersonal der jungen Frau überantwortet. Clara schwelgte auf dem Gipfel des höchsten Glückes, das jemals sie erträumt hatte, und der Mann? Er hatte seinen Zweck erreicht, seine Rache gestillt. Gewiß ahnten und erriethen Manche unserer Leser in Mr. Morton den zurückgekehrten Arthur rasch, wie dieser die auf dem Damme stehende Clara erkannte, als er mit dem Dampfschiff landete und sich nun auf einmal dem Ziele seiner Aufgabe um Vieles näher sah, als er gehofft hatte. — Und mit derselben staunenswerthen Consequenz, womit er damals jene Organisation gegen Clara geschaffen, hatte er sich auf das, was jetzt bereits geschehen war, auf die Heirat mit Clara vorbereitet. Deshalb auch sein jahrelanges Umherreisen in fremden Welttheilen, so daß er, mit Ausnahme seiner Familie und einiger Vertrauten, für Deutschland fast verschollen war; deshalb auch die damit angestrebte und sorglich gepflegte Veränderung in seinem ganzen Wesen, die denn freilich auch ganz außerordentlich gelungen war: die hohe, schlanke, leichtgetragene Gestalt war breit, knochig und gesetzt geworden; die hellen, blanken, klugen Augen lagen tiefer, glühten dunkler und ernster; sein längliches, hellbraunes Haar hatte sich stark gelichtet, war krauser und dunkler geworden; sein Gesicht war tief gebräunt und, statt mit dem früheren leichten Henriquatros geschmückt zu sein, mit einem vollen, starken Barte fast umhüllt. Dazu die Narbe eines Beilhiebs — empfangen im Kampfe mit einer Rothhaut — die sich von der linken Schläfe aus, schräg über die Nase weg, bis zum Munde hinzog. Dazu auch der viel tiefere, vollere Ton seiner Stimme — die englische Sprache, die er bei Clara sofort anschlug und festhielt — die ganze Haltung — der fremde Name — die Sicherheit, mit der er sich in solch angenommenen Verhältnissen bewegte: kurz, es konnte wohl kaum eine größere Umwandlung seines ganzen Wesens denkbar sein. Selbst das „Mutteraug“ würde ihn nicht wieder erkannt haben, am wenigsten der Blick Claras, in deren leichter Jugendliebe sein Bild sich eigentlich nur schwach abgedrückt hatte; in der dasselbe auch um so mehr verschwunden war, jemehr sie bemüht gewesen, jene Liebe selbst als einen wirren, unglückseligen Traum zu betrachten, abzuschütteln, aus ihrem Gedächtniß zu verwischen. Dann

auch wohl hier das alte Wort: „Wo das Verderben uns am nächsten steht, schlagen die Götter uns oft am tiefsten mit Blindheit.“ — Kurz, Arthur konnte sicher den Plan verfolgen, den er sich vorgezeichnet und der ihm auf einmal so nahe lag, als er mit einer Art dämonischer Freude Clara auf dem Damm erkannte. Deshalb nun auch sogleich den raschentworfenen Angriffsplan begonnen; deshalb die glänzende Herausforderung und meisterliche Anwendung aller derjenigen äußern und innern Eigenschaften, wodurch er hoffte, Clara gewinnen zu können; von denen er dies auch immer mehr überzeugt sein durfte, jemeher er einsah, wie glücklich der erste Theil seiner Aufgabe gelöst, in welcher innere und äußere Verhältnisse Clara gekommen, von welchem Sehnen und Hoffen dieselbe befangen sei. — Und nun sollte das lang ersehnte Ziel erreicht, nun sollte Clara von der schwindelnden Höhe ihres exträurten Glückes in die Tiefe des Unglücks gestürzt; nun sollte der gemordete Freund gerächt werden; gerächt auch er selbst, der durch Claras Frevel dahin gebracht worden war, daß sein so unendlich reich, schön und hoffnungsvoll gewesenes Leben einzig darauf hingewiesen wurde, eine schauerliche That zu vollziehen und an dieser wohl selbst mit unterzugehen. — Er hatte keinen Funken Mitgefühl mehr, weder für das Mädchen noch für sich selbst. Was er von dem Erz und Eisen seiner Gewerke stets im Blut und Charakter gehabt hatte: es war zu eitel Stahl geschweißt worden.

Daß die Heirat nur bis zur Trauung vollzogen werde, verstand sich natürlich von selbst. Nur darüber hatte Arthur nachgedacht, ob er die junge Frau gleich nach der Heirat verlassen und wieder verschwinden oder, ob er erst noch eine Zeit lang als ein kalter Fremder mit ihr wohnen sollte. Nach einigem Ueberlegen erschien ihm das Erstere nicht viel mehr als ein kalter Blitz, ein Brellschuß oder ein Theater-Coup. Viel zu wenig für das, was Claras Frevel verdient hatten; viel zu wenig für die jahrelangen Mühen, für den tief angelegten und mit so außerordentlichen Mitteln ausgeführten Plan. Nein, sie mußte noch viel tiefer dulden, noch schwerer bestraft werden. Sie mußte unter seinen Augen hoffen, bangen und trauern — fürchten und verzweifeln, und wenn er selbst das Schwerste darunter leide. Wie lange er dieses Spiel treiben, wie dasselbe von Tag zu Tag sich entwickeln, ob, wann und unter welchen Verhältnissen er ihr seinen Namen in das Ohr donnern werde: das wußte er noch nicht. Das wollte er der Zeit und den Umständen überlassen. Nur erst die Heirat — die Heirat aus Rache, vollgiltig und unwiderruflich geschlossen: das war die Hauptsache. — Und nun war sie geschlossen! —

## IV.

Als Arthur seine „junge Frau“ vom Traualtar weg in ihr reizendes Boudoir geführt und mit einem Wink die an der Thüre harrenden farbigen Diener verabschiedet hatte, wollte Clara nach einigen Momenten sprachlosen Entzückens und selig bebenden Erröthens an ihres Mannes Brust stürzen und mit dankbarstem Kusse ihn umarmen. Arthur aber trat verbindlich ernst zurück, wehrte mit der Hand leise vornehm ab, strich sich über die Stirne und sagte mit trockener Artigkeit:

„Ich bin nicht wohl, Madame. Sie werden mir erlauben, mich zu beurlauben. — Bis morgen. Sans adieu!“ Und er ging fort; in den andern Theil der Villa, den er für sich hatte herrichten lassen. Clara starrte ihn an — ihm nach; sprachlos, regungslos — fast empfindungslos. Dann fuhr sie mit den jäh ausgestoßenen Worten „Was ist das?“ wild erschreckt zusammen. Sie schaute entsetzt umher, eine verwirrende Angst ergriff, durchschüttelte sie, trieb sie beslügelten Schrittes ihrem Manne nach. — Arthur hatte sich indessen schon in sein Zimmer begeben und dem im Vorzimmer stehenden Monk die Weisung erteilt:

„Es soll Niemand zu mir. Niemand! Ich bin nicht wohl!“ Monk nickte kurz und fest mit dem Kopfe und sagte: „Wohl!“ — Dann stellte er sich schrämm aufrecht an die Eingangsthür zum Zimmer seines Herrn, schlug die athletischen Arme übereinander und schien zu denken:

„Nun könnte blos der Teufel hineinkommen, sonst Niemand.“ Er sah denn auch ganz darnach aus, als ob er diesen seinen Gedanken wohl vertreten könne. Da kam Clara heran und fragte hastig:

„Mein Mann ist wohl da drin?“

„Ja!“ antwortete Monk etwas verwundert und Clara scharf anschauend, sonst aber ganz ruhig und regungslos. So auch jetzt noch, als Clara rasch zur Thür oder vielmehr dicht zu ihm herantrat, erstaunt ihn anschaute und mit einem heftig fragenden

„Nun?“ erwartete, daß er ihr Raum mache.

„Darf nichts herein!“ entgegnete Monk ruhig.

„Ich will zu meinem Mann; Sie verstehen mich wohl nicht?“ sagte Clara, bemüht, sich selbst zu beruhigen und dem Farbigen ganz verständlich zu sein.

„Niemand soll herein, hat Herr gesagt“, und Monk stand wie eine Mauer.

„Natürlich, niemand Fremdes; aber ich — seine Frau!“

„Hat gesagt Niemand — mein Herr! Ist unwohl — mein Herr!“

„So muß ich ihn ja pflegen! — Um Gottes Willen, Monk!“

„Pfleget sich selbst. — Niemand darf herein!“ Und Monk stand noch immer wie eine Mauer vor der Thür.

Clara rieb sich über Stirne, Augen und Gesicht — hastig, krampfhaft; dann drückte sie beide Hände auf ihr hörbar klopfendes Herz, athmete hoch auf — sah in bleicher, zitternder Angst nach der Thüre oder vielmehr auf Monk, wandte sich dann um und schwankte fort, hinüber in ihr reizendes — nun so ödes, unheimliches Boudoir. Sie warf sich verwirrt, fast taumelnd auf einen Diwan und schaute mit gespensterhaften Augen vor sich hin. Katty erschien in der Thür, machte eine kleine Bewegung, und als Clara sie wie gegenstandslos anschaute, fragte sie mit halblautem Ton:

„Darf Katty thun was bei Mistress?“ — Da fuhr Clara aus ihrem wirren Traumleben auf; ein Gedanke schoß ihr durch die schwindelnden Sinne: sie wollte Katty zu sich heran rufen, sie ausfragen, ausforschen: ob sie wohl etwas davon wisse, darüber denke oder ahne, was es mit der plötzlichen Wandlung des Herrn für eine Bewandniß habe? Ob er einer solchen öfters ausgesetzt sei? u. s. w. Im nächsten Augenblicke aber sagte sich Clara, daß ein solches Experiment nicht zart, nicht einmal anständig sei; daß es ihre eigene Würde wie die ihres Mannes verletze. Sie gab daher der ernst harrenden Dienerin ein rasches Zeichen, sich zu entfernen, und versank dann wieder in ein wirres Träumen, in ein Chaos von Fragen, Zweifeln und Befürchtungen; von Schmerz, Jorn und Verzweiflung, von Liebe und Hoffen. — So verging ihr der Tag, der Abend, die Nacht; erschrocken auffahrend, ängstlich gespannt horchend, wenn sie einen nahenden Schritt zu hören glaubte. O sie litt sehr! Und viel tiefer, als früher sie fähig gewesen wäre zu leiden. Mit Anstrengung ihrer ganzen Willenskräfte und — Hoffnung war sie am Morgen fähig, mit einiger Sammlung dem angekündigten Besuch ihres Gemahls entgegen zu sehen, wenn auch eben diese formelle Ankündigung ihr gerade kein erfreuliches Zeichen war. Sie dachte, es müßte doch jetzt wohl eine Erklärung, eine Lösung — eine Entscheidung eintreten, und das half ihre Kraft stärken, wenn auch ihr Erwarten noch ängstlicher anspannen. — Bleich, leise zitternd, mit heftigem Herzklopfen und bange forschendem Blick, doch mit einer gewissen feinen Zurückhaltung ging sie dem Eintretenden einen Schritt entgegen. Er begrüßte sie vornehm verbindlich; bat sie mit gemessener Artigkeit: Platz zu nehmen und auch ihm dies zu erlauben; setzte sich ihr gegenüber und begann mit kaltem, schneidendem Ernst:

„Madame! Sie haben doch eigentlich recht leichtsinnig und leichtgläubig gehandelt, mir — dem Fremden, der da mit dem Schiff wer weiß woher kam — so ohne weiteres zu vertrauen, so rasch Ihre Hand zu reichen. Ueberlegen Sie sich das — was Sie bisher wohl noch nicht thaten — und sagen Sie mir dann, ob ich nicht einfach recht habe?“ — Clara hatte im ersten Moment, wie um ihre Besinnung zu behalten, die Hand fest auf die Stirne gedrückt; dann fühlte sie, daß irgend eine Kata-

strophe kommen werde, der sie ihre ganze Klugheit und Geistesgegenwart, wie ihre schwer verletzte und auch wohl gefährdete Frauenwürde entgegen setzen müsse. Sie richtete sich ziemlich fest empor und antwortete nach kurzem Bestimmen mit möglichst ruhigem Tone:

„Und wenn es so wäre — was weiter?“ — Arthur war von Claras Haltung und Antwort überrascht und fixirte sie einen Augenblick scharf; dann fuhr er in dem angeschlagenen Tone fort:

„Ich könnte ein Schwindler, ein Abenteurer sein, der aus irgend einem Grunde solche Rolle mit Ihnen gespielt, vielleicht Sie auch noch unglücklicher gemacht habe; Sie dann verlasse oder Ihnen zu seiner Ernährung zur Last falle.“ Clara sah ihn scharf und bestimmt an und erwiderte fest:

„Das könnte sein, aber es ist nicht so. Sie mögen sein was Sie wollen: ein Schwindler oder Abenteurer sind Sie nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil ichs so fühle.“

„Sie sind sehr gütig; aber man hat Beispiele, wo man einen Engel vor sich glaubte und einen Dämon oder einen Teufel fand.“ Arthur sprach das mit kaltem Grimme aus und Clara schauerte in sich zusammen. Warum? — Sie wußte es kaum; doch es war ihr, als ob Vergangenheit und Gegenwart auf einmal wie wilde Flammen über ihrem Haupte in einander schlugen. Aber sie wollte fest, klar, klug bleiben — denn die Katastrophe mußte ja nun näher herankommen. Sie sah Arthur wie zum Sprechen auffordernd an und derselbe sagte mit einem unheimlichen Lächeln:

In gewisser Beziehung haben Sie indessen recht. Aber immer haben Sie doch noch schlimm genug getroffen. Ich hatte oder ich habe vielmehr noch immer eine fixe Idee: Ich wollte verheiratet sein, ohne eine Frau zu haben. Was sagen Sie dazu?“

„Das ist eben so eine fixe Idee als auch ein Verbrechen gegen ein armes, schutzloses und nun hingeopfertes Geschöpf!“ rief Clara stolz und heftig entgegen. — Aber Arthur antwortete kalt:

Ihr Frauen nennt Euch immer arm, hilflos, schutzlos — und dergleichen mitleiderregende Worte mehr — wenn Ihr irgendwie einmal beleidigt oder gekränkt werdet. Aber wenn ihr mit Eurer Jugend, Schönheit, Anmuth und hundertfachen Reizmitteln ein übermüthiges, frevelhaftes Spiel treibt; wadere Jünglinge verhöhnt, edle Männerherzen brecht — ihr Leben hinopfert: dann fühlst Ihr Euch mächtig, benehmt Ihr Euch tyrannischer, grausamer, wie sich jemals ein Mann gegen ein Weib benimmt. Für jedes verlassene Mädchen finden sich eine Menge Ritter und eifrige Klagefrauen; aber für ein gemordetes Männerleben wird nicht leicht Jemand in die Schranken treten.“ — Arthur war hoch erregt geworden

und ein imponirender Born ging durch sein ganzes Wesen. Clara schlug mit verzweiflungsvollem Schreck die Hände vor ihr Gesicht. Sie bebte. Sie sah vor dem dräuenden Richter wie eine Sünderin, über deren Haupte soeben das Stäbchen gebrochen wird. Sie erkannte in schrecklicher Deutlichkeit die schweren Frevel ihres früheren Lebens; sie fühlte wie Aspdruck die volle Wucht von Arthurs Worten. — Nur das Eine wußte sie nicht: waren sie absichtlich? Kannte der zornige Mann die Frevel ihrer Jugend? War er der Vollstrecker eines gegen sie gerichteten Urtheils? — Der Fehme, die sie schon seit Jahren, mehr und mehr, wenn auch gleichsam nur unbewußt — wie den Hauch eines Fluches gefühlt hatte? Oder war das Alles nur so zufällig? War er nur das blinde Werkzeug einer ewig waltenden Nemesis? — Und wenn das: was wollte, was konnte er noch ferner thun?

Jedenfalls mußte sie sich noch fest und klar zusammen halten, um das Nothwendige erkennen und dann auch ausführen zu können. Arthur blickte sie während dem mit dem bewegtesten Gefühl der Genugthuung an. Er weidete sich nicht an ihrer Verzweiflung; er betrachtete dieselbe nur vom sittlichen Standpunkt eines Richters aus; gleichsam als den Triumph des Rechtes, und er freute sich, seinen seltsamen Plan nicht umsonst durchgeführt zu haben. Er wurde dann auch wieder frappirt durch die bestimmte Haltung, die Clara jetzt wieder anzunehmen wußte, indem sie scharf und stolz fragte:

„Und wie weit gedenken Sie denn nun Ihre sogenannte fixe Idee noch zu treiben? Das heißt, wann werden Sie auf Nimmerwiederkehren abreisen?“

„Wahrscheinlich gar nicht; wenigstens noch auf lange Jahre hin nicht,“ erwiderte Arthur fast gleichgültig.

„Dann werden Sie aber doch jedenfalls gestatten, daß ich abreise?“

„Durchaus nicht, Madame! Ich habe ja nicht für einen Tag, sondern für mein Leben geheiratet.“

„Sie werden mir aber doch nicht zumuthen, ja Sie werden es mir nicht zutrauen, daß ich mich auf solche Weise als das unwürdige Spiel Ihres Wahnsinns oder Ihres Verbrechens hergebe?“

„Das müssen sie aber thun, Madame.“

„Ich werde Ihnen entfliehen!“

„Das wird ihnen nicht gelingen. Ich bin ganz der Mann dazu, Ihnen bis zum Rand der Hölle nachzufolgen; Sie überall zu entdecken und überall als meine Frau zu requiriren. Und ich werde das thun; darauf gebe ich Ihnen mein Wort.“ Er sprach das mit kalter, eiserner Entschlossenheit aus und Claras mühsam behauptete Kraft war auf einmal ganz gebrochen. Fast knickte sie zusammen; sie sah todesbleich aus und senkte den gebrochenen Blick zu Boden. Arthur stand auf und sagte fest, doch nicht ohne einen gewissen Hauch der Milde und Würde:

„Tragen Sie das Geschick, dem Sie verfallen sind,

mit der Stärke, die Ihr bevorzugter Geist Ihnen zu geben vermag. Ich handle nicht nach brutaler Willkür, sondern noch einem höheren Gesetz, dessen Bedeutung Sie vielleicht einst noch erkennen werden, und Sie müssen selbst am besten wissen, ob Sie nicht verdient haben, unter der grausamen Wucht dieses Gesetzes zu stehen.“

„Ich hab's verdient und bin verloren!“ — hauchte sie wie tonlos, erhob sich schwankend, machte dem tief und schwer sie anschauenden und dann kalt sich empfehlenden Mann eine leise Verbeugung und wankte in ihr Schlafzimmer, wo sie ohnmächtig auf ihr Bett sank. Die von Arthur ihr nachgesandte Katty brachte sie bald ins Leben zurück; aber sie murmelte:

„D wäre ich todt!“ — Das war der erste Morgen ihres mit so beseligtem Entzücken erharrten Ehelebens.

## V.

„D wäre ich todt!“ — So seufzte Clara noch oft. Aber der zermühlende Gram hatte gar keinen Einfluß auf die elastische und starke Natur ihres Körpers; ja — so seltsam es lauten mag — es schien, als wenn derselbe sich nur noch stähle unter der Wucht ihres Leidens. — Sie hatte Augenblicke, wo sie sich tödten wollte, aber dann hielten Furcht und Schwäche wie Stolz und Stärke sie davon zurück und mit ebenso bangem Schauer als schmerzlich trotziger Energie beschloß sie zu leben und zu dulden.

„Oder wäre ich nur allein! Ganz allein!“ seufzte sie dann jenen Worten auch wohl nach. Aber sie war nicht allein; Arthur wollte ihr diese Einsamkeit nicht gönnen, wollte sie täglich daran erinnern, daß sie nicht frei sei. Jeden Tag ließ er sich einmal bei ihr anmelden; oft trat er auch ohne weiteres in Ihr Atelier ein. —

Er war immer verbindlich und aufmerksam; sprach geschmeidig, anregend und belehrend; aber immer blieb er der vornehm kalte, herbe, oft auch düstere Mann. So sehr aber auch dieses äußere Zusammenleben mit ihm das Unglück Claras vermehrte: es hatte doch auch wieder einen ganz eigenthümlichen Reiz für sie; denn — gestehen wirs nur, was sie sich selbst kaum gestehen wollte — tief im Innern liebte sie dennoch den Mann, der ihr so gräßliches Leid angethan hatte; der ihr oft so unheimlich, so hassenswerth erschien. Es war und blieb in seinem Wesen für sie doch etwas unerklärbar Magnetisches, Imponirendes; ja selbst in seiner Berrätherei und Grausamkeit gegen sie lag ihr etwas dämonisch Reizendes — furchtbar Schönes — ein bannendes, beugendes Richteramt; kurz, das,jenige, was er ihr an jenem Morgen mit so seltsamer Würde verkündet hatte: ein höheres Gesetz, dem sie sich

verfallen fühlte. Und durch all diese Empfindungen zog sich denn auch noch ein leiser, leiser Hoffnungsschimmer, als ob es ihr einst doch noch gelingen werde, das furchtbare Spbinx-Räthsel lösen zu können; den schrecklichen, den geliebten Richter zu einem Verkländer der Versöhnung und des Friedens sich wandeln zu sehen. In dieser Liebe fühlte Clara zwar um so heftiger die Qualen ihres unglückseligen Daseins, fand sie aber auch wieder denjenigen Halt, den jedes liebende Herz in sich trägt; denn nur Eines ist, was den Menschen ganz verloren giebt: das schreckliche Schicksal, gar keine Liebe zu empfinden und zu bedürfen. — Außerdem fand Clara auch noch einen Halt in ihrer Kunst, der sie sich mit einer Tiefe und Treue, mit einem Fleiß und einer Ausdauer hingab, wie sie früher das nie gethan. Dies um so mehr und mehr, je öfter Arthur mit wenigen, aber treffenden und warmen Worten jeden Fortschritt hervorhob, so kalt und fremd und fern er sich dann auch wieder hielt. —

In dieser Kälte, Härte und Grausamkeit ging Arthur indessen seinem Untergange entgegen. Er fühlte das, was er that, ja nur wie eine schauerliche, doch gebotene Pflichterfüllung, die ihm schwerer und schwerer, düsterer und düsterer wurde; die mehr und mehr an seinem besten, edelsten Menschentheile zehrte; die den freien, kühnen, seit Jahren an gewaltige Wanderungen und Abenteuer gewohnten Mann krank machte und um so eher aufzureiben drohte, als er Alles, was ihn bewegte, erschütterte und unglücklich machte, streng und scharf in sich verschloß. Um so heftiger mußten denn auch auf einmal seine Kräfte zusammenbrechen; ein böses Nervenfieber ergriff ihn jählings und warf ihn bald an den Rand des Grabes. Als er nach vielen und höchst gefährlichen Tagen zum vollen Bewußtsein erwachte, sah er ein marmorblaßes, abgehärmtes Weib mit heißen, feuchten Augen, mit dem Ausdruck des unendlichen Schmerzes und doch mit einer wunderfam ergreifenden Ruhe an seinem Bette sitzen; kaum erkannte er Clara wieder. Und als er sie erkannte und durch die halbgeöffneten Augenlider so noch eine Weile regungslos betrachtete — zog ein unendliches Mitleid, eine ebenso wohlthuende als ergreifende Nührung durch sein Herz. Jetzt erst gab er ein leises Zeichen, daß er erwacht sei; sah er sie an mit dem klaren Blick des Geretteten — und da fuhr es über ihr Antlitz hin mit hellem Roth; da hob sich ihr Busen hoch auf; ein halb unterdrückter Freudenschrei entfuhr ihren Lippen und Thränen stürzten aus ihren aufglänzenden Augen. Dann aber nahm sie sich rasch und fest zusammen und sagte nur noch mit leise bebender Stimme, doch sonst ganz ruhig: „Gerettet! Gerettet! — das seh ich, das fühl ich. — So hats der Arzt gewollt.“ — dann nickte sie vorsichtig nach beiden Seiten hin und Monk und Katty kamen leise, leise mit lachenden Zähnen und schimmernden

Augen, während Clara etwas zurücktrat und am Bett ihnen Platz machte. Arthur reichte den treuen Dienern die Hand, die sie hastig faßten und küßten. Er wollte dann auch die Hand nach Clara ausstrecken; zog sie aber wieder zurück — vielleicht aus Schwäche? Er wurde wenigstens blaß, als ers that: es ging wie ein leiser Kampf der Erschöpfung über sein Gesicht; er schloß die Augen und unterdrückte einen schwer aufsteigenden Athemzug. Clara wandte sich rasch ab — sie mußte sich festhalten, um nicht zu sinken — dann wandte sie sich wieder zu den Dienern und sagte halblaut:

„Ich bin jetzt nicht mehr nöthig — wenigstens für den Augenblick nicht. Ihr wißt ja auch schon alles, was jetzt zu than ist, und ich kann mich auf Euch verlassen.“ Die Diener küßten heftig ihre Hände und Clara ging. Arthur sah ihr mit unbeschreibbar gerührtem und doch schmerzlichem Blicke nach. Vorsichtig, halbleise, dann immer lebhafter und Eins das Andere ergänzend oder ablösend erzählten nun Monk und Katty, wie himmlisch gut die Herrin den Gebieter gepflegt habe; von der ersten Stunde seiner verlorenen Besinnung an bis jetzt; wie sie Tag und Nacht nicht von seiner Seite gewichen; wie verzweiflungsvoll, wie aufgelöst vor Schmerz, und doch wie stark und ruhig sie gewesen sei, wo es Noth gethan habe. — Arthur horchte hoch auf; er wurde nicht müde, immer wieder aufs neue zu hören, was in andern Worten ihm immer wiederholt wurde. Dann kam der Arzt, freute sich von ganzem Herzen der klar ausgesprochenen Rettung und schrieb dieselbe nächst Gott — worunter er aber eigentlich die von ihm verordnete Medicin verstand, — einzig der bewundernswerthen Krankenpflege und der wahrhaft sich hinopfernden Liebe der jungen Frau zu. — Der Arzt hatte keine Ahnung davon, wie das Wort „junge Frau“ den Kranken bewegte, ja erschütterte; er fand nur, daß eine nicht ganz unbedenkliche Unruhe des Pulses zu beobachten und daß die alleräußerste Ruhe nothwendig sei. Auch Arthur fühlte das und zwang sich dazu mit der Willenskraft, die immer in ihm lebte. Jedenfalls aber würde er rascher genesen sein, wenn nicht eine tiefe Wandlung in seinem Gefühle gegen Clara immer mehr ihn bewegt und beunruhigt hätte. Mitleid, Nührung, Dankbarkeit und eine daraus immer höher aufsteigende Liebe für die doch schon so unendlich leidend gewesene, so sichtlich wie gebesserte, so unverwundlich liebende Clara kämpfte mit dem sich selbst und dem hingeopferten Freunde gegebenen Nacheschwur; mit dem Pflichtgefühl: denselben ausführen zu müssen, und mit einer gewissen Schwäche, die sich gern in starker Consequenz bespiegeln wollte. — Des Genesenden weicher gestimmte Natur blieb indessen mehr und mehr jenem ersten Gefühle zugänglich und er wurde auch über die schweren Bedenken ruhiger, nachdem er einen festen Entschluß einer neuen, starken Prüfung gefaßt hatte. Er sah indessen seine Frau nur wenig und doch auch öfter, als diese es

glaubte. Sie erschien nur dann an seinem Lager, in seinem Zimmer, wenn der Arzt neue Verordnungen machte oder wenn sie glaubte, daß Arthur schlafe, und als derselbe dies bemerkt hatte, that er häufig, als ob er schlafe. Es war ihm dann schon wohlthuend, die stillwaltende Erscheinung Claras in seiner Nähe zu wissen; wohlthuend, ihr diese Freude zu gönnen, da er es fühlte, wußte, daß es ihr, wenn auch eine schmerzliche, so doch eine innige Freude bereitete; ja daß es ihr ein Bedürfniß war, in seiner Nähe sein zu können, ohne von ihm bemerkt zu sein; d. h. ohne das Gefühl zu haben, ihm lästig zu werden: von seiner Kälte leiden zu müssen und ihrer gebotenen Zurückhaltung etwas zu vergeben. Arthur beobachtete sie dann auch oft ganz unbemerkt, doch ebenso scharf als tief. Er las mehr und mehr in ihrer verwundeten und immermehr zum Besseren, Höheren strebenden Seele; in ihrer so unglücklichen und doch immer noch hoffenden Liebe; in ihrem ganzen Sein und Walten, was so klar, so ruhig und umsichtig und doch so öde und verlassen, einzig auf ihn gerichtet war. Er fühlte immer schmerzlicher und schwerer den gefaßten Entschluß einer letzten, entscheidenden Prüfung; aber er sah auch immer muthiger und hoffender einer glücklichen Lösung derselben entgegen. — Und getreu seinem Entschlusse, war der immer mehr Genesende nun wohl dankbar, auch wohl freundlicher, doch immer noch förmlich und zurückhaltend gegen Clara, während diese ganz dieselbe blieb, wie er sie vom vermeintlichen Schlafe aus beobachtete und erkannt hatte. —

Eines Tages trat Arthur sehr ernst in Claras Atelier; er hatte Papiere und Briefe in der Hand, die er mit einiger Aufregung zusammenlegte und wieder auseinander schob. Clara sah ihn ängstlich besorgt und fragend an und Arthur sagte:

„Ich muß Ihnen eine schlimme Nachricht mittheilen, die ich schon seit einiger Zeit erwartete, aber erst bestimmt abwarten wollte, ehe ich sie Ihnen mittheilte: mein Vermögen ist gänzlich ruiniert. Ich bin fast wie ein Bettler geworden.“

„O Gott — Sie Armerster!“ rief Clara bestürzt aus und dann setzte sie, wie mit dem Gefühl innigster Befreiung von einer schweren Angst hinzu:

„Und doch ist's auch gut, daß es nichts Schlimmeres ist;“ sie sah dabei mit zärtlich frohem Blick zu Arthur hin. Arthur bemerkte, fühlte das Alles recht wohl und er mußte sich zusammennehmen, um ruhig fragen zu können:

„Aber was könnte denn wohl noch Schlimmeres?“

„Daß Sie fort“ — antwortete Clara rasch, hielt aber plötzlich verlegen, fast ängstlich ein und sah zu Boden. Arthur nahm mit gewaltsam angeeigneter Ruhe ihr Wort wieder auf und sagte:

„Daß ich fort müßte — meinen Sie vielleicht? Nun, das wird aber doch wohl richtig sein. Ich muß ja nun Brot zu schaffen suchen.“

„O nein, nein! Das können, das dürfen Sie jetzt

noch nicht. Sie sind noch zu schwach, zu angegriffen. Sie würden sich sehr gefährden, wenn Sie jetzt aus Ihrer Ruhe heraussträten. O bitte! bitte — lassen Sie jetzt mich, mich das Brot verdienen!“ Sie stieß das heftig, leidenschaftlich heraus und näherte sich ihm mit bittend zusammenge schlagenen Händen. Arthur fühlte sich unendlich beglückt; aber er durfte ja nichts anders sagen, als:

„Ja, Sie werden recht haben, daß ich mich noch schonen, sehr schonen muß, und ich würde vorläufig auch recht gerne es Ihnen überlassen, für unsern Unterhalt zu sorgen. Aber es wird Ihnen das schwer werden; recht schwer; namentlich bei meinen Bedürfnissen, wenn sie nur halbweg wie bisher befriedigt werden sollen; und unsere armen Farbigen darf ich doch auch nicht fortschicken?“

„Nein, nein! das sollen, dürfen Sie auch nicht. Ich will arbeiten so viel, als ich nur vermag. Und ein fleißiger Mensch kann ja außerordentlich viel arbeiten. Ich bin ja auch so gefördert worden durch Sie. Meine Bilder werden jetzt jedenfalls um so vieles besser, um so eher gekauft werden. — O, ich flehe Sie an, lassen Sie mich arbeiten — für Sie — für Sie arbeiten!“ Sie wollte seine Hände fassen — und trat auch wieder wie verschämt zurück: aber ihr ganzes Wesen war und blieb in leidenschaftlichster Bewegung und eine große Thatkraft sprach aus ihrer ganzen Erscheinung. Arthur betrachtete sie mit tiefster Erregung, während er wieder begann:

„Absatzquellen hätte ich genug für Ihre Bilder. Ich stehe mit vielen Agenten fremder Länder in Verbindung, die den Auftrag haben, von mir empfohlene Bilder zu verhältnißmäßig guten Preisen sofort anzukaufen. — Aber es ist die Frage, ob Ihre Arbeitskraft aushält?“

„Sie wird! Sie wird!“ rief Clara wie begeistert aus.

„Aber auch in anderen Verhältnissen, in anderen Räumen als bisher? Unter Entbehrungen, die wir bisher nicht kannten? — Bedenken Sie das wohl! — Wir müssen vorläufig diese kostbare Villa verlassen — uns bescheiden einquartieren und manches entbehren, bis erst Ihre Arbeiten neue Einnahmen verschafft haben.“

„Wo und wie es auch sei: ich werde das Beste arbeiten, was ich jemals geschaffen; und mehr, als ich jemals für möglich hielt. Ich weiß das so bestimmt — o, so bestimmt. Und nun sehne ich mich nach der geringen Wohnung und den Entbehrungen, um Ihnen so recht zeigen zu können, was ich zu thun vermag.“ Arthur hätte die hochgetragene und durchglühete Sprecherin unarmen mögen, aber die Prüfung mußte zu Ende geführt werden; Clara mußte zeigen, wie weit ihre Worte zu Thaten werden könnten.

Und Clara bestand die Prüfung glänzend; ihre Thaten lösten alle ihr Worte ein. In einer viel armeneligeren Wohnung, als sie jemals bewohnt; unter Entbehrungen, wie sie noch niemals empfunden hatte, arbeitete sie Monate lang von früh bis spät mit immer gleicher Kraft und Ausdauer; mit immer gleicher Freiheit und

Schönheit. — Und für wen? — Für einen Mann, der sich ihr immer gleich fern, gleich kalt und herbe zeigte und nur dann und wann einen milden Dank für ihre Mühe und ein warmes Wort der Anerkennung für ihre Künstlerchaft hatte. Aber sie liebte und hoffte noch, liebte und hoffte noch hin durch all ihren Gram und ihre Bitterkeit; hin durch ihr ödes, trauriges Dasein. Liebte und hoffte noch — sie wußte selbst nicht warum, aber sie mußte — mußte!

Ihr Körper freilich hatte endlich seine Spannkraft verloren; mit den letzten Strichen an einem neuen Bilde — mit den letzten Strichen, die der vor ihr stehende Arthur sein bezeichnet hatte, sank sie eines Morgens beinahe ohnmächtig auf den Stuhl vor ihrer Staffelei. Da aber klangen plötzlich wunderbar entzückende und erschreckende Worte und Töne an ihr Ohr, deutsche Worte, und Töne der vollsten Liebe:

„Clara! — Geliebte Clara!“ klang es hell und voll aus Arthurs Mund, aus Arthurs hochaufschwellendem Herzen, und er streckte seine Arme der Geprüften, der Geliebten entgegen. Sie schaute wie geblendet — wie gebannt ihn an und ein Zucken des Erinnerns, ein Beben der Angst und noch nicht zu fassender Seligkeit gingen durch ihr ganzes Wesen. Und wieder hörte sie „Clara, ich liebe dich noch!“ und Arthur trat ihr näher und sah sie an mit dem sonstigen, hellen, freien Blick und nun stürzte sie hinein in seine geöffneten, sie fest umschlingenden Arme! — In dem Raum eines einzigen Augenblicks wurde ihr nun Alles, Alles klar — sein fremdes Erscheinen — sein Werben — ihre unsaglichen Leiden — sein Prüfen — die Liebe, die sie von Anfang bis zu dieser Stunde ihm geschenkt, das Hoffen, was sie gehegt. Am klarsten aber die volle Gewißheit, daß sie nicht umsonst gebuldet, geliebt und gehofft habe; daß, so tief ihre Neue und so wahrhaftig ihre Besserung gewesen, nun auch ihre Buße gelöst, das Verzeihen gesichert sei; daß sie glücklich sein dürfe und glücklich machen werde.

Und so war es denn auch. Arthur war nicht arm. — Und die Vergangenheit wurde begraben unter dem Tempel eines reinen Glückes, den Beide sich einander aufbauten. Eine neue Trauung im Vaterlande vermählte statt des abgeschiedenen Mr. Norton den von seiner Weltreise zurückgekehrten Arthur Hohrsmann mit Clara Dönnhoff.

## Modenbericht.

(F.) Das Streben der weiblichen Kleidung nach den Formen der Herrenkleidung hat seit dem Beginn des Frühlings neue Fortschritte gemacht und viele Damen, die excentrische Moden in der Stadt nie tragen würden, zeigen sich in denselben gern in Bädern und auf dem Lande.

So findet man es denn gar nicht mehr sonderbar, wenn man Damen aus der besten Gesellschaft in langschößigen Fracks à la Ludwig XV. mit ungarischen Stiefeln und einfacher Mütze sieht. Es ist eben modisch.

Die weißgrundigen Stoffe sind außerordentlich zu Sommerkleidern beliebt. Auf den Sommerconfections sieht man auch noch ungemein viel Ausputz in Glas u. s. w. Den größten Beifall aber findet gegenwärtig das Strohposament. Die langen Gürtel werden viel getragen und auf einem weißen Kleide ist allerdings nichts eleganter. Sehr hübsch sind die gestreiften und veloutirten Bänder, die man namentlich gern auf Hüften verwendet. Die kleinen Schleier, die man trägt, die weißen wie die schwarzen, haben Sternchen von Stahl, Gold oder diamantirten Perlen mit ebenso blizender Stickerei oder Franse ringsherum. Die Mode will sich also von dem Glänzenden noch gar nicht entfernen.

Etwas eigenthümlich Neues in Bezug auf die Kleider läßt sich nicht berichten; die Einfachheit und wenig Ausputz ist das Modernste. Ob das dauert? wir mögen es nicht behaupten.

Eine Neuerung indeß greift sehr schnell um sich; die eleganten Damen haben sie bereits sämmtlich angenommen und so wird sie wohl bald allgemein werden, nämlich das Verschwinden des farbigen Unterrocks von verschiedenem Stoffe als das Kleid. Solche trägt man nicht mehr. Dieses auffallende Bunt, das einmal so allgemein gefiel, gilt jetzt für gemein und nicht von gutem Geschmade.

Es giebt sehr schöne Wollenstoffe — auf den Namen kommt nichts an — sie sind leicht, glänzend und einfarbig. Davon läßt man sich Kleid und Paletot machen.

Burnus und Shawl werden eigentlich gar nicht mehr getragen; sie verloren die Gunst, als die Kleider über den Unterrock aufgenommen wurden. Die Shawls aber werden sicherlich nicht lange unbeachtet bleiben.

Erwähnen wir nun die neuen Kleider. Der Rock, den man länger macht als nöthig ist, wird an jedem Blatt durch Streifen aufgenommen. Unten schleppt er nicht mehr, er ist aber auch nicht so kurz wie der eines Bauermädchens. Die Streifen sind von Posament in der Farbe des Kleides. Der Rock fällt hinten tiefer als vorn, aber den Unterrock darf man durchaus nicht sehen. Der Paletot hat drei Nähte, ist von dem Kleidstoff wie das Kleid und hat große Tassetknöpfe.

Die Fanchonform der Hüte verfällt mehr und mehr der Gemeinheit und die andere, die Kaiserhutform, gewinnt. Die letztere soll etwas Aristocratisches haben. Ein solcher Hut hat keine Garnirung; der Kopf steht grade und hat einen kleinen Strohhalmstreifen, der bis auf das Haar geht, das man dabei noch besser, d. h. freier sieht als bei der Fanchon. Den Schirm umgiebt eine Guirlande.

Ein Dame trug ein Kleid von algierischer Gaze mit



goldfarbenen Streifen, das einen ersten Rock bildete, auf den ein zweiter von gleichem Stoffe, aber mit weißen Streifen, fiel. Unten am ersten Rock befand sich eine Schnur von Taffetschleifen in schwarz und weiß, am zweiten ein feines Posament von Stroh und schwarzem Schmelz in der Form eines Bandes, an dem schwarze Klügelchen und Strohbülmchen herabfielen. Schleifen gleich denen auf dem ersten Rocke reiften denselben rund herum an fünf Stellen über dem weißen, auf den die geschligten Schöße des Leibchens von weißer Gaze mit gelben Streifen fielen. Das Leibchen war ausgeschnitten und wurde mit einem Fichu von Tülle getragen, das mit schmalen schwarzen Sammetbändchen besetzt war, auf denen sich Strohpelken befanden. Vorn auf diesem Leibchen befanden sich Schleifen von schwarzem und gelben Bande und die schon erwähnten Schößchen waren mit schwarzen Glöckchen und Strohlumen besetzt.

#### Modenblatt № 23.

(Nach Originalzeichnungen.)

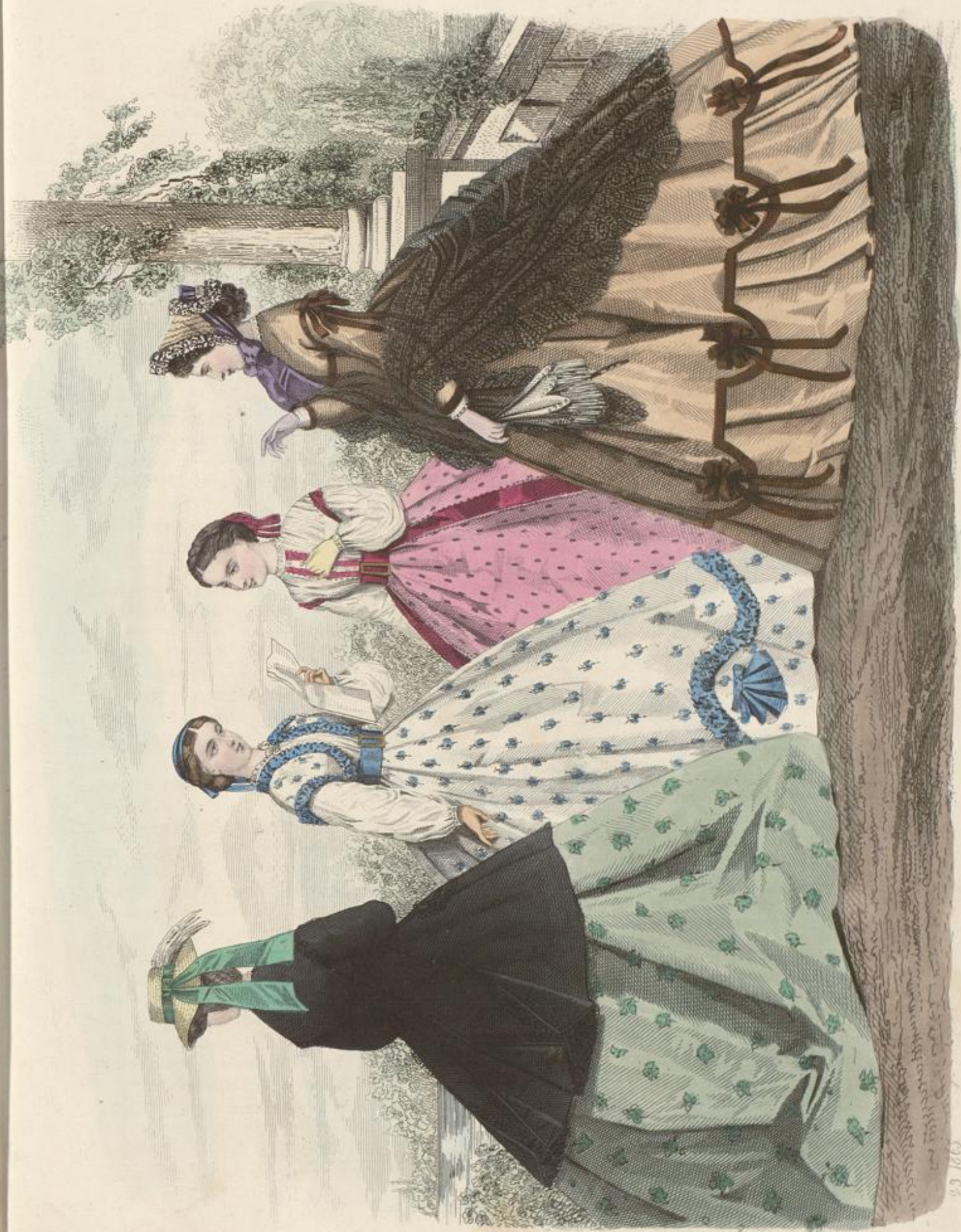
1. Runder Strohhut von neuester Form und mit modischem Ausputz; Kleid von gemusterter zartgrüner Seide mit langem und sehr weitem Rocke ohne Ausputz; Paletot von schwarzer Seide, mit Guipure, Posament und Schmelz besetzt und mit Tragbändern versehen, die zu einem Gürtel mit Schößen gehen; die Ärmel eng und unten elegant ausgeputzt; kleiner gestickter Kragen und eben solche Unterärmel; dänische Handschuhe; Stiefelchen.
2. Haarputz mit blauem Netz und blauen Bändern, die hinten sehr lang hinabhängen; Kleid von geblühtem weißgrundigen Foulard, unten auf dem Rocke Büschel von blauen Bandschleifen und über denselben eine geschlängelt angelegte blaue Bandruche; russisches Jäckchen von dem Kleidstoffe ohne Ärmel, ganz mit Ruchen von blauem Bande garnirt; Leibchen von weißem Muslin mit langen unten geschlossenen Ärmeln; blauer Gürtel mit goldener Schnalle; dänische Handschuhe; Stiefelchen.
3. Haarputz mit einem kleinen rothen Netz; Rock von rosa Alpaca, an den Seiten vorn herablaufend zwei Streifen von rothem Taffet; Muslinblouse vorn herunter und oben um die Ärmel mit rothen Taffetstreifen; breiter rother Gürtel mit goldener Schnalle; gelbe Glackhandschuhe; Schuhe.
4. Hut von geschupptem Stroh, um den Kopf und den Schirmrand eine Tüllruche mit Veilchen; lange Bindebänder; Kleid von Seide mit hohem Leibchen und Besatz von Sammetstreifen in der Form eines sogenannten mailändischen Leibchens; ähnlicher Besatz auch an den langen engen Ärmeln und unten auf dem Rocke; Shawl von feinen Wollenspitzen; kleiner Spigenträger und Spigenunterärmel; neuer Sonnenschirm; Stiefelchen.

#### Stahlbild № 23.

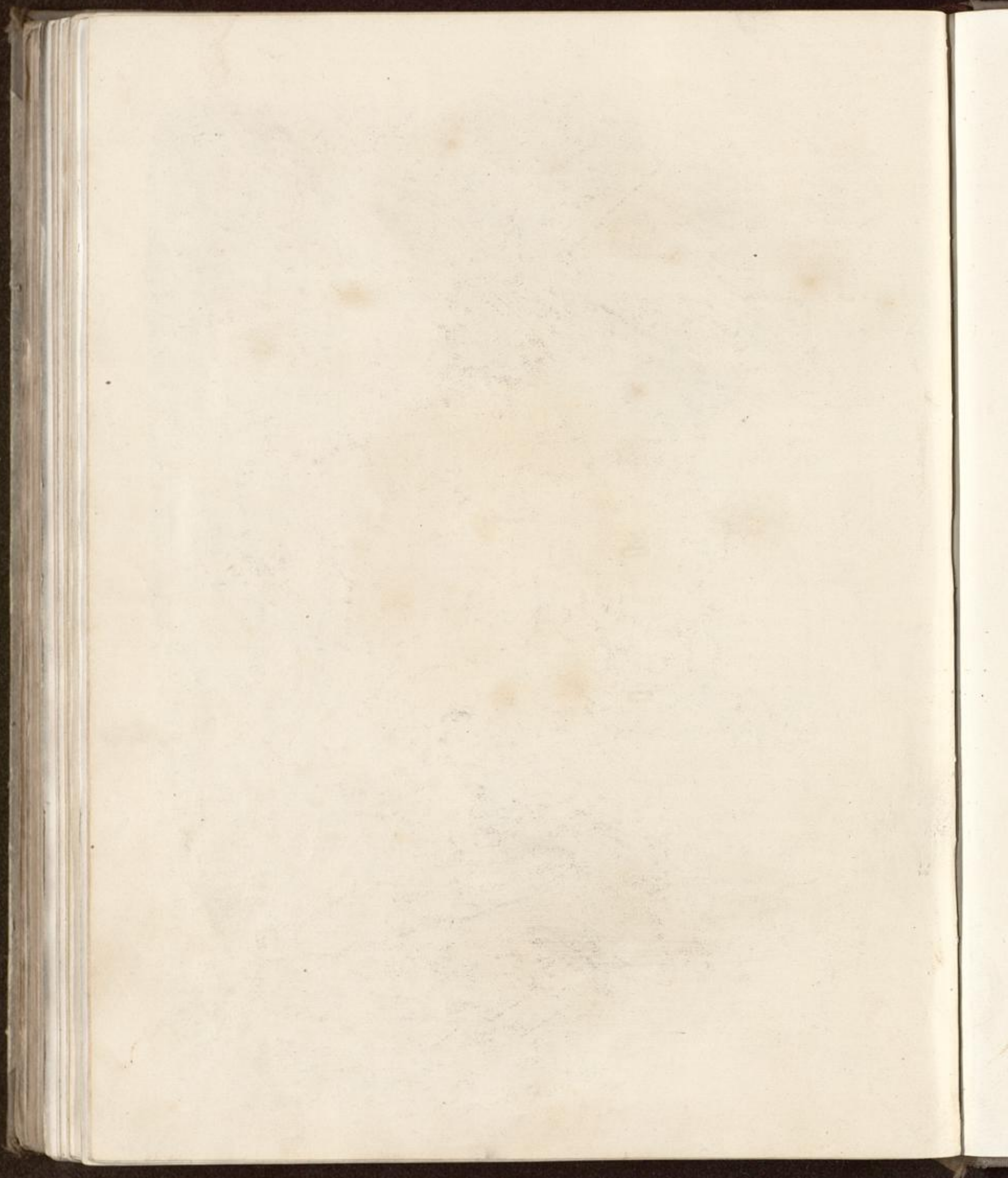
#### Albert Niemann.

(Nach einer Photographie.)

Dieser berühmte Sänger, ein Heldentenor par excellence, ist 1830 in einem Städtchen der preussischen Provinz Sachsen geboren, studirte in Magdeburg die mathematischen und technischen Wissenschaften, um sich zum praktischen Ingenieur auszubilden, wendete sich jedoch bald, mit vorzüglichen Stimmitteln und hervorragendem musikalischen Talent begabt, der künstlerischen Laufbahn zu und machte 1853 in Halle seine ersten theatralischen Versuche. Den nächsten Winter war er in Stettin thätig und von da aus gleich wurde er für die königliche Oper in Hannover engagirt, der er, beglückt mit der auferlesensten Huld des Herrscherpaares, das ihm auch auf seine Kosten weitere Studien in Paris möglich machte, noch jetzt an der Seite der dort gefundenen Gattin Marie Seebach (der gefeierten Tragödin) angehört ist. Niemann hat sich schnell zu einem Künstler ersten Ranges emporgeschwungen, und worin er alle seine Collegen, auch die Wenigen, die mit ihm an Berühmtheit wetteifern können — wie z. B. Tichatschek, Formes, Wachtel — weit übertrifft, das ist seine Gabe des Charakteristrens, seine geniale Darstellungsweise. Niemanns großartig ergreifendes, leidenschaftserfülltes und doch überall edel plastisches Spiel steht in der Gegenwart einzig da unter den Tenören der Bühne. Er ist „zugleich ein Sänger und ein Held“, zugleich Ritter und Priester. Wer ihn z. B. als Raoul in den „Hugenotten“, Josef in Mehuls Oper, Cortez, Cleazar in der „Jüdin“, vor Allen aber als Menzi, Pohengrin und Tannhäuser gehört hat, wird einen stets unvergänglichen Eindruck erhalten haben. Seine bewundernswerthen Leistungen in den drei letztgenannten Opern machen ihn zum eigentlichen und ersten „Wagner-Sänger“. Dem entsprechend war es, daß, als im Jahre 1860 der „Tannhäuser“ in Paris zur Aufführung kam, für die Titelrolle Niemann engagirt wurde, und zwar auf speciellen Wunsch des Kaisers, der ihn vorher bei der Zusammenkunft mit dem damaligen Prinz-Regent von Preußen in Baden-Baden schätzen gelernt hatte. Niemann ist bereits auf allen deutschen Theatern Gegenstand der seltensten Triumphe gewesen, auch sind ihm von Berlin und Wien mehrere glänzende Engagementsanträge geworden, die er jedoch, dankbar für das in Hannover Genossene, beharrlich ausgeschlagen hat.



ALLGEMEINE MODENZEFUNG



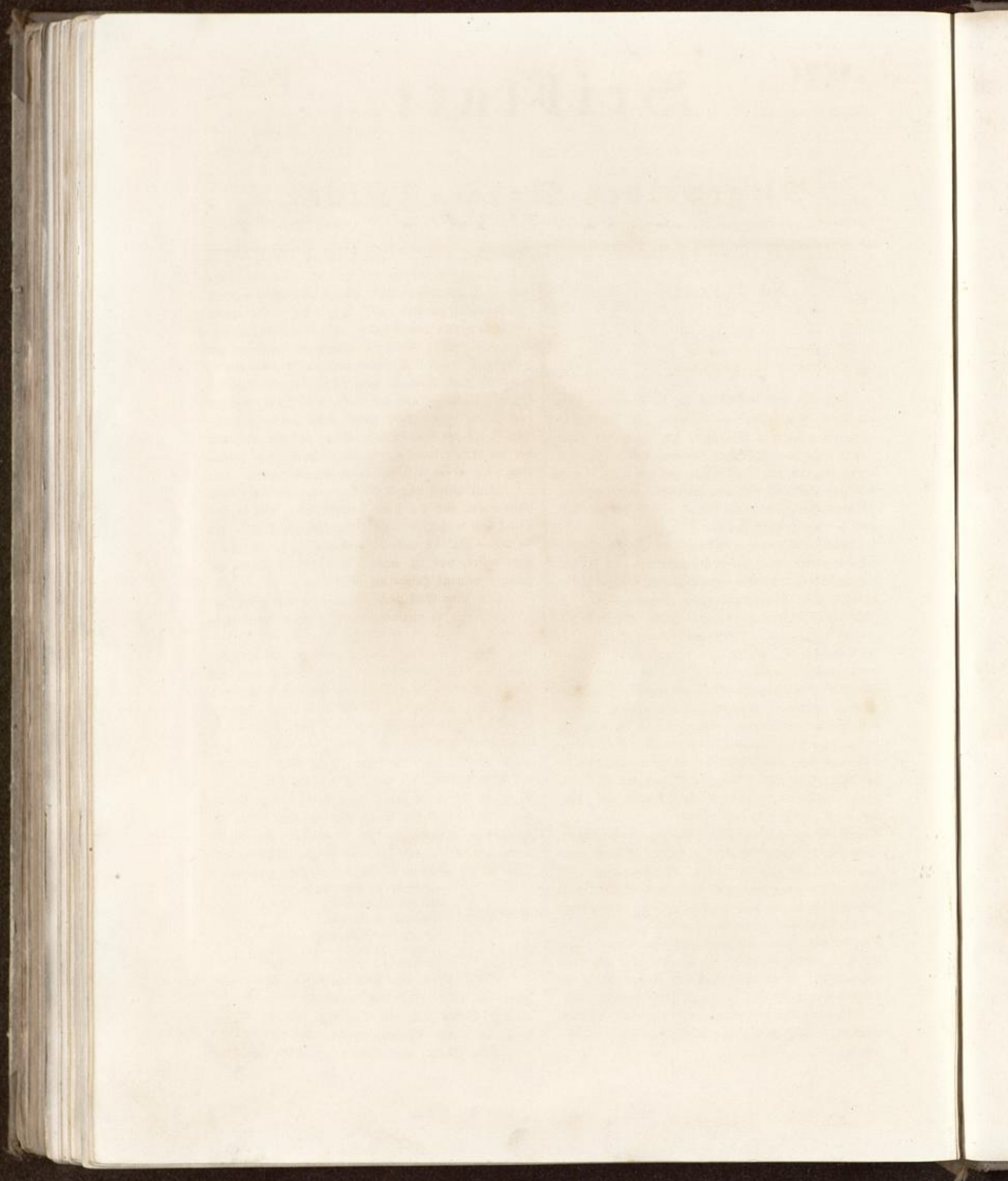


*Nach einer Photographie*

*Grav. u. Druck v. Weyer in Leipzig.*

*Hiernann*  
*©*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*



zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

## Am Dichterhaus.

Novelle  
von  
F. Brunold.

Hell, klar und maienfrisch lag die Sonne auf Berg und Thal, Flur, Wald und Stadt. Und der ältliche Herr, ein angehender Fünfsziger, der soeben mit einem jungen, nicht zwanzigjährigen Mädchen um die Ecke des Weges bog, der zur Stadt führte, ließ sein Auge so recht freudig wohlgefällig über das Stückchen Erde schweifen, das seine Blicke umspannen konnten, und das der liebe Gott so reich gesegnet hatte.

Der Mann war eine ehrliche, gutherzige, treubiedere Schwabennatur; und was er erschaute, war nicht der unschönste Fleck seines schönen Heimatlandes. Unwillkürlich schnalzte seine Zunge, als glitte ein guter Trunk des edlen Nebengewächses, das seiner Heimat Berge liefern, über seine Lippen. Er liebte aus voller Brust sein schönes Schwaben. — Dort hinaus, gen Osten, lag ein friedliches, reich gesegnetes Thal, mit Dörfern übersät, am äußersten Ende durch eine gegen Norden sich hinziehende Berglette begrenzt. Ruinen eines Bergschlosses wurden nach Süden zu sichtbar, während der Blick seitwärts weit, weit ins Neckarthal hinaus schweifte und zu seinen Füßen die alte Stadtkirche des Städtchens aus schattigen Bäumen hervorragte. Es lohnte schon, den Blick hier wandern gehen zu heißen, hinauszuschauen über Berg und Thal, Wald, Feld und Stadt.

Das junge Mädchen jedoch, das ihm zur Seite ging, schien der Schönheit nicht Acht zu haben; es blickte traurig, wie in sich selbst versunken, den Bergen zu. Es wollte wohl freudig sein, und schien es doch wieder nicht sein zu können. Es war, als habe ein eifriger Windhauch die Frühlingskeime ihrer Brust gestreift, als müsse sie ihr Köpfchen sinken lassen wie jetzt ihre Augen. Der alte Herr merkte es, und als ihm auf seine treuherzig gut gemeinten Worte keine Antwort, sondern nur Seufzer und kurz abgebrochene Laute zu Theil wurden, mußte er endlich scheinbar aufpoltern, mußte sagen und sprechen, während er zugleich auf eine nahe stehende Bank sich niederließ.

„Sog's net, Madel, daß der liebe Gott eher Berg und Thal zusammenbrächt, als so zwei Verliebte, als du, Rannerle, bist und der K. J. B., der dir da droben am Dfsee-strande das Leben gerettet hat, und von dem du doch net weißt, woher er gekommen, noch wohin er geflogen ist. — — War aber auch ein schnalisches Zusammentreffen! Mußt du dort droben bei der Bas' am Meere heimjen — und ins Wasser plautschen. Wo du doch jämmerlich ertrunken wärest, wenn net der Besagte, recht so wie ein verwunschener Prinz im Märchen, oder wie der Rix in der Sage, zufällig zum Strande gekommen wäre — um dich Nichtsnutz herauszuholen.“

„War hübsch von ihm! Und wenn ich ihn einmal schauen thu und die Hand drücken kann, will ich'nen Trunk ihm reichen, der ihm besser schmecken soll — als — als — No! ich wills net weiter gesagt haben. Wirst schon wissen, was ich meine. A Bussel in Ehren soll niemand wehren! Heißts net so?“

„Der liebe Gott weiß allezeit Weg und Steg, um so zwei Herzen zu vereinen, wenn er sie anders für einander bestimmt hat.“

„Muß i net grad hier auf der Stell, wo wir sitzen thun, des Taxelhubers Michael denken! Der auch des Aberle's Bas', die Marie, bekumme hat; und er war doch daheim vom Iselberg, im schönen Land Tirol! Und wo er sie zum ersten Mal g'shaut, das war zu Innsbruck, allwohin er Anno Neun als Rebell gekommen war. Dazumal als sich der Speckbacher gegen Baiern auflehnte und seine Freunde mit ihm, den Andreas Hofer an der Spitz, um bei ihrem guten Kaiser Franz bleiben zu können. Was die Baiern Empörung und andere Leut Bacterlands-liebe nannten. — In Innsbruck haben sie sich kennen gelernt — und hier drunten im Schwabenland haben sie sich gefunden — und sind ein Paar geworden!“

„Drunten im Unterland,  
Da is's halt fein!  
Schleben im Oberland,  
Trauben im Unterland,  
Drunten im Unterland —  
Nächt i wohl fein!“

„Siehst, daß i mein Weiß' zu singen auch net vergessen hab, wenn i halt auch zu deinem Sang, bei dem dir das Wasser mehr im Aug steht, als gut ist, net immer die richtige Brummstimme zu finden weiß.“

„Aber Madel, das ist eine schnalische Geschichte,

die mit dem Tagelhuber; und daß ich ihrer grad jetzt denken muß, macht dein nasses Auge net allein; das macht das Haus, das ich dort vor mir seh, und der gute alte Herr, der drinnen im Hause gewohnt hat, bis man ihn hinausgetragen hat zum Kirchhof, von wo kein Wiederkommen ist. Siehst, dort auf den Stufen der weinumrankten Thür hat er, den i mein', oftmals gestanden, und der kein Anderer gewesen ist, als der gute Doctor, Geisterbanner und liebe Dichter Justinus Kerner. — Dort hat er oftmals gestanden und hierher gesehen auf den Weg; bis er seine Blicke hinübergleitend ließ, droben nach der Weibertreu, von der der arme Dichter Bürger in seinen Weibern von Weinsberg so hübsch gesungen hat. Seine Freunde, die von fern und nah gekommen sind, hat Kerner zur Weibertreu hinaufgeführt, wo er seine Windharfen aufgestellt und seine Fahnen wehen ließ. — Weißt's ja, Madel, deren Base, wie ich gehört, ein firm fleißig Dirnel in der Schule gewesen, daß der alte Herr, der dort gewohnt, manch Liedel gesungen hat und mit ihm seine Freunde, namentlich auch der Eichendorff, der Seppel, der Joseph, der ihm vorangegangen ist in den Himmel, und dem er bald nachgefolgt ist.“

„Und wie du manch Liedel der Weiden wirst gelernt haben und dieselben noch singst, still für dich, wenns einsam ist und's Herz dir puchert und pocht und weist halt net, warum; so wirst auch dein Geschichtsbüchel net in den Wandschrank gestellt haben auf ein Nimmerwiedersehn; wirst wissen, wie's Anno Neun gegangen ist, wo der Hofer sein Häusel verließ, Weib und Kind busserlerte und seine Landsleut für seinen guten Kaiser Franz aufrief, wofür der Napoleon ihn zu Mantua erschießen ließ.“

„Gelt, Madel! sog's dir alleweg, wenn i so des Hofers denken thu und mir dabei das Liedel in den Sinn kommt, das der Julius Mosen, den der liebe Herrgott bald gesund machen mög, gedichtet hat, und das da anhebt:

Zu Mantua in Banden

Der treue Hofer war. —

ist's mir immer, als ob Spinnegeweb mir ins Auge kämen und i halt mich abwenden müßt, damit nur niemand mein dumm weinerlich Gesicht sehen möcht — das ich vielleicht machen thu. — I glaub, daß die Jungen in der Schul durch das Gedicht des Mosen mehr von dem Hofer behalten haben, als von des Schulmeisters langer Red, die er vielleicht über den Tiroler Aufstand gehalten hat. Solch Liedel geht durch Mark und Bein und hasset im Herzen, wie a Busserl der Mutter, das wir extra gekriegt zur Butterbemme, als wir zur Schul gegangen sind!“

„Daß i aber justement der Tiroler, des Eichendorff und des Kerner denken muß, da ich das Dichterhaus schauen und erblicken thu, das macht, daß all die Drei zusammen gehören und eine Geschichte bilden — die ich

dir erzählen will — und die für dich paßt! Ist's mir doch, wenn ich dein weinerlich Gesicht seh und dein Klagen hör, als klänge dir im Herzen die Melodie, die der Silcher, mein Landsmann, gemacht hat — und die er den Studenten, seinen Freunden und Schülern, als ihr Musikdirector zu Tübingen vorgesungen, bis sie sie nachgesungen, wie alle Welt sie jetzt singt, die Madels am Spinett und die Jungen in der Schul:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,  
Daß ich so traurig bin.

„Ja, ja! Das Lied von der Lorelei ist halt das schönste Liebeslied! Mein i doch, die Lieb ist allweg nur die Lorelei, die uns lockt und verlockt, bis wir a dummen Streich über den andern machen und jämmerlich zu Grunde gehen; oder bis wir, wie der Tannhuser im Venusberg, im Arm der Liebsten liegen und Erd und Himmel vergessen!“

„Doch ich schnad klug und vergeß darüber die Geschichte, die ich dir erzählen will; und nach der du sehen wirst, daß meine Wort net in den Wind gesprochen sind, wenn i mein, daß der liebe Herrgott schon, wenn er will, zwei Verliebte zusammen führen kann!“

„War, wie gesagt, Anno Neun, als die Oesterreicher den Krieg gegen Napoleon erklärten, daß die Tiroler ihre Stutzen gegen Baiern aufhoben. Denk, Madel, es muß doch halt was Großes sein, für sein Vaterland sich zu erheben und für dasselbe zu kämpfen. Wir Friedensleut, wie ich einer bin, der so den großen Krieg gegen Napoleon gleichsam in der Wiege mit durchgemacht hat, können es uns nur schwer denken, was es heißt: Sterben fürs Vaterland!“

„Aber wenn man, wie ich bei meiner Wanderschaft, den Iselberg schaut und das ganze schöne Land Tirol, das der liebe Herrgott gesegnet hat, wie er mein liebes Schwaben gesegnet, da kann man es schon sich denken, daß man für solch ein Land kämpfen und sterben kann. — Hei! Wie werden die Tirolerischen im April von damals sich es mit wunderbarer Schnelligkeit und Heimlichkeit zugetragen haben: Daß es losgehe, daß der Kaiser Franz mit darum wisse und den Aufstand billige. Wie werden sie niedergestiegen sein von den Abhängen des Berzes Isel, wie werden sie gekommen sein aus Azams, Rematen und wie die Det all heißen, von denen Zuwachs kam, und nach Innsbruck herangerückt sein, um die Bairischen zu überfallen und zu verjagen!“

„Wird wohl a schöner Tanz gewesen sein! Und i hob mirs weiter sagen und erzählen lassen, wie sie von Norden her gekommen, durch das Dorf Wiltan marschirt sind, um in Innsbruck einzurücken. Drinnen in der Stadt sind schon tapfere Leute gewesen, besonders vor Allen da der Oberst Ditsfurth von den Bairischen. Der ist, als er den Anmarsch der Tiroler vernommen, aufgesprungen, hat sein Weib und sein dreijähriges Söhnlein geküßt,

und ist hinunter gerannt und hat seine Soldaten aufgestellt und in den Kampf geführt, wie es einem braven Anführer zukommt. Wenn alle so gewesen wären wie der Ditsfurth, möchts halt den Tirolern schwer geworden sein, die Stadt zu nehmen. So aber sind da in der Stadt viele heimliche Anhänger der Tiroler und der Desterreicher gewesen, die haben ein grausam Lamento erhoben und gesagt, man möchte doch net die Stadt mit allen Weibern und Kindern, so darinnen wären, ins Unglück stürzen und den Ort beschießen lassen. Haben gemeint, es sei halt christlicher, Blutvergießen zu verhüten als hervorzurufen, und was dergleichen Reden mehr gewesen. Wie die Leut denn zumeist Gottes Wort im Munde haben, wenn sie eben halt den Schelm oder, grad rausgesagt, den Teufel im Nacken haben. Vor allen Dingen aber haben sie auf den altersschwachen Kommandanten, den General Kinbel eingeredet, der den Oberst zur Berathung hatte kommen lassen: er möcht halt nur net auf den Ditsfurth hören, das sei ein grausam, harter Mann!"

"Der Ditsfurth aber hat die alten Weiberzungen angefahren und hat gesagt: Schämt Such, Leut! — hab auch Weib und Kind zu Haus; aber ehe ich von Uebergabe rede, möcht i halt lieber über meines Weibes und Kindes Leich treten — und ist hinausgestürzt vom General und den blassen Stadtgesichtern, die sich gewiß geschämt haben werden, wenn sie anders sich noch haben schämen können — und hat gekämpft mit seinen Soldaten, als Mann und als Soldat, wo der Kampf am heißesten gewesen und der Feinde am meisten waren. O, wenn alle so gewesen wären wie der Ditsfurth, Innsbruck wäre bairisch geblieben bis auf den heutigen Tag. So aber habens die Tiroler leicht gehabt und sind bald von allen Seiten in die Stadt gedrungen; wo sich dann zuletzt ihre Wuth und ihr ganzer Haß auf den Oberst geworfen hat, so daß der Mann gejagt worden ist wie der Hirsch, den die Meute des wilden Jägers verfolgt. Zuletzt haben sie den Ditsfurth in die Hüfte geschossen und die Kinnlade zerschmettert. Und als das geschehen, als die Falschen und Meineidigen gesehen, daß der Oberst vom Pferde gesunken, haben sie jubelt und sind durch die Straßen gerannt und haben geschrien: Der Ditsfurth ist hin! Der Ditsfurth ist hin! Nun übergebt die Stadt!"

"Na! Madel, kannst Dir denken, daß da von einem langen Kampf net mehr die Rede war. Und wenn die Tirolerischen net noch so in der Kasch gewesen wären und hätten geplündert und marodirt, glaub mir, die Leut in Innsbruck hätten jubelt und gejauchzt! — So aber werdens in den Kellern gefessen haben oder sind mit einer armen Sündermien umhergestanden und haben gesagt: Thu mir nets. Der Ditsfurth aber ist net todt gewesen. Der Mann hat sich nach seinem Fall aufgerichtet und hat mit seinem zerschossenen Kinn weiter kom-

mandirt, was ein grausam schredlicher Anblick gewesen sein soll, bis seine Hüft ihm den Dienst versagt hat und er aufs neue wie todt umgefallen ist. In diesem Augenblick sind einige seiner braven Soldaten herzugelommen und haben die Tiroler, die dem Obersten das Garaus machen wollten, verjagt, so daß ein treues Menschenherz Zeit gewann, den Gefallenen aufzuheben, und ihn still, heimlich nach dem Hospital schaffen konnte."

"Und wie der liebe Gott überall gute Menschen zu finden weiß, so ist auch der Hospital-Verwalter ein braver Mann gewesen; und er hat den Ditsfurth verbunden, gepflegt und versteckt gehalten, daß ihn niemand im Hospital hat finden können, auch keiner darum gewußt hat, als er und sein Weib. Der Mann hat Cornelli geheißt, und es ist gut, wenn solch Name net vergessen wird. Der Schlechten braucht man halt net zu gedenken."

"Aber die Tirolerischen haben nach dem Ditsfurth gesucht und geschnüffelt. Und als sie seinen Leichnam net gefunden, haben sie ihre Spürnasen aufgesteckt und sind gelaufen und gerannt, bis sie endlich glücklich die Fährte gefunden, bis sie endlich, wie gute Schweißhund, vorm Hospital angelangt sind, wo sie den Obersten partout haben wollen, um ihn massacriren zu können!"

"Hols der und jener! Aber ich weiß net, wie es zugeht, mir wills halt scheinen, so der Mensch einmal Blut gesehen und in der Kasch ist, als ob er dann noch wilder sei als so'ne Bestie von Tiger im vergitterten Käfig. Oder bringt's der Krieg so mit sich, daß alle Gefühle zum Herzen rausfliegen! I weiß es net! Bin ein friedfertig Mensch, der sein Schöppli gern in Ruhe trinkt!"

"No! Wie gesagt, die Tirolerischen sind zum Hospital gelaufen und haben dem Verwalter den Stutzen auf die Brust gesetzt; haben geflucht und gewettert, daß er sagen sollt, wo er den Ditsfurth gelassen hab. Und als er standhaft behauptet, es net zu wissen, haben sie die Frau sich vorgenommen und haben gedroht, ihr das Kind vor sichtslichen Augen zu tödten, wenn sie net geständ. — No! und da wird ihr halts Geständniß über die Lippen gelaufen sein, wie's Einem so über den Leib gruselt, ohne daß mans will! Siehst, Madel! und nun bin ich in meinem Verzähtzel bei des Taxelhubers Michael angekommen, wo dann die Bas', die Marie, auch net fehlen wird; denn der liebe Gott weiß schon alle Weg, die so zum Herzensstübel neinführen."

"Des Taxelhubers Michael ist eben der Tollste gewesen. Er hatte, als er den Ditsfurth auf der Straß niederschießen wollt, einen Streifschuß in die Schulter davon getragen. Das wurmte ihn, und ist drum Allen voraus zu dem Obersten eingedrungen und hat dem Armen, der an seinen Wunden und Schmerzen schon Übergnuug hatte, den Schädel mit seinem Stutzen einschlagen wollen.



Er hats net gethan und hats net thun können; denn als er seinen Schlag hat ausführen wollen, ist der Pater Venitius Mayr vor ihm gestanden, wie aus der Erde heraufgewachsen, hat ihm's Crucifix vors Gesicht gehalten und hat gefragt: ob er ein Mensch, ob er vergessen, daß auch für ihn sein Heiland am Kreuz gehangen habe, und was der Worte mehr sind, die so ein Pater im Munde hat, wenn er Einem das Gewissen rühren will. Genug! Der Michael hat net zugeschlagen; er ist vielmehr auf seine Knie gesunken, hats Gnadenbild geküßt, dem Ditsurth, der bald nachher doch gestorben ist, die Kissen zurecht gerückt — und ist dann wie so ein geschlagener Mensch, der net weiß, ob er noch auf Erden lebt und auf seinen zwei Beinen steht, hinausgeschwankt auf die Straß, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen. Seine Wund, die er vorhin nicht geachtet, hat ihm auch grausam zu schmerzen angefangen; es ist ihm schwarz und grün vor den Augen geworden und er hat sich müssen an eine Thür lehnen. — Hier wird er umgesunken sein! — So sagt's wenigstens die Bas' Marie. Denn deren Vaters Haushür ist es gewesen, wo der Michael umgesunken.“ —

„Und siehst! nun hat meine Geschichte schon ihr zweites Blatt! — Und das Blättlein wird dir, Rannerle, besser gefallen, als das erst, denn hier ist grausam viel die Red von Güte und Milde, die die Marie dem Michael erwiesen, der in ein lang Kranksein verfallen. Wie sie ihn in das Haus gezogen, aufs Lager gebettet und trotz des Vaters Wüthen und Lärmen, der ein Baier war und bei den Baiern bleiben wollt, und der dem tiroler Rebellen das Lebenslicht ausblasen wollt, seine Wunden verbunden hat — das wirst dir allein ausmalen und denken können.“

„I mein, die Marie wird dem Vater, die Mutter war längst todt, ins Gewissen geredet haben, wie der Pater Venitius Mayr bei den Tirolerischen gethan hatte, so daß er halt ein Auge zugedrückt — und hat geschehen lassen, was er nicht ändern kunt. — Der Michael ist im Hause geblieben, bis der Marie das Herzel so wund geworden, wie vordem des Michael Schulter, oder wie sein Inneres nun auch war. Die Marie muß in ihrer Jugend ein grausam hübsch Rosenmündel gehabt haben, das Jeder gern einmal geküßt hätt. Und i kann mir schon denken, daß, wenns wird den Michael angeschaut haben, mit ihren Karfunkelaugen, wirds ihm gewesen sein, als obs Stübel voll Englein wär, und der schönste von allen lache ihn an. — No! Madel, du wirst schon wissen wie! Denn so ein herzzinnig süß Liebesgelach, das kann ja doch niemand beschreiben; und wems net einmal so recht warm ums Herz geworden ist, bei so einem Blick, der weiß ja doch net, wie es ist, der wart, bis ihm sein Liebstes solch einen Blick giebt, bei dem alle Fensterle im Himmel sich aufthun und das Mailästle Blumen niederstreut!“ —

„Aber was schwät i alter Kerl nur von solcher Sach! Du singst:

„I gang jeh ans Brünnele,  
Trink aber net,  
Do such i mein herztaunige Schatz,  
Find'n aber net.

I aber sing und jodle:

Mein Schatz ist a Schöppli,  
Das trink i schon;  
Das Herz net, das Köpfe — wird schwer mir,  
Das weiß i schon.“

„Doch der Marie und des Michael Herz haben sich gefunden, unds Mündel auch. Sie haben sich verschworen unter Lachen und Weinen, daß sie net von einander lassen wollten, wenn auch der Vater und alle Welt dagegen sei. Sie wollten nicht wissen von Bairisch und Tirolerisch; noch von Napoleon und dem Kaiser Franz. Sie wollten treu bei einander hangen in Freud und Leid, wie's zwei rechtschaffenen Liebesleut zu thun Pflicht ist!“

„O, sie werden sich das Alles recht schön zurecht gelegt haben; denn so zwei Verliebte, die Hand in Hand im Stüble sitzen, während der Mond ins Fensterle schaut, wie ein Dellämplein, dem der Docht zu kurz geworden — sind gar gewaltige Baumeister. Die machen ein Häusle und ein Wieggle fertig, noch rascher als die Wichtelmännle, die doch gar grausam rasch baden und brauen können!“

„Doch der Marie Vater hat a Strich durch die Rechnung gemacht, noch dider gewiß, als der gute Doctor vom Dichterhäusle dort wird gemacht haben, bei seinem Namenszug, als er dem Bäuerle das Rezept mit Kreide auf den Buckel geschrieben hat, drüben im Feld, als er sein Papier und Federle vergessen, und das Tränklein für das kranke Weib des Bauern Eile hatte.“

„Der Marie Vater hat dem Taxelhuber, als er gesehen, wie die Sachen stehen und die Glocken lauten, den Dank für Pflege, Kur und Medicin geschenkt und hat gesagt: Lauf! da hat der Zimmermann das Loch gelassen! Danks der Marie, die mein Kind ist und der du das Herz gestohlen, du Schandbub, und die du nimmer kriegst, du Gensbart, daß i dir net den Schädel einschlag, wie du's verdienen thust!“

„Und so ist der Michael an die Luft gesetzt worden, und hat seinem Herrgott danken müssen, daß er net noch einen Tritt vom Absatz bekommen hat, der ihm's Wiederkommen verleitet hätt.“

„Freilich die Bas', die Marie, wird halt wohl im Stüble geseffen unds Keugle voll Thränen gehabt haben; und wenn anders damals das Liedel schon bekannt gewesen wäre, würd sie gesungen haben:

Mei Vater mag me net  
Und kein Schatz han i net —  
Ei! warum stirb i net?  
Was thu i do?

Gestern ischt Kirchweih gwä,  
 Mi hat mer gwiß net glä,  
 Denn mir ischt gar so weh —  
 S tanz jo net."

"Denn der Vater ist grausam hart gewesen und hat gewettert, daß sie sollt vergessen, was sich doch net vergessen läßt. Hab mir sagen lassen, die Lieb leb von der Luft, ihre Speiß sei a Küffel und ihre Brief schreib sie auf Rosenblättlein, die Wind und Vogel als Generalpostmeister, trotz Thurn und Taxis, an die richtig Adress befördern. — Genug, der Michael ist zum Hause hinausgewesen — aber net aus dem Herzen der Marie. Und weil dem Taxelhuber die Schulter noch immer geschmerzt hat und der Arm a Bissel steif geblieben ist, hat er den Stutzen net mehr tragen so können, wie ehedem — und ist daher net weiter mit in den Krieg gezogen, sondern hat nur darauf gesonnen, sein Madel zu bekommen. Was i ihm net weiter verdenk, denn die Marie muß ein schmuck Dirnel in ihrer Jugend gewesen sein; war sie doch noch im Alter, als ich sie sah, ein kurasch Frauenzimmer, der man die frühere Schönheit der Jugend noch ansehen konnt. So was vermischt sich net! Das ist, als hab der liebe Herrgott seinen besten Engelsmaler mit dem weichsten Pinsel über Aug und Gesicht fahren lassen — um die Lebensfarben allweg recht aufzutragen."

"Doch daß i's kurz mach! Die Beiden haben sich also doch gefunden, trotz der Spürnas des Vaters und seiner Luchsaugen. Am Brünnele, oder wos sonst wird gewesen sein, haben sie sich getroffen. Dort haben sie a Bissel gelacht und geweint, sich a Bussel gegeben, was ja's Manna für die Liebesleut ist, und was das Glücklein im Herzen läuten macht, daß alle Englein und alle Böglein in der Brust und unterm Himmelsgezelt zu singen beginnen — und haben sich dann Treue geschworen und gesagt, daß sie net von einander lassen wollen."

"Aber wie es so geht: der Vater hat die Geschichte doch ausgedüstelt und hat net lang Federlesens gemacht, sondern die Marie, zumal just seines Vaters Bruder kommen ist, der hier herum in Schwaben gewohnt hat und den seine Handelsreisen nach Innsbruck geführt hatten, die Verwandtschaft und die Heimat einmal wieder zu sehen — außs Wägle gepackt und hat gesagt: Lauf! und komm mir net wieder vor die Aug, bis du den Schandhub, den Gensbart, den Taxelhuber vergessen hast. — Meine Tochter bist net mehr!"

"So ist die Marie nach Schwaben gekommen und hat nicht Zeit und Gelegenheit gehabt, ihrem Michael ein Wörtle sagen zu können, wohin sie gehe, noch wie sie es ferner zu halten gedente!"

"Alle haben nun gemeint, die Geschichte sei aus. Die Marie hats gemeint und ihr Schatz net minder. Hat der doch net einmal erfahren können, wohin sein Madel gestoben oder gestogen; denns würde alles grau-

sam geheim gehalten. Wer aber den Brei am meisten gerührt, das ist die Magd gewesen, die der Marie Freundschaft gelogen, aber zugleich die Zuträgerin beim Vater gemacht hat. Dort hat sie geputscht und geohrblast, bis sie's Töchterlein glücklich aus dem Hause spedirt hat, worauf sie sich selbst ins warme Nest gesetzt und den Vater der Marie geheiratet hat, was dem aber grundslecht bekommen ist, denns Weib ist ein Satan gewesen und hat ihn glücklich bald unter die Erde gebracht."

"Kannst denken, daß unter solchen Umständen an keine Rückkehr der Marie nach der Heimat zu denken gewesen ist. — Und später, als der Vater todt, mochts gewiß noch weniger heim. Sie ist gar still und fein gewesen und Alle haben sie lieb gehabt. Aber von einem neuen Liebesbündniß, oder gar einer Heirat mit einem Andern, hat sie nets wissen wollen. Sie hat gesagt: Habs versprochen und geschworen! — Und ist's auf Erden net, wird's droben im Himmel sein. Ich werd keines Andern Frau, als des Michaels!" —

"Und nun gelt, Rannerl! kommt der dritte Act in meinem Schauspiel: und da sollst sehen, daß der liebe Herrgott doch immer der allerbeste Ehefistler ist; wenns die Leut nur abwarten wollen und sich net dem Geldteufel als Heiratskommisarius in die Arme werfen, sondern hübsch fein die Lieb walten lassen, die doch allemal das beste Hochzeitsgeschenk ist und mit der die Englein kommen, um Haus und Traualtar zu schmücken."

"Der Herrgott find't alleweg Boten und Steg, wenn er zwei Leut zusammen bringen will. Diesmal hat er sogar ein Liedel des Eichendorff und den lieben Doctor Justinus Kerner als Ehefistler verwendet. Und sie haben ihre Sach gut gemacht, ohne daß sie es mögen erfahren haben, der Eichendorff so wenig wie der Kerner, wozu sie der liebe Gott benützt hat; trotzdem der Letztere doch ein so gewaltiger Geisterbanner gewesen ist!"

"Es ist, wie ich mir hab sagen lassen, als ich älter geworden war und die Marie und den Taxelhuber hab kennen gelernt, als ich sie besuchte in Tirol, wohin sie das Jahr 1812 im Frühjahr gewesen, wo sich Beid in Schwaben hier wiedergefunden. Es ist eine schnalische Geschichte! Der Doctor Kerner hat dazumal hier noch net das Häusle in Weinsberg besessen, sondern er hat noch drüben in Welzheim gewohnt. Das ein gar freundlich hübscher Waldort ist, und nicht der schlechteste Fleck in unserm schönen Schwabenland!"

(Schluß folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Kaum jemals hat man so viele Seltsamkeiten in der weiblichen Toilette gesehen.

Alles ist gegenwärtig erlaubt. Man mag sich kleiden, wie und in was man will, Niemand findet irgend etwas lächerlich.

Selbst unter den excentrischesten Moden giebt es manches sehr Anmuthige.

An jungen Mädchen und selbst an Frauen, die noch so jung sind, daß sie für junge Mädchen gelten könnten, sieht z. B. der Gürtel über dem Paletot gar nicht übel aus. Ganz und gar häßlich dagegen wird er bei Frauen, die einen gewissen Embonpoint erreicht haben.

Eine neue Mode, die ganz hübsch aussieht, ist die der kleinen „Seebäder“. So seltsam nennt man nämlich Anzüge von gestreiftem Tuche mit Kapuze und Gürtelschnur. Zum Negligé sehen sie ganz allerliebste aus und deshalb hält man sie denn auch für eine der elegantesten Neuigkeiten der Saison.

Eine Excentricität versucht sich geltend zu machen, die wenigstens unseren Beifall nicht hat; es sind dies Kleider ohne Taille. Sie reichen oben bis unter die Achseln und fallen von da an weit und lose herab gleich einem Hemd, wenigstens kann es etwas noch Negligéartigeres kaum geben.

Die Spitzen-Shawls werden ungemein zahlreich getragen; die Cashmirshawls dagegen sind etwas vergessen.

Man trägt diesen Sommer weniger seidene Kleider als sonst, nur Foulard sieht man häufig und zwar fast nur einfarbigen, weil man immer einen gleichen Paletot dazu hat. Die vorherrschende Farbe dieser Saison ist das Blau und manche Damen übertreiben bereits ihre Vorliebe für dasselbe, weil sie sich von dem Kopfe bis zu den Füßen blau kleiden. Ebenso ist es mit dem Weiß, indeß nur im Wagen, denn ein ganz weißer Anzug zu Fuß ist nicht gestattet.

Ein hübscher Anzug war von silbergrauer Sultane und zwar Kleid, Paletot und Unterrock von einem und demselben Stoffe. Kleid und Unterrock ohne allen oder doch mit sehr wenig Auspuz, vielleicht mit einem blauen Schnürchen, auch der Paletot nur mit einem solchen Schnürchen; aber da er in der Form einer Uniform à la Ludwig XV. ist, hat er blau besetzte Umschläge mit damascirten Stahlknöpfen. Der Hut dazu von weißem Tulle mit Stahlperlen, hinten mit einem auf den Nacken fallenden Schleier, den ein Stahlkamm mit einer Franse von blauen Glöckchen hält.

Eine sehr elegante Dame trug ein Kleid von milchweißem Foulard, das auf dem Rocke drei gefältelte Vo-

lants hatte, welche mit kirschrothem Taffet eingefast waren, während über jeden eine Schnur mit Glasperlen lief; hohes Leibchen mit kirschrothem Gürtel; Shawl von weißen Spitzen, mit kirschrothem Taffet gefüttert, und ein Hut von weißem Krepp mit einer langen Feder, deren Spitzen in Glasperlen endeten.

Wir haben mehrmals erwähnt, daß man Unterrocke von dem Kleidstoffe trage oder einfach weiße; an den Bädertern steht man indeß noch immer hellfarbige. Es giebt namentlich zwei Arten derselben: von Alpaca, weiß und blau, roth und weiß, pensée und weiß, schwarz und weiß gestreift mit Auspuz von Sammet in der Farbe des Streifes und mit Guipure, oder von weißem Alpaca (oder Foulard) mit Palmen von farbigem Taffet und Perlen darauf oder auch mit Cashmirborten oder mit einem gefältelten Taffetvolant unten herum.

### Modenblatt № 24.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Griechischer Haarpuz mit drei rothen Sammetbändern, welche mit Stahlperlen besetzt sind; Kleid von rothem Taffet mit hohem runden Leibchen mit einer jäckchenartigen Besetzung von schwarzem Taffet, die hinten einen Gürtel mit Rosette bildet, von der vier lange Enden herabhängen; halbweite lange Ärmel mit Achselauspuz von schwarzem Taffet und Knöpfen und schwarzen gekrauseten Aufschlägen; auf dem weiten Rocke unten ein Besatz von gekrausetem schwarzem Taffet; gestickte Stulpen; gelbe Glacéhandschuhe; Schuhe.

2. Haarpuz, ziemlich griechisch, hinten ein negartiger Puz von Schnürchen; Kleid von grünem Taffet mit hohem runden Leibchen, das eine frackartige Garnirung von Posament hat, wie die engen langen Ärmel oben und unten; ähnlicher Besatz unten auf dem weiten Rocke; kleiner Kragen und schmales violettes Cravattenband; Stulpen; dänische Handschuhe; Schuhe.

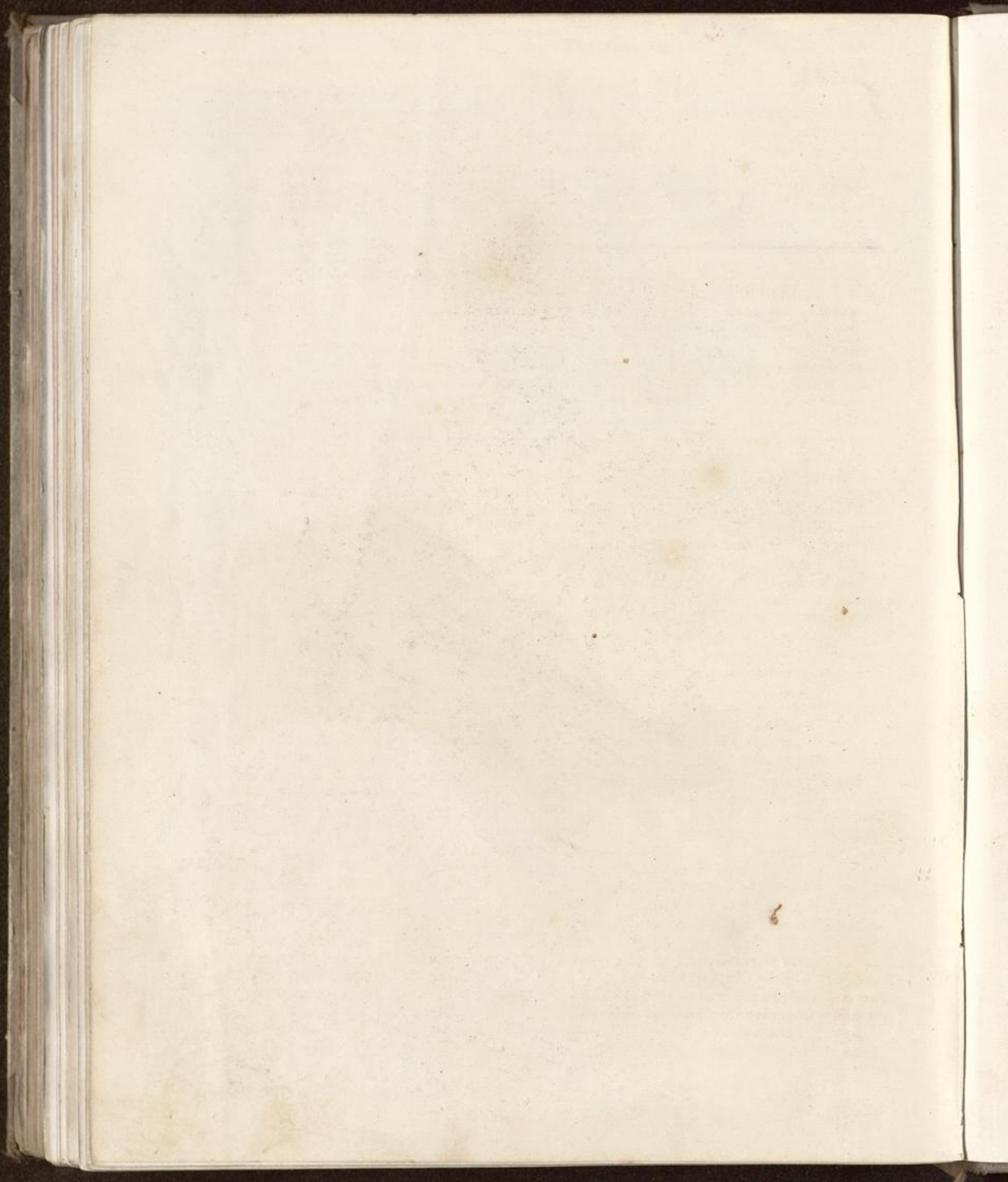
3. Runder kleiner Strohhut mit schwarzem Sammet und gelbem Band, dessen Enden hinten lang herabhängen; Kleid und kurzer Paletot von weißem Alpaca, der letztere mit Gefältel besetzt, auf dem sich schwarze schmale Sammetstreifen befinden; halbweite lange Ärmel mit einem Bündel schwarzen Sammetbandes auf den Achseln und an den faltigen manschettenartigen Enden unten; das Kleid vorn herunter ebenfalls mit Gefältel, über das zwei schmale schwarze Sammetstreifen laufen und auf dem sich vorn an jeder Seite eine schwarze Sammetbandrossette befindet; kleiner Kragen mit schwarzen Sammetbändchen; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

4. Modischer kleiner Hut in der Fauchonform,



24. 1865.

ALLGEMEINE MODENZEITUNG



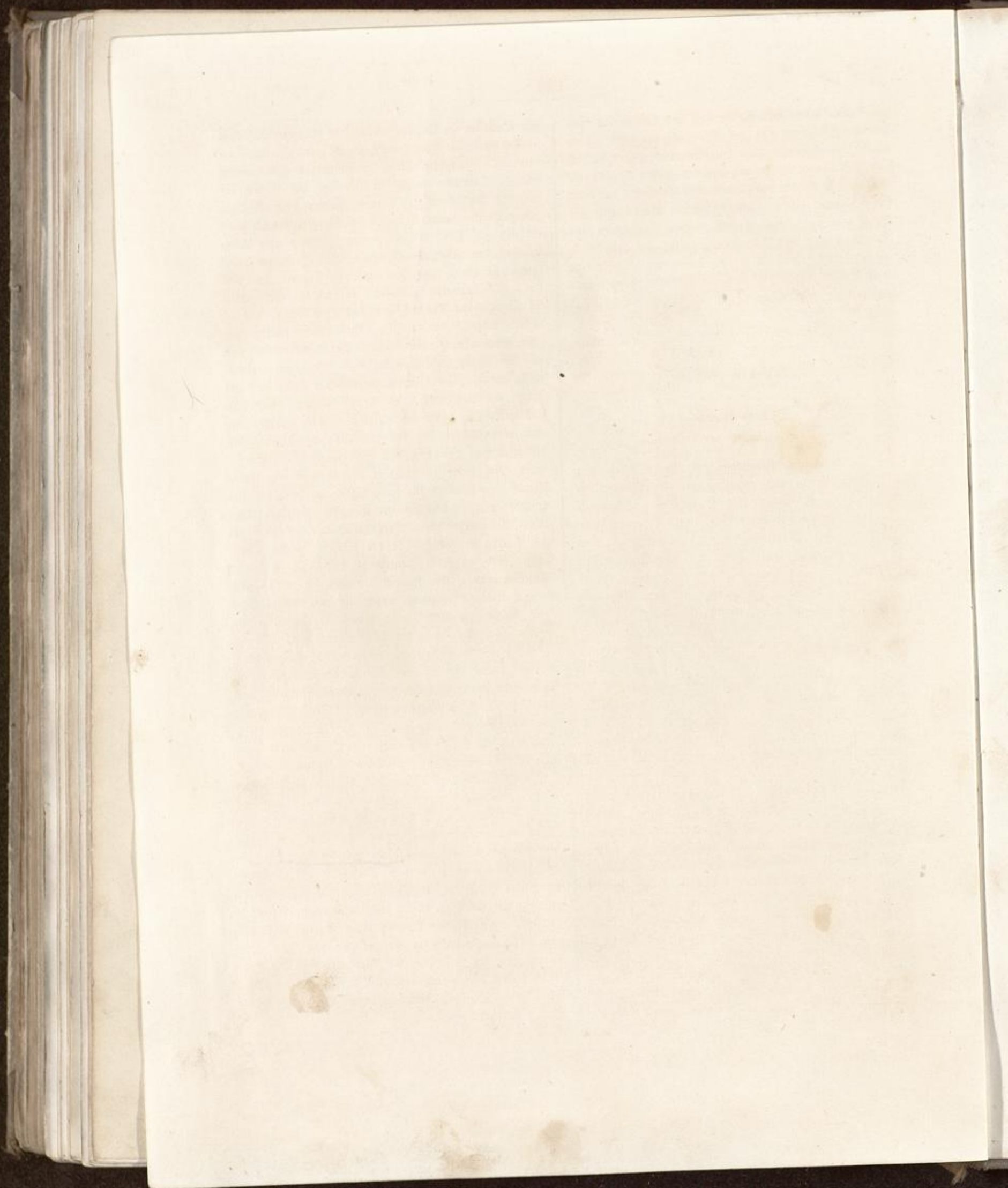


*H. a Photographie v. Hanfstängl.*

*Stich u. Druck v. Weger in Leipzig.*

*Mary Krebs.*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*



mit Perlen besetzt und hinten statt des Bartes ein weißer Spitzenschleier, der auf den Chignon fällt; breite blaue Bindebänder; Kleid und kurzer knapper Paletot von Taffet, der letztere mit ziemlich großen Revers, die mit blauem Taffet besetzt und mit Posament eingefasst sind, ebenso wie die umgeschlagenen Borterteile des Schoßes; enge lange Ärmel, oben und unten mit blauem Taffet und Posament garnirt; auf dem Hode unten herum ebenfalls blauer Taffet mit Stahlperlen und Posament; kleiner Kragen; dänische Handschuhe; Taschentuch; Stiefelchen.

### Stahlstich № 24.

### Mary Krebs.

(Nach einer Photographie von Hauffhängel.)

Ein ganz ungewöhnlicher und immer bedeutender leuchtender Stern am gegenwärtigen Kunsthimmel ist Mary Krebs, Tochter des k. sächsischen Hofcapellmeisters L. Krebs und der k. sächsischen Hofopernsängerin Aloyse K., geb. Michalesi. Am 5. December 1851 in Dresden geboren, erhielt Mary von frühester Kindheit an durch ihre bedeutenden Eltern in seltenem Grade vortreffliche Anregung zur Kunst, befandete aber auch schon ungemein frühzeitig seltene Begabung und Lust, indem sie die von ihrer Mutter gehörten Melodien glodenrein schon nachsang, noch ehe sie sprechen konnte. In Folge des ihr von der Mutter mit ausgezeichnet tactvollem Bartzgefühl spielend beigebrachten Unterrichts spielte sie schon vor dem fünften Jahre kleine Clavierstücke, zeigte sich aber auch im Schulunterricht als fleißiges Kind von seltenem Ehrgeize. Erst wenn sie ihre Schularbeiten sorgfältig vollendet hatte, begab sie sich mit Lust an das Clavier. Dem Vater gelang es, ihre Fortschritte in so bedeutendem Grade zu fördern, daß sich Mary schon mit neun Jahren in der Dresdner „Societät“ hören lassen konnte und Erstaunen und Bewunderung erregte. Schon damals beherrschten die zarten Fingerringen mit ebenso bewunderungswürdiger Sicherheit als gefühlvollem Ausdrucke das Clavier. Im Januar 1862 wurde das Kind in einem Abonnementconcert in Meissen mit wahrer Begeisterung aufgenommen. Nach einigen im folgenden Winter überstandenen längeren Krankheiten entzückte sie in Rößen, wo sie die Soolbäder gebrauchte, in einem Wohlthätigkeitsconcerte das gesammte Auditorium und machte überhaupt nun solche Riesenschritte, daß ihr Vater sie in einem eigenen Concerte

mit Orchester im October 1863 dem größeren Publikum in Dresden vorsühren konnte, wo sie vom Publikum wie von der gesammten Kritik einstimmiges Lob erntete. Am 3. November wagte sie sich vor das Forum des Leipziger Publikums in einem Concert der dortigen „Euterpe“ und verwandelte das ihr entgegengebrachte Vorurtheil auch hier in Bewunderung und gerechte Anerkennung der gesammten Presse. Noch größeren Jubel erregte sie am 5. December in einem Concerte des dortigen Gesangvereins „Ossian“, bei welcher Gelegenheit die Damen des Vereins dem lieblichen Kinde, das an diesem Tage seinen zwölften Geburtstag feierte, den ersten Lorbeerkranz überreichten. Den bedeutendsten Erfolg aber errang Mary, nachdem sie vorher an verschiedenen anderen Orten, u. A. im Februar 1864 in Hamburg concertirt hatte, im August vorigen Jahres in London. Sie hatte sich daselbst bereits während der Frühjahrs-Saison in den von Gye im Kristallpalast veranstalteten Concerten, in St. James Hall und in einem Hofconcerte in Windsor hören lassen und wurde hierauf von Mellon für seine täglich im Londoner Coventgardentheater veranstalteten Concerte gewonnen. Von allen dort vorgeführten Koryphäen, von der Patti bis zur Parepa u., erregte sie die ungleich größte Theilnahme und entzückte ebensowohl durch ihr treffliches Spiel wie durch ihre kindlich heitere Erscheinung. Mit seltener Uebereinstimmung wurde sie auch von der dortigen Presse anerkannt, man nannte sie allgemein „the bright particular star“ der Mellon'schen Concerte, und erregte es u. A. allgemeines Staunen, daß sie das ganze Beethoven'sche Esdurconcert mit unfehlbarer Correctheit auswendig spielte. Auch fürstliche Auszeichnungen wurden ihr bereits wiederholt zu Theil, sowohl vom König von Sachsen als auch vom Fürsten zu Hohenzollern. Augenblicklich ist sie mit ihrer Mutter wiederum, und zwar fünf Monate lang nach London gegangen.

Die Hauptvorzüge von Marys Spiel liegen einerseits in der zarten und innigen Empfindung, dem lieblichen, glodenreinen Anschlag, besonders in den hohen Lagen und in der wahrhaft männlichen Kraft und Energie, mit der sie zumal die Bässe herausweihelt. Fügen wir hierzu die oben berührte Lieblichkeit, Natürlichkeit und kindliche Anspruchslosigkeit ihrer Erscheinung, so erhalten wir ein Bild, dessen schöne Harmonie, Dank der rationell einsichtsvollen Leitung ihrer Eltern hervorgegangen aus gleichmäßiger Entwicklung von Geist und Körper, in der Geschichte der Wunderkinder sich wohl selten finden möchte und uns aller für die fernere Entwicklung in ähnlichen Fällen gehegten Besorgnisse vollständig überhebt. — ff.



# Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

Literarische, merkantile und andere Anzeigen werden gegen  $1\frac{1}{2}$  Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und  $4\frac{1}{2}$  Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir, gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei  $\frac{1}{8}$ ,  $\frac{1}{4}$  und  $\frac{1}{2}$  Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig. (Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

## Seele und Leib in Wechselbeziehung zu einander.

Sechs Vorträge,

in der physikalischen Gesellschaft zu Utrecht vor Aerzten und Laien gehalten

von J. V. C. Schroeder van der Koll,

Professor an der Universität Utrecht.

Koyal-8. geh. Preis 25 Sgr.

## Neeller Heirathsantrag.

Ein Mann, mittler Dreißiger, kräftig und von sehr ansprechendem Aeußeren, streng moralisch, vom besten Charakter, vielseitig gebildet, viel gereist und Theilhaber eines sehr rentablen Fabrikgeschäftes, wünscht die Bekanntschaft einer gebildeten, vermögenden Dame, Jungfrau oder Witwe, zu machen, welche beabsichtigen sollte, sich durch Verehelichung eine wahrhaft glückliche Zukunft zu sichern.

Anonyme Zuschriften bleiben unberücksichtigt, da die strengste Discretion garantirt und gefordert wird. Bedingung ist Mittheilung über die Verhältnisse und Angabe der Weise, die gegenseitige persönliche Bekanntschaft zu machen. Adresse G. R. W. poste restante Chemnitz i. S. franco.

## Sicht- und Hämorrhoidalleidende

consultirt brieflich Dr Müller in Coburg.

Kranke dieser Art, welche in einen schriftlichen Verkehr mit ihm zu treten wünschen, wollen sich vorher durch seine Schriften, die in jeder Buchhandlung für ein Billiges zu haben sind, mit dessen Heilverfahren bekannt zu machen suchen.

## Neue, höchst interessante Romane.

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

### Ein hoher Beamter.

Mexikanischer Originalroman.  
Von Juan Pablo de los Rios.  
Eleg. geh. Preis 12 Ngr.

### Die Brüder Stallfrona.

Histor. Roman. Aus dem Schwedischen.  
Von Wilhelmina.  
Drei Bände. Preis 1 Thlr. 6 Ngr.

### Geständnisse einer hübschen Frau.

Humoristischer Roman von Henri de Rod.  
Ein starker Band. Mit Titelbild.  
Preis 16 Ngr.

Die Namen der beliebten Autoren bürgen für die besondere Gebiegenheit vorstehender Romane.

Hartleben's Verlags-Expedition in Wien.

Verlag von Julius Hainauer in Breslau.

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.

Neue Tänze für Piano von C. Faust, H. Herrmann u. Alb. Parlow.  
Carl Faust. Op. 126. Theresen-Walzer

a) Für Piano zu 2 Händen 15 Sgr.

b) Für Piano zu 4 Händen 20 Sgr.

c) Für Piano und Violine 20 Sgr.

d) Für Orchester 1 Thlr. 10 Sgr.

— Op. 127. Glück auf! Marsch 5 Sgr.

Dasselbe für Orchester mit Parlow, Columbanus-Galopp zusammen

1 Thlr. 10 Sgr.

H. Hermann, Op. 13. Baiser-Polka  $7\frac{1}{2}$  Sgr.

— Op. 16. Wacht am Rhein. Marsch

5 Sgr.

— Op. 13 u. 16 zusammen für Orchester

1 Thlr. 10 Sgr.

Albert Parlow, Columbanus-Galopp

$7\frac{1}{2}$  Sgr.

— Johanna Quadrille 10 Sgr.

— Letztere für Orchester 1 Thlr. 10 Sgr.

In allen Buchhandlungen für  $\frac{1}{2}$  Thlr. zu haben:

Sichere und schnelle Heilung der am häufigsten vorkommenden geschlechtlichen Krankheiten ohne Quecksilber-Gebrauch mit aus dem Pflanzenreiche entnommenen Stoffen. Belehrungen über diese Krankheiten von Dr. F. W. Assmann. Zweite Ausgabe.  $\frac{1}{2}$  Thlr.

Commissionsverlag von Heinrich Hunger in Leipzig.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lange, M. Feinheiten des Schachspiels auf dem Gebiete der Composition. Erster Theil. Als zweite Ausgabe der Kriegelisten des Schachspiels. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.

zur  
Allgemeinen Moden = Zeitung.

## Am Dichterhaus.

Novelle

von

F. Brunold.

(Schluß.)

„Da ist nun eines Tages ein Freund zu dem Doctor gekommen, wie denn nicht allein hier in Weinsberg, sondern auch schon dort in Welzheim der Gäste viel kamen und gingen, der hat gesagt: Oelt, Kerner! I komm direct aus Wien, der Kaiserstadt, und soll dir einen schönen Gruß bringen von deinem und meinem Freund, dem Eichendorff; und er schickt dir hier, durch mich, ein Liedel für dein Büchlein: der deutsche Dichterwald, in dem du ja allen Dichtern, so in Deutschland pfeifen und zwitschern, ein Plätzlein gönnest. Es ist halt nur ein klein Dingel, das der Eichendorff sendet, aber i denk, es wird halt kein Mistton im Büchlein geben. Es ist halb Lerch, halb Nachtigall; das legt am meisten.“

„Der Kerner hats Reden net weiter geachtet, sondern hat in Hast, wie so seine Manier und Gewohnheit gewesen, nach dem Blättlein gegriffen und hat laut zu lesen begonnen. Hatt' er sich doch schon lange nach einem Liedel von dem Eichendorff für sein Büchlein gesehnt. Er las:

In einem kühlen Grunde  
Da geht ein Mühlenrad,  
Meine Liebste ist verschwunden;  
Die dort gewohnet hat!“

„No! und so weiter! — Jetzt kennt alle Welt das Liedel, und wenns die Bursch und die Mabel auch net wissen, wenn sie es singen, daß es der Eichendorff gemacht hat, so puchert ihnen dochs Herze beim Singen und sie fühlen es, daß es ein prächtig Liedel ist!“

„Den Justinus Kerner aber hats gepackt, als er es zum ersten Mal gelesen, daß ihm schier das Wasser in die Aug gekommen ist vor Freud und Seligkeit!“

„Er hats gelesen ein, zwei Mal, dann hat ers Blättlein still, wie in Andacht, außs Fensterbret gelegt — worauf er sich wieder zum Freunde gewendet und mit dem weiter geplaudert hat.“

„Und nun ist die schnatfische Geschichte passiert: die

Thür geht auf, es wird ein grausamer Zug — und, siehst du net, nimmt dir mein Wind das Blättlein vom Bret und trägts hoch durch die Luft, zum Fenster hinaus. Der Freund bemer kts, der Kerner siehst — und zur Thür gehts, zum Hause hin aus, dem Blatte nach. Hätt wohl das Jagen mit ansehen mögen! — Durch Feld und Wief', durch Busch und Dorn, fliegt hin mein Blättlein, vom Wind getrieben, bald hoch, bald tief, als müßt es hier erst ein Kösslein am Bergesabhange küssen, als hab es dorten einem singenden Böglein einen Gruß zu bestellen. 's wird wohl gesagt haben: siehst! i bin auch so ein Vogel. I flieg über Berg und Thal, allüberall hin, wo deutsche Herzen wohnen, und wer mich hört, der behält meine Worte und singt meine Weise mir nach.“

Der Kerner und sein Freund aber haben das Blättlein zu haschen gesucht, sie haben es aber nimmer bekommen. Der Wind, der neckende Wind, der hats ihnen immer wieder entführt. Und wenn sie es hier zu finden gemeint, hier am Wiefengrund, dort am Hagedorn; so war es immer, wenn sie zur Stelle kamen und es zu haschen meinten, davon geflogen, Der Wind, der neckende Wind, der hatte es immer wieder von dannen geführt. So hat die Jagd stundenlang gewährt; die Beine sind ihnen lahm, und die Augen müd geworden, worauf ihnen das Blättlein endlich gänzlich aus dem Gesicht gekommen. Unverrichteter Sach habens müssen heima gehen; und dem Justinus habens seine Geister net können sagen, wo das Liedel geblieben, obschon er sonst doch auf so gutem Fuß mit ihnen gestanden hat. Das Blatt — so blieb verschwunden. War das net ein rechter, echter Spuk mit Waldesdunkel und mondbeglänzter Zauberpracht, wie es der Eichendorff so gern hatte? — Was wird der gelacht haben, als er es erfahren! — Den Kerner aber hat die Sache gewurmt, und er hat um das Lied getrauert, als hätte er einen Schatz verloren.“

„So ist's ein oder zwei Tag geblieben! — Mißgestimmt hat er im Zimmer geseffen und hat des verlorenen Liedes gedacht. Sieh, da ist die Thür aufgegangen — und ein Tiroler hat reing'schant — und hat gefragt: Riz zu handese? Und das ist just der Michael Taxelhuber gewesen, dem sein steifer Arm statt des Stußen den Tabuletkram in die Hand gedrückt hatte, und mit dem er die Lande durchzog. Zumal sein krank Herze ihm doch keine Ruh daheim ließ und sein Sitzfleisch vergrößerte. Der

hat also gesagt und gerufen: Nix kauf? Gute Handschuh, Armbänder oder a Fingerring? Er hat net aufgehört seine Baar anzupreisen, wie's solche Leute immer thun. Er hat sich auch net irre machen lassen, als der Doctor im Unmuth gerufen: Nix! — Scher' dich zum Teufel! er hat vielmehr gelacht und gefragt, als wisse er, was dem Doctor absonderlich lieb sei, und ihm, dem Taxelhuber, einen Bagen eintragen werde, mit freundlichem Spitzbubengesicht: Schöne Maultrommeln, Herr! Keine Maultrommeln kauf?"

„Denn nun mußt wissen, Rannerl, daß der Justinus Kerner gar gern die Maultrommel schlug, und daß Keiner mehr auf so'nem winzig Instrument veressen war, als der Doctor. — Und so ist er auch hier aufgesprungen und hats Maultrommel ergriffen und zu spielen begonnen, daß es eine Lust gewesen ist; daß es dem Taxelhuber wurd, als müßt ers Wein heben und zu tanzen beginnen. — Endlich aber, als es genug gespielt war, hat der Doctor in den Sachen des Michael zu kramen begonnen. Er hat sich Alles besehen, wie a Kind. Denn die Dichter sind und bleiben, wie ich mir hab sagen lassen, Kinder, so lang sie leben. Und einen Sparren hat Jeder von ihnen, der Eine weniger, der Andere mehr! — Vielleicht hats der Kerner auch gethan, weil er gedachte dem Taxelhuber noch Mehreres abzulaufen, denn er war, wie ich mir hab sagen lassen, ein gar guter, spaßhafter Herr, trotz seiner Traurigkeit und seiner trüben Lieder. Es wird ihm auch leid gewesen sein, daß er den Mann bei seinem Eintreten a Bissel unsanft angefahren!“

„Und wie er nun so kramt und seine Augen hier und dort in dem Kasten spazieren gehen heißt, sieht er ein Papier, das er aufmacht — um zu sehen, was drinnen ist. Aber i denke mir, er hat gar net gesehen, was in dem Papier gewesen — denn das Papier war sein verlorenes Blättle, sein Liedel. Sein Liedel, das ihm der Wind entführt hatte.“

„Er hats erkannt — und gerufen: Tiroler! mein Lied! Wo sandest du mein Liedel?“

„Mit diesen Worten ist er aber schon im Nebentüble gewesen, hat Weib und Kind gerufen — und hat gejubelt, sein Blättlein hoch empor in der Hand haltend: I hab meinen Flüchtling wieder! Meines Eichendorffs Lied!“

„Der Taxelhuber hat erzählen müssen, und er hat gesagt, wie er das Blättle vor Kaisersbach, dem wohl eine Stunde von Welzheim entfernten Dorfe, auf einem blühenden Flachsfelde neben einem Gesträuch von Heiderosen, gefunden. Dort habe er es aufgehoben und gelesen. Es sei ein liebherziges Liedel.“

„No! daß der Kerner das Blättle behalten, versteht sich von selbst. Aber, daß er den Michael darauf bei seinem Gehen noch ein gut Stück Weges begleitet hat,

das weißt net; und ich erzähl's dir hiermit. Er hat grad zur Stund einen Kranken in der Fern zu besuchen gehabt; und so ist er a Bissel mitgegangen, und hat sich vom Michael erzählen lassen, was er hat wissen wollen!“

„Und wie es denn so geht! Sie sind ein gut Stück Weges mitsammen gegangen; und der Tiroler hat, um mit dem Herrn noch a Bissel länger plaudern zu können, einen andern Gang und eine andere Richtung genommen, als er sich früher zu nehmen vorgenommen. Er ist auf diese Weis, nachdem er vom Dichter Abschied genommen, zu einer einsam gelegenen Mühle gekommen, die drunten am Waldbach gestanden und geklappert hat. — Und als er die Mühl gehört und gesehen, ist ihm natürlich auch sogleich das Liedel wieder eingefallen. Es ist ihm recht weh ums Herze geworden, so daß er laut aufseufzen und sprechen müssen:

Hör' ich das Mührad gehen,  
Ich weiß nicht, was ich will;  
Ich möchte am liebsten sterben —  
Dann wär's auf einmal still.“

„Aber es ist net still gewesen, sondern es hat stüßlich gejubelt und gejauchzt, als ob so a Botschaft vom Himmel käm. — Und als er 'nauffhaut, weil's hinter ihm hastet und raffelt, ist die Marie, die dort in der Mühl gewohnt, aber justement droben am Berg gewesen ist, als der Michael, den sie sogleich erkennt, des Weges gekommen — wie a Feder hinunter geslogen, gradwegs dem Michael in die Arm, die er auch net stumm wird am Leibe gehalten haben!“ —

„Was soll ich dir, Rannerl, noch weiter sagen! Ich laß meinen Vorhang fallen. Mein Stück ist aus — und wir können nach Haus wandern!“

„Der Taxelhuber hat natürlich die Marie zum Weibe genommen, und ist mit ihr nach seiner Heimat, nach seinem schönen Land Tirol gegangen, wo ich sie, wie gesagt, gesehen und gesprochen hab, als ich auf meiner Wanderschaft des Weges kam.“

„Den Kerner, den ich hier in Weinsberg, wenn mein Geschäft mich hier durchführte, oftmals gesehen, hab ich net besucht. Was sollt ich einfältig Mann bei solch a klugen und liebwerthen Dichter thun? Er hatte sein Haus oft genug voll Gäst. Aber gern hab i ihn doch gehabt — und seine Liedel noch mehr.“

„Doch nun komm, Rannerl; i hab mir den Mund roh gered't und mein Gaumen verlangt nach einem Trunk. — Schläg's Neugle auf, und laß das Köpfe net hängen. Hast aus meinem Verzählzel gehört: zu jedem Kelchglas findet sich a Dedle — und so wird auch dein Herze den Rechten finden.“

Mit diesen Worten erhob sich die gute, etwas korpulente, biedere Schwabennatur, schwenkte sein Hütle und hub das Lied seines Lieblingsdichters Kerner zu singen an, so heiter, lebensfrisch, daß Rannerl unwill-

küßlich, wie getröstet, lächeln und leise mitsingen mußte, wie verschämt, ob ihrer plötzlichen Fröhlichkeit:

Wohl auf, noch getrunken  
Den funkelnden Wein!

In diesem Augenblick fiel aber auch hinter ihnen eine frische, kräftige Männerstimme mit ein und sang weiter:

Ade nun, ihr Lieben,  
Geschieden muß sein!

Die Mannnerl schrie nicht auf, aber sie wurde glühend roth, dann wieder blaß und begann zu zittern, so daß sie sich an den Ohm halten mußte, um nicht umzusinken.

Und der, nun der sah in das Aug des Mädels und dann in das Aug des jungen Mannes, der nicht Augen genug zu haben schien, um die Mannnerl betrachten zu können — und er wußt, was die Glocke geschlagen hatte. Es war richtig! Das Töpsle hatte sein Deckele gefunden — und die Schwermuthsleidermäuf' zogen aus — und räumten jubelnden Lerchen ihren Platz.

Der junge Mann, derselbe, der die Mannnerl droben im Norden aus dem Meer gerettet, in das sie unvorsichtiger Weis gefallen, war ein Maler. Und wie er damals nur so im Fluge die Insel Rügen gestreift hatte, woher es auch gekommen war, daß die Gerettete nicht seinen Namen und Aufenthalt hatte erfahren können, war er doch damals in nächster Stunde weiter gereist; so wollte er auch jetzt nur in Hast die Gegend hier, das schöne Schwaben, durchstreifen, denn seine Sehnsucht trieb ihn nach den Alpen, weiter nach Italien zu, wo er tiefere Studien zu machen und längere Zeit zu verweilen gedachte! — Daß ichs kurz mache!

Nun aber ist er halt fürs Erste nicht gar weit gekommen, denn die Augen der Mannnerl, die ihm damals schon so lieb und schön erschienen waren, daß er sie nicht wieder hat vergessen können, die haben für ihn noch größere Anziehungskraft bekommen, die haben ihn gehalten und gefesselt — bis es auch die Arme der Mannnerl gethan haben — und ihr Mündel ihm gesagt hat. — —

Ja! was denn nur gleich? — Ich weiß es halt net! Ein Vöglein singt:

Und wo wir uns zuerst geküßt —  
Zuerst geküßt.  
Der Fliederstrauch verschwiegen ist —  
Verschwiegen ist —  
Ich denke einer Sommernacht.  
Mein Herze springt, mein Auge lacht.  
Vallerie, Vallerie! —  
Wer hätte das gedacht!

Ich weiß' nur, daß sie bald ein Paar geworden sind, worauf sie dann nach der Schweiz und später nach Italien gereist sind.

Der alte Herr, der Ohm, als er sie hat abreisen sehen, und der Mannnerl Tüchlein ihm noch den letzten Abschiedsgruß zuwinkte, nahm er sein Kelchglas zur Hand und that einen kräftigen Zug, indem er sagte und still vor sich hindachte:

„No! mein Satz bleibt doch immer wahr: Wenn der liebe Herrgott zwei Leut will zusammen haben, weiß er auch allezeit Steg und Weg für sie zu bauen. — Hätt i der Mannnerl am Dichterhaus net die Geschicht erzählt von dem Tazelhuber, sie ließ ihr Köpfe noch heute traurig hängen. Nun fährt sie mit ihrem treulieben Schatz den Alpen zu — und denkt net meiner. Und i bin doch an all ihrem Glücke Schuld. — Aber so machens die Frauensleut.

Mei Madel mag me net,  
Was thu i do?  
I bleib für me zu Haus,  
I trink mei Schöppli aus —  
Dos mach i so!

## Saint-Mégrin,

des Königs Liebling.

Historische Novelle

von

A. v. Treshow.

### I.

Zur Zeit der Königin Katharina von Medici gab es in Paris eine Escadron, die sogenannte „Escadron de la Reine“, auf welche die Blicke aller vornehmen jungen Herren gerichtet waren; aber kein junger Mann konnte eine Stelle in derselben erhalten, wäre er auch noch so befähigt, ja selbst vom Könige protegirt gewesen — denn sie bestand aus . . . jungen Mädchen, den zwölf schönen Hofdamen der Königin.

Ueberall ist es dem Volkswitz eigen, für ein Ding den rechten Namen zu finden, und so ließe sich denn auch schwerlich für die zwölf auserlesenen Schönheiten, mit denen Katharina sich umgab, eine bessere Bezeichnung ersinnen als die angeführte; denn die Escadron de la Reine bildete für die Königin die Armee, mit welcher sie ihre Feinde in Verwirrung brachte, die glänzendsten Siege erfocht und alle anderen Truppen aus dem Felde schlug. Wüßte doch ein jeder Cavalier nichts sehnlicher, als von dieser Escadron besiegt zu werden — war doch in der Regel ein Jeder besiegt, noch ehe der Kampf begann.

Die Schlaueit der florentinischen Fürstentochter hatte den tiefen Zug von Galanterie in dem Charakter

der Franzosen richtig erkannt. In den schwierigen Zeiten der Religionskriege und der Kämpfe des mächtigen Hauses Lothringen mit den Valois um die Herrschaft in Frankreich wäre sie mit ihren Kindern entweder von den Hugonotten oder den Guisen so sicher aus dem Lande gejagt worden, wie später Maria von Medici; mit Hilfe der zwölf schönen jungen Hofdamen — und anderer italienischer Geheim-Mittelchen — gelang es ihr aber, sich vom vierzehnten bis zum einundsiebzigsten Jahre in dem unruhigen Frankreich zu behaupten.

Doch die Hofdamen der Königin waren auch zugleich die Gespielinnen und Freundinnen ihrer Töchter, der Prinzessinnen Katharina, Elisabeth und Margarethe, der späteren Gemahlin Heinrichs von Navarra — und als solche übten sie durch die Kinder einen Einfluß auf die Mutter, der um so weniger unterschätzt wurde, als man alle Tage sehen konnte, was sich auf diesem Wege erreichen ließ. Man kann sich daher leicht denken, mit welchen Huldigungen die Hofdamen der Königin Mutter überschüttet wurden.

Aber Katharina von Medici hatte nicht nur ihre Töchter mit anmuthiger Gesellschaft umgeben, sondern auch ihren Söhnen Franz, Karl (als König Karl IX.), Heinrich, Herzog von Anjou (als König Heinrich III.) und Louis, Herzog von Alençon, Altersgenossen aus den ersten Familien des Landes als Gespielen beigelegt. Diese wurden im Lande „Mignons“ genannt.

Katharina verhehlte sich nicht, daß ihre Söhne in der stürmischen Zeit, die Luther für Deutschland, Calvin für Frankreich herauf beschworen hatte, treue Freunde nöthig haben würden. Die Bande der Freundschaft aber knüpfen sich in der Jugend. Und so treu waren die Mignons, namentlich mit dem Herzog von Anjou, dem späteren Heinrich III., verbunden, daß fast alle — Quélus, Mangiron, Schomberg, Caylus und der Herzog von Joyeuse — ihr Leben für ihn gelassen haben. Nur der Herzog von Epemon hat ihm bis zu seiner — des Königs — Ermordung zur Seite gestanden und ihn überlebt.

Mit ihrer Escadron bestürmte die Königin Mutter die Herzen der Männer — mit den Mignons die der Frauen. Wo beide Mittel erfolglos blieben, nahm sie ihre Zuflucht zu einem ihrer Landsleute, dem „Parfumeur de la Reine“, der ihr Handschuhe, Blumen, wohlriechende Seife und Lippen-Pommade — alle wohl vergiftet, gegen baare Bezahlung lieferte. Auch hatte sich eine Schar von Banditen in Paris angestodert, die man des Nachts in langen Mänteln und wohlbewaffnet ins Louvre schleichen sah.

Trotz diesem dunklen Hintergrunde gab es doch in der damaligen Zeit keinen Hof, an welchem mehr Glanz, mehr Galanterie und mehr Heiterkeit herrschte als an dem Frankreichs. Schönheit, Jugend und Froh-

sinn waren die Elemente, aus denen er sich zusammensetzte, und die Königin Mutter wirbelte diese Elemente in Bällen, Maskeraden und poetischen Festen alle Tage bunt durch einander. In ihrer Heimat, dem blumenreichen Florenz, wo man mitten im Winter Rosen brechen und den Zeisig auf den Zweigen des fruchtbewehrten Delbaums singen hören kann, schreitet die Natur unablässig mit Blumen und Aehren im Haar über die gesegneten Gefilde, unter dem blauen Himmel ein ununterbrochenes Fest feiernd. Von dort aus hatte die Königin den Hang zu Lustbarkeiten aller Art mit nach Frankreich gebracht; und da dieser Hang den Franzosen nur allzusehr willkommen war, so ließ sie ihm den Zügel schießen.

Dabei herrschte in Einrichtung und Kleidung ein Luxus, der — so hoch er auch gegenwärtig in Paris wieder gestiegen sein mag — dennoch jeder Vorstellung spottet.

Die Mignons trugen, wie die Prinzen selbst, nur drap d'argent oder drap d'or, gold- und silbergestickten Sammet, Seiden-Tricot, gesteppte weiße Wämser, und dazu Halschmuck und Ohrringe wie die Damen, und kostbare Waffen an goldnen Gehängen. Natürlich standen die Damen in der Pracht ihrer Kleider nicht hinter ihnen zurück.

Auf Anordnung Katharinas war das Louvre neu decorirt und neu möblirt worden. Gepresste Ledertapeten mit Golddruck bedeckten die Wände; die Fenster- und Thürenvorhänge bestanden aus schwerem Sammet. Auf den aus Eichenholz geschnittenen Büffets glänzten silberne Prachtgefäße von Benvenuto Cellini, goldene, mit Edelsteinen verzierte Pokale und Majolika-Geschirre, die von Kennern heut zu Tage mit Gold aufgewogen werden und noch in den Museen anzutreffen sind. In sauberen Glasschränken standen die kostbaren Manuscripte, welche der Urgroßvater der Königin Mutter von den griechischen Gelehrten erwarb, die sich im Jahre 1453 in Folge der Eroberung Konstantinopels durch die Türken nach Italien geflüchtet hatten. Marmorstatuen von italienischen Meistern wechselten ab mit den kostbarsten eingelegten Möbeln, auf denen allerlei Reptilien von oxidirtem Silber mit Rubinen-Augen umherkrochen. Große Mosaik-Tische brachen unter tausenderlei kostbaren Nippfachen. An den mit Stuck verzierten Decken hingen riesenmäßige Glas Kronleuchter, und in großen venetianischen Spiegeln vervielfältigten sich alle diese Herrlichkeiten.

War es an Festabenden feenhaft in den strahlenden Räumen, so boten sie bei Tage ein nicht minder bezauberndes Bild. Trat man von der Haupttreppe des Louvre in den großen, nach der Auxerrois-Kirche hinaus liegenden Saal, so fand man gewöhnlich die Prinzen

und die Mignons, die Prinzessinnen und die Escadron de la Reine in den anmuthigsten Spielen und Uebungen begriffen, denen auch die Königin Mutter — wenn sie mit ihrem Beichtvater für das Gelingen irgend einer schwebenden Sache, die sie ihm jedoch aus guten Gründen nicht näher bezeichnete, gebetet und mit ihrem Astrologen Ruggieri conferirt hatte — täglich beimohnte. Während die Mignons untereinander auf Hieb und Stoß fochten, oder mit den Damen Federball und Bilboquet spielten, saß Katharina dann, mit einer Handarbeit beschäftigt, in einer der tiefen Fensternischen, und erfreute sich an den graziösen Bewegungen und dem heiteren Gelächter der jungen Welt. Stets lag Schreibmaterial vor ihr auf dem kleinen Tischchen — denn sie ertheilte zur Vermeidung von Mißverständnissen alle ihre Befehle schriftlich — stets dehnte sich neben ihr auf einem Kissen von rothem Sammet ein schneeweißes Kästchen mit einem Seidenbande um den Hals. Sie hatte in ihrer Heimat als Kind eine solche Kasse besessen und zärtlich geliebt. Und als sie sich in ihrem vierzehnten Jahr mit Heinrich II. vermählte, war Ruggieri, der ihr nach Frankreich folgte, so aufmerksam gewesen, das Lieblingsthierchen mitzunehmen und die junge Fürstin in ihrer neuen, anfänglich sehr trüben Heimat damit zu überraschen.

Seitdem war „Amina“ mehrmals gestorben und durch andere weiße Katzen ersetzt worden; aber es gehörte zur Etikette, dieser Todesfälle niemals zu gedenken und immer so zu thun, als wäre die jeweilige „Hofkaze“ noch die erste italienische. Auch durfte Niemand sich unterstehen, die Kaze anders anzureden als in ihrer Muttersprache.

Was aber besonders dazu beitrug, der Hofkaze ihre Stellung zu sichern, war der Umstand, daß Ruggieri seiner Gebieterin aus den Sternen verkündet hatte, so lange sie eine weiße Kaze neben sich habe, könne ihr Leben durch keinen Menschen gefährdet werden.

Was aber früher, als ihre Kinder noch unerwachsen waren, für die Königin Mutter mehr ein Vergnügen gewesen, das wurde später zur Nothwendigkeit. Aus den Knaben wuchsen schöne Jünglinge, aus den kleinen Mädchen verführerische Jungfrauen empor; zwischen beiden entwickelten sich durch den täglichen Umgang heftige Neigungen; diese mußten zu „Staatszwecken“ gezügelt oder gefördert, benützt oder unterdrückt werden.

Die Hugenotten blickten auf das Treiben des Hofes mit Abscheu, und standen gegen die Katholiken in Waffen, doch die katholische Partei war in sich nicht einig, denn ihre Führer aus dem Hause Lothringen, die Guisen, strebten unter dem Deckmantel der Bekämpfung des Protestantismus eigentlich nach der Herrschaft in Frankreich, und wurden daher von dem Königshause, den Valois, tödlich gehaßt. So mächtig aber die

Guisen auch waren, der Herzog Heinrich von Guise hatte es sich dennoch müssen gefallen lassen, daß, nachdem sein Vater Franz Guise (nach einer Gesichtsnarbe „balafre“ genannt) vor Orléans, welches er gegen die Hugenotten belagerte, geblieben war, nicht er selbst — Heinrich Guise — sondern der Bruder des Königs, der mit den Mignons aufgewachsene Herzog Heinrich von Anjou zum Führer der Katholiken gewählt wurde.

Da waren aus den frisirten und parfümirten Gespielen des jugendlichen Herzogs seine muthigen Kampfen offen geworden und hatten durch ihre glänzende Tapferkeit dazu beigetragen, daß er am 13. März 1569 in seinem achtzehnten Lebensjahre die Hugenotten bei Jarnac vollständig besiegte.

Als es im Felde nichts mehr zu thun gegeben, war Heinrich mit seinen Mignons nach Paris zurückgekehrt, um das an Festlichkeiten Versäumte im Louvre nachzuholen, und der schönen Prinzessin Condé, Marie von Cleve, deren Schwester Katharine von Cleve mit dem Herzog Heinrich von Guise vermählt war, den Hof zu machen. Denn die Liebe geht zu allen Zeiten ihren eigenen Weg, und das Herz fragt weder nach der Religion, noch nach der politischen Gesinnung.

Inzwischen hatten die Hugenotten sich nach ihrer Niederlage bei Jarnac wieder erholt und eine drohende Haltung eingenommen. Die Königin Mutter, welche theils zwischen den streitenden Parteien vermitteln, theils auch auf dem Haupte eines jeden ihrer Kinder eine Krone sehen wollte, hatte ihre Tochter dem Haupte der Hugenotten, dem Könige Heinrich von Navarra (späteren Heinrich IV.) verlobt. Die darauf folgenden Vermählungsfeierlichkeiten boten den Führern der Hugenotten Veranlassung, sich zahlreich in Paris einzufinden; und hier hatte am 24. August 1572 in der Bartholomäus-Nacht der Religionshaß zu der sogenannten Pariser Bluthochzeit geführt, in Folge deren Heinrich von Navarra fast wie ein Gefangener mit seiner jungen Gemahlin im Louvre lebte.

Ist auch der Balcon eine Fabel, von dem aus Karl IX. auf seine protestantischen Unterthanen in der verhängnißvollen Nacht geschossen haben soll, so ist es doch auch ebenso unwahr, daß er oder irgend Jemand von seiner Partei sich jemals Gewissensbisse über die verrätherische That gemacht habe; der Hof lebte nach der Bluthochzeit ebenso fröhlich wie vor derselben und taumelte von einem Feste ins andere. Hatte doch überdies der Papst zur Feier der Großthat die Kanonen der Engelsburg lösen und eine Denkmünze prägen lassen.

Dabei war der Herzog von Anjou den katholischen Pfaffen äußerst verhaßt, denn sie hielten den Eifer, welchen er für ihre Religion zur Schau trug, für Heuchelei und donnerten nicht selten von den Kanzeln herunter

gegen sein zügelloses Leben mit den Mignons. Der Hauptvorwurf aber, den sie ihn machten, war der des „unverzeihlichen, des satanischen Verbrechens“, an Fasttagen mit seinen Mignons Braten zu essen.

Dem Hasse der Pfaffen gefellte der Herzog von Guise sich bei, denn er selber strebte nach der Stellung, welche Heinrich von Anjou als Haupt der Katholiken einnahm.

Aus diesen Verhältnissen erklärt es sich, warum die Pfaffen und der Herzog Guise alles im Stillen aufboten, nach dem Tode des Königs von Polen dem jungen Herzoge die polnische Krone zu verschaffen. Wenn er sie annahm, waren sie seiner ledig, wenigstens so lange Carl IX. lebte. Gelang es ihnen gar, die Bedingung daran zu knüpfen, daß Heinrich mit Annahme der polnischen Krone des Rechtes auf die französische verlustig gehe, so wäre ihnen nichts mehr zu wünschen übrig geblieben.

Was der Herzog von Anjou unter den Mignons war — der Anführer des muntern Reigens — das war seine Schwester Margarethe, die sogenannte Königin Margot, unter den jungen Damen. Ihren unellegantem, nach Knoblauch duftenden und mit einem lächerlichen Dialect behafteten Gemahl liebte sie nicht im mindesten, dafür aber war sie allen andern Männern nur um so holder, und half einem Jeden in seiner Liebesnoth. Sie fand aber auch Zeit, täglich mit ihrem alten Lehrer Ruggieri Lateinisch und Griechisch zu lesen, und hatte es in der ersterwähnten Sprache so weit gebracht, daß, als die polnischen Abgesandten nach Paris kamen, um ihrem Bruder die Krone anzutragen und auch an die junge Königin eine lateinische Anrede richteten, Margarethe diese in derselben Sprache erwiedern konnte.

Soviel als Einleitung über den Stand der Verhältnisse am französischen Hofe im Jahre 1773, in welchem die Ereignisse beginnen, die wir zu schildern beabsichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Die Sommertoiletten theilen sich in drei sehr verschiedene Arten: in Anzüge für das Land oder Bad; in Puzanzüge und in Soirée- oder Balltoiletten. Man darf sich also nicht wundern, wenn die Damen auf die Reise so ungeheuer große Koffer und Körbe mitnehmen, wie man sie auf allen Eisenbahnen sieht. Bedenkt man

die Weite der Unterröcke, so begreift man, daß man außerordentlich viel Platz braucht, nur drei nothwendige solche Röcke nebst den Kleidern und anderen Erfordernissen unterzubringen. Trotz alle dem ist es modisch, daß die Damen nur das Allernothwendigste mit sich nehmen und das, was sie an Ort und Stelle brauchen, sich nachschicken lassen.

Uebrigens trägt man gegenwärtig sehr schöne gedruckte Musline, die erstens ihrer Leichtigkeit wegen sehr gesucht sind, dann aber auch, weil sie so reich und glänzend mit Schmetterlingen, Blumen, Vögeln u. s. w. geschmückt sind, daß sie die Volants und allen Auspuß entbehren können, mit Ausnahme des flatternden Gürtels. Die auffallendsten Musline sind die mit breiten schwarzen und weißen Streifen, während der Grund mit Goldpünktchen überstreut ist.

Ueber den Schnitt der Kleider läßt sich nichts anderes sagen, als was wir bereits angeführt haben, nur scheinen die Gürtel von mittlerer Breite jetzt mehr zu gefallen als die sehr breiten, die man bisher trug und welche die Taille stärker erscheinen ließen.

Fest steht unbedingt, daß man den ganzen Sommer hindurch Kleid und Paletot von gleichem Stoffe zu einfacher Toilette tragen wird. Die Hüte in der Fançon- und Empire-Form theilen sich in die allgemeine Gunst. Die Leibchen haben große Schößchen und oft vertritt ein sehr kurzer Paletot das Leibchen, selbst im Zimmer. Ein solcher kleiner Paletot muß ganz dicht anliegen.

Etwas Neues ist der lange Schleier von weißem schmalen Tüll, den man auf der Promenade, in der Stadt entweder herunterläßt oder auf den Hut zurücklegt. Der durchschimmernde weiße Tüll hebt die Haut und der seit langer Zeit modische lange Schleier ist sicherlich zweckmäßiger als der kurze sogenannte Maskenschleier, welcher dicht auf dem Gesicht aufliegt und dasselbe häßlich macht.

Man sieht wiederum sehr häufig Gürtel von Zuchten, aber nicht mehr mit Schnallen von Gold oder Stahl; die Agrafe, welche den Gürtel zusammenhält, ist ebenfalls von Leder. Man trägt diese Gürtel über dem Paletot, in und außer dem Hause und, wie es scheint, wegen des eigenthümlichen Zuchtengeruchs, der vielen Damen sehr zuzusagen scheint.

Ein oder ein Paar recht elegante Anzüge einer vornehmen Dame:

Frühtoilette von weißgrundigem Foulard mit kleinen schwarzen Punkten; Unterrock von gleichem Stoffe mit gefältem Volant, beide ohne allen Auspuß; der Rock durch lange Streifen von gleichem Stoffe aufgenommen, die unten durch eine Patte mit drei kleinen schwarzen Knöpfen gehalten werden; Leibchen mit Schößchen, nicht



ALLGEMEINE MODENZEITUNG

2.5. 1865



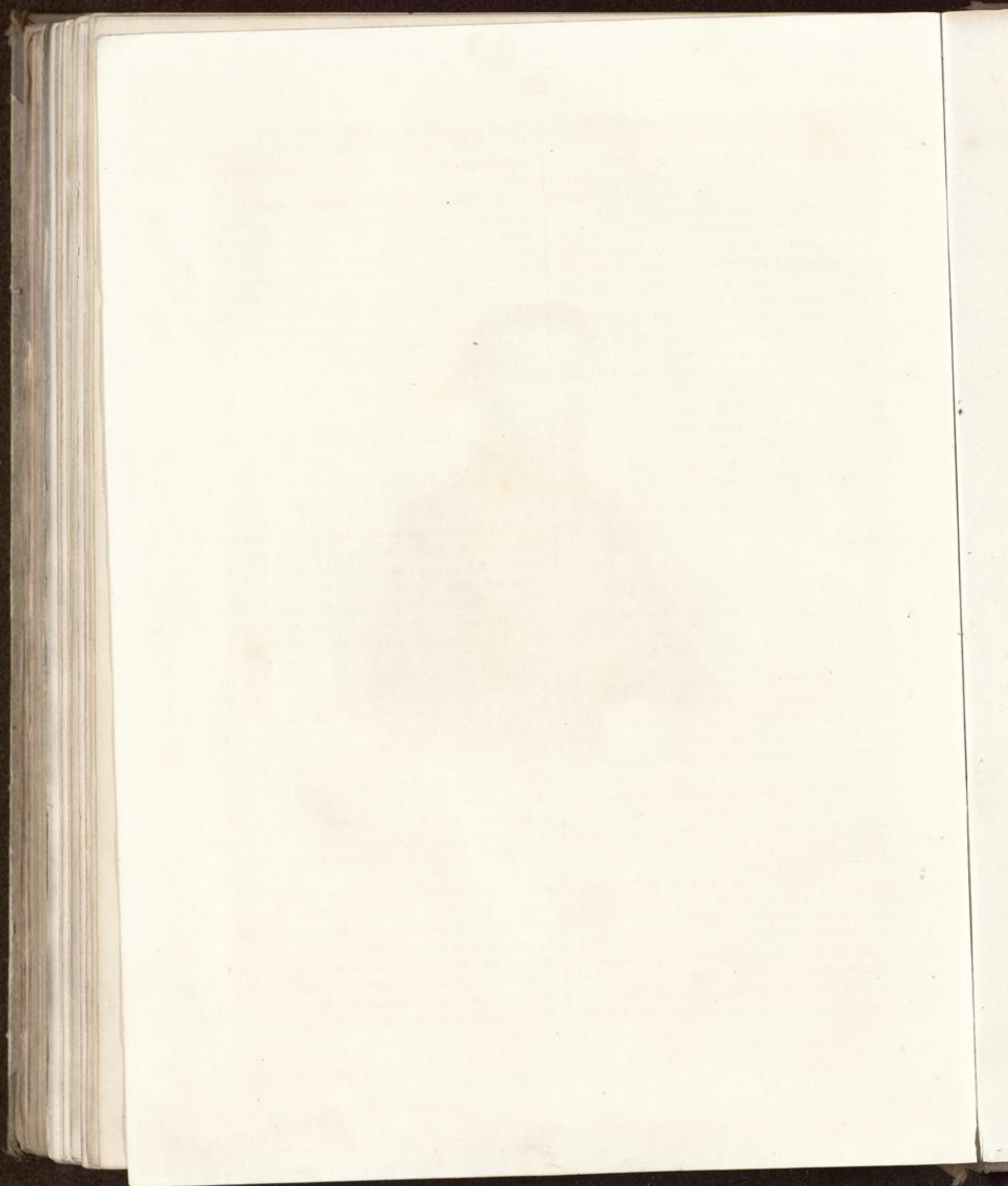


*Nach einer Photographie*

*Druck v. Bruck & Weger in Leipzig*

*U. S. Grant  
Leutgen*

*Verlag v. Baumgarten's Buchh.*



sehr lang, zwei vorn und zwei hinten, ebenfalls mit solchen Knöpfen. Zum Ausgehen ein sehr kurzer Paletot, ebenfalls ohne Auspuß und von gleichem Stoffe.

**Dinertoilette:** Kleid von weißgrundiger Chambery-Gaze mit rosa Fädchen, über einem Rock von weißem Taffet, ausgepußt mit drei kleinen gezäckelten Ruchen von rosa Taffet, die wie Blumenguirlanden aussehen; das Leibchen ausgeschnitten und mit Ruchen und kleinen Blonden besetzt; hinten statt des Gürtels zwei lange Blätter wie Schößen, die bis hinunter an den Boden reichen und mit rosa Ruchen eingefast sind.

Als Kopfsuß Streifchen von Germanium auf schwarzem Sammet. Diese Streifchen oder Bändchen trägt man jetzt fast ausschließlich zum Kopfsuß, der sehr gut aussieht, wenn er hübsch gemacht ist. Freilich können ihn aber nur junge und hübsche Damen tragen. Natürlich können nur ganz kleine Blümchen zu solchen Streifchen benutzt werden. Dagegen braucht man dazu auch Pfauenfedern und andere. Wir sahen sogar solche Federstreifchen nicht bloß als Kopfsuß, sondern auch als Besatz auf leichten Kleidern angewendet.

### Modenblatt № 25.

#### (Nach Originalzeichnungen.)

1. Strohhut in der Fanchonform mit Federn hinten am Kopf und vorn unter dem Schirm; rothe Bindebänder; Kleid von weißem Muslin mit ziemlich kurzer Taille und ganz engen langen Ärmeln, die unten einen Besatz von rothem Band und weißen Spitzen haben; über dem ausgeschnittenen Leibchen eine Art Fichu mit Besatz von rothem Band und weißen Spitzen; auf dem Rocke unten ein ziemlich breiter Bäuschchenbesatz, auf dem sich rothe Bänder kreuzen; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

2. Kleines Mädchen in modischem Sommerzuge.

3. Hut von Tüll mit Blumen und weißen Bändern; Kleid von einfarbigem Taffet mit Gürtel und goldener Schnalle; russisches Fädchen ohne Ärmel, mit Ruchen und schwarzen Spitzen garnirt; darunter eine Chemisette von Muslin mit langen Ärmeln; auf dem Rocke unten Besatz von Ruchen und schwarzen Spitzen; kleiner Kragen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

4. Fanchonhütchen von Tüll und Blumen; blaue Bindebänder; Kleid in der Prinzessinform von blauem Taffet, vorn herunter, an den Taschen wie an den Ärmeln oben und unten mit weißen Spitzen besetzt, über die schmale schwarze Sammetbänder laufen; eben solcher

Besatz, in ziemlich großen Baden, auch unten auf dem Rocke; kleiner Spitzenkragen; kleine Stulpen; dänische Handschuhe; Stiefelchen; weißgefütterter kleiner Sonnenschirm.

5. Hut von Tüll mit Blumen und kleinen Stahlverzierungen; grüne Bindebänder; Kleid von gelbbraunlichem Alpaca mit glattem hohen Leibchen, vorn herunter mit ziemlich großen Knöpfen und dann mit einem schwarzen Sammetstreifen besetzt, der mit Spitzen garnirt ist; anliegender Paletot von dem Kleidstoffe, vorn offen, an den Seiten geschlitt und überall mit schwarzen Spitzen und einem schmalen schwarzen Sammetstreifen garnirt; an der Achsel hängende Schnüre; kleiner Spitzenkragen; kurze Unterärmel; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

### Stahlstich № 25.

#### General Grant.

(Nach einer amerikanischen Photographie.)

Der Generallieutenant Ulysses S. Grant, Oberbefehlshaber der Unionsarmee, der so sehr viel zum endlichen Siege der Union über die südlichen „Rebellen“ beigetragen hat, wurde im Jahre 1822 in dem Staate Ohio geboren. Seine militärische Ausbildung erhielt er in der Militärakademie der Ver. Staaten zu West-Point; 1845 trat er als Lieutenant in die Armee und mit Auszeichnung machte er den ganzen mexikanischen Krieg mit. Später trat er aus dem Dienst und ließ sich als Gerber in dem Staate Illinois nieder. Sobald der Bürgerkrieg ausbrach, 1861, bot er als Freiwilliger dem Vaterlande seine Dienste wieder an, und erhielt das Commando über das 2. Freiwilligen-Regiment von Illinois, wurde aber sehr bald zum Generalmajor befördert. Er nahm das Fort Henry wie das Fort Donnellson, wodurch der Staat Kentucky wieder in die Gewalt der Union kam. Wir können ihm unmöglich bei allen seinen Thaten in dem langen Kriege folgen, erwähnen aber, daß von ihm der Plan ausging, Sherman nach Georgien zu senden, woher die Conföderirten hauptsächlich ihr Kriegsmaterial bezogen. Im Frühling erhielt er den Oberbefehl über die ganze Waffenmacht der Union und nun begann er seinen berühmten Marsch gegen Richmond, wodurch endlich der entscheidende Sieg errungen wurde. Grant hat während des ganzen Kriegs sich als einen der tüchtigsten Generale, so wie als einen Mann von kühner Entschlossenheit und zäher Ausdauer gezeigt. Der Krieg ist zu Ende, sicherlich aber noch nicht die Laufbahn Grants.

# Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

## Neue Musikalien.

Sieben erschien bei Fr. Kistner in Leipzig:

- Bennett, W. St.** Pageant Music (Festmusik) in „The May-Queen,“ a Pastoral arranged for two performers on the Piano forte by Aug. Horn 20 Ngr.
- Franke, Herm.** op. 6. Sechs Gesänge für vierstimmigen Männerchor. Partitur und Stimmen.
- No. 1. Minnelied v. Preller 10 Ngr.  
No. 2. Frühlingslied v. Fr. Bodenstedt (Mirza Schaffy) 7 1/2 Ngr.  
No. 3. Ans Vaterland v. Hoffmann v. Fallersleben 7 1/2 Ngr.  
No. 4. Morgens v. O. Roquette 10 Ngr.  
No. 5. Schön ist das Fest des Lenzes v. Fr. Rückert 17 1/2 Ngr.  
No. 6. Herbstlied v. N. Lenau 15 Ngr.
- op. 7. Vier Lieder für vierstimmigen Männerchor („Frühling“ v. Fr. Danne mann — „Abschied“ — „Betrogen“ — „Liebeszeichen“ v. E. Geibel) Partitur und Stimmen 1 Thlr.
- Graben-Hoffmann** op. 75. Vier Trinklieder für eine Bass-Stimme mit Begleitung des Pianoforte oder für eine Bass-Solostimme in Verbindung mit vierstimmigem Männerchor und Begleitung des Pianoforte ad libitum.
- No. 1. Mein Kehl ist wie der Ocean v. W. Dunker 10 Ngr.  
No. 2. Zechgründe nach Mirza-Schaffy v. Graben-Hoffmann 10 Ngr.  
No. 3. Resignation von E. Geibel 12 1/2 Ngr.  
No. 4. Der Cölnische Zecher v. C. O. Sternau 10 Ngr.
- Hering, Carl** op. 97. Melodien aus Opern und Volkslied etc. instructiv bearbeitet für Violine mit Begleitung des Pianoforte. Heft I 20 Ngr.; Heft II 17 1/2 Ngr.; Heft III 17 1/2 Ngr.; Heft IV 20 Ngr.
- Köhler, L.** op. 136. Sonate für den Clavier-unterricht für Pianoforte 25 Ngr.
- op. 137. Salonstücke für Piano über beliebte Melodien. No. 1. Schottische Lieder 15 Ngr.  
— op. 137 No. 2. Rigoletto 15 Ngr.  
— op. 138. Morgenlandschaft. Tableau-Étude für Pianoforte (zum Concertvortrag) 20 Ngr.
- Mayseder, Jos.** op. 66. Quartett No. 8 für 2 Violinen, Viola u. Violoncell. Arrangement für das Pianoforte zu vier Händen von Aug. Horn 1 Thlr. 25 Ngr.
- Rosenhain, J.** op. 51. A la Campagne. Deux Idylles pour Piano. No. 1. Le Calme 10 Ngr.  
No. 2. Danse Rustique 15 Ngr.
- op. 68. Characterstücke, (Barcarole — Wanderlied — Courante — Abendglocken) für das Pianoforte 20 Ngr.
- Schell, Goswin,** op. 1. Drei Lieder. (Kahnfahrt von Jul. Schanz. — Blauer Himmel, blaue Augen v. Albert Traeger. — Am Meeresstrand v. A. N.) für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte 12 1/2 Ngr.
- Siebmann, Fr.,** op. 49. Fünf Stücke für Pianoforte 20 Ngr.
- Streit, Eduard,** op. 34. Deux Pièces de fantaisie (No. 1 Sur la Mer; No. 2 Pensées sentimentales) pour Pianoforte 20 Ngr.
- Voss, Ch.,** op. 287. No. 2. Cavatine de „Gilda“ de l'Opera: Rigoletto de G. Verdi pour Piano seul (Transcriptions italiennes No. 2) 15 Ngr.
- op. 287. No. 3. Duo de „Azucen e Manrico“ de l'Opera: Il Trovatore de G. Verdi pour Piano seul (Transcriptions italiennes No. 3) 20 Ngr.

## Die Königl. Sächs. 68. Landes-Lotterie

hat folgende Hauptgewinne:

am 26. Juni 1865:	10,000, 5000, 2000, 2 à 1000	Thlr. 2c.
= 17. Juli =	12,000, 6000, 3000, 2 à 1000	Thlr. 2c.
= 7. August =	15,000, 8000, 4000, 2000, 2 à 1000	Thlr. 2c.
= 4. Septemb. =	20,000, 10,000, 5000, 2000, 2 à 1000	Thlr. 2c.
Vom 25. Septbr. bis 11. Octbr. 1865:	150,000, 100,000, 80,000, 50,000, 40,000, 30,000, 20,000, 2 à 10,000, 15 à 5000, 30 à 2000, 300 à 1000	Thlr. 2c.

Hierzu empfehle ich Loose aller Gattungen und zwar: Ganze à 51 Thlr., Halbe à 25 1/2 Thlr., Viertel à 12 3/4 Thlr., Achtel à 6 Thlr. 12 1/2 Ngr. Ich begnüge mich mit einer Anzahlung von 20 Thlr. pro 1/4, 10 Thlr. pro 1/2, 5 Thlr. pro 3/4, 2 1/2 Thlr. pro 1/8 und creditire den Einzahlbetrag bis zu einer zu nennenden spätern Frist, wohingegen ich bei Vollauezahlung der Einzahlungsbeträge, **Vollloose**, die für alle 5 Classen Geltung haben und nicht erneuert zu werden brauchen, soweit der Vorrath reicht, liefere.

Gefällige Aufträge werden franco erbeten.

**C. Louis Tacuber in Leipzig,**  
Königl. Sächs. conc. Collecteur.

## Privat-Entbindungs-Anstalt.

Ein verheiratheter und beschäftigter Arzt, zugleich Accoucheur, in einem gesund und reizend gelegenen Ort Thüringens, ist zur Aufnahme von Damen, welche in Stille und Zurückgezogenheit ihre Niederkunft abwarten wollen, vollständig eingerichtet. Die strengste Verschwiegenheit und die liebevollste Pflege werden bei billigen Bedingungen zugesichert. Adresse: R. R. R. poste restante frei Weimar.

Im Verlag von Gustav Mayer in Pforzheim ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Ständchen.** Gedicht von Uhlend, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte componirt von Ludwig Schmitz. Preis 27 Kr. oder 7 1/2 Ngr.

Der Name L. A. Schmitz erfreut sich in der musikalischen Welt eines so guten Klanges, daß eine besondere Empfehlung dieser neuen, ebenfalls sehr wohl gelungenen Composition nicht erforderlich sein dürfte.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Lange, A.** Feinheiten des Schachspiels auf dem Gebiete der Composition. Erster Theil. Als zweite Ausgabe der Kriegslisten des Schachspiels. gr. 8. broch. Preis 1 Thlr.

In Baumgärtner's Buchhandlung zu Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Kirchhof, F.** (Dekon.-Commiff.). Der deutsche Landwirth. Ein vollständiges Hand- und Lehrbuch der gesammten Landwirtschaft. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt. Dritte, vielfach umgearbeitete Auflage. 2 Bde. Größtes Lex. 8. Preis 5 Thlr.

**Pöbe, Dr. Will.** (Redact. d. Illustr. Landw. Zeitung), Anleitung zum rationellen Anbau der Hülsenfrüchte als Körner- und Futterpflanzen. Mit besonderer Berücksichtigung der Erbsen- und Lupinenmüdigkeit des Bodens und des Befallens der Hülsenfrüchte. 8. Preis 15 Ngr.

**Schlag, A. W.** (Pfarrer emer.), Der Landpfarrer, oder Erfahrungen und Beobachtungen, Ansichten und Wünsche in Betreff seines amtlichen und außeramtlichen Lebens und Wirkens, zusammengestellt und seinen Amtsbrüdern zur Prüfung, Candidaten und Theologie Studierenden zur thunlichen Beachtung vorgelegt. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

zur

## Allgemeinen Moden-Zeitung.

Saint-Mégrin,  
des Königs Liebling.

Historische Novelle

von

A. v. Treskow.

(Fortsetzung.)

II.

In dem großen Saale des Louvre ging es munter zu. Ruggieri, der Astrolog, welcher sich nur selten zeigte, war herunter gekommen, um der Königin Mutter zu melden, der Steinbock sei in der vergangenen Nacht in den Bliß der Sonne getreten. Derartige Meldungen wartete Katharina stets ab, bevor sie in schwebenden Angelegenheiten weitere Schritte that. Die Mignons und die jungen Damen umschwärmten den graubärtigen, in seinem Anzuge von aschenfarbigem Sammet einer Motte ähnlichen Alten, wie die Singvögel eine Eule, die bei Tage aus ihrem Versteck aufgeschreckt worden. Von der ausgelassenen Hofjugend ließ der drollige Kauz sich alles gefallen; machte es doch überdies so leicht Niemand so arg mit ihm; denn er war der heimliche Rathgeber und Helfer in jeder Noth. Er verkaufte mit dem florentinischen „Parfumeur de la Reine“ um die Wette für schweres Geld je nach Laune gefährliche oder harmlose Tränkchen und Pülverchen, und mit dem Erlös half er den Mignons bei Spiel-Unglück und sonstiger Ebbe in ihren Taschen. Außerdem besaß er das Ohr der Königin Mutter und mußte um deswillen schon mit besonderer Rücksicht behandelt werden. Ihn setzte kein Verlangen in Verlegenheit, welcher Natur es auch immer sein mochte; er war unerschöpflich an Auskunftsmitteln, und er verstand es, allen Anforderungen zu genügen.

Die Scheibe, nach denen das junge Volk mit Blaseröhren aus buntem Glase wohlriechende Kittfägelchen, und mit schönen eingelegten Armbrüsten stumpfe Bolzen schoß, fiel auseinander und mußte durch eine neue ersetzt werden.

„Ruggieri!“ riefen viele helle Damenstimmen, „Ruggieri, wir brauchen eine neue Scheibe!“

„Seh schon — seh schon“, versetzte der bewegliche Alte. „Aber glaubt Ihr denn — hi hi hi hi! — daß ich dergleichen anfertigen kann?“

„Freilich, Hexenmeisterchen, freilich!“

Ruggieri trat an die nächste der ihn umgebenden jungen Damen, heftete den Blick auf ihre entblößte linke Schulter und stieß dabei seiner Gewohnheit gemäß ein Getnirsch aus, wie Jemand, der in ein kaltes Bad gesprungen ist; dabei weidete er den Daumen und Zeigefinger seiner Hand an dem Sammet des rechten Ohrläppchens der jungen Dame. Wie die amerikanischen Hunde, die an einem von Alligatoren bewohnten Strome den Durst löschen wollen, an einer Uferstelle heulen und sodann an einer andern trinken, kreischte er bei der Schulter und erlabte sich am Ohrläppchen.

„Wie soll denn die Scheibe sein, Ihr Herzpuppen?“ fragte Ruggieri.

„Ein Hugenotte, dem wir den Rücken versohlen“, und

„Ein Hugenotte, dem wir ins Gesicht schießen“, riefen viele Stimmen durcheinander.

Ruggieri ließ das Ohrläppchen fahren, kreischte und wieherte und machte groteske Sprünge, denn er trug gern vor dem jungen Volk die Geschwindigkeit seiner alten Glieder zur Schau.

„Also den Rücken versohlen“, sagte er dann, „und ins Gesicht schießen wollt Ihr ihn? Nichts leichter als das. Ich male ihn so.“

Dabei drehte er der Gesellschaft den Rücken und beugte den Oberkörper so tief, daß er die Umstehenden zwischen den gespreizten Beinen hindurch, die Stirn der Erde zugewendet, höchst widernatürlich von unten auf mit dem Gesicht anblickte.

„Heißa — juchheh — bravo, Ruggieri!“ jubelte alles um ihn her, während er Töne von sich gab, wie man sie hört, wenn ein Hund einen Trupp Hühner auseinander sprengt. Die Mignons aber fingen an, Einer hinter dem Andern über den bockstehenden Astrologen mit gespreizten Beinen hinweg zu springen, bis dieser, als ihm das Blut in den Kopf stieg, ohne sich aufzurichten, auf allen Vieren, einer großen Spinne vergleichbar, zum Saale hinauslief.

In der letzten Zeit hatte die Königin Mutter niemals versäumt, den Uebungen und Spielen der Mignons

beizuwohnen, denn die Anhänger des Königshauses und die der Guisen standen sich so schroff gegenüber, daß, wenn einer der Letzteren sich im Louvre blicken ließ, anzügliche Redensarten gewechselt wurden, die nicht selten zu blutigen Raufereien führten. Da mußte denn Katharina stets besänftigend dazwischen treten.

Einige Tage nach der soeben geschilderten Scene mit Ruggieri erschien die Königin eines Vormittags schon, als sich außer einigen jungen Damen im Saale noch Niemand befand, als ihr Sohn, der Herzog Heinrich von Anjou, und dessen Schatten und Liebling, der schönste der Mignons, der von allen Damen im Stillen angebetete junge Graf Paul von Saint-Mégrin. Beide waren zusammen aufgewachsen, beide hatten tapfer neben einander gegen die Hugenotten gekämpft, beide liebten, der Herzog — wie bereits erwähnt, die Prinzessin Condé, der junge Graf deren Schwester, die Herzogin Katharina von Guise, geb. Prinzessin von Cleve — und tauschten ihre Gedanken über die Damen ihres Herzens getreulich aus.

Die Königin sah beim Eintreten sehr vergnügt aus, und die weiße Kaze, welche Fräulein Châteauneuf, die diensthabende Hofdame, ihr nachtrug, prangte mit einem rosenrothen Bändchen um den Hals.

Es war eine der Königin Mutter unbekanntes Pflicht der Hofdame „du jour“, die Laune der Gebieterin durch die hellere oder dunklere Farbe des Halsbandes der Hofkaze anzudeuten. Ging Amira schwarz, so hütete sich ein Jeder, die Königin zu verdrießen oder um eine Gunst zu bitten; ein falsches Signalstren aber von Seiten einer böswilligen Hofdame hatte dieselbe Folge, wie ein von Strandräubern angezündetes falsches Leuchtfeuer: es scheiterte, wer sich darnach richtete.

Im Hintergrunde des Saales war das von Ruggieri angefertigte groteske Bild als Scheibe aufgestellt. Das feiste Gesicht, welches zwischen den Beinen hindurch blickte, sah — wie man fand — dem corpulenten Bruder des Herzogs von Guise, dem Herzog von Mayenne, ähnlich. In dem Haar befanden sich viele kleine Schellen, wie Lächeln, und den Kopf bildete eine leicht bewegliche Klappe, die am Kinn hing. Der breite Theil der Figur über dem Gesicht war von Ruggieri auf Trommelfell mit Deckfarbe gemalt.

Nach diesem Bilde schossen die anwesenden jungen Damen aus Blaseröhren mit weichen Kugeln, die sie in einem wohlriechenden Staub von Federweiß rollten, damit sie um so leichter durch das gläserne Rohr glitten. Der Herzog und Saint-Mégrin sahen ihnen zu.

Wurde nun der Kopf des Bildes getroffen, so rasfelten die Schellen und der Kopf schwankte hin und her; schlug die Kugel gegen den breiten Theil über demselben, so gab das Trommelfell einen dumpfen Ton

von sich; nach jedem Schuß aber erklang das helle Gelächter der Umstehenden.

„Kinder“, sagte die Königin Mutter nach ihrem Eintreten zu den beiden Herren, laßt einmal ab von dem albernen Hugenotten; ich habe Euch angenehme Nachrichten mitzutheilen. Margarethe weiß sie bereits, und ist hinaufgelaufen zu Ruggieri, um sie ihm zu überbringen; Fräulein Châteauneuf war zugegen, als ich die Sache erzählte. Kommt mit an mein Fenster, Du, Enrico, und Ihr, Paolo — dort können wir ungestört sprechen. Soviel sage ich Dir — hast Du Deine Schwester um die Krone beneidet, so kannst Du Dich jetzt beruhigen. Die Abgeordneten des Königreichs Polen, welche Dir die Krone des Landes anbieten sollen, sind eingetroffen, und es ist vom Könige bestimmt worden, daß Deine Thronbesteigung an der Weichsel Dein Anrecht auf die Nachfolge in Frankreich nicht alterire. Unser Vetter Guise wollte Dich gern los sein. Jetzt ist er Dich los, aber nicht für immer.“

Die Königin war so eingenommen von ihren Neuigkeiten, daß sie nicht bemerkte, welchen ungünstigen Eindruck die Verkündigung derselben auf ihre Zuhörer machte. Der Herzog dachte nicht an die Krone und an das, was er durch sie gewann, sondern erwog nur, was er durch sie verlor: den täglichen Umgang mit der Dame seines Herzens. Saint-Mégrin, der eine schwärmerische Neigung für die Herzogin von Guise hegte, erwog nur, daß er gezwungen sein werde, den neuen König nach Polen zu begleiten.

„Kommt mit mir“, fuhr Katharina fort, „Ihr sollt das Weitere hören. Saint-Mégrin und Deine übrigen Freunde folgen Dir natürlich. Der König ist entzückt über die Erledigung der Angelegenheit in dieser Weise; er wird Dich mit allem ausstatten, was zum glänzenden Auftreten eines Monarchen seinen prachtliebenden Unterthanen gegenüber gehört, und ich, ich gebe Euch ein Abschiedsfest, eine Maskerade, wie das Louvre sie noch nicht gesehen hat. Meine zwölf Ehrendamen erscheinen dabei als Herren, und Deine zwölf Cavaliere als Damen. Verwünscht, daß Carlotta krank ist, sonst wäre auch in dieser Beziehung alles in Ordnung. — Aber kommt, kommt in die Nische.“

Der Herzog von Anjou und Saint-Mégrin, ihre Bestürzung unterdrückend, so gut sie es vermochten, folgten der Königin Mutter, die an ihrem Tischchen Platz nahm. Während sie sich mit den beiden Herren eifrig besprach, fanden sich auch nach und nach die übrigen Mignons und Hofdamen im Saale ein.

Als die Mittheilungen erschöpft waren, kehrte der junge Herzog zu den mit Blaseröhren schießenden Damen zurück, während Saint-Mégrin an ein Fenster trat und mit bekümmertem Miene auf den Platz hinausblickte, der das Louvre von der Auxerrois-Kirche trennt. Hatte

er doch seine Angebetete, die ihrem mit dem Pferde gestürzten Gemahl Gesellschaft leisten mußte und keinen Menschen annehmen durfte, schon vierzehn Tage lang nicht gesehen, und nun stand ihm gar eine Trennung bevor, deren Dauer sich nicht ermessen ließ.

Da öffneten sich die Flügelthüren des Saales, und hereingerauscht kam Margarethe, die junge Königin von Navarra, begleitet wie immer von dreimalhunderttausend Teufeln des Muthwillens und der Ausgelassenheit. Die schönste Blondine ihrer Zeit, ward sie von allen Männern geliebt und liebte alle Männer, mit alleiniger Ausnahme ihres Eheherrn. Dabei war sie stets bereit, den Liebenden zu helfen, befand sie sich doch fortwährend selbst in der Lage, bei ihren verwickelten Herzensangelegenheiten die Vermittelung Anderer zu beanspruchen. Natürlich theilte sie für den Augenblick die mehr auf Eitelkeit basirte Leidenschaft der vornehmen Damen für den schönen Saint-Mégrin und suchte um so lieber sich ihm gefällig zu erweisen, als sie dadurch zugleich ihrer besten Freundin, der Herzogin Guise, einen Liebesdienst erwies.

„Hé, là-bas!“ rief sie, kaum eingetreten, ihrem Bruder, dem Herzoge, zu; „Sire! — Kollege! — Hahaha! — Enrico, Du machst ja ein so saures Gesicht zur polnischen Krone wie diese.“

Dabei berührte sie das saubere Miniaturbild der Prinzessin Condé, welches ihr Bruder an einem feinen venetianischen Goldkettchen halb offen, halb versteckt um den Hals trug.

„Da steckst Du dort oben bei dem verwünschten Ruggieri,“ versetzte Heinrich, „während ich Dich mit tausend Bitten zum Ausrichten von tausend Bestellungen an das Original zu diesem Bilde in Anspruch zu nehmen habe.“

„Fehlgeschossen, Fratello, mit dem Ruggieri. Ich bin ganz wo anders gewesen. Den Alten traf ich nicht in seinem Thurmzimmer und habe ihm alle Tiegel und Retorten seines Laboratoriums durcheinander geworfen, um eine Spur meiner Anwesenheit zu hinterlassen. Nisch einmal!“

Dabei schwenkte sie einen weichen Damenhandschuh vor seinem Gesicht.

Der kleine Handschuh roch aber weder nach Schwefel noch nach Kohlen, sondern er duftete von dem Lieblingsparfüm der Prinzessin Condé und stammte von ihr her. Margarethe hatte sie besucht und von ihr den Handschuh als einen Liebesboten an den jungen Herzog mitgenommen. Dieser riß ihn seiner Schwester mit Lebhaftigkeit aus der Hand, drückte ihn an die Lippen und barg ihn an seinem Herzen. War der kleine Handschuh doch stets das verabredete Zeichen für eine Zusammenkunft an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Stunde.

„Wo ist der Contino?“ fragte Margarethe.

„Dort steht er am Fenster und fängt Grillen,“ lautete die Antwort.

„O schöne Sympathie liebender Seelen!“ rief Margarethe. „Wo bin ich außer dem noch gewesen? Bei der Schwester Deiner Angebeteten, unseres gestrengen Herrn Vetter's Guise schöner Gemahlin. Er benutzte seinen Sturz mit dem Pferde als Anlaß, sein Haus verschlossen zu halten; denn sein Bruder, der schlante Herzog von Mayenne, hat ihm allerlei zugeflüstert von den günstigen Blicken, mit denen die Herzogin den jungen Grafen betrachte. Nun thut der gestrenge Eheherr aus Gefälligkeit für seinen Bruder, der ihm mitunter in Geldverlegenheiten beispringt, ein wenig eifersüchtig und läßt weder seine Katharina aus, noch unsern Saint-Mégrin ein. Da hängt Käthchen den Kopf dort, wie Paulchen hier, zumal seit den polnischen Nachrichten, die ich ihr gebracht habe. Aber diesen Nachrichten ist von mir das Versprechen hinzugefügt worden, den Liebenden zu helfen; und ich will nicht Margot heißen, wenn ich mein Versprechen nicht halte!“

Nach dieser langen Rede hüpfte sie zur Fensterbank, in welcher ihre Mutter saß. Hier warf sie sich auf ein Tabouret und nahm die Hofkage von dem Sammetpolster auf den Schoß. Das rosenrothe Bändchen um Aminas Pelzhals verbürgte ihr die Gewährung der Bitte, welche sie ihrer Mutter vorzutragen beabsichtigte.

„Madre,“ begann sie im reinsten florentinischen Italiänisch, indem sie die weichen Vorderpfötchen der Kage in ihre beiden Hände nahm und ihre Rede mit den Gesten der Pfötchen begleitete; „Madre, Du siehst heute so verstimmt aus . . .“

„Märchen — pazzarella!“ unterbrach die Mutter sie lächelnd.

„So verstimmt, daß Margot, Deine Hauptkage, miauen muß, um Dir die böse Laune zu vertreiben.“

Die Königin Mutter holte zu einem scherzhaften Schlage nach dem muthwilligen Kinde aus — die Hofkage machte das Gesicht einer Dulderin.

„Ich weiß auch, was Dich niederbeugt,“ fuhr die Ausgelassene fort. „Es ist die Krankheit der Carlotta Sauve, durch welche für Dein Abschiedsfest unserem Saint-Mégrin, dem zwölften Damencavalier, die zwölfte Cavalierdame fehlt. Siehst Du, Madre cara, da nun Corlotta zum Festabend nicht wieder gesund wird — Deine weisen Aerzte Masille und Ambroise Paré sind von mir consultirt worden — so habe ich unsere Cousine Katharine Guise zu bereben versucht, die Rolle der Kranken zu übernehmen. Sie will das aber nur unter zwei Bedingungen thun und zwar: wenn sie von Dir schriftlich dazu aufgefordert wird — denn anders läßt der Herzog, ihr Gemahl, sie nicht aus dem Hause“

— und wenn sie mit Saint-Mégrin, dessen Kleider sie zum Theil bei dem Feste tragen soll, persönlich über die Sache Rücksprache nehmen kann.“ Dabei hielt sie der Kage das eine Pfötchen über die Augen, als wenn Amina sich schämte. „Schreibe daher, Madre geliebte, dem Contino die Instruction für seine diplomatische Sendung an die schöne Herzogin, und alles ist in Ordnung.“

Mit verschmitztem Lächeln nahm die Königin Mutter ein Blättchen, um darauf nachfolgende Zeilen an die Herzogin Guise zu werfen:

„Cousine!

Margot sendet Euch den Contino. — Glaubt alles, was er Euch sagen wird, besonders wenn er Euch schildert die Zuneigung . . .

Eurer

R.“

Als sie das Billet gefaltet und mit der Adresse versehen hatte, reichte sie es der Tochter mit der einen Hand, indem sie ihr mit der andern die blonden Locken aus dem Gesicht strich.

„Bravo, Amina,“ sagte Margarethe, setzte die Kage auf das Sammetkissen und eilte zu ihrem Bruder zurück.

Noch immer stand Saint-Mégrin am Fenster und blickte, ein Raub melancholischer Gedanken, auf den Platz hinaus, ohne auf die Vorgänge im Saale zu achten.

Margarethe nahm der ihr zunächst stehenden Dame das gläserne Blaserohr aus der Hand, lud es mit einem wohlriechenden weichen Kugeln, legte an und zielte auf die feine Nase des schönen Jünglings, dessen Profil sich scharf gegen die helle Fensterscheibe abzeichnete. Das dufende Geschöß, besüßelt von dem Hauche der jungen Königin, traf aber nicht sein Ziel, sondern schlug gegen die Fensterscheibe, so daß diese in ihrer Fassung klirrte.

Saint-Mégrin fuhr zusammen. Als er sich umwendete, erblickte er seine muthwillige Gönnerin, die zwar lächelnd, aber gebieterisch mit dem Zeigefinger der rechten Hand vor sich auf den Fußboden deutete, wie sie zu thun pflegte, um einen der Windhunde des Königs herbeizuherrschen.

Saint-Mégrin vergaß bei diesem Anblick seine traurigen Gedanken und ging auf den Scherz ein. Er lief schnell durch den Saal und warf sich vor der jungen Königin auf der bezeichneten Stelle nieder.

„Debout!“ rief Margarethe.

Der schöne Jüngling richtete sich empor, indem er die Arme an die Brust legte und die Hände herunter hängen ließ, wie ein gehorsamer Hund die Pfoten.

Jetzt hielt ihm Margarethe das Billet dicht vor die Augen und warf es sodann weit von sich in den Saal.

„Apporte!“ rief sie dazu.

Wie der Blitz war der Graf hinter dem Billetchen her; als er es aber erwischt und seine Aufschrift nochmals betrachtet hatte, stürzte er zurück zu den Füßen der Beschützerin seiner Herzensneigung und führte den Saum ihres Kleides wiederholt an seine Lippen.

„Contino — Contino!“ sagte Margarethe, „wenn Ihr dort unten fertig seid, kommt ein wenig herauf — ich habe mit Euch zu reden.“

Dabei griff sie mit allen fünf Fingern ihrer weißen Hand in die weichen braunen Locken des Jünglings und zog den willig Folgenden vom Boden empor.

„Meine Sänfte,“ flüsterte sie, „steht unterm Portal. Sie ist, wie die Träger ohne Livrée, ohne Wappen. Nehmt sie und begehrt Euch zur Herzogin. Der Auftrag der Königin bahnt Euch den Weg; die Herzogin ist bereits von allem unterrichtet. Sollte sie Umstände machen, sich überreden zu lassen, so nehmt den steifen Herzog von Mayenne zu Hilfe. Hahahaha! Addio!“

Wie ein Pfeil schoß Saint-Mégrin zum Saale hinaus.

### III.

Wir verlassen den Wohnsitz der Valois, das Louvre, um uns nach dem des mächtigen Hauses der Lothringer, dem Hôtel de Guise zu begeben.

Katharine von Cleve, die junge Gemahlin des Herzogs Heinrich von Guise, stand in einem Peignoir von weißen Spitzen am Fenster und blickte auf die Straße. Ihr schönes Gesicht trug mehr den Ausdruck der langen Weile einer Wartenden, als den der Schwermuth über den behinderten Lauf des Stromes der Liebe. Hatte Amors Pfeil sie doch nur geritzt, nicht schwer verwundet; denn Saint-Mégrins Huldigungen, um welche alle Frauen am Hofe sich bewarben, schmeichelten nur ihrer Eitelkeit, ohne ein Herzensbedürfniß für sie zu bilden. Er war für sie ein Schmuck, der ihr sehr wohl stand und den außer ihr keine Dame der Gesellschaft besaß. Auch freute sie sich, ihrer Schwester Marie Condé gegenüber sagen zu können: „Wenn Du das Herz des vornehmsten Mannes am Hofe besitzt, so gehört mir das des schönsten.“

Daß Saint-Mégrin jetzt dem jungen Könige von Polen folgen sollte, wie ihr die Königin von Navarra bereits mitgetheilt hatte, war daher kein Donnerschlag für sie. Im Gegentheil sah sie es fast gern, daß das Verhältniß in dieser Weise ein natürliches Ende fand, denn die schwärmerische Leidenschaft, welche der schöne Jüngling für sie an den Tag legte, hatte Aufsehen er-



regt und allerlei Gerede veranlaßt, welches bereits seinen Weg bis zu den Ohren des Herzogs, ihres Gemahls, gefunden.

Wer ihr aber den übrigens völlig harmlosen Verkehr mit dem jungen Grafen besonders verleidete, das war ihr Schwager, der Herzog von Mayenne. Dieser hegte nämlich selbst für seine schöne Schwägerin eine heftige Leidenschaft, die völlig unerwidert blieb. Anstatt sich aber die Kälte der Herzogin durch seine steife Gestalt und eine sich von der Stirn bis ins Genick erstreckende kahle Platte zu erklären, bildete er sich ein, Saint-Mégrin allein sei schuld an der Fruchtlosigkeit seiner Bewerbungen, und warf auf ihn einen glühenden Haß. Dieser machte sich zunächst dadurch Luft, daß er seinem Bruder alles zutrug, was am Hofe über die „Liebe“ der Herzogin zu dem schönen Mignon gesprochen und nicht gesprochen wurde.

Heinrich von Guise, der Gestalt nach ganz das Gegentheil von seinem Bruder und eifrig bemüht um die Gunst der Königin Margarethe, dachte in Bezug auf gewisse Eheverkommnisse mit allen Ehemännern der damaligen Gesellschaft wie der gute König Dagobert im französischen Volksliede, und antwortete seinem Bruder anfänglich auf seine Meldungen wie Dagobert dem Höflinge:

„C'est bon, lui dit le Roi,  
Mon père l'était avant moi.“

Nach und nach aber hatte er angefangen, seinem Bruder ein offenes Ohr zu leihen, wenn auch nicht eben aus Eifersucht, sondern mehr aus verletzter Eitelkeit; denn die Eitelkeit war eben seine „corde sensible“.

Seitdem verschmähte er es nicht, seiner Gemahlin belästigende Vorstellungen zu machen, die alsdann, mit Unwillen von ihr aufgenommen, zu unangenehmen Szenen führten.

Eine Folge der Einflüsterungen seines Bruders war es auch, daß der Herzog, welcher sich durch einen Sturz mit dem Pferde das linke Schienbein verletzt hatte und das Zimmer hüten mußte, seit vierzehn Tagen weder seiner Gemahlin gestattete, einen Besuch in der Stadt zu machen, noch Besuche anzunehmen. Nur die Königin Margarethe ging nach wie vor, eifrig empfangen vom Herzoge, im Hôtel de Guise aus und ein; aber die lebhafteste Katharine empfand darum ihre Gefangenschaft nicht weniger.

So standen die Sachen, als Prudence, der Herzogin Kammerfrau, mit schelmischer Miene eintrat, um ihrer am Fenster weilenden Herrin zu melden:

„Graf Saint-Mégrin, betraut mit einer Specialmission von Seiten Ihrer Majestät der Königin Mutter.“

„Prudence,“ rief die Herzogin strahlend, „öffne dem

Sendboten der Königin beide Flügelthüren. Sodann bleibe im Vorzimmer und laß Niemand herein, es wäre denn, er schritte über Deine Leiche!“

Prudence machte ein tragi-komisches Gesicht. Sie war von der Natur mit der häßlichsten Stumpfnase und den schönsten Schultern bedacht worden. Da sie nun die Nase in keiner Weise zu verstecken vermochte, so verbarg sie die Schultern ebenfalls nicht und fuhr recht gut dabei.

Schnell riß sie die Thüren auf, wie die Herrin ihr geboten — schnell trat Saint-Mégrin ein.

Er eilte auf die Herzogin zu, ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder und reichte ihr das Billet.

„Ich sollte Euch zur Strafe eine Stunde knien lassen,“ sagte sie mit bezaubernder Freundlichkeit. „Nennt Ihr das etwa einer Dame den Hof machen, sich vierzehn Tage um sie nicht bekümmern? So viel und so oft ich auch spähte, nicht ein einziges Mal habe ich Euch an meinem Fenster vorüberreiten sehen.“

Saint-Mégrin wollte antworten, sie legte ihm aber die weiße Sammethand auf den Mund und zog ihn empor, um auf dem nächsten Polsterstige mit ihm Platz zu nehmen.

„Und durch welche Zauberei,“ fuhr sie dann fort, indem sie ihm näher rückte, „seid Ihr denn jetzt bis zu mir vorgebrungen? Habe ich doch nicht gesehen, daß eine Sänfte dem Hotel sich genähert hätte.“

„Um jegliches Aufsehen zu vermeiden,“ versetzte Saint-Mégrin, „bin ich einige Häuser vor dem Hotel ausgestiegen und habe die Sänfte nach dem Louvre zurückgeschickt. Aber leset, leset — bitte.“

Die schelmische Herzogin erbrach das Billet und las:

„Liebe . . .“ u. s. w. u. s. w., „hier schide ich Dir meines Hofes größten Windbeutel . . .“ Saint-Mégrin haschte nach dem Billet, aber vergebens. „Glaubt nichts von dem, was er Euch sagen wird . . .“ abermaliger vergeblicher Griff nach dem Billet von Seiten des entzückten Zuhörers . . . „besonders wenn er Euch unterhält von seiner Zuneigung.“

Jetzt entspann sich zwischen beiden Parteien ein lebhaftes Handgemenge, dem Grazien und Liebesgötter mit Vergnügen bewohnten und das nicht eher ein Ende nahm, als bis die Herzogin das Billet unter ihrem Peignoir verbarg und Prudence zur Hilfe rief.

„Nach einem Friedensschluß,“ rief Saint-Mégrin, „pflegen die Parteien durch eine Umarmung . . .“

„Es ist nur ein Waffenstillstand,“ versetzte die Herzogin. „Prudence — wir dürfen keine Zeit verlieren — es liegt doch alles bereit?“

„Ja wohl, Madame.“

„So geh mit dem Grafen ins Toilettenzimmer und was er ablegt, das bringe mir herein.“

Prudence nahm den schönen jungen Mann bei der Hand, um den Widerstrebenden, der sich nach der Herzogin umblickte, mit sich in das nächste Zimmer zu ziehen, dessen Thüre sie schloß.

Es wahrte nicht lange, so kehrte Prudence zurück. Ueber ihrem linken Arme trug sie des Grafen himmelblaues Sammetmäntelchen und sein gestepptes Wamms von weißer Seide; in der Hand hielt sie das Barett mit der leeren weißen Feder und seinen zierlichen, in einer Sammetscheide steckenden Degen mit goldenem Gehänge.

Margarethe hatte der Herzogin weiße seidene Tricots mitgebracht und sie ihr gleich angezogen, so daß ihre Bekleidung zur Hälfte, nämlich von unten auf, bereits bewerkstelligt war. Sie zog daher jetzt nur das Wamms an, welches ihr bis über die Hüften reichte, und nachdem sie den Degen angelegt, das Mäntelchen umgeworfen und das Barett aufgesetzt hatte, blickte ihr der schönste Mignon aus dem Spiegel entgegen.

„Allerliebste!“ rief Prudence. „Ich will nur dem Grafen das Kleid zumachen.“

Damit lief sie ins Ankleidezimmer und kehrte bald mit Saint-Mégrin zurück, der sich mit seinen feinen Gliedern, seiner Vodenfülle und seinem jugendlichen Gesicht in der Kleiderpracht der Herzogin wie ein schönes junges Mädchen ausnahm.

„Bezaubernd!“ rief er beim Anblick der verkleideten Herzogin. „Wir haben vorher die Ceremonien der Veröhnung verabsäumt,“ fügte er hinzu, die Rolle der Herzogin übernehmend; „erlaubt daher, schönster Graf, daß ich das Versäumte jetzt nachhole.“

Bei diesen Worten flog er mit ausgebreiteten Armen auf die verführerische Herzogin zu. Doch als er sie fast erreicht hatte, trat Prudence schnell zwischen beide und laßirte den Fuß auf eigene Rechnung ein.

„Rehmt Platz, mein schüchternes Fräulein,“ höhnte die Herzogin in der besten Laune; „wir müssen Euch den Kopf erst noch ein wenig zurecht setzen.“

Prudence schob einen Sessel heran, der Graf wurde hineingedrückt und die Herzogin verlangte einen Kamm, um ihren Liebling zu frisiren.

Die Kammerfrau sprang ins Toilettenzimmer, aber anstatt mit dem Kamm, kehrte sie mit einem reizenden Morgenhäubchen der Herzogin zurück, welches sie dem Grafen von hinten über den Kopf zog. Mit ausgelassenem Gelächter hockten sich dann beide Frauen vor ihm nieder, um ihn mit Wohlgefallen anzublicken. Die Hanbe brachte die feinen mädchenhaften Züge Saint-Mégrins erst recht zur Geltung; die Herzogin wurde nicht müde, dieses und jenes an der Kleidung des jungen Mannes zurecht zu rücken, und Prudence folgte nur allzugern dem Bespiele ihrer Herrin; der schöne Jüngling aber erhaschte, so oft es sich thun ließ, die Hände

seiner Dame, um sie mit Küssen zu bedecken. Gern ließ die Herzogin es geschehen — gebührte ihm doch eine Entschädigung für lange Tage von Trennung und für bittere Stunden der Entbehrung des Glückes der Gegenwart.

Da klopfte es plötzlich an die geheime Thüre, welche dem Herzoge als Zugang zu dem Zimmer seiner Gemahlin diente.

„Der Herzog!“ flüsterte Prudence.

„Still!“ sagte die Herzogin leise. „Seit vierzehn Tagen halte ich die Thüre von innen verschlossen und habe dem Herzog in der Zeit nicht ein einziges Mal geöffnet. Klopft es abermals, so entschuldige mich, so gut Du kannst.“

Es klopfte abermals.

„Wer klopft?“ fragte Prudence mit spitziger, abweisender Stimme.

„Ich. Mach auf, Prudence!“

„Der Schlüssel steckt nicht.“

„Wo ist Deine Herrin?“

„Sie . . . nimmt ihr Bad.“

„Sag ihr, ich hätte nachher mit ihr zu sprechen.“

„Zu Befehl, gnädigster Herr.“

Der Herzog entfernte sich — Prudence legte den Nagel des Daumens der rechten Hand an ihre Stumpfnase und spreizte die Finger mit einem tiefen Knix nach der Thüre zu.

Heinrich Guise wußte noch nichts von der Anwesenheit Saint-Mégrins; es war ein gewisses dunkles Gefühl, eine leise Ahnung gewesen, die ihn an Katharinen's Thür geführt hatte. Kaum war er indes in sein Zimmer zurückgekehrt, so erfuhr er das Nöthige von seinem Bruder. So vorsichtig Saint-Mégrin sich auch in das Hôtel de Guise geschlichen hatte, er war gleichwohl von den bezahlten Spähern des Herzogs von Mayenne bemerkt und diesem, der zum Glück ausgegangen war, nach seiner Rückkunft verrathen worden.

Der gereizte Gemahl machte sich sogleich wieder auf den Weg zur Herzogin, doch hatte sie Zeit genug gehabt, sich und den Grafen umzukleiden, mit ihm alles Erforderliche zu verabreden, ihn mit einer mündlichen Antwort an die Königin Mutter fortzuschicken und in ihrem Zimmer alles wieder in die alte Ordnung zu bringen.

Mit vielen Fragezeichen im Gesicht trat der Herzog, eine schlanke aristokratische Gestalt, bei seiner Gemahlin ein; spähend ließ er seine Blicke durch das Zimmer schweifen.

„Ich wollte soeben zu Ihnen kommen,“ sagte die vor ihrem Ankleidespiegel sitzende Herzogin mit der anbesangenen Miene von der Welt, während Prudence ihr mit einem weichen Schwamm das Haar trocknete,

welches sie kurz vorher absichtlich naß gemacht hatte. „Die Königin Mutter hat uns zu einem Maskenball einladen lassen.“

„Den Sie abgeschlagen . . .“

„Den ich angenommen habe,“ unterbrach sie ihren Gemahl, „da die Einladung durch ein eigenhändiges Schreiben . . .“

„Das heißt mündlich durch den Grafen Saint-Mégrin erfolgt ist, wenn ich recht gesehen . . .“

„Oder vielmehr gehört,“ bemerkte die Herzogin mit scheinbarer Ruhe; „mündlich und schriftlich — ganz recht.“

„Könnte man vielleicht das Schreiben zu sehen bekommen?“

„Warum nicht? — Prudence, hol das Schreiben, es liegt im Nebenzimmer auf dem runden Tisch.“

„Um Verzeihung, Madame,“ versetzte die schlaue Kammerfrau. „Ich brachte es Ihnen ins Badezimmer und habe, nachdem Sie es gelesen, das Kaminfeuer damit angezündet.“

Der Herzog machte ein unwilliges Gesicht.

„Sie werden die Güte haben, Madame,“ sagte er sodann, „da ich noch nicht im Stande bin, Sie zu begleiten, der Königin Mutter nachträglich abzuschreiben.“

„Das ist diesmal unmöglich. Es wird eine von der Königin Mutter veranstaltete costümirte Quadrille getanzt, in der ich eine Rolle übernommen habe. Es ist nicht das erste Mal, daß ich ohne Sie in Gesellschaft gehe. Wenn ich absagen lasse, so fehlt dem Grafen Saint-Mégrin die Dame.“

Bei diesem Namen verfinsterte sich das Gesicht des Herzogs.

„Das ist eben mein Wunsch,“ rief er zornig; „dem jungen Laffen soll die Dame fehlen; wenigstens sollen Sie, Madame, diese auf keinen Fall abgeben. Die ganze Stadt spricht von seiner Bewerbung um Ihre Gunst.“

„Die Stadt spricht von ganz andern Bewerbungen,“ antwortete die Herzogin mit großer Anzüglichkeit, indem sie auf die allbekannten Bemühungen ihres Gemahls um die Gunst der Königin von Navarra zielte.

(Fortsetzung folgt.)

## Modenbericht.

(F.) Die Moden dieses Sommers sind der Art, daß zu Kleidern auf dem Lande und zu Morgenanzügen viel Wollenstoffe verwendet werden; sie sind sogar unentbehrlich. Diese dauerhaften Stoffe, die nicht so leicht verblichen, sich nicht so leicht zerdrücken, werden nament-

lich zu ganzen Anzügen, Kleid, Paletot und Unterrock, verwendet.

Das Grau in seinen verschiedenen Nuancen, Grün und Weiß, Schwarz und Weiß, Roth und Weiß sind die beliebtesten Farben.

Von den Confections ist das Neueste: der kleine Paletot und das Jäckchen von Spitzen. Man kann recht wohl aus einem nicht mehr modischen Spitzenshawl und einem breiten Spitzenvolant solche neuomodische Spitzconfections herstellen lassen. Der Spitzen-Paletot ist kurz und eng anliegend; man trägt ihn über einem Kleid von Muslin oder Taffet, und so sieht der Anzug sehr hübsch aus. Das Spitzen-Jäckchen paßt am besten zu ausgeschnittenen Kleidern; doch sieht man es auch auf hohen Leibchen.

Man sieht sehr viele Leibchen mit Schößen, was indeß nicht verhindert, auch Gürtel und Schnallen zu tragen. Bekanntlich begann diese unglückselige Mode damit, daß man den Gürtel über dem Paletot trug.

Eigentlich Neues haben wir nicht zu melden, außer etwa, daß die Langshawls sich einzeln zu zeigen anfangen. Man versuchte bekanntlich schon mehrere Mal, sie wieder modisch zu machen, es gelang aber nicht; ob man dies Mal mehr Glück haben wird, steht dahin.

Auf dem Lande trägt man fast nur runde Hüte; ebenso sind da und im Bade, namentlich im Seebade, nur die gelben Stiefelchen zulässig. Wir wollen nicht grade sagen, daß sie den Fuß zierlich erscheinen lassen, aber daß sie hübsch aussehen, läßt sich allerdings nicht leugnen.

Die Farbenzusammenstellung wird immer wunderlicher, wenigstens in den Augen der Mütter, die sich entsetzt von dergleichen abwenden. So sahen wir kürzlich in Paris selbst eine sehr elegante Dame, die ein Kleid von blauem Taffet mit grünen Streifen trug. Es hatte unten einen gefälten Volant, über den eine Ruche in Blau und Grün hinlief. Dazu ein Paletot von gleichem Stoffe und mit ebensolcher Ruche garnirt, ferner ein kleiner Reisstrohhut mit Kornblumen und mit grünen Blättern.

Lassen wir hier die verschiedenen Anzüge folgen, die eine elegante Dame im Laufe eines Tages gebraucht:

Toilette zum Ausgehen: Kleid von weiß und blau gestreifter Chambery-Gaze, unten am Rocke mit blauem Taffet und einer runden Schnur mit Stahlperlen garnirt; hohes rundes Leibchen und enge Ärmel; Ueberzieher von schwarzem Taffet mit Besatz von Spitzen und Posament mit Schmelz.

Bisiten-Toilette: Kleid von weißem Muslin mit Palmensiderei, die sich auch auf dem Leibchen und den Ärmeln wiederholt; Laßgürtel von rosa Taffet, mit Schmelz gestickt; Paletot mit Spitzen und Posament; oder:

Kleid von weißgrundiger Bengaline, mit lilla Taffet und dieser mit schwarzen Spitzen garnirt: der breite Gürtel durch eine Perlmutteragraffe gehalten; Jaquette von Drap de Lyon mit Spitzen.

Haus-Toilette: Kleid von maisfarbigem Pompadour-Taffet mit Mustern in Rosa und Grün; Paletot von schwarzer Seide mit engen Ärmeln, die oben und unten mit Stahlperlen verziert sind.

Abend-Toilette: Kleid von hellblauer Sultane, auf dem Rock mit Streifen von weißer Gaze besetzt, die mit Franzen von offener Seide garnirt sind; edig ausgeschnittenes Leibchen, mit Perlenborte und offenen Seidenfranzen garnirt; ganz kurze Ärmel mit ähnlichem Auszug.

### Modenblatt N<sup>o</sup> 26.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Phantasie-Strohhut, mit Lehren und strohgelbem Band ausgeputzt, hinten mit einer schwarzen Spitzencharpe; gelbe Bindebänder; Kleid von weißer Chambery-Gaze, besetzt mit breiten grünen Bändern auf dem Rock sowohl als am Leibchen und an den Ärmeln; hohes Leibchen; enge lange Ärmel; breiter grüner Gürtel mit einer Rosette hinten und sehr breiten lang hinabfallenden Enden; kleiner gestickter Kragen; dänische Handschuhe; Stiefelchen.

2. Kleid von kleingestreifter Seide ohne allen Auszug; hohes knappes Leibchen und darüber ein Mailänder Gürtelleibchen von schwarzem Sammet, das unter den Armen geschnürt wird und auf den Achseln aussteht, als würde es durch eine Sammetfchleife gehalten; großer schwarzer Spitzenshawl; kleiner Hut von schwarzem Tüll, der mit weißen und schwarzen Perlen verziert ist und hinten in zwei langen Barben endigt; schwarze Bindebänder; kleiner Kragen; kleine Stulpen; gelbe Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

3. Kleiner niedriger Hut von blauem Tüll, mit Strohknäuelchen und hinten mit langen blauen Bändern garnirt; blaue Bindebänder, mit Strohbörtchen eingefasst; Kleid und kurzer enger Paletot von hellfarbiger getüpfelter Seide, mit großen blauen Knöpfen; kleiner Kragen; kleine Stulpen; dänische Handschuhe; kleiner blauer Sonnenschirm; Stiefelchen.

4. Runder sogenannter Stella-Hut von Stroh, vorn mit einem Stern von Glas, überdies mit weiß und rothen Bändern ausgeputzt, die hinten lang herunterhängen; Rock von weißem Foulaed mit großen rothen Tü-

fen, unten in Bogen geschnitten, die mit rothem Taffet eingefasst sind; sehr niedriges halbes Leibchen, das eine rothe Garnirung hat, welche vorn hinauf und um den Hals geht; Gürtel von rothem Taffet mit Tragbändern und auf den Rock fallende Batten, die unten in Franzen endigen; Unterleibchen und Ärmel von weißem Muslin, ebenfalls mit rothem Taffet ausgeputzt; kleiner Spitzen-Stehkragen; gelbe Glacéhandschuhe; Taschentuch; Stiefelchen.

### Stahlstich N<sup>o</sup> 26.

B. C. Becker.

(Nach einer Originalphotographie.)

Der deutsche Männergesang ist in seiner zweiten Periode begriffen. Während Methfessel als erster Repräsentant der ersten Periode gilt, erhebt sich aus der großen Zahl von Componisten im zweiten Zeitalter eine Trias, die von den deutschen Gesangsvereinen vorzugsweise gefeiert wird, nämlich Abt, Runge und B. C. Becker. Die beiden ersten Meister, sowie auch Methfessel haben wir bereits bildlich und biographisch vorgeführt und reihen heute Becker in gleicher Weise an. Er ist am 20. November 1814 in Würzburg geboren, bezog, nachdem er das Gymnasium absolviert hatte, die Universität und widmete sich nebenbei fleißig der Musik. Später wurde er in die Verwaltungsbehörde seiner Vaterstadt gezogen und bekleidet jetzt die Stelle eines städtischen Rassenbeamten. Eine bedeutende Anzahl Männergesangscompositionen, Lieder für eine Singstimme, Operetten und größere Orchesterwerke hat Becker geschaffen und sich dadurch einen bedeutenden Namen auf dem Gebiet der Liederkunst erworben, namentlich sind es aber zwei Männergesänge, welche ihn bis in die entferntesten Welttheile bekannt gemacht. Das eine dieser Lieder, ein Sängermarsch, heist an: „Frish, ganze Compagnie, mit lautem Sing und Sang“ und ist stürmisch begeisternd, zumal mit Begleitung von türkischer Musik; das andere Lied ein Quartett, beginnt: „Ein Kirchlein steht im Blauen,“ und ist durch diesen Figuralgesang das ferne Glockengeläute von einer Kapelle, das zur Andacht ruft, täuschend nachgeahmt. In Dresden wird bei der Weihe des Bundesbanners seine Composition zu dem „Fahnenlied des deutschen Sängerbundes“, Gedicht von Müller von der Berca, unter seiner Leitung aufgeführt. Da Becker sich besonders auch als gewandter Dirigent auszeichnet, so haben wir ihn bildlich in dieser Stellung vorgeführt.







*Nach einer Photographie*

*Stich u. Druck v. Weyer Leipzig*

*W. E. Becker*

*Verlag v. Baumgärtner's Buchh.*

